

3 1761 04410 9619
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Geschichte

der deutschen Literatur

seit Lessing's Tod.

Leipzig, den 1. October 1858.

Geschichte

der

Deutschen Literatur

seit Lessing's Tod.

Von

Julian Schmidt.

Vierte, durchweg umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Erster Band.

Leipzig.
Friedrich Ludwig Herbig.
1858.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Moritz Haupt

gewidmet.

Fassen wir das Jahrhundert, welches mit dem Sturz Gottsched's beginnt und sich bis zu den Wehen der Julirevolution hinzieht, in ein allgemeines Bild, so finden wir zwar die Farben, welche Frau von Staël anwendet, nicht ganz getroffen: es sah nicht ganz so träumerisch und nebelhaft bei uns aus, wie es der geistreichen Französin vorkam. Aber das Zeitalter erscheint uns doch beinahe so fremd wie in jenem merkwürdigen Buch. Alles wetteiferte, für die Gebilde der Phantasie Andacht und Begeisterung zu empfinden. Man scheute sich nicht, was augenblicklich die Seele bewegte, als ewige Wahrheit auszusprechen, und für seine geheimsten Herzensergießungen bei aller Welt eine verwandte Stimmung vorauszusetzen. Man glaubte nicht unbedingt an den dreieinigen Gott, aber in erhöhter Stimmung glaubte man an alles, jede neue Idee fand ihre Apostel und ihre Gläubigen. Je unbefangener man sich forttragen ließ vom Strom des allmächtigen Gemüths, desto unreifer war nicht selten, was man in solchen Irrfahrten gewann: der harte männliche Ernst, der allein ein Volk dauernd vorwärts bringt, bildet sich nicht aus, wenn das Gefühl jedem neuen Eindruck offen steht, und was keinen Widerstand findet, übt auch nicht die Kraft. Aber es war viel Farbe in dieser liebenswürdigen Zeit, und wir können sie nicht ohne Rührung betrachten, nicht ohne den beklemmenden Zweifel, ob das, was an ihre Stelle trat, gleich geeignet ist, das Glück der Menschen und den Schatz ihrer Ideen zu vermehren. Gleichviel! die Empörung war nothwendig. Es ist nicht blos der zufällige Wechsel der öffentlichen Stimmung, der uns anders empfinden läßt, nicht blos die größere Breite und Höhe unserer Bildung, die unser Urtheil verändert: wir stehen mit einem ganz neuen sittlichen Princip jenem Jahrhundert gegenüber. Das Leben gilt uns mehr als die Kunst, die Sache mehr als die Person, die sittliche Kraft mehr als die schöne Erscheinung, das bestimmte Vaterland hat das zerflossene Bild der allgemeinen Humanität verdrängt. Schlimm genug, wenn das neue Princip zuerst zersetzend, unschön, inhuman sich äußerte: Uebertreibungen sind bei keinem Uebergang

zu vermeiden. Jetzt stehen wir fest in der Ueberzeugung, daß nur ein großer Wille groß empfindet und Großes schafft, daß nur in der Wirkung aufs Ganze der Einzelne sich wahrhaft befriedigt, und in dem Bewußtsein dieser Sicherheit können wir selbst in den Verzerrungen das schöne Urbild, in den Irrthümern den redlichen Willen mit Freuden anerkennen. — Es ist ein schöner Zug, daß das deutsche Gemüth in einer Zeit, wo es durch schwere Enttäuschungen niedergedrückt an sich selber zweifelt, sich mit einer gewissen Aengstlichkeit an das Vaterland klammert wie an eine kranke Geliebte, und keines von den lieb gewordenen Erinnerungszeichen aufgeben mag, wie werthlos es sei. Aber wir sind noch nicht so arm an wahrer Größe, daß wir zu bewußten Illusionen unsere Zuflucht nehmen dürften, als ob es unserer Sehnsucht zu lieben an Nahrung fehle: wir suchen sie nur da, wo sie nicht zu finden ist, und für das Naheliegende sind unsere Augen verschlossen. Auf die verborgenen oder gering geachteten Schätze des deutschen Geistes, die tausend Quellen neben dem Dürstenden in der Wüste, die erschlaffte Aufmerksamkeit hinzulenken, ist einer der vornehmsten Zwecke dieser Blätter. — Es gab eine Zeit, wo man sich die Zukunft der Nation nur durch den Glauben vermitteln konnte, das heißt durch den Wunsch und die Sehnsucht. Auch jetzt verheißt noch nichts die baldige Verwirklichung der Idee. Viele Illusionen sind wir losgeworden, die Zustände selbst haben an Klarheit nicht gewonnen. Aber wir haben erfahren, daß trotz des bösen Willens der Einzelnen und der Parteien der sittlichen Einrichtungen unsers Volks noch auf festem Boden ruhen, und in der unmittelbaren Anschauung tüchtiger und gesunder Charaktere werden wir uns bewußt, daß dem Ideal die Wirklichkeit nicht entgegengesetzt ist. Der Lebensmuth, dessen der Schriftsteller heut mehr bedarf als je, stärkt und erfrischt sich nur in einem Kreise, der ihm zeigt, daß, was man von deutscher Ehrlichkeit und Standhaftigkeit, deutschem Ernst und Edelmuth erzählt, nicht blos ein Ausfluß lyrischer Stimmungen ist. Solche Kreise gibt es überall im deutschen Volk, und sie bilden die unsichtbare Kirche, in der und für die man lebt, die den Glauben und den Muth des Einzelnen mit dem Gesammtleben des Volks vermittelt. Zerlegen wir aber die Ideen, die den Kern unsers Glaubens bilden, so erkennen wir mit Ueberraschung, daß sie mit tausend Fäden an unsere classische Periode verflochten sind, an jenen Idealismus, den wir doch zugleich als einen Gegensatz gegen unser wirkliches Leben empfinden. Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich leicht, wenn wir den geschichtlichen Zusammenhang schärfer ins Auge fassen. — Bei allen übrigen Völkern war die classische Periode der Literatur entweder ein unmittelbarer Ausdruck des in der vollsten Blüte stehenden nationalen Lebens, oder die letzte reiche Frucht einer im Absterben begriffenen Bildung, die sich noch einmal zu einer

vollendeten Erscheinung zusammenraffte. Deutschland dagegen erhielt ein classisches Zeitalter der Literatur, bevor es noch ein eigenes nationales Leben gehabt. Die classischen Dichter aller andern Nationen schöpften ihren Inhalt aus dem Bewußtsein des Volks, dem sie eine ideale Form gaben; unsere Classiker dichteten mit Bewußtsein in einer Weise, die dem bisherigen Leben des Volks entgegengesetzt war. In der Zeit der französischen Revolution, wo der Boden schwankte, auf dem man stand, wo man in der Furcht vor den unerhörtesten Erschütterungen einen Tag in den andern lebte, trennte sich die Kunst vom Volk und seiner Geschichte und strebte fremden Idealen zu. Die Wirklichkeit, die sie vorfanden, erschien unsern Dichtern so hoffnungslos, daß sie, um zum Ideal vorzudringen, nicht sie offen bekämpften, sondern ihr den Rücken zukehrten. Von dem Standpunkt aus, den wir heute und zwar hauptsächlich durch ihre Vorarbeiten gewonnen haben, fällt es uns leicht, ihren Irrthum zu durchschauen. Wir wissen, daß wahre Ideale nur auf dem Boden der Wirklichkeit aufblühen, daß fremde Treibhauspflanzen, so schön sie für den Augenblick aussehen, unter unserm Himmel nicht gedeihen. Wir werden um so mehr versucht uns gegen sie aufzulehnen, da ihre Nachfolger den Grundsatz, das Ideal sei der Wirklichkeit feind, auch auf unsere Zustände anwenden, und fortfahren in stofflosen Stimmungen und Eingebungen zu schwelgen. Das Verhältniß hat sich umgekehrt: damals waren die Künstler an Bildung der Masse wirklich überlegen, sie besaßen den echten Lebensgehalt, der den wirklichen Zuständen fehlte, und konnten dem „gesunden Menschenverstand", der heute sagt, was er gestern sagte, weil er es gestern sagte, mit gutem Gewissen Spott und Hohn entgegensetzen; jetzt aber hat das Leben seinen wirklichen Inhalt gefunden, und die angeblich Inspirirten werden an Sinn für das Schöne, an Einsicht ins Leben und an Rechtschaffenheit der Empfindung weit durch den gesunden Menschenverstand überflügelt, der nichts anderes ausdrückt als die geprägte Scheidemünze der nationalen Bildung. Um diese falschen Propheten bis in die geheimsten Schlupfwinkel zu verfolgen, müssen wir freilich den Irrthum an der Quelle aufsuchen. Aber wir dürfen dabei den Unterschied der Zeit nicht aus dem Auge lassen. Die Realität, welcher man damals den Rücken kehrte, war in der That hoffnungslos, und die Ideale, denen man sich zuwandte, waren die ewigen Vorbilder echter Menschlichkeit. Wenn wir uns nicht mehr Idealisten sondern Realisten nennen, so ist das ein Glück und kein Verdienst, denn auch uns kommt es darauf an, nicht die zufälligen Erscheinungen der Wirklichkeit zu fixiren sondern ihren bleibenden Gehalt, und dieser stammt zum großen Theil aus den alten Idealen her. Es war freilich anscheinend ein Umweg, wenn Göthe und Schiller ihr Volk durch die Kunst zur Tugend und Sittlichkeit leiten wollten, und es ist ihnen wie allen Reformatoren

begegnet, daß sie ihr Werkzeug, die Kunst, überschätzten und ihren Gegensatz, die Wirklichkeit, zu gering anschlugen. Aber sie haben ihr Ziel erreicht, wir haben von ihnen gelernt deutsch denken und deutsch empfinden, und wenn sie sich diese Fähigkeit in Griechenland erwarben und in dem fremden Studium sich zu weit von der Wirklichkeit verirrten, wenn sie auf die Hauptsache, das Handeln, zu wenig Gewicht legten, so ist's an uns, ihr Werk fortzusetzen. — Es war in der Geschichte der deutschen Literatur nicht das erste mal, daß der Gelehrtenstand das Werk der Wiedergeburt über sich nahm, es wiederholten sich nur die Zustände des 9. und 17. Jahrhunderts. Eine Volksdichtung hatten wir seit dem 16. Jahrhundert nicht mehr, nur eine Literatur der Schreibstube, die dem Lateinischen und Französischen nachgebildet war. Der Ueberdruß an dieser Literatur, die je älter immer pedantischer wurde, erzeugte eine heftige Sehnsucht nach natürlichem Leben, aber diese konnte nicht unmittelbar befriedigt werden, sondern nur mit Hülfe der Kritik. Um sich von der Autorität der lateinischen und französischen Regel loszureißen, wies man auf anderweitige Vorbilder hin, erst auf die Engländer, dann auf die Griechen, bis man durch die romanischen Nationen und den Orient glücklich zum deutschen Leben gelangte. Aus dieser abenteuerlichen Weltfahrt sind unzählige Fratzenbilder hervorgegangen, auf die wir jetzt nur mit Staunen zurückblicken, aber wir verdanken ihr zugleich jene Bildung und jenen Formsinn, die uns lehrten auch das deutsche Leben zu gestalten. — Die neu erwachende Dichtkunst mußte dem Bestehenden feindlich entgegentreten, sie mußte sich an fremde Muster anlehnen, weil in Deutschland nicht blos der poetische Lebensquell ausgetrocknet war, sondern alle Zustände ihren Sinn und Gehalt verloren hatten. Nur mit Grauen sehen wir auf das Jahrhundert von 1618 bis 1740 zurück. Auf die entsetzlichen Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges, in welchem unsere Cultur um mehr als ein Jahrhundert zurückgebracht und Deutschland im vollsten Sinne des Wortes den schändlichsten Räuberbanden preisgegeben war, folgten die französischen Raubkriege. In allen Ständen Noth und Armuth, die Gewohnheit sich zu demüthigen und ohne festen Plan in den Tag hineinzuleben; das Volk in seiner Arbeit und in seinem innern Leben schmachvoll heruntergebracht, und eine Verfassung, deren Lächerlichkeit keine andere der Weltgeschichte an die Seite gestellt werden kann. An der Spitze ein ohnmächtiges Kaiserthum, das theils von seinem spanischen Ursprung her, theils in seiner Nachäffung des französischen Feindes sich mit einem Pomp umgab, der um so widerwärtiger aussah, da er aus alten Raritätenladen zusammengesucht ein klägliches Bettlerthum überkleidete; an diese Monarchie, die sich noch immer für die Erbin des römischen Reichs hielt, sich anlehnend der Reichstag von einigen hundert Fürsten, die dem Volk das Schauspiel gaben, in allen patrio-

tischen Fragen um den Pfennig zu feilschen, und es sich zum Hauptgeschäft machten, über die Höhe des Sessels zu rechten, der ihren Bevollmächtigten bestimmt war. Ferner das Reichskammergericht, an dem sich die Processe über ein Jahrhundert hinausspannen, unendlich wie die Perioden des Curialstils, jenes ebenbürtigen Ausdrucks für die „gute alte Zeit" des römischen Reichs! Je weitläufiger die Rechtsfragen an dem Reichskammergericht verhandelt wurden, desto rascher fanden sie ihre Entscheidung bei den kleinen Fürsten, wo ein kräftig geführter Stock ausreichte alle Rechtsbedenken zu beseitigen. Diese Fürsten waren nicht mehr ganz im Naturzustand des 16. Jahrhunderts, sie betranken sich nicht mehr in Eimbecker Bier, sie hatten das französische Muster nicht ohne Erfolg nachgeahmt, und die Maitressenwirthschaft der deutschen Höfe gab dem Vorbild von Versailles nichts nach. Das Volk war durch das Beamtenthum und das herrschende Militär ganz in Knechtschaft versunken: hochmüthige Sonderung der Stände und wetteifernde Kriecherei vor jedem Vornehmen, Bornirtheit in den Anschauungen und Toleranz gegen jede Widersinnigkeit, eine conventionelle Sittlichkeit, die durch drittehalb theologische Jahrhunderte entnervt war, und eine liederliche Aufklärung, an der alle Poesie zu Grunde ging. Der Adel gehörte, seitdem seine Unabhängigkeit durch die Fürstenmacht gebrochen, kaum noch dem deutschen Leben an. In den vornehmen Kreisen herrschte ausschließlich der französische Geschmack, ja die französische Sprache. Die gute Gesellschaft hatte das Bewußtsein ihrer Nationalität, ihre überlieferten Formen, Sitten und Vorurtheile aufgegeben, und ein deutscher Baron kannte keinen höhern Lebenszweck, als sich in Paris durch tölpelhafte Nachäffung französischer Liederlichkeit lächerlich zu machen. In seinem Hofdienst hatte er das schönste Gut des Adels, die Freiheit, aufgegeben, ohne jene Folie einer glänzenden und feingebildeten Monarchie, wie sie in Frankreich bestand, zu gewinnen. — Der Gelehrtenstand zog sich in seiner einseitig lateinischen Bildung ganz vom öffentlichen Leben zurück; die Militärstaaten empfanden durchweg gegen ihn eine grenzenlose Verachtung, wenn sie dieselbe auch nicht immer so unumwunden äußerten als Friedrich Wilhelm 1. Das Bürgerthnm hatte durch die polizeiliche Bevormundung und durch die stehenden Heere seine Standessitte und Standesehre, durch den Pietismus seinen Lebensmuth verloren. Der gemeinste Subalternbeamte galt ihm als höheres Wesen, und wer für irgendeine Bibelstelle eine Auslegung fand, war ihm ein Prophet. — Aus diesen kläglichen Zuständen konnte nicht einmal die Prosa sich bereichern. Zwar schrieben die Professoren mit dem Eifer der reinen Gelehrsamkeit über alle möglichen Streitfragen des deutschen Rechts, aber wer irgend historischen Sinn hatte, bemühte sich um das Verständniß der Engländer und Franzosen. In England war das bürgerliche und politische Leben öffentlich. Zwar

wird man das Gerichtswesen und die Verwaltung zu Ende des vorigen Jahrhunderts nicht musterhaft nennen, aber die ganze Nation hatte Theil daran, und die Gewalt konnte ein dreistes und selbst freches Wort ertragen. Der englische Protestantismus war durch die finstern aber kräftigen Heldengestalten Cromwell's und seiner Krieger in das geschichtliche Leben eingeführt worden; er hatte das Schwert geführt neben der Bibel, er hatte den Staat umgewandelt und das bürgerliche Recht hergestellt. Das strenge Kirchenthum drückte schwer auf die Gesellschaft und das Leben, aber die Philosophie befreite sich ganz von der Scholastik, sie ging auf die Sachen ein und drückte sich in der Sprache des gemeinen Mannes aus. In Frankreich wurde der Staat nicht auf die erbaulichste Weise verwaltet, aber er zeigte Leben und Action. Die Franzosen hatten doch ihre gemeinsamen Ueberlieferungen, Vorurtheile und Neigungen. Niemand wird die Uebelstände der Centralisation verkennen, aber in Frankreich war daraus wenigstens ein großes vielbewegtes Leben und ein elastisches Gemeingefühl hervorgegangen. Der Adel war nicht durch den Gebrauch einer fremden Sprache vom Volk getrennt; er wurde zwar wegen seines Uebermuths gehaßt, aber jedermann kümmerte sich um die einzelnen Persönlichkeiten: er gehörte dem historischen Leben an. Die Presse war unterdrückt, aber in den Salons wurde auf das übermüthigste gespottet. Ein englischer Lord und ein französischer Hofmann, der womöglich der Akademie angehörte, das waren die beiden Ideale, zu denen das deutsche Gemüth mit demüthiger Sehnsucht emporblickte. Seltsam stachen gegen die allgemeine knechtische Gesinnung die Schulreminiscenzen Plutarchischer Römertugend und republikanischer Freiheit ab, zu denen auch wol der bescheidenste Gelehrte sich einmal hinreißen ließ. Bei der allgemeinen Gedankenlosigkeit ließ man sich durch den Widerspruch nicht anfechten; noch als Schiller die Räuber schrieb, machte er devote Lobgedichte auf seinen gnädigen Herrn. — Das Elend der Kleinstaaterei wurde noch durch die Glaubenstrennung gesteigert, die nirgend eine einheitliche Gesinnung aufkommen ließ. Es war den Jesuiten gelungen, in den katholischen Staaten Deutschlands jedes eigene Leben zu unterdrücken, sodaß die folgende Culturbewegung ausschließlich dem norddeutschen Protestantismus angehört. Hier war man wenigstens zum Denken genöthigt. Aber freilich war der ursprüngliche Geist des Protestantismus lange verkümmert. Die lutherischen Geistlichen selbst hatten ihren Streitern das Schwert aus den Händen gewunden; das gesammte Staats- und Rechtsleben war in die Hände einer Kaste gegeben und wurde in dem kleinlichen Geist der herrschenden Theologie betrieben. Bei der durchweg privatrechtlichen Natur der Zustände konnte keine allgemeine Idee, nicht einmal ein allgemeines Vorurtheil aufkommen. Die gesellige Unbefangenheit des Lebens war

durch die kirchlichen Streitigkeiten gestört worden. Indem Luther den Christen an das geschriebene Wort als an die Quelle des Glaubens verwies, die Macht der Ueberlieferung brach und jeden Einzelnen aufforderte, sich durch eigene Thätigkeit mit seinem Gewissen ins Reine zu setzen, rief er eine ins Breite und Tiefe gehende theologische Reflexion hervor, der die Frauen nicht folgen konnten. Die protestantische Kirche verurtheilt das Weib allen Ernstes zum Schweigen, wie sie die Madonna aus dem Cultus vertreibt. Dadurch wurde jene Wechselwirkung der Geschlechter aufgehoben, welche den Mann nöthigt aus der Befangenheit des gewöhnlichen Lebenskreises einen Augenblick herauszutreten. Auch der protestantische Cultus war ungesellig. In der katholischen Kirche ist der Einzelne zwar in seinem Gewissen unfrei, er muß sich erst vom Beichtvater erklären lassen, wie es in seinem Innern aussieht; desto unmittelbarer ist sein Genuß an den Gaben des Gottesdienstes. Das Schauspiel des Cultus gibt ihm Gelegenheit, das Leben in poetischer Verklärung anzuschauen; je bunter und lärmender die Feste, desto berauschender wirken sie auf seine Einbildungskraft: er zieht mit den Processionen, macht sich dienstbar und betheiligt sich dadurch an den Geheimnissen der Religion; die Kirchen sind ihm täglich geöffnet, er geht hinein, wenn er ein Bedürfniß fühlt, und macht in der Beichte die innerste Geschichte seines Lebens zu einem Roman. Hat er seine Sünden bekannt und Buße gethan, so lebt er unbefangen fort, und ist er müde, so öffnen sich ihm Asyle, wo ihm seine individuellen Andachtsübungen, also eigentlich seine Neigungen, als gute Werke angerechnet werden. Im Protestantismus ist die Feier auf bestimmte Tage beschränkt, die eine ernste Sammlung fordern; in der Kirche spricht einseitig der Prediger, nicht zum Individuum sondern zur Masse: er gibt allgemeine Regeln, um individuelle Herzensgeschichten kümmert er sich nicht. Für schöne Seelen ist es zwar eine Buße, ihre kleinen Sünden zu bekennen, aber auch ein Bedürfniß und eine Lust, denn ihre geheimsten Regungen werden dadurch der unmittelbare Gegenstand Gottes. Auf der andern Seite wird nach dem Gottesdienst der Christ seiner Pflicht nicht entbunden, er muß das ganze Leben hindurch mit dem bösen Feinde kämpfen, und alle seine Gedanken müssen auf das Eine, was noth thut, gerichtet sein; er kann es nicht der Kirche überlassen, er muß selbst schaffen, sich die Seligkeit zu erwerben. Wenn nun anderweitig dem Dichten und Trachten kein faßbarer Inhalt geboten wird, so verirrt sich diese Selbstbeschauung bald in finstere Grübeleien, in eine hoffnungslose Feindschaft gegen das Leben. — Die ganz in Gedankenlosigkeit versunkene Kirche hatte alle Autorität eingebüßt, da die Geistlichen sich als verächtliche Knechte ihrer kleinen Herren ohne Scheu ihren Gemeinden darstellten. Um die damalige Stellung der Orthodoxie richtig zu würdigen

muß man sie mit den deutschen Protestanten des 16. und mit den französischen Kirchenlehrern des 17. Jahrhunderts vergleichen. Luther und Melanchthon waren die geistigen Führer ihrer Zeit, und Bossuet stand auf der höchsten Stufe der Bildung und des Wissens. In der Mitte des 18. Jahrhunderts zeichneten sich die rechtgläubigen Geistlichen in Deutschland nur durch die Stärke ihrer Lungen und die Fülle ihrer Schimpfwörter aus, im übrigen waren sie noch einfältiger als ihre wenig begabten Zeitgenossen, und der bornirteste aller Pfaffen, der magdeburger Hauptpastor Götze, durfte es wagen, als Bannerträger der Orthodoxie gegen einen Lessing in die Schranken zu treten. Diese frommen Pastoren hätten dem Einfluß der französischen Encyklopädie, die sich am Hofe zu Sanssouci festsetzte, keinen Widerstand geleistet, aber jene französische Lehre war nur für große Herren, die in irdischen Genüssen schwelgten, nicht für das deutsche Gemüth, das für sein Elend einen Trost suchte. Aus der französischen Frivolität wurde der abgeschwächte deutsche Rationalismus. Die Encyklopädisten waren geschäftig, den Menschen darauf aufmerksam zu machen, daß die Welt unendlich groß sei, und daß er sich nicht einbilden dürfe, innerhalb dieser Unendlichkeit etwas zu bedeuten; um ein so kleines Bruchtheil der Schöpfung könne sich der Schöpfer unmöglich kümmern. Man führte den Begriff des Geistes auf Fasern und Nerven, zuletzt auf Zähne und Klauen zurück. Der deutsche Rationalismus dagegen suchte die Rechtschaffenheit und Güte des lieben Gottes zu erweisen, indem er auf Erschaffung des Rindes aufmerksam machte, dessen Fleisch den Menschen sättige, dessen Haut ihm Schuhe gebe, und verwandelte die Schöpfung in eine großartige Suppen- und Kleiderfabrik, in welcher sich der Mensch als dankbarer Gast zu Tisch zu setzen habe. Diese guten Geistlichen hatten das ehrliche Bestreben, sich ihren Gott und ihren Heiland so gescheidt auszumalen als sie selber waren; aber damit wurde ihr höchstes Wesen doch nur ein Spießbürger ihresgleichen. Dieses Religionssystem meint Lessing, wenn er 1774 an seinen Bruder schreibt: „Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosopie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt die Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwand, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. — Ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an Stelle des alten setzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Phantasie, als sich das alte anmaßte. — Es ist im Grunde wahr, daß es mir bei meinen theologischen Neckereien mehr um den gesunden Menschenverstand als um die Theologie zu thun ist, und daß ich nur darum die alte orthodoxe,

im Grunde tolerante Theologie der neuen, im Grunde intoleranten, vorziehe, weil jene mit dem gesunden Menschenverstand offenbar streitet, und diese ihn lieber bestechen möchte. Ich vertrage mich mit meinem offenbaren Feind, um gegen meinen heimlichen desto besser auf der Hut sein zu können." — Noch deutlicher schreibt er an den Juden Mendelssohn (1771): „Sie allein dürfen und können in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind darin unendlich glücklicher als andere ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders befördern können als unter dem Vorwand, es neu zu unterbauen." — So fühlte ein tiefer Denker, dessen Wahrheitsdurst jede flache Negation ausschloß; wie nun erst die rohe Menge! — Eine Befriedigung für das aufgeregte Gemüth und für die Phantasie bot die Kirche nirgend, und darum fanden sich gefühlvolle Seelen bewogen, entweder in ihrem Kämmerlein unausgesetzt zu beten und zu seufzen, oder zu einer Brüdergemeinde vereint in gesteigerter Inbrunst die Erscheinung des Herrn herabzuflehen. Schuster und Schneider gingen voran, Grafen und Herren folgten, und auch die Theologen blieben nicht aus; es kamen starke Erleuchtungen vor, man dichtete Liebeslieder an Jesus und quälte sich unausgesetzt mit dem bösen Feind. Die Religion kehrte ganz ins Innere ein, entfremdete die Menschen von allem geschichtlichen Leben, und gewöhnte sie an eine Koketterie, die um so widerlicher war, da sie jede Schönheit der Form ausschloß. Der Pietismus war die eigentliche Krankheit der Zeit, und seinem Einfluß werden wir bei dem Leben fast jedes Schriftstellers wieder begegnen. — Eine nicht unwichtige Rolle neben dem Pietismus spielt der Freimaurerorden. Ein Extrem ruft das andere hervor. Der bilderstürmende Geist der Aufklärung hatte sich an der Mathematik und Chemie geschult und daraus eine gründliche Abneigung gegen alles Historische und Individuelle eingesogen, gegen alles, was sich der Analyse entzog. Diese Weisheit konnte das Volk nicht befriedigen, ebenso wenig die Wolf'sche Philosophie mit ihrer steifen scholastischen Form, die nur für die Katheder gemacht war. So erklärt sich die seltsame Erscheinung, daß die nüchternsten Menschen und die gebildetsten ihren Weisheitsdurst in den Hallen der Isis und des Osiris befriedigten. Was man dort suchte, war gleichviel: die Kunst Gold zu machen, oder Geister zu beschwören, oder im allgemeinen die Menschheit zu beglücken und das Leben zu verlängern: es war überall eine Ueberspannung der Einbildungskraft, die in Ermangelung eines wirklichen Inhalts mit dem schalsten Spiel vorlieb nahm. Bald mußte der Orden dem Liberalismus dienen, der die Menschheit mit völliger Nichtachtung der nationalen Unterschiede aufklären und befreien, bald der dunkelsten Mystik, die das Reich der Wunder wieder auf die Erde herabführen wollte. Die Illuminaten wie

die Rosenkreuzer waren Auswüchse des Freimaurerthums, und während die Wunderthäter und Taschenspieler namentlich in den siebziger Jahren dort ihre Schule machten, suchten zugleich die ersten Männer Deutschlands, Herder, Göthe, Wieland u. s. w. in diesem Reich der Zauberflöte die Verwirklichung ihrer Humanität. — Wenn sich in diesen Possenspielen das Gemüth befriedigte, so konnte die wahre Erhebung des Volks nur aus der Erhebung des wirklichen Lebens hervorgehen. Der aufgeklärte Despotismus war die einzige productive Macht Deutschlands, von ihm ging, und zwar in der Person Friedrich des Großen, die Schöpfung eines neuen bessern Zeitalters aus. — Frankreich hatte die Last langer Kriege gern getragen, wie sehr auch das Land darunter litt, weil der französische Name durch sie verherrlicht wurde. Deutschland dagegegen, vom Anfang des 17. Jahrhunderts bis zum Anfang des 18. die Beute seiner Nachbarn, ausgesogen, verwüstet, beschimpft, mußte eine Militärherrschaft dulden, die selber mit Schande überdeckt die Schmach ihrer Niederlagen dem Volk aufprägte, das sie ernährte. Soldaten waren die theuerste Waare und doch der verachtetste Stand. Nun kam er durch Friedrich plötzlich zu Ehren, und mit ihm der deutsche Name. Freilich war sein Unternehmen gegen Kaiser und Reich gerichtet, aber Kaiser und Reich waren den Unterthanen der verschiedenen hundert reichsunmittelbaren Fürsten und Herren vollkommen gleichgültig. Der deutsche Bürger freute sich eben so herzlich, wenn die Reichsarmee sich vor dem preußischen Helden in eine Reißausarmee verwandelte, als wenn die Franzosen, die Russen, die Oesterreicher seinem Schwert unterlagen. Man wußte wohl, daß der Papst den Degen des österreichischen Generalissimus geweiht hatte, und faßte den siebenjährigen Krieg als den Kampf für die höchsten Güter, für Aufklärung und Religionsfreiheit auf. Für die Begeisterung, welche der durch die Reichsacht den Vögeln des Himmels und den Thieren des Waldes preisgegebene König durch ganz Deutschland erweckte, ist kein Zug so charakteristisch als das Verhalten des ehrbaren frankfurter Bürgers Göthe gegen den französischen Königslieutenant. Daß die preußischen Sänger in laute Begeisterung ausbrachen, daß der Professor Ramler und der Kanonikus Gleim unbeachtet von ihrem Helden sein schwärmerisches Lob anstimmten, daß selbst Klopstock in einem unbewachten Augenblick Friedrich's Ruhm zu besingen unternahm, dem er später, erzürnt über die Verachtung des Königs gegen Deutschlands Barden, Heinrich den Vogelsteller substituirte, das sind nur einzelne Symptome für die natürliche Erscheinung, daß an dem Ruhm des Einen das Selbstgefühl aller Einzelnen sich entzündete. Mit Recht sagt Göthe: der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poe-

sie. — Freilich hat Friedrich persönlich für die Entwickelung der deutschen Literatur nichts gethan. In der Zeit, wo sich die Neigungen des Menschen bestimmen, konnte ihm die Barbarei der deutschen Sprache nichts bieten. Im Trotz gegen die Roheit seines Vaters hatte der feurige Jüngling der französischen Muse gehuldigt, die ja damals die Muse aller Welt war, und im Schlachtenstaub des siebenjährigen Krieges konnte er wol fortfahren in der alten Manier seiner Jugend zu dichten, aber er konnte nicht daran denken, eine neue Sprache zu erlernen. Freilich stand es ihm besser, wenn er märkisch fluchte, als wenn er französisch reimte, aber er empfand doch sehr richtig, daß aus dem Märkischen, wie er es kannte, sich eine poetische Sprache nicht entwickeln ließ, und daß sie sich im übrigen Deutschland mittlerweile wirklich entwickelt hatte, war ihm unbemerkt geblieben.. — Wenn ihm aber durch die verkehrte Richtung seiner Jugend ein wirkliches Eingreifen abgeschnitten war, so gelangte er doch im Alter zu der Einsicht, was noth that. In derselben Zeit, wo er politisch die Vertretung der deutschen Interessen als die wahre Aufgabe Preußens erkannte, veröffentlichte er 1780 die vielberufene Schrift De la littérature Allemande, aus der man gewöhnlich nur anführt, daß er gegen die Uebersetzung der abominables pièces Shakspeare's eiferte, farces ridicules et dignes des sauvages du Canada, und gegen den Götz von Berlichingen, der 1774 in Berlin aufgeführt war: imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises, dégoûtantes platitudes u. s. w. — Es stehen indeß noch andere Dinge darin. — Der König verlangte eine geschmackvolle Entwickelung der deutschen Sprache; nur aus der Nachahmung der Alten, namentlich der Griechen, kann diese hervorgehen, wie früher in Frankreich. Zufällig sind dem König reimlose Verse eines ungenannten Dichters in die Hände gefallen: leur cadence et leur harmonie résultait d'un mélange de dactyles et de spondées; ils étaient remplis de sens, et mon oreille a été flattée agréablement par des sons sonores dont je n'aurais pas cru notre langue susceptible. J'ose présumer que ce genre de versification est peut-être celui qui est le plus convenable à notre idiome, et qu'il est de plus préférable à la rime; il est vraisemblable qu'on ferait des progrès, si on se donnait la peine de le perfectionner. Das hatte er doch bei den Franzosen nicht gelernt, und wenn ihm nach dieser Geschmacksrichtung der Götz als eine Rückkehr zum Märkischen verabscheuenswerth erschien, so darf man nicht vergessen, daß die deutsche Poesie in dieser und der nächstfolgenden Zeit wirklich die Wendung nahm, die der König mit einem auffallenden Instinct voraussagte. Ernstes wissenschaftliches Studium der Griechen erscheint ihm als der erste Schritt zur Besserung. „Der deutsche Boden, der so viele gründliche Forscher, Philosophen, Genies hervorgebracht hat,

ist noch nicht erschöpft. Während aber in Italien, England und Frankreich die vorzüglichsten Autoren in ihrer eigenen Sprache schrieben, haben die deutschen Gelehrten sich des Lateinischen bedient. Daher behielt die deutsche Sprache ihren alten Rost, das Volk seine grobe Unwissenheit. Erst seit kurzer Zeit haben deutsche Schriftsteller den Muth gefaßt, sich ihrer Muttersprache zu bedienen, und erröthen nicht mehr, Deutsche zu sein. Auch das gehört zu den Hemmungen unserer Fortschritte, daß man an den deutschen Höfen nicht deutsch spricht. Aber auch in Frankreich kam die Nationalsprache erst in Aufnahme, nachdem eine Menge classischer Schriften sie mit malerischen Ausdrücken geschmückt und ihre Grammatik festgestellt hatte. Auch wir werden unsere classischen Autoren haben, jeder wird sie lesen wollen, an den Höfen wird man mit Lust deutsch sprechen, unsere Nachbarn werden es lernen, und es könnte kommen, daß unsere Sprache, um unserer guten Schriftsteller willen, sich von einem Ende Europas bis zum andern ausbreitet." — Man soll den König mehr bedauern als ihn tadeln, daß die Sprache und Sitte wie die Religion seiner Väter ihm fremd blieb; die Erbärmlichkeit der in Worten aufgehenden Orthodoxie und ihren geringen Einfluß auf die Veredlung des Herzens kannte er aus dem Grunde, die Lächerlichkeit des Pietismus konnte seinem Scharfsinn nicht entgehen; wo sollte er nun die Religion finden, die seinem Geist genügte, da sie damals noch nicht vorhanden war? Wie Julian zur heidnischen Symbolik, so floh Friedrich aus den Betstuben seines väterlichen Hauses zur französischen Philosophie, die einzige, die ihm doch eine Art von Ideal darstellte. — Wenn das Programm des classischen Idealismus, das Friedrich in jener Schrift entwickelte, in der Folgezeit wirklich durchgeführt wurde, so war man damals noch auf einem andern Wege; man suchte in die Tiefen des deutschen Lebens einzudringen und in der Poesie zu erhalten, was von angestammter Sitte und naturwüchsigen Zuständen sich aus der deutschen Vorzeit, wenn auch nur in abgelegenen Gegenden, noch erhalten hatte. Justus Möser, ein Mann von kerndeutscher Natur, der den höchsten Aufschwung der Seele mit dem derbsten niedersächsischen Humor zu verbinden wußte, der, wo es darauf ankam, ein kühner Neuerer, doch grundsätzlich zäh am Alten festhielt, übernahm die Vertheidigung der deutschen Literatur. Er erkannte in des Königs Gedanken ein edles deutsches Herz, das nicht spotten, sondern wirklich nützen und helfen wollte. Gleich ihm findet er in der Herrschaft der lateinisch gebildeten Gelehrten den Hauptgrund von dem Verfall der deutschen Sprache; aber er tadelt sie hauptsächlich, daß sie unsere einheimischen Früchte verachtet haben und lieber italienische oder französische Früchte von mittelmäßiger Größe ziehen gewollt, als deutsche Art und Kunst zur Vollkommenheit bringen. „Der Weg, welchen die Franzosen

und Italiener erwählt haben, ist dieser, daß sie zu sehr der Schönheit geopfert, sich davon hohe Ideale gemacht und nun alles verworfen haben, was sich nicht sogleich dazu schicken wollte. Hierüber ist bei ihnen die dichterische Natur verarmt und die Mannichfaltigkeit verloren gegangen. Der Deutsche hat, wie der Engländer, die Mannichfaltigkeit der höchsten Schönheit vorgezogen und lieber ein plattes Gesicht mitunter als lauter Habichtsnasen malen wollen. Welcher von diesen beiden Wegen sollte nun wol der beste sein? Der Weg zur Einförmigkeit und Armuth in der Kunst, welchen uns der Conventionswohlstand, der verfeinerte Geschmack und der sogenannte gute Ton zeigen, oder der Weg zur Mannichfaltigkeit, den uns der allmächtige Schöpfer eröffnet? Ich denke der letztere, obgleich er zur Verwilderung führen kann." Nicht als sollten wir nun Shakspeare und den Engländern nachäffen; der eigene Boden wird uns die beste Nahrung liefern, die Kunst der Nachbarn darf nur zur Verbesserung unserer eigenen Güter und ihrer Cultur dienen. „Große Empfindungen können nur von großen Begebenheiten entstehen. Dergleichen findet sich bei uns Deutschen nicht. Der Staat geht unter der Wucht stehender Heere seinen maschinenmäßigen Gang. Wir suchen die Ehre fast nur im Dienst und in der Gelehrsamkeit und nicht in Erreichung des höchsten Zwecks von beiden. Unser historischer Stil hat sich in dem Verhältniß gebessert, als sich der preußische Name ausgezeichnet und uns unsere eigene Geschichte werther und wichtiger gemacht hat. Wenn wir erst mehr Nationalinteresse erhalten, werden wir die Begebenheiten auch mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken. Bis dahin aber wird die Geschichte höchstens ein Urkundenbuch zur Sittenlehre und ihre Sprache erbaulicher oder gelehrter Vortrag bleiben, der uns unterrichtet aber nicht begeistert; insofern wir nicht auch, nachdem wir, wie die Franzosen, alle Arten von Romanen erschöpft haben werden, die ernsthafte Muse der Geschichte zur Dienerin unserer Ueppigkeit erniedrigen wollen. — Wir haben höchstens nur Vaterstädte und ein gelehrtes Vaterland, das wir als Bürger oder als Gelehrte lieben. Für die Erhaltung des deutschen Reichs stürzt sich bei uns kein Curtius in den Abgrund. So dürfen wir denn schwerlich darauf rechnen, es den Italienern an Feinheit, den Spaniern in Schilderung glühender Liebe, den Engländern in Darstellung der Freiheitsbegeisterung gleichzuthun. Und doch hat auch unser Klima seine guten einheimischen Pflanzen, die wir pflegen und erziehen können. Der König hat Götz von Berlichingen eine Frucht genannt, die ihm den Gaumen zusammenzog. Aber das entscheidet den Werth noch nicht.*) Göthe's Absicht war, uns zu

*) „Wenn der König, sagt Göthe selbst, meines Stücks in Unehren erwähnt, so ist das mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausen-

zeigen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären und, wie billig, Veränderung suchten." „Der beste Gesang für unsere Bühne ist unstreitig ein Bardiet, der sie zur Vertheidigung des Vaterlandes in die Schlacht singt, der beste Tanz, der sie auf die Batterie führt, und das beste Schauspiel, das ihr einen hohen Muth gibt; nicht aber, was den schwachen Ausschuß des Menschengeschlechts seine leeren Stunden vertreibt oder das Herz einer Hofdame schmachten macht." — Der Gegensatz zwischen dem classischen Idealismus und dem deutschen Realismus war in diesem Streit zwischen dem König und dem Bürger so scharf als möglich ausgesprochen, und seltsam genug vertrat der Schüler Voltaire's, der spöttische Cyniker, das Ideal, während der ernste Patriot sich für die niederländische Schule erklärte. Welches von diesen beiden Principien zum Siege bestimmt war, konnte dem nicht zweifelhaft sein, der tiefer in die Geschichte der Bildung eingedrungen war.

Die Erhebung des Volks konnte nur durch individuelle Anstrengung erreicht werden, da ihr der Boden eines allgemeinen substantiellen Lebens fehlte. Wenn aber der Zusammenhang dieses Kunstlebens mit der Sitte und Geschichte der Nation ein geringer war, so entdeckt man eine desto strengere Folge, wenn man diese Literatur, die sich an den Resten des Alterthums bildete, von ihren endlichen Beziehungen löst und sie für sich allein betrachtet. Man erkennt, daß sämmtliche Fäden des frühern Dichtens und Denkens in jenem Bund zwischen Schiller und Göthe wie in einem Knoten zusammenlaufen, und daß dieser Moment der Arbeit von zwei Menschenaltern zu verdanken ist. Von diesem Standpunkt aus erkennt man deutlich die Gruppirung der deutschen Literatur. — Von den Schätzen der frühern Bildung war nur einer übrig geblieben, die Alterthumswissenschaft. Schon einmal hatte sie die Wiedergeburt Europas herbeigeführt, sie war zwar seitdem in den Schulen durch theologische Einflüsse verkümmert und auf mechanisches Gedächtnißwesen eingeschränkt, aber die reinen Quellen waren doch immer vorhanden. Die Kritik ist's, der wir zunächst die Reinigung des classischen Alterthums und dadurch mittelbar die Wiederbelebung der Kunst zu verdanken haben. Mitten in der Verkümmerung des protestantischen Lebens unter beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, trug Winckelmann ein unaussprechliches Verlangen nach der Schönheit und innern Vollendung des Griechenthums in

den mit eisernem Scepter führt, muß das Product eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wol keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen machen würde. Vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme."

seiner Seele. Es gelang ihm, dies griechische Leben in seiner reifsten Frucht, der Kunst, neu zu entdecken und sich ganz anzueignen, nicht ohne schwere Opfer, nicht ohne Beeinträchtigung des natürlichen Bandes, das ihn an sein Volk fesseln sollte; aber wenn er für sich selbst den höchsten Genuß nur durch eine innere Entzweiung erkaufte, so hat er dadurch für seine Nation das gelobte Land entdeckt, aus dem ihr eine neue Jugend aufblühte. Freilich beruht sein Begriff der Schönheit lediglich auf dem Studium der Griechen. Den höchsten Gebilden der idealen Schönheit sei der Zug der Selbstgenügsamkeit eigen, welche auf der Tiefe, Selbständigkeit und Vollkommenheit ihres Wesens beruht, das alles Irdische in sich vernichtet. Am vollkommensten offenbare sich die Schönheit in der Ruhe, wenn kein Affect die Klarheit der Seele trübt, wenn das Zünglein der Wage weder zum Schmerz noch zur Fröhlichkeit hinneigt und der Geist sich in die tiefe Stille selbstvergessener Befriedigung zurückzieht. Zwar beschäftigte sich die Kunst nicht ausschließlich mit der Darstellung dieser absoluten Schönheit, aber in allen individuellen Charakterformen und in allen Affecten werde der Ausdruck nach der Schönheit abgewogen; die Grazie des Erhabenen oder des Lieblichen sei die Seele des Ausdrucks, die Schönheit höre nicht auf, der alles bestimmende Grundsatz zu sein. Der vaticanische Apoll, der den Drachen Python mit Zorn und Geringschätzung erlegt, bleibe der schönste der Götter; der Zorn male sich nur in den aufgeblähten Nasenläppchen und die Verachtung in der hinaufgezogenen Oberlippe. Den Affect stelle ein weiser Künstler immer nur als eine momentane Abweichung von dem normalen Gemüthszustand der Ruhe dar, zu welcher jeder edle Geist zurückstrebe. Daher zeuge nicht der unmäßig schreiende, sondern der mit der Noth und nach Fassung ringende Laokoon von einem gereiften Schönheitssinn. — Daß Winckelmann den Irrthum beging, die Schönheit lediglich in der sinnlichen Form zu suchen und diese Form als ein für sich bestehendes Absolute zu betrachten, das jedem beliebigen Inhalt aufgeprägt werden könne, wird man einer Bildung zugute halten, deren begeisterter Prophet die Gestalt oben im Licht erblickte, göttlich unter Göttern, die Gespielin seliger Naturen, frei von den Bestimmungen des Raums und der Zeit. Winckelmann hatte seinen Begriff der Schönheit lediglich der antiken Sculptur entnommen, die für uns Neuere stets etwas Räthselhaftes hat. Aus den farblosen Augensternen schaut uns keine Seele entgegen, und wie wir uns auch gegen die letzten Formen des Christenthums sträuben, das Christenthum hat uns gelehrt, überall nach einer Seele zu suchen. So scheint denn Winckelmann gegen die gleichzeitigen Dichter und Philosophen, die mit Aufopferung aller Sinnlichkeit den Geist suchten, einen strengen Gegensatz zu bilden, und doch hat er Eins mit ihnen gemein: sein Streben ging darauf

aus, die Individualität durch Bildung und Schönheit harmonisch abzurunden, mit andern Worten, sein Ideal war die schöne Seele. — Winckelmann's Idealismus ging von der bestimmten sinnlichen Anschauung aus, sein Zweck war nur, das Schöne warm zu empfinden; daß er dieser Anschauung und Bewunderung auch einen schönen Ausdruck verlieh, war ihm selbst Nebensache. Ganz entgegengesetzt äußerte sich der Idealismus bei Klopstock. Seine Seele sehnte sich nach Spannung und suchte daher nach einem Gegenstand des Erhabenen, nicht angeregt vom bestimmten Eindruck, sondern lediglich aus einem innern Bedürfniß. Wie er seltsamerweise seine künftige Geliebte besang, so waren im Grund alle Gegenstände seiner Verehrung Anticipationen und seine Anbetung ein gesteigertes Selbstgefühl. Dieselbe Macht der Stimmung, die sich bis dahin in der Tonkunst ein Organ gegeben (Bach, Händel), warf sich nun auf die Poesie, die zuerst einen ganz lyrischen Schwung nahm. Das Erhabene, von welchem Klopstock ausgeht, ist gestaltlos, der Dichter schildert fast überall eine Größe, die leider der Mensch nicht erreichen könne. Wo er über die Stimmung hinausgehen und bestimmte Gestalten in deutlichen Umrissen zeichnen will, mislingt ihm seine Aufgabe. Es fehlen ihm zum epischen wie zum dramatischen Gedicht die Hauptsachen, ja selbst seiner Lyrik mangelt die Melodie. Aber es sind die edelsten Elemente darin verstreut. Um das Erhabene dichterisch auszudrücken, mußte er zuerst das Organ der Poesie, die Sprache veredeln, und hierin kann er nie genug bewundert werden. Aus dem Zustand der schimpflichsten Verwahrlosung hat er sie durch die Macht seines Willens mit wahrhaft schöpferischer Kraft so plötzlich und so entscheidend befreit, daß man sie nicht wiedererkennt. Freilich stützte er sich dabei auf die Alten, aus ihren Dichtern lernte er die Bildlichkeit, die Concentration und Energie des Ausdrucks, die Freiheit der Wortstellung, den Rhythmus; fast für jede seiner Neuerungen kann man ein bestimmtes Vorbild im Alterthum auffinden: aber welche Genialität gehört dazu, so die Alten zu verstehen und in einem damals noch sehr undankbaren Stoff nachzubilden! Wenn Klopstock die deutsche Sprache pries, so pries er sich selbst, und mit vollstem Recht. In den Formen sind wir seitdem viel geschickter geworden, aber die Macht, die er in ihnen entwickelte, ist doch kaum wieder erreicht. Es strömt eine stolze Beredsamkeit in seinen Hexametern, und wenn er zuweilen über das Maß hinausgeht und ins Ueberschwengliche verfällt, so ist das vom subjectiven Idealismus nicht wohl zu trennen. Auch die Poesie hat durch ihn ein stolzeres Selbstgefühl erlangt, und wenn dem spätern Zeitalter die Großsprecherei der Dichterzunft mitunter lästig fiel, so hatte Klopstock ein ganz anderes Recht so zu empfinden, denn er hat zuerst das Wort vom freien Mannessinn gesprochen und in dem Deutschen das Gefühl der innern

Würde erweckt, das in jenen elenden Zeiten ganz ausgestorben schien. Daß sein erstes Auftreten eine Begeisterung hervorrief, wie sie in der Geschichte der Poesie noch nicht vorgekommen war, ist ebenso natürlich, als daß er seinen Ruhm überlebte, denn er zeigte nur, was man zu erreichen hatte, er selber konnte das gelobte Land nicht zur sinnlichen Anschauung bringen. — Die Bedürfnisse einer schönen und edeln Seele bilden in allen seinen Schöpfungen den Ausgangspunkt; ihnen entspricht auch seine Religion und sein Patriotismus. Denn einer edeln Natur geziemt es nicht, den Thieren gleich im Staube zu wühlen, sie richtet ihren Blick nach oben und schafft sich einen Gott, wenn sie ihn nicht findet. Freilich haben selbstgeschaffne Götter immer etwas Formloses und Transscendentales, und so lebt auch im Messias mehr das Bedürfniß der Seele, groß zu empfinden, als eine bestimmte Offenbarung. Dante und Milton hatten das Glück, von einer bestimmten kirchlichen Form auszugehen; die Engel des Messias sind Schattenbilder, die in ihrer Nebelhaftigkeit mehr an Ossian als an die kräftigen Züge der Bibel erinnern. Im Grund war Klopstock in seinen Vorstellungen Rationalist, aber die Nüchternheit dieses Systems war ihm zuwider und so kreuzten sich seine Ideale zuweilen sehr wunderlich. — Einer edeln Natur ziemt es, auch das Ganze zu adeln, der sie angehört. Wie herrlich sprachen die Griechen und Römer von ihrem Vaterland, und der Deutsche sollte ihnen darin nachstehen? Der Patriotismus gehört zur Würde des Charakters, und den Idealisten stört es nicht, wenn seinem Gefühl der reale Boden fehlt. Mochten Füssli und die andern Schweizer sich über den Patriotismus eines königlich dänischen Unterthans lustig machen, Klopstok fühlte das Vaterland in seinem eigenen Busen. Zudem lehrten ihn seine Römer nicht blos patriotisch empfinden, sie gaben ihm auch ein schönes Bild von seiner Germania, das er in kräftigen Oden und Bardieten wiederholte, und damit keine von den Zierden der antiken Poesie dem neuen Vaterland fehlte, so wurden die mythologischen Namen Skandinaviens aufgenommen. Es bleibt immer ein wunderliches Schicksal, daß die Liebe zum Vaterland früher bei uns eintrat als ihr Gegenstand, und es macht einen halb rührenden, halb komischen Eindruck, wenn man die ängstliche Bemühung Klopstock's verfolgt, sich ein Vaterland, wie er es brauchte, zusammenzusuchen. Aber das Komische schwindet, wenn man erwägt, daß der Dichter auch die Aufgabe des Sehers hat: nur in einer erdichteten Welt konnte sich der verkümmerte Sinn der Zeit an Gefühle gewöhnen, die er dann auf das wirkliche Leben anwandte. — In Zeiten, die über ihren eigenen Werth in gerechtem Zweifel stehen, wirkt eine Persönlichkeit, die an sich selber glaubt, außerordentlich. An ihn lehnten sich alle edeln Naturen, deren Empfänglichkeit größer war als ihre Kraft. Von ihm anerkannt zu sein, galt als eine Art priesterliche Weihe.

Er war der Gründer jenes sittlichen Adels, der zum ersten mal in Deutschland gegen den ständischen Adel in die Schranken trat. Es ist nicht unwesentlich, daß vornehme Edelleute wie die Stolberg mit Stolz sich unter seine Jünger reihten. Dieser Adel des Geistes schloß sich gegen die gemeinen Naturen ebenso vornehm ab wie der ständische Adel gegen das Bürgerthum. Von der Höhe des freien inbrünstigen Gefühls blickten sie auf die Sterblichen herab, die dem niedrigen Bedürfniß folgten. Das Gefühl wurde um seiner selbst willen genährt, ohne eigentlichen Gegenstand. Die Virtuosität der Empfindung sollte nur dazu dienen, die Individualitäten zu verklären. Daher jene zärtlichen excentrischen Freundschaftsverhältnisse, jene Abgötterei mit den Symbolen der Persönlichkeit, mit der Physiognomie, selbst mit der Handschrift. In der unsichtbaren Kirche, deren Propheten die Haman, Lavater, Jacobi, Fürstin Galizin, Jung-Stilling, Claudius u. s. w. waren, ferner die Barden und Skalden, die Jünglinge des Hainbundes, beugte jeder vor dem andern sein Knie, um auch sein eigenes Bild auf den Altar zu erheben. Die Männer wurden weibisch in ihrer Empfindung und Beschäftigung, um als schöne Seele zu gelten. Man suchte die Religion nicht aus Noth des Herzens, sondern weil man sie zur Verklärung des Gefühls brauchte, weil die schöne Seele den Blick ins Unendliche erheben mußte. Man malte sich den Genius aus, dessen irdische Erscheinung man gläubig erwartete. Der eifrigste Prophet dieses erwarteten Messias war Lavater, der nicht Worte genug finden konnte, sein Entzücken über eine Größe, die nicht vorhanden war, im voraus zu entwickeln. — Tugend und Vaterland waren in dieser Schule die Symbole, aber ihre Lehrmeister waren die Alten; von ihnen lernten sie Deutsche und Christen sein. Das ist vielleicht der einzige Punkt, den Lessing mit ihnen gemein hat. Nur war er gelehrter Philolog und ging, um für seine Kritik festen Boden zu gewinnen, überall, auch wo es sich anscheinend um einen unbedeutenden Gegenstand handelte, auf die letzten Gründe zurück. Er beseitigte die Halbgelehrten, die das Alterthum mit einer falschen Convenienz überkleideten, und gab, indem er der Wissenschaft zu ihrem Recht verhalf, damit zugleich dem deutschen Volk das erste Muster einer classischen Prosa. Der Gegenstand seiner Streitschriften hat in den meisten Fällen kein unmittelbares Interesse mehr, und doch werden sie noch in spätester Zeit jeden denkenden Geist erfrischen und erbauen, denn sie zeigen das freie Spiel einer individuell belebten mächtigen Denkkraft, die auch das adelt, was sie vernichtet. — Den Philologen erkennt man auch in seinen ästhetischen Schriften heraus. Es war hier sein Hauptstreben, den falschen Classicismus durch Aufdecken des echten zu beseitigen. Zwar hätte sich sein scharfer Verstand und sein natürliches Gefühl gegen die herrschende Convenienz der Franzosen auch dann em-

hört, wenn er für seine Anschauungen kein Vorbild im Alterthum gefunden hätte; aber man sieht ihm die Genugthuung an, daß er aus Aristoteles selbst den „Classikern“ nachweisen konnte, sie seien im Unrecht. Die Lehren des Aristoteles fand er ebenso in der Natur der Sache gegründet wie die Theorien des Euklid; doch zog er zum Verständniß desselben die griechischen Dichter heran, nicht wie die Franzosen, um sie nach willkürlichen Regeln zu meistern, sondern um aus ihnen die Natur der Kunst zu studiren. Die Griechen lehrten ihn, daß die Kunstform nicht eine willkürliche Regel sei, sondern aus der Beobachtung der menschlichen Einbildungskraft hervorgehen müsse. Im Laokoon stellte er im Gegensatz zu Winckelmann das für die Entwickelung unserer Dichtkunst unendlich wichtige Princip fest, die Dichtkunst enthalte ein der Plastik entgegengesetztes Lebensprincip. Die Plastik versinnlicht ruhende Zustände, die Poesie soll die Seele in der Bewegung und in der Thätigkeit zeigen. Aus diesem Princip hat er nicht etwa ein Lehrgebäude entwickelt, sondern es sofort als Kritiker auf die bestimmte Erscheinung angewandt. Er war der Erste, der in Shakspeare den größten Genius der neuern Poesie freudig verehrte. Der poetischen Convenienz der Franzosen, die zufrieden war, die herkömmlichen Redensarten, Figuren und Intriguen an neue Namen zu heften, setzte Lessing die volle Kühnheit der Natur, d. h. der individuellen Ursprünglichkeit entgegen. Er löste die Ideale auf und gewöhnte die Deutschen daran, mit freiem Blick in der unmittelbaren Gegenwart sich umzusehen. Er war der erste Dichter, der mit empfänglichem Sinn für das Schöne begabt, und voller Begeisterung für alles Große, diesen Adel der Seele nicht zu entwürdigen glaubte, wenn er sich in die wirklichen Verhältnisse vertiefte und das Leben von allen Seiten betrachtete, wie wenig Bedeutendes es ihm entgegentrug. Er warf, wie Göthe sich ausdrückt, im Gegensatz von Klopstock, der nie von seinem Kothurn herabstieg, die persönliche Würde gern weg, weil er sich zutraute sie jeden Augenblick wieder ergreifen zu können, und gefiel sich in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere ein gewaltiges Gegengewicht brauchte. Getragen von diesem Realismus des Lebens entwöhnte er die Deutschen des Kanzleistils der Liebe und Ehre, des romantischen Spiels mit fertigen Formen und lehrte sie die Sprache der Freiheit: er lehrte sie, individuelle, eigene Menschen fassen und darstellen. Zunächst konnte man diese nur im Familienleben suchen, weil hier der Deutsche zu Hause war und darum Eigenes geben konnte. Nach dieser und nach allen andern Seiten hin gab Lessing die Richtung. Wenn aber die Verworrenheit der damaligen Bildung hauptsächlich eine geniale Kritik erforderte, so war es ein seltenes Glück, daß Lessing, der schärfste Verstand seines Zeitalters, zugleich eine productive Natur war. Freilich sollten nach

seiner eigenen Erklärung seine Tragödien nur beweisen, daß die Kritik bis zu einem gewissen Grade fähig sei, den schöpferischen Drang zu ersetzen, und man hat diese Erklärung dazu benutzt, ihm die Poesie abzusprechen. Aber man kann nicht oft genug wiederholen, daß Lessing, obgleich seine Willenskraft und sein Verstand bei seinem Schaffen thätiger waren als bei andern Dichtern, nicht blos ein echter, sondern ein großer Dichter ist. Er zuerst hat den Deutschen Charaktere geschaffen, die scharf begrenzt und doch organisch belebt die Widersprüche der Wirklichkeit in sich ertragen und sich doch mit innerer Nothwendigkeit bewegen; er zuerst hat den Deutschen gezeigt, wie man Thaten und Begebenheiten künstlerisch gruppiren soll. Minna von Barnhelm ist noch heute das beste deutsche Lustspiel, Emilia Galotti künstlerisch betrachtet noch heute die beste deutsche Tragödie. Charaktere wie Orsina und den Tempelherrn zeichnet man nicht mit dem bloßen Verstand. Leider zeigen alle diese Stücke den herben Kampf einer Uebergangsperiode, und die Entzweiung der Empfindung und der Sittlichkeit läßt es zu der schönen Darstellung, wie wir sie in dem antiken Schauspiel bewundern, nicht kommen. Bei den Griechen bricht der Einzelne unter der eisernen Gewalt des Schicksals, in der modernen Weltanschauung hat er in sich selbst den Abgrund, in dem er untergeht. Die Lust des Herzens, die Gewalt des Vorurtheils, der reflectirte Trotz der Freiheit tritt den Gesetzen gegenüber, die selber in das Bewußtsein eingeschrieben sind. Während die dem realen Leben entnommenen Charaktere in überzeugender Lebensfrische aufgehen, haben seine idealen Figuren: Tellheim, Odoardo, Emilia, Appiani, etwas Gebrochenes, das verstimmt und ängstigt. Ihr Gefühl ist nicht sicher, weil sie auf keinem substantiellen Boden stehen, weil sie ihre Gesinnung erst mit Anstrengung selber erkämpfen müssen. Man fühlt, daß Lessing etwas zurückhält, und kommt zuweilen zu den seltsamsten Deutungen: so wird man durch den wunderlich novellistischen Ausgang des Nathan, der die Leidenschaft des Tempelherrn und der Jüdin zu einer überraschenden Resignation verurtheilt, zu fragen versucht, ob dem Dichter nicht vielleicht ein Ausweg vorschwebte, der gegen die bestehenden Sittengesetze verstößt. Auch indem er die Geschichte der Virginia in den Kreis des bürgerlichen Lebens übertrug, wurde die Einschiebung anderer Motive nothwendig, die in ihrer Beziehung zum Ausgang nicht völlig befriedigen und den ganzen Boden der Handlung unsicher machen; so namentlich die Furcht Emilia's vor der Verführung. Auch hier strebte Lessing überall nach dem tiefsten Kern der Wahrheit und begegnete überall einem Lebensräthsel. — Wenn das belebende Princip bei Winckelmann die Schönheit, bei Klopstock das Erhabene war, so steigerte sich bei Lessing die Wahrheit zur Leidenschaft, sie war sein Glück und sein Schmerz. Winckelmann's höchstes Streben war das fertige

Schönheitsideal, Lessing bittet in einer Erklärung, in welcher er die innersten Geheimnisse seines Denkens bloßlegt, den Schöpfer, ihm nicht die fertige schöne Wahrheit zu geben, sondern ihm den Drang nach Erkenntniß zu lassen, auch wenn er mit Gewißheit voraussetzen könne, daß dieser Drang ihn nimmermehr dem ersehnten Ziele zuführen würde. Zeit seines Lebens blieb er ein Suchender, jedem Dogma, jedem leicht hingeworfenen Ideal feind, aber nicht um in der Eitelkeit des Zweifels stehen zu bleiben, sondern um den echten Gehalt des Wirklichen zu durchdringen. Nichts bezeichnet seinen Gegensatz zu Klopstock treffender als seine Auffassung des Vaterlandsgefühls. Er schrieb 1758 an Gleim, das Lob eines eifrigen Patrioten sei nach seiner Denkart das letzte, wonach er geizen würde, des Patrioten nämlich, der ihn vergessen lehrte, daß er ein Weltbürger sein sollte; er setzte später hinzu, er habe von der Liebe des Vaterlandes keinen Begriff und sie scheine ihm aufs höchste eine heroische Schwäche, die er gern entbehre; er wies in der Dramaturgie nach, daß den Deutschen alles fehle, was eine Nation ausmache. Aber während Klopstock das Vaterland fortwährend im Munde führte und dabei gegen alles, was auf eine wirkliche Erhebung Deutschlands hindeutete, das Auge verschloß, begrüßte Lessing mit freudigem Verständniß jeden Zug des deutschen Lebens, welcher Richtung er auch angehören mochte, und bereitete seinerseits durch wahrhaft vaterländische Bilder den Boden der Zukunft. Wohl dürfen wir beklagen, daß er die große Umwälzung in den politischen Ideen nicht mehr erlebte, denn er allein unter den Dichtern und Künstlern seiner Zeit hatte den Muth, der Wirklichkeit voraussetzungslos ins Auge zu sehen; er würde weder in blindem Enthusiasmus sich der Revolution hingegeben, noch in angstvoller Scheu davon abgewendet haben. Dieser Mangel an einem festen Boden und die damit verbundene Isolirtheit hat ihm zum Theil das Leben verkümmert und ihn nie zu der Freude kommen lassen, die sonst ein begeistertes Wirken für die Wahrheit hervorruft. In seiner gesammten Thätigkeit hatte Lessing das Gefühl, kämpfen und zerstören zu müssen, und so sehr sein Talent und sein muthiges Herz dabei ihre Rechnung fanden, in der Stimmung bleibt doch etwas Unbehagliches. Dieser Unfriede spricht sich auch in Lessing's Leben aus. In seinem Briefwechsel finden wir durchgehends eine gewisse Bitterkeit und Unruhe, keine Spur dichterischer Heiterkeit breitet sich über seine Gedanken und Handlungen. Diese Unruhe gab ihm freilich seine Stellung in der Geschichte, denn ohne verzehrenden Zorn wird das Geistlose und Unwahre nicht überwunden; allein der Widerspruch fiel bei ihm auch ins Innere, denn als Vorkämpfer der Zeit hatte er mit seinen eigenen Voraussetzungen zu ringen. Darum ist bei aller Klarheit und Schärfe in seiner Vorstellung über das innerste Leben seiner Denkungsart ein gewisses

Dunkel ausgebreitet, sodaß er auf die verschiedenste Weise gedeutet worden ist: Jacobi machte ihn zum Spinozisten, andere zu einem Gottesleugner, F. Schlegel und spätere Romantiker gar zu einem christlichen Mystiker. — In seinem Kampf gegen das Herkommen der adelichen und akademischen Ueberlieferung vertritt Lessing das deutsche protestantisch-bürgerliche Bewußtsein mit all den Vorzügen und Schwächen, die dieser Entwickelung des Geistes ankleben. Auch in der Religion konnte er sich keine Illusionen machen. Freilich hatte es bei seiner Polemik, die vorzugsweise gegen die Wortklaubereien der zurecht machenden Theologie und gegen das rationalisch abgeschwächte Christenthum gerichtet war, nicht selten den Anschein, als wolle er die Aufklärung im Interesse einer größern religiösen Innigkeit bekämpfen. Dieser Anschein wird freilich durch seine Briefe gründlich widerlegt, aber ebenso wenig war Lessing ein Freigeist im gewöhnlichen Sinne des Worts. Der Freigeist hat auf jede Frage seine Antwort bereit, Lessing kam es vor allem auf Correctheit der Untersuchung an. Wie er in der Dichtkunst auf strenge Scheidung der Gattungen hielt, so trennte er auf dem Gebiet der Theologie die philosophische von der historischen Erkenntniß. Dem Rationalisten wies er nach, daß seine Ideen nicht im Christenthum liegen, dem Rechtgläubigen zeigte er durch die Wolfenbüttler Fragmente, daß für seine biblische Geschichte die Bibel nicht als historische Quelle anzusehen sei, und wenn er, um ihn gewissermaßen darüber zu trösten, weiter ging, die juristische Grundlage der lutherischen Kirche, die Autorität der Bibel anfocht und nachwies, daß die Autorität der Bibel nur auf der Autorität der Tradition beruhte, so wollte er damit gewiß nicht der katholischen Kirche das Wort reden, gegen welche er ähnliche Waffen gefunden haben würde, wenn ihm diese Seite irgendwie näher getreten wäre. In seinen Schriften kommt er überall zu dem Resultat, die Acten seien noch nicht spruchreif; das war nicht ganz seine innere Meinung. Dem fragenden Saladin gegenüber behauptet Nathan, die einzige Quelle der Religion, die Ueberlieferung, entziehe sich der Kritik, und verweist ihn auf ein kommendes Jahrhundert, welches entscheiden werde, welche Ueberlieferung die richtige sei; er deutet aber, halb ironisch, durch den Mund des Richters an, was er selbst von der Ueberlieferung denke. Das philosophische Denken im Ernst vom religiösen Empfinden zu trennen, konnte ihm nicht einfallen; er verlangte nur, das Eine solle gegen das Andere gerecht sein und nicht das Wünschenswerthe mit dem Wirklichen verwechseln. Lessing handelte übrigens in gutem Glauben, wenn er der protestantischen Ansicht, daß die christliche Wahrheit zu einer bestimmten Zeit offenbart und damit abgeschlossen sei, die katholische entgegenstellte, daß die Religion in der Kirche, der Tradition und Theologie sich fortbilde. Freilich meinte er es anders wie die Kirche. „Die eine

Hälfte der Christen muß mich immer gegen die andere in meinem Bollwerk schützen." Er zeigte, daß das Christenthum ein herrlicher Tempel sei, von Jahrtausenden getragen; daß alle Forschungen nach dem Ursprung desselben nur den Sinn hätten, zu diesem Tempel das abgenommene Brettergerüst aufzusuchen und danach seinen Werth zu ermessen. „Den Tempel über der Erde will ich preisen, lieber Baumeister! preisen, auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte oder doch nur auf lauter Seifenblasen ruhte." Dann wieder auf das protestantische Princip zurückgehend, machte er darauf aufmerksam, daß von den speculativsten Ideen der Kirche über das Wesen der Gottheit in der Bibel nichts zu finden sei, und wies den Widerspruch nach, eine innere Wiedergeburt an ein äußeres, nur historisch beglaubigtes Factum zu knüpfen, eine nur historische Gewißheit zum Maßstab des Denkens zu machen. Ein Wunder könne nur sinnlich, also nur auf Augenzeugen wirken; der Bericht eines Wunders müsse dem Maßstab der historischen Kritik unterworfen werden, und kein äußerliches Factum, wenn es auch ein Wunder wäre, könne uns dahin bringen, deutliche Begriffe aufzugeben. — Soll nun die Menschheit stets in dieser Rathlosigkeit in Bezug auf die höchsten Wahrheiten bleiben? — „Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger!" — Wie schon Nathan andeutet, wie es noch deutlicher in der Erziehung des Menschengeschlechts ausgeführt ist, schwebte Lessing die Möglichkeit einer echten Religion, eines neuen Evangeliums vor. Wie er sich diese denken sollte, hat er sich selber nicht klar gemacht, aber weder die Verleugnung der Religion noch die Herstellung der Universalreligion aus der Gesammtheit aller Religionen war sein letztes Wort. „Sie wird gewiß kommen, die Zeit des neuen Evangeliums, die uns schon in den Elementarbüchern des neuen Bundes versprochen wird. Vielleicht daß selbst gewisse Schwärmer einen Strahl dieses neuen ewigen Evangeliums aufgefangen haben, und nur darin irren, daß sie den Ausbruch desselben so nahe verkündeten. Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft, aber er kann nur die Zukunft nicht erwarten." — Dies dunkle Wort hat später die Nation vielfach irre geführt. — Die bisherige Philosophie war darauf ausgegangen, vermittelst der Denkgesetze das absolute Sein, von welchem die gewöhnliche Wissenschaft nur die Außenseite zeigt, zu ergründen, mit andern Worten, den Gott zu entdecken, den die Natur nur verbarg. Kant dagegen behauptete, daß das Denken nie aus der Sphäre des Gedankens heraustreten, sich nie in das Reich des Seins vertiefen kann, daß die Aufgabe der Speculation nur darin besteht, das Gesetz des Denkens festzustellen und ihm die Grenze zu stecken, über die es nicht hinaus kann. Er nahm dem menschlichen Geist die Möglichkeit, etwas anderes hervorzubringen oder zu finden als Ideen;

aber er zeigte ihm zugleich, und das ist die zweite Seite seiner Philosophie, daß die Ideen unendlich wichtiger seien als die sogenannte Wirklichkeit, daß sie allein das höchste und wahre Leben darstellen. Nichts ist thörichter als der Vorwurf: Kant habe das Göttliche erstickt. Wenn er die bisherigen Beweise vom Dasein Gottes verwarf, so wollte er damit nur die Nichtigkeit des Begriffs Dasein feststellen, da das wahre Leben Gottes in der Idee sei; vielmehr kam es ihm darauf an, den idealen Inhalt Gottes zu entwickeln. Wir wissen unmittelbar, daß das Gute sein soll; in der Welt ist es nicht, also muß ein Jenseits sein, in dem es ist, in dem das Schlechte, das Endliche, die Bedingtheit, Raum und Zeit verschwinden. Dieser Schluß drückt den wahrhaft christlichen Glauben in ideeller Form aus, den Glauben, daß Gott der Welt entgegengesetzt ist. In diesem Sinn darf man die kritische Philosophie als die Wiedergeburt des protestantischen Geistes aus seiner theologischen Verpuppung bezeichnen. Luther hatte den Himmel und die Hölle, die Sünde und die Erlösung, die in der alten Kirche außerhalb lagen, in das Herz der Menschen aufgenommen, und das Gefühl des Elends und der Endlichkeit wie den Muth der Freiheit zu seinem lebendigen Eigenthum gemacht. Allein seine historische Beziehung zur Bibel und zur Ueberlieferung hinderten ihn, diese Idee zu einer zusammenhängenden Weltanschauung durchzubilden. Die Theologie verknöcherte in neuer Scholastik oder siechte in unmännlicher Gefühlsschwärmerei dahin. Kant hat das Princip des alleinseligmachenden Glaubens in das Reich der Idee eingeführt. Aus der Idee des Guten oder aus dem Gewissen leitete er die Nothwendigkeit eines Glaubens an eine ideale, den Bedingungen des Raums und der Zeit entrückte Welt her. Die Möglichkeit, sich durch bloße Erkenntniß von der Wirklichkeit des Ideals zu überzeugen, bestritt er dem menschlichen Geist und spottete der Weisheit seiner Schlüsse durch eine glänzende Kritik, an der sich das ganze Zeitalter berauschte. — Im katholischen Frankreich hatte die Vernichtung der Wunder auch den Glauben und den Idealismus zerstört. Die französische Aufklärung empörte sich im Namen der Natur und des gesunden Menschenverstandes gegen den Spiritualismus in den Dogmen wie in den sittlichen Lehren des Christenthums. Der deutsche Protestantismus machte es umgekehrt: in der Ueberzeugung, daß der Spiritualismus des Christenthums noch viel zu sehr mit natürlichen Momenten zersetzt sei, erkannte er es für seine Aufgabe, die Vergeistigung der Religion des Geistes mit aller Consequenz des Denkens fortzuführen. Das Christenthum verlangt eine Reihe von Opfern, aber nur zum Schein, denn es erkauft sie durch Verheißungen ewigen Heils. Diesen irreligiösen Zusatz hob Kant auf. Die Pflicht sollte um des absoluten Gebots willen, ohne alle Rücksicht auf einen zu errei-

chenden Zweck, ohne alle Beimischung der Vorstellung einer damit verbundenen oder daraus entspringenden Glückseligkeit ausgeübt werden; ja das Gebot der Tugend war so hart, daß schon das Zusammentreffen der Neigung mit der Pflicht als eine Entheiligung der letztern erschien. Die Härte, mit der dieser Grundsatz ausgesprochen wurde, die scharfe Abstraction, mit welcher er alle Nebengedanken eines zu erfüllenden Zwecks, einer zu erreichenden Befriedigung entfernte, ist aus der endlichen Beziehung seiner Philosophie zur Zeit zu erklären. Wenn Kant der reinen Vernunft jede Ueberschreitung aus dem Gebiet der Gedanken untersagte, so geiselte er damit zugleich die Neigung seines Zeitalters zur Schwärmerei und zum Materialismus. Einerseits strebte der Instinct, sich von allem Gesetz und aller Regel zu befreien, sei es nun um des materiellen Genusses willen, oder für einen feinern aber noch krankhaftern Genuß. Andrerseits war durch Jesuiten und Freimaurer die gebildete Welt daran gewöhnt, zur Vervollkommnung der Menschheit in der Wahl der Mittel nicht sehr verlegen zu sein. Kant hatte nicht die Unwissenheit zu belehren, sondern die Verkehrtheit zurecht zu weisen, und je härter der Abstich des wahren Princips gegen die herrschenden Maximen war, desto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber zu erregen. Wenn Menschen wie Kotzebue, denen die individuelle Ungenirtheit des Lebens das höchste Princip war, die Pedanterie des Handelns, welches in jedem einzelnen Fall nach dem Katechismus sieht, mit Hohn und Spott übergossen, so zeigte sich damit nur, daß Kant den wunden Fleck richtig getroffen hatte. Es gibt keine Philosophie, die auf Privatsittlichkeit so segensreich eingewirkt hätte. Die heroischen Staatsmänner, welche die große Bewegung Ostpreußens in den Freiheitskriegen führten, hatten alle zu den Füßen des Altmeisters gesessen und seine Lehren hatten ihr ganzes Herz erfüllt. Daß Gottfried Hermann seine Metrik nach Kantischen Kategorien rubricirte, wollte nicht viel sagen; aber sein herrliches und schönes Leben war ganz erfüllt von den Ideen der Kantischen Philosophie. Wilhelm von Humboldt hat im höchsten Alter die bekannten Briefe an eine Freundin geschrieben, die zeigen,*)

*) In die Wirklichkeit kann leicht etwas störend eindringen, und das Größte und Schönste, das Menschen zu erkennen im Stande sind, bleiben doch die reinen, nur mit dem innern Blick erkennbaren Ideen. In ihnen zu leben ist der wahre Genuß, das Glück, das man ohne Beimischung einer Trübheit in sich aufnimmt ... Wenn ich von der Vertiefung in die Idee rede, so meine ich damit das Entkleiden der Dinge von ihrem Schein, das Sammeln der Gedanken auf das, was allein seine Vortrefflichkeit in sich selbst trägt, was auch im vergänglichen Menschen nicht untergehen kann, weil es nicht aus dem Menschen stammt, und was allein verdient, daß der Mensch sich ihm ganz und bedingungslos hingebe.

wie tief der Inhalt der Kantischen Lehren in sein Fleisch und Blut übergegangen war. Freilich lag in ihnen auch eine große Einseitigkeit. Kant war im Innersten seines Herzens strenger Lutheraner; er dachte bei seinen sittlichen Lehren nur an das Individuum; die Bedeutung der allgemeinen Formen des Lebens und die Erfüllung derselben in der Geschichte erschien ihm als etwas Gleichgültiges, da ihm das Absolute wirklich ein Jenseits war. Den Staat betrachtete er nur als eine Anstalt zur Wahrung der Privatsittlichkeit, die bei steigender Vervollkommnung der Menschheit sich selber aufheben werde. Die große Aufgabe der Geschichte, die Kräfte zu concentriren und dem Einzelnen den Muth und das Recht zu geben, sich einer Idee zu opfern, konnte er nicht fassen, weil er den Begriff des Zwecks von dem Begriff des sittlichen Handelns trennte und also in der Geschichte keine Wechselwirkung und keine Folge fand. Sein Höchstes war die Idee, welche den halb geistigen und halb natürlichen Menschen in sich entzweit und ihm dadurch eine unendliche Aufgabe stellt: die Vermittelung eines zugleich ideellen und reellen Ganzen, in welches der Einzelne aufgeht, lag ihm fern. So ist es begreiflich, daß allmählich seine tiefe Idee von der Pflicht, die nur sich selbst zum Gegenstand habe, ins Gemeinverständliche übersetzt und auf die Beobachtung der zehn Gebote zurückgeführt werden konnte. Kant selbst hatte sich die Kenntniß und die Bildung seiner Zeit in einem ungewöhnlichen Umfang angeeignet, und wenn in seiner Darstellung das Register der Kategorien, in die er seine Gedanken einschachtelte, zu ängstlich hervortrat, so war doch diese Form mit dem vielseitigsten Inhalt angefüllt. Dieser Schatz fehlte seinen Nachfolgern; es blieb ihnen nur das todte Register, das sie der Unbequemlichkeit des eigenen Denkens überhob, und die Virtuosität der Analyse, die bei Kant das Resultat des höchsten Tiefsinns war, wurde bei ihnen ein leeres Spiel mit fertigen Begriffen. Indem die Kantianer sich über alle Universitäten verbreiteten, bürgerte sich dadurch in der Sprache eine Pedanterie ein, welche die Dichtung nur einengen konnte. — So weit diese Richtungen auseinander gingen, alle kamen darin überein, die bestehenden Zustände und die herkömmliche Meinung zu bekämpfen, aus der Tiefe des Innern die Macht der Idee zu entwickeln und für diese ein Bild im classischen Alterthum zu suchen. Der Idealismus wartete nur auf den Günstling der Götter, dem ohne Anstrengung gegeben werde, wonach jene vergebens rangen.

Die Propheten des jungen Geschlechts hatten sämmtlich den kommenden Genius verheißen, der erfüllen würde, was sie nur versprechen konnten, und dieser wandelte in der That bereits unter den Lebendigen. Alles, was in Gefühlen und Anschauungen in dem jungen Geschlecht dunkel sich regte, kam in Göthe zu seinem vollendeten Ausdruck. In seinem Leben und in seinen Schriften hat die Nachwelt wie in einem dichterischen Zauberspiegel das Bild der ganzen Zeit. Wenn Lessing den Krankheiten derselben entschlossen entgegenarbeitete, so nahm sie Göthe in sich auf, um eine ideale Erscheinung daraus herzuleiten. Von frühster Jugend auf genöthigt, den Gehalt der Poesie aus seinem eigenen Busen zu schöpfen, blieb er Zeit seines Lebens ein Suchender, und jeder Prophet fand bei ihm wenn nicht Anklang, doch Verständniß. Er suchte das Erhabene im Christenthum, aber er suchte es auch in der sittlich-individuellen Freiheit, die sich gegen das christliche Herkommen auflehnte. Mit jenem hohen Flug der Seele ausgerüstet, der in jener Zeit so mächtig sich regte, war sein Ideal das Maß und die Klarheit der Antike. Zum höchsten Lebensgenuß gehörte ihm ein unaufhörlich rastloses Studium und eine unbegrenzte Thätigkeit. Den Gott in der Natur, die Idee in der Erscheinungswelt, die Menschheit in der harmonisch vollendeten Individualität zu suchen, war die hohe Aufgabe seiner Poesie und seines Lebens. — Um aber mit voller Freiheit sich zum griechischen Ideal zu erheben, mußte sich Göthe durch die Irrungen der modernen Wirklichkeit durcharbeiten. Freilich hatte ihn auch hier das Schicksal vor seinen Zeitgenossen wunderbar begünstigt. Geboren den 28. August 1749 in einer ansehnlichen Patricierfamilie der freien Reichsstadt Frankfurt, wo das Bürgerthum doch einiges Selbstgefühl bewahrt und sich von dem allgemeinen Joch der Amtleute und Pfaffen freigehalten hatte, von einem wohlmeinenden Vater sorgfältig erzogen, ohne daß seinen Neigungen und Grillen ein Hemmschuh angelegt wäre, trat Göthe, ein schöner Knabe, dem schon damals alle Herzen zuflogen, dem die kleinen quälenden Sorgen der Armuth ebenso fremd blieben wie die gefährlichen Verlockungen des Reichthums, frühreif aber mit frischem Muth ins Leben ein. Nur war sein Blick zu scharf, als daß er nicht den unterwühlten Boden dieser Gesellschaft hätte kennen lernen sollen. Im Hause seines Großvaters des Schultheiß zeigten ihm die Proceßacten die unterirdischen Minen von ferne, ein Liebesverhältniß im vierzehnten Jahr führte ihn unmittelbar in diese Welt der Abenteuer und des Lasters ein. So vorbereitet kam er Michael 1765 auf die Universität Leipzig, eine Liebe wechselte mit der andern, und neben den zarten Verhältnissen, die er in Dichtung und Wahrheit erzählt, spielten denn auch weniger zarte, die seine Gesundheit angriffen und ihn

noch tiefer in die geheimen Schäden der Gesellschaft einweihten. Ein seltsamer Nachklang dieser leipziger Erfahrungen, von denen er ziemlich abgespannt 1769 nach Hause zurückkehrte, ist das Lustspiel die Mitschuldigen, eines der wunderbarsten Erzeugnisse unserer Literatur, da es ein zwanzigjähriger Jüngling geschrieben hat. Das Stück zeigt uns nicht blos häßliche, widerwärtige Zustände, es eröffnet noch unheimlichere Perspectiven, und doch ist in der Darstellung nicht die geringste Bitterkeit: der Dichter ist weder verstimmt noch faßt er die Sache frivol auf, er scheint gar kein Arg zu finden, und als der liederliche Söller zum Schluß sich freut, daß diesmal alle ungehangen bleiben, freut er sich unbefangen mit. Wenn man von den ungesunden Voraussetzungen absehen kann, ist der komische Eindruck überwältigend. Es ist eine Objectivität, wie man sie bei einem andern Dichter kaum im reifsten Lebensalter findet. Die Personen sprechen genau wie sie sprechen müssen; kein Ausdruck zu wenig oder zu viel, und wenn das Stück nicht in Versen wäre, so sollte man glauben, der Dichter habe es genau der Wirklichkeit nachgeschrieben. Aber die poetische Form ist nothwendig aus dem Inhalt hervorgegangen; nicht im entferntesten wird man an den französischen Ursprung derselben erinnert, und die Declamationen gegen die Alexandriner müssen vor dieser ganz realistischen Handlung verstummen. — In die engen Verhältnisse des väterlichen Hauses mochte sich der vielerfahrene junge Lebemann nicht fügen, auch der Vater wünschte die Vollendung seiner juristischen Studien, und so bezog er im Frühling 1770 die Universität Strasburg. Die Bildung, die er sich in Leipzig angeeignet, obwol vielseitig und namentlich durch das eifrige Studium der bildenden Kunst über den gewöhnlichen Gesichtskreis eines Gelehrten herausgerückt, war doch überwiegend französisch; der Messias, das Ideal seiner Knabenzeit, hatte der leichtfertigen Musarion Platz gemacht. In Strasburg ging ihm nun das deutsche Leben auf, zuerst in der Anschauung des Münsters, dem er den geheimen Sinn des gothischen Stils ablauschte, dann durch den folgenreichen Verkehr mit Herder. — 1744 in dem ostpreußischen Städtchen Mohrungen geboren, der Sohn eines armen Mannes, der erst Handwerker, dann Schulmeister war, lernte Herder schon als Knabe nicht blos Noth, sondern die drückende Sklaverei kennen. Nach außen hin überall gehemmt, entwickelte sich in seinem Innern, von ehrgeizigen Planen belebt, ein starkes Traumleben. Nur heimlich durfte er Zeit auf seine Studien wenden, bis 1762 ein russischer Regimentsarzt sich seiner annahm und ihn als Studenten der Medicin nach Königsberg brachte, welches Studium er bald mit dem der Theologie vertauschte. Dieser Eintritt aus dem Volksleben in den Gelehrtenstand war zugleich die Lösung von dem älterlichen Hause, das er nicht wiedersah. Kant's Vorlesungen, der sich des jungen Mannes sehr lebhaft annahm, hauptsächlich die natur-

wissenschaftlichen, regten eine Welt von Ideen an; noch wichtiger war für ihn der Verkehr mit dem jungen Haman (geb. 1730), der für die chaotische Ideenfülle, die in seinem Kopf gährte, in dem jüngern Freund ein beredtes Organ fand. Ihm flößte er seinen Haß aller Regeln und die Ueberzeugung ein, daß alle wahrhafte Poesie aus der Natur entspringt, aus dem Genius der Einzelnen, aus dem Genius der Völker. Er lehrte ihn Englisch und weihte ihn in Shakspeare und Ossian ein. Aber während Haman's Ideen sich überall zum Fragment, zum Orakel zuspitzten, — die sibyllinischen Blätter, welche der „Magus des Nordens" ausstreute, sahen nicht selten wie Charaden aus — hatte Herder das Bedürfniß und Talent der Combination. Schon als Student strebte er danach, die Naturwissenschaft und das geschichtliche Leben, die Religion und Philosophie, das classische Alterthum und das Morgenland zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden, in welchem die Geschichte der Poesie den Leitfaden bilden sollte. Haman's Empfehlung verschaffte ihm Ende 1764 eine Lehrer- und Predigerstelle in Riga, in welcher er bald durch seine Beredsamkeit sich allgemeine Bewunderung erwarb, obgleich schon hier der böse Geist der Unzufriedenheit in der unbestimmten Sehnsucht sich geltend macht. Bald nach seiner Ankunft in Riga trat er in den Freimaurerorden, den er in der Weise jener Zeit zu Zwecken der Humanität auszubeuten hoffte. Diese Idee der Humanität wurde schon jetzt der Leitstern seines Lebens, und wenn er das unabsehliche Gebiet der allgemeinen Culturgeschichte durchforschte, um überall Eigenthümliches zu entdecken, so geschah es nur, um in dem Eigenthümlichen die Spuren des ewig Menschlichen nachzuweisen. — Wenn Haman's Denk- und Sprechweise bei der innern Verwandtschaft ihrer Naturen für seine ersten schriftstellerischen Versuche maßgebend war, so gaben die äußere Anregung Winckelmann's Kunstgeschichte und Lessing's Literaturbriefe. Die Verwandtschaft zwischen Lessing und Herder war gering, desto wichtiger war es, daß beide sich ergänzten. Selbst wo Lessing einen Gegenstand behandelt, der für uns nicht das mindeste Interesse hat, fesselt uns der männliche Scharfsinn und die Entschlossenheit einer starken Natur, die mit voller Kraft in den Gegenstand eindringt. Diese Kraft vermissen wir bei Herder durchaus. Auch wo wir ihm beipflichten, verstimmt uns das unsichere Herumtasten, in dem wir keinen festen Willen herauserkennen. Er eröffnet überraschende Aussichten, aber wir gewinnen nie jene Zuversicht, die eine entschiedene Natur immer einflößt, auch wo sie irrt. In Herder's Natur liegt etwas Weibliches. Er fand eine leere und nüchterne Zeit vor, in der es darauf ankam, mit feinem Instinct das Schöne von allen Seiten aufzuspüren. In diesem Sinn hat er sehr bedeutend und im ganzen vortheilhaft ge-

wirkt, ja seine unmittelbare Wirksamkeit war größer als die Lessing's, der dem Zeitalter zu überlegen war, um mehr als Bewunderung oder Scheu einzuflößen. Die Schule der berliner Aufklärer, die sein Werk fortzusetzen behauptete, hatte für seinen Geist das geringste Verständniß, die idealistische Richtung war seiner Art zu sein im innersten Grunde entgegengesetzt, und erst an uns ist es, das Gebäude, das er begonnen, wieder aufzunehmen. Daraus erklärt sich, daß Lessing unter seinen Zeitgenossen, die sonst in lobenden Erläuterungen erfinderisch genug waren, keinen eingehenden und einsichtsvollen Beurtheiler fand, während in unsern Tagen der eine Literarhistoriker immer geistreicher über ihn zu sprechen weiß als der andere. Herder's Wirkung dagegen war eine augenblickliche, und zum Theil sind gerade diejenigen, die am meisten sein Andenken verlästerten, am entschiedensten von ihm beeinflußt worden. — Seine kritische Thätigkeit beginnt mit den Fragmenten über die neuere deutsche Literatur 1766—67. Indem er seine Urtheile durch eine Philosophie der Sprache zu begründen sucht, zerbricht er das bisherige Räderwerk unsers Stils und fordert selbst für die Prosa Freiheit und Leben, Phantasie und Leidenschaft. Er vertheidigt jedes Wagniß, selbst die Aufnahme der gemeinen Volkssprache, sobald es dem poetischen Stil Feuer und Kraft verleiht. Er zeigt den schädlichen Einfluß der ausschließlich lateinischen Bildung und weist auf die wahre Quelle der Poesie, auf Griechenland. Er verlangt das tiefste Studium der fremden Literaturen, aber nur im Interesse unserer eigenen Freiheit und Eigenthümlichkeit. Zunächst sollten sich unsere Schriftsteller nur bemühen, eigenthümlich für unser Volk zu schreiben, ob sie classisch seien, möge die Nachwelt entscheiden. Um sich dem Geschmack seines Volks zu bequemen, müsse man dessen Wahn und die Sagen der Vorfahren studiren und diese dem sinnlichen Verstand seiner Zeit anpassen. Nicht Nachbildungen, sondern getreue Uebersetzungen seien das Mittel, uns jene Bildung anzueignen, aus der allein freie Ursprünglichkeit hervorgehe. — In den kritischen Wäldern 1769 sucht er Lessing's Laokoon zu ergänzen und theilweise zu berichtigen. — Was in diesen Schriften ebenso bedeutend wirkte als der Inhalt, war der leidenschaftlich bewegte Ton, die geniale Kühnheit der Form, selbst die Verwirrung in den Ideen, welche die gläubige Jugend noch Größeres ahnen ließ, als ihr wirklich geboten wurde. — Das Gefühl unfertiger Bildung und der Mangel an Anregung trieb Herder aus Riga fort. Er legte Mai 1769 seine Stelle nieder und eilte nach Frankreich, wo er sich mit der herrschenden Literatur nach allen Richtungen hin bekannt machte. Auch die niederländischen Gelehrten besuchte er und ging dann 1770 nach einem genußreichen Besuch bei Lessing und Claudius nach Eutin, wo er zum Reisebegleiter des Prinzen bestimmt war. Der weitere Verlauf der Reise

führte ihn nach Darmstadt, wo er Merck*) und in dessen Hause Karoline Flachsland kennen lernte, mit der er sich bald darauf verlobte. Auch jetzt war er mit seiner Stellung unzufrieden und unruhig, namentlich da ihm in Bückeburg die Stelle eines Consistorialraths angeboten wurde. In seinem Charakter lag eine seltene Unentschlossenheit, wo es galt bestimmt in den Gang seines Schicksals einzugreifen: es war ihm stets, als müsse er die weitere Entwickelung der Umstände und den entscheidenden Wink des Genius abwarten. Erst in Strasburg, September 1770, wo er sich einer Augenkur wegen aufhielt, entschied er sich für die bückeburger Stelle. Hier war es, wo ihn Göthe kennen lernte und durch ihn in die fremde ungeahnte Welt Shakspeare's, Ossian's und der Volkslieder eingeführt wurde. Damals an Bildung ihm unendlich überlegen und doch seiner Natur wesentlich verwandt, nöthigte ihn Herder zur strengen Kritik, er lehrte ihn die Größe ausschließlich in der Einfalt und Natur suchen und den Maßstab des Homer auch an die modernen Schöpfungen legen. — Da nun die deutsche Literatur seit Opitz in den Händen der Gelehrten gewesen war, wurde Göthe zur Erweiterung seines Horizonts eine zweite Bekanntschaft von der größten Wichtigkeit: Jung-Stilling, der Sohn des Volks. Man darf sich durch die modernen Dorfgeschichten nicht zu dem Glauben verleiten lassen, diese Söhne des Volks hätten der Poesie gesundere Säfte zugeführt. Aus höchst verkümmerten, dürftigen und einförmigen Verhältnissen suchen sich strebsame Gemüther loszureißen, angeregt durch eine halbverstandene Lectüre, die ihnen ein verwirrtes Ideal vor Augen stellt und sie auch in den günstigsten Fällen selten zu rechtem Lebensmuth kommen läßt. Fast überall ist der Pietismus der Vermittler zwischen dem rohen Naturdasein und der Bildung. Handwerker und Bauern verließen die Predigt, die ihnen über die tiefsten Geheimnisse Gottes keinen Aufschluß gab und ihrem liebedürftigen Gemüth nicht genügte. und wandten sich an die Bibel, um darüber zu grübeln und sich durch einzelne Sprüche in mystische Entzückungen versetzen zu lassen. Wurde auch durch dies einsame Brüten der Verstand nicht erhellt und der Charakter nicht gefestigt, so hatten diese stillen Brüderschaften doch einen Vortheil davon: sie lernten sich über einen bestimmten Gegenstand poetisch und mit einem gewissen Anschein von Bildung ausdrücken, der gegen ihr sonstiges Wesen seltsam abstach. Da sie nicht blos an Meditation, sondern

*) Geb. 1741 zu Darmstadt, erschoß sich in einem Anfall von Lebensüberdruß 1791. Ohne productiv zu sein, übte er durch seine kritische Schärfe, die mehr als bei Herder durch einen festen gesunden Menschenverstand getragen war, einen sehr erheblichen Einfluß auf die junge Literatur.

auch an beständiges Disputiren über das Wort des Herrn gewöhnt waren, so wurde es einem Fremden schwer, ihnen in diesen Dingen Stand zu halten, und sie traten selbst dem Herrn Pastor, der sich nicht einer gleichen Glaubensstärke erfreute, mit einem nicht geringen Selbstgefühl entgegen. In einer solchen stillen Gemeinde im westfälischen Dorf Grund wurde im December 1740 Heinrich Jung geboren. Der Großvater war ein rüstiger Kohlenbrenner, in den Volksbüchern ebenso belesen als wie in der Bibel, Kirchenältester und den Kopf ebenso voll von Schwänken als von theologischen Controversen. Der Vater war ein verwachsenes, schwächliches und hypochondrisches Schneiderlein, die schwindsüchtige Mutter starb früh. Durch die Strenge des Vaters gewöhnte sich der Knabe das Lügen an, dagegen wurde er durch den Großvater früh in theologische Fragen eingeweiht, daß er schon in seinem neunten Jahre dem Pastor, der ihn prüfte, durch Bibelsprüche imponirte und ihn zu dem Ausrufe veranlaßte: „Euer Sohn wird alle seine Vorältern übertreffen; fahrt fort, ihn wohl unter der Ruthe zu halten, er wird ein großer Mann werden." In der That war die Rede davon, ihn studiren zu lassen, aber theils ließ die Noth der Familie es nicht dazu kommen, theils fürchteten Vater und Pastor, er werde ihnen über den Kopf wachsen. So trieb er das Schneiderhandwerk, aber ohne Lust: es wäre doch entsetzlich, meinte er, wenn mir Gott Triebe und Neigungen in die Seele gelegt hätte und seine Vorsehung weigerte mir die Befriedigung derselben. Seine Lectüre, die Bibel, schöne Melusine, Octavianus, asiatische Banise, Fenelon, Homer, Thomas a Kempis, machten ihn in der Phantasie stets zum Helden wunderbarer Geschichten und bevölkerten die Schneiderwerkstatt mit den wunderbarsten Gestalten. Die Außenwelt dämmerte der stillen Gemeinde nur in dunkeln Umrissen entgegen. „Was kluge Leute waren, die die Mode und den Wohlstand in der Welt kannten, die wußten, wie schimpflich es in der großen Welt wäre, sich öffentlich zu Jesus Christus zu bekennen, oder Unterredungen zu halten, worin man sich ermahnte, dessen Lehren und Leben nachzufolgen. Darum waren wir in der Welt verachtet und hatten keinen Werth." In seinem siebzehnten Jahre verschaffte man ihm in der Nachbarschaft eine Schullehrerstelle, und der Versuch wurde mehrmals wiederholt, immer ohne Erfolg; bald stieß er bei der Gemeinde an, indem er den Kindern das Abc durch Spielkarten beibringen wollte, bald ging er dem Pastor zu weit, indem er sie in die Geheimnisse des Rechnens einführte. So wurde er immer wieder abgesetzt und genöthigt, zu seinem Vater in die Schneiderwerkstatt zurückzukehren, wo der Aufenthalt ihm nachgerade unerträglich war, seitdem sein Vater ihm eine Stiefmutter gegeben hatte. Eine tiefe Traurigkeit stellte sich ein, und er war wie in einem fremden Lande von allen Menschen verlassen. Sein Seelenzustand war damals ganz eigen-

thümlicher Art; wenn die Sonne schien, fühlte er seine Leiden doppelt, der Wechsel von Licht und Schatten im Herbst erweckte ein Gefühl in seiner Seele, daß er vor Wehmuth oft zu vergehen glaubte; war es dagegen trübes, stürmisches Wetter, so befand er sich besser; es war ihm, als wenn er in einer dunkeln Felsenkluft säße, in deren Sicherheit ihm wohl wurde. Diese Stimmung gab er in Liedern aus, die ihn wundersam in seinen Kümmernissen trösteten. Einmal traf er einen wohlgesinnten Pastor, der ihm nachwies, seine Leiden seien nur eine Prüfung Gottes, den er durch seinen Hochmuth und Ehrgeiz beleidigt habe. Ganz zerknirscht rief auch Jung: Ach mein Herz ist die falscheste Creatur auf Gottes Erdboden! immer meine ich, ich hätte die Absicht, mit meinem Wissen nur Gott und dem Höchsten zu dienen, aber im Grunde ist es nicht wahr, ich will nur gern ein großer Mann werden! Nach vielen verunglückten Versuchen in seiner Heimat begab er sich Ostern 1761 auf die Wanderschaft, ohne recht zu wissen, wohin. Ein reicher Mann machte ihn zum Informator seiner Kinder, aber er fühlte sich hier sehr unglücklich, bis er endlich im Frühling 1762 zu seinem Erstaunen in seiner Seele den Entschluß wahrnahm, davonzulaufen, was er auch ausführte. Auf der Wanderschaft kehrte er bei einer Schneiderfamilie ein und hörte, wie der Meister mit dem Gesellen sprach, es käme hauptsächlich auf den Willen des Menschen an, ob er den Geist Christi in sich wirken lassen wolle. Eine wunderbare Freude überkam ihn, denn er erkannte, daß er bei frommen Leuten war, er konnte sich nicht länger halten und fing an zu weinen, wobei er ein über das andere mal ausrief: „Gott ich bin zu Haus, ich bin zu Haus!“ — Auf einem Spaziergange wurde er zur Gnade erweckt: er hatte weder tiefe Betrachtungen, noch sonst etwas Sonderliches in den Gedanken; von ungefähr blickte er in die Höhe und sah eine leichte Wolke über seinem Haupte schweben. Mit diesem Anblick durchdrang eine unbekannte Kraft seine Seele, ihm wurde so innig wohl, er zitterte am ganzen Leibe und konnte sich kaum enthalten, daß er nicht niedersank. Von diesem Augenblick an fühlte er eine unüberwindliche Neigung, ganz für die Ehre Gottes und das Wohl seiner Mitmenschen zu leben und zu sterben; seine Liebe zum Vater aller Menschen und zum göttlichen Erlöser, desgleichen zu allen Menschen, war in diesem Augenblick so groß, daß er willig sein Leben aufgeopfert hätte, wenn es nöthig gewesen wäre. Dabei fühlte er den unwiderstehlichen Trieb, über seine Gedanken, Worte und Werke zu wachen, damit sie alle Gott geziemend, angenehm und nützlich sein möchten. Auf der Stelle machte er einen festen und unwiderruflichen Bund mit Gott, sich hinführo lediglich seiner Führung zu überlassen und keine eitlen Wünsche mehr zu hegen, sondern wenn es Gott gefallen sollte, daß er lebenslang ein Handwerksmann bleiben sollte, willig und mit

Freuden damit zufrieden zu sein. Ein andermal ist er in einem Walde allein, ohne einen Heller in der Tasche. Die Stunde ist gekommen, ruft er aus, da das große Wort des Erlösers für mich auf der höchsten Probe steht: auch ein Haar auf euerm Haupte soll nicht umkommen! Ist das wahr, so muß mir schleunige Hülfe geschehen, denn ich habe bis auf diesen Augenblick auf ihn getraut und seinem Wort geglaubt; ich gehöre mit zu den Augen, die auf den Herrn warten, daß er ihnen zur rechten Zeit Speise gebe und sie mit Wohlgefallen sättige; bin ich doch so gut sein Geschöpf wie jeder Vogel, der da in den Bäumen singt, und jedesmal seine Nahrung findet, wenn es ihm noth thut. — Gott hilft ihm in der That. Später nimmt ihn ein wohlhabender Kaufmann zu sich, und diesem fällt es eines Tages ein, Stilling hätte eigentlich Arzt werden sollen. Das trifft ihn wie ein Blitzstrahl; er fällt in Ohnmacht. Ja, ruft er aus, ich fühle in meiner Seele, das ist das große Ding, das immer vor mir verborgen gewesen ist, das ich so lange gesucht und nicht habe finden können! Dazu hat mich der himmlische Vater von Jugend auf durch schwere und scharfe Prüfungen vorbereiten wollen! Gelobt sei der barmherzige Gott, daß er mir doch seinen Willen geoffenbart hat, nun will ich auch getrost seinem Wink folgen. — Dieser Wink Gottes wird noch dadurch bestätigt, daß ein alter schwindsüchtiger Mann ihm ein Recept für Augenkrankheiten vermacht. Ein anderer Wink Gottes treibt ihn auf eine ziemlich überraschende Weise, sich mit der ebenfalls schwindsüchtigen Tochter eines Kaufmanns zu verheirathen. Er ist nun entschlossen, in seinem dreißigsten Jahre zu studiren. Er hatte sich noch keinen Ort gewählt, sondern er erwartete einen Wink vom himmlischen Vater; denn weil er aus purem Glauben studiren wollte, so durfte er auch in nichts seinem eigenen Willen folgen. Um die Mittel ist er nicht besorgt, denn, schließt er: Gott fängt nichts an, oder er führt es auch herrlich aus; nun ist es aber auch ewig wahr, daß Er meine gegenwärtige Lage ganz und allein, ohne mein Zuthun, so geordnet hat; folglich ist es auch ewig wahr, daß Er mit mir Alles herrlich ausführen wird. Mich soll doch verlangen, setzte er halb scherzhaft hinzu, wo mein Vater im Himmel Geld für mich zusammentreiben wird!*) So kam

*) „Der, welcher augenscheinlich das Gebet der Menschen erhört und ihr Schicksal wunderbarerweise und sichtbarlich lenkt, muß unstreitig wahrer Gott, und seine Lehre Gottes Wort sein. Nun habe ich aber von jeher Jesum Christum als meinen Gott und Heiland verehrt und zu ihm gebetet; er hat mich in meinen Nöthen erhört und mir wunderbarlich geholfen. Folglich ist Jesus Christus unstreitig wahrer Gott, seine Lehre ist Gottes Wort und seine Religion die wahre.“ Göthe bemerkt ganz richtig: „Zwar überließ ich gern einem jeden, wie er sich das Räthsel

er 1769 auf die Universität Strasburg. Der Leichtsinn, mit dem er hier Schulden machte, in der Ueberzeugung, daß Gott sein Säckelmeister sei, hat bei dem dreißigjährigen Mann doch etwas Frivoles. Hier lernte er Göthe und Herder kennen, die sich beide sehr freundlich seiner annahmen. Göthe freute sich über die Naivetät seiner Erzählungen und regte ihn an, sein Leben zu beschreiben. Er nahm ihm später das Manuscript ab und gab es 1777 heraus: für die Culturzustände jener Periode eins der wichtigsten Zeugnisse. Nachdem er 1772 sein Examen gemacht, ließ er sich in Elberfeld als Arzt nieder.*) — Wenn auch Göthe

---

seiner Tage zurecht legen und ausbilden wollte; aber die Art, auf einem abenteuerlichen Lebensgange Alles, was uns vernünftigerweise Gutes begegnet, einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zuzuschreiben, schien mir doch zu anmaßlich, und die Vorstellungsart, daß Alles was aus unserm Leichtsinn und Dünkel, übereilt und vernachlässigt, schlimme, schwer zu ertragende Folgen hat, gleichfalls für göttliche Pädagogik zu halten, wollte mir auch nicht in den Sinn."

*) Die Stelle war nicht einträglich, doch verschaffte er sich einen gewissen Ruf als Augenarzt, und dies veranlaßte einen reichen frankfurter Kaufmann, ihn Anfang 1775 unter Zusicherung eines bedeutenden Honorars zu einer Operation einzuladen. Die Operation mislang, und Göthe, bei dem er wohnte, schildert höchst anschaulich die gerechten Gewissensbisse, die ihn überfielen, weil er einsah, ohne genügende Vorbereitung leichtsinnig ein so wichtiges Geschäft übernommen zu haben. Er erkannte, daß seines Bleibens in Elberfeld nicht länger sei, und sein Gott half ihm auch diesmal aus der Noth. Er hatte, um seine dürftige Lage zu verbessern, verschiedene Schriften herausgegeben, auch über Gewerbe-, Land- und Forstwirthschaft. Diese veranlaßten die pfälzische Regierung, ihn 1778 als Professor der Kameralwissenschaften nach Kaiserslautern zu berufen: er verstand von dem neuen Fach wol soviel als von dem alten. An seinem neuen Aufenthaltsort starb 1781 seine Frau, er heirathete gleich darauf eine zweite und nach deren Tod eine dritte. In dieser Periode schrieb er Geschichte des Herrn von Morgenthau 1779, Florentins von Fahlendorn 1781, Leben der Theodora von der Linden 1783, und Theobald oder die Schwärmer 1784. 1787 wurde er vom Landgrafen von Hessen an die Universität Marburg berufen, wo er 1200 Thaler Gehalt hatte und nun zum ersten mal seine Verhältnisse ordnen konnte. Hier besuchte ihn sein Vater. Die Geschichte wirft ein erschreckendes Licht auf das verkümmerte Selbstgefühl des Volks. „Wie Stilling eintrat, stand seitwärts linker Hand der alte Vater Wilhelm Jung, den Hut in den Händen und mit gekrümmtem Rücken, auf dem die Last der Jahre lag. Die Zeit und die Trübsale hatten in seinem ehrwürdigen Gesicht viele und tiefe Furchen gegraben. Schüchtern und mit der ihm eigenen schamhaften Miene blickte er seitwärts seinem kommenden Sohn ins Angesicht, dann fielen beide unter Weinen und Schluchzen einander in die Arme. Die Studenten standen dabei. Vater, fing der Professor an, Ihr habt seit 13 Jahren sehr gealtert. Das habe ich auch, Sie sehen recht mein Sohn. Nicht Sie, ehrwürdiger Vater, sondern Du! Ich bin Euer Sohn und stolz darauf es zu sein. Euer Gebet und Eure Erziehung

dem verkümmerten Schneidersohn gemüthlich näher trat als Herder der strenge Kritiker, so übte doch der letztere eine größere Wirkung auf ihn aus, da er ihn die Herauskehrung seines eigenen Selbst als eine ästhetisch gerechtfertigte That begreifen lehrte. Es verbreitete sich jetzt durch Norddeutschland eine elektrische Kette jener strebsamen unfertigen Naturen, die aus Abscheu vor der verkehrten Bildung, wenn auch in anderer Weise als der stürmische Rousseau, einem erträumten Naturzustand zustrebten. Eins der eifrigsten Organe dieser neuen Richtung war der Wandsbecker Bote (1770 — 75) von Matthias Claudius (geb. 1740 im Holsteinischen, starb 1815 in Hamburg). In jenen Zeiten, wo das Gemüth sich gegen den Verstand der Voltaire'schen Aufklärung ebenso empörte als gegen ihre Reifröcke und Perücken, hielt man es für nöthig, zu Zeiten die Maske der Einfalt anzunehmen und von dem Gesichtskreise einer beschränkten Seele aus den Himmel und die Erde zu kritisiren. Ein gutes Herz schien der weltlichen Bildung zu widersprechen, darum trat Claudius als Schneider auf, der über dies und jenes Einfälle hatte, und an diesen Einfällen, wenn er noch die Bibel und das Gesangbuch dazu nahm, sich befriedigte.

---

haben mich zu dem Manne gemacht, der ich nun geworden bin; ohne Euch wäre ich nichts u. s. w. Einige Tage blieb der alte Vater in Marburg, dann ging er wieder heim. Er glaubte einen Vorgeschmack des Himmels genossen zu haben." — Nach seiner dritten Heirath 1791 machte die französische Revolution auf ihn den betrübendsten Eindruck. Um dem hereinbrechenden Verderben nach Kräften zu wehren, faßte er den Entschluß, erbauliche Bücher zu schreiben und darin ein kräftiges Zeugniß von dem Herrn abzulegen. Die Schriften machten weit und breit ein ungemeines Aufsehen; vom Throne bis zum Pfluge kamen Briefe an, welche den herzlichsten Dank für die köstlichen Gaben aussprachen. Zu diesen Schriften gehören unter andern das Heimweh 1794 und Schlüssel zu demselben 1797, der graue Mann, eine Volksschrift 1795—1816, Scenen aus dem Geisterreiche 1797: Verdummungsschriften, ausgehend von einem Halbgebildeten, den sein gutes Naturell nicht ganz vor Bösartigkeit bewahrte. 1803 wurde er vom Großherzog von Baden als geheimer Hofrath nach Heidelberg berufen, mit keiner andern Verpflichtung, als in seinem Kampf für die gute Sache fortzufahren. Der Fürst zog 1806 den frommen Mann in sein Schloß nach Karlsruhe, wo er bei ihm wohnen und speisen mußte. Er war jetzt als Vorkämpfer des Throns und des Altars eine wichtige Persönlichkeit. Als Kaiser Alexander 1813 durch Karlsruhe kam, überhäufte er ihn mit Wohlwollen und sandte ihm später sehr erhebliche Geschenke zu. Seine Schriften zur Bekämpfung des revolutionären Geistes wurden immer prophetischer, so seine Theorie der Geisterkunde 1808. Er starb 1817 in der festen Ueberzeugung, daß in seinem reifern Lebensalter Christus in ihm eine Gestalt gewonnen habe: für uns ist der leichtsinnige, aber gutmüthige Schneiderlehrling und Schulmeister eine erbaulichere Erscheinung als der salbungsreiche geheime Hofrath, der Günstling der Potentaten.

Stilling war ein wirklicher Schneider, der sich erst von seinem himmlischen Vater zum Denken und zur Gelehrsamkeit antreiben ließ und sich allmählich einredete, in der Kindlichkeit seines Gemüths läge etwas Besonderes. Claudius dagegen war ein Gelehrter, der sich in die Philosophie eines Schneiders erst hineinreflectirte; aber es war ihm kein rechter Ernst damit, und er personificirte den Rest seines Wesens in dem gelehrten Vetter Anders, der die gemüthlichen Bemerkungen des Schneiders Asmus durch griechische Citate unterbrach. Die Einfälle waren drollig genug, und das reflectirte kindliche Gemüth hatte oftmals Recht gegen die Ueberweisheit des herrschenden Rationalismus, gegen die Rastlosigkeit des Verstandes, der sich stets neue Grenzen setzt, nur um sie wieder aufzuheben. Ohne die conservative Zähigkeit des Gemüths würde unter der bloßen Herrschaft des Verstandes alles sittliche Leben sich verflüchtigen; aber sie wird bedenklich, wenn es sich seines Gegensatzes gegen den Verstand bewußt wird. Claudius wurde später in seinen Ausfällen gegen die Idee der Freiheit, in seiner Vertheidigung des Bestehenden nicht selten hämisch; er schwindelte sich in den bereits überwundenen Aberglauben an die Nichtswürdigkeit des Menschengeschlechts, an das Reich des Teufels zurück, er ließ merken, daß hinter der Heiligenverehrung und dem Exorcismus doch sehr viel Wahres und Heiliges stecke, er wandte schmerzlich die Augen gen Himmel, sobald in irgendeiner Erscheinung die Autonomie des menschlichen Geistes zu ihrem Recht kam — kurz, er warf die Schneidermaske ab und wurde Kapuziner. Diese und ähnliche Erfahrungen flößten Göthe später gegen die Ideen und Freunde seiner Jugend einen bittern Haß ein. Das Naturleben, welches man sich aus Homer und Shakspeare aneignete, trat auch nicht selten in der Form studentischer Unbändigkeit auf. In einem wilden Kreise, dem außer Göthe auch Lenz angehörte, wurde nur in Shakspeare'schen Redensarten gesprochen, und da die Worte der Narren sich am leichtesten einprägten, so glaubte man wol genial zu sein, wenn man sich närrisch ausdrückte. Aber so sehr man die großartige Entwickelung der Leidenschaften in dem britischen Dichter bewunderte, so war doch das Lieblingsbild, zu dem man immer wieder zurückkehrte, das Bild jenes blassen gedankenvollen aber willenlosen Jünglings, der an das Leben nicht glaubte und doch den Tod fürchtete, weil man vielleicht auch im Tod träumen könne. Hamlet war das Evangelium und das Vorbild der jungen deutschen Poesie, die durch den Zweifel das Recht des Bestehenden anfocht und der Virtuosität des Zweifels die Stimmung für ihre Leidenschaften entlehnte. Früher galt es im Drama, zu handeln und zu leiden, jetzt hält man es für tiefer, zu grübeln und sich selbst zu quälen. — Göthe, der damals von der französischen Poesie, die er früher so hoch verehrt, mit der größten Verachtung sprach, hielt in jenen Tagen eine

enthusiastische Rede über Shakspeare, die seine damalige Stimmung besser charakterisirt als Dichtung und Wahrheit: „Shakspeare's Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Stil zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigenthümliche unsers Ich, die prätendirte Freiheit unsers Wollens mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt. Unser verdorbener Geschmack aber umnebelt dergestalt unsere Augen, daß wir fast eine neue Schöpfung nöthig haben, uns aus dieser Finsterniß zu entwickeln.... Was will sich unser Jahrhundert unterstehen von Natur zu urtheilen? wo sollten sie herkommen, die wir von Jugend auf alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an andern sehen? Ich schäme mich oft vor Shakspeare, denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke: das hätt' ich anders gemacht; hinterdrein erkenn' ich daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakspeare die Natur weissagt und daß meine Menschen Seifenblasen sind von Romangrillen aufgerieben . . . Das was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Shakspeare: das was wir bös nennen, ist nur die andere Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, als zona torrida brennen und Lappland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte unerfahrene Menschen schreien bei jeder fremden Heuschrecke die uns begegnet: Herr er will uns fressen. Auf meine Herren, trompeten Sie mir alle edeln Seelen aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben; und weil sie nicht müde genug zu ruhen und doch zu faul sind, um thätig zu sein, ihr Schattenleben zwischen Myrten- und Lorbergebüschen verschlendern und vergähnen."

Wie aufrichtig aber die ungestümen Jünglinge in ihrer Sehnsucht nach der Natur waren, es blieb doch immer eine erträumte Natur, die man wol als Ideal verehrte, für die man aber keine Anknüpfung in der Wirklichkeit fand. Unter den neuern Darstellungen der Natur, auf welche Herder den jungen Dichter aufmerksam gemacht, stand der Landprediger von Wakefield obenan. Das Glück verstattete Göthe, in nächster Nähe ein Abbild dieses schönen Idylls durchzuleben. Wer hat die reizende Episode von Sesenheim ohne Rührung gelesen, wer hat nicht der armen Friederike sein Mitleid geschenkt! aber unbegreiflich ist es, daß man die Gemüthsbewegungen des Dichters nicht verstanden hat. Er liebte Friederike im Mieder, in den ländlichen Umgebungen, in Wakefield;

als er sie aber in Stadtkleidern sah, wich seine Illusion und er erkannte, daß die Natur ins Gedicht gehört, aber nicht in die Wirklichkeit. In tiefen Schmerzen riß er sich los und irrte, als Dr. Juris nach Frankfurt zurückgekehrt August 1771, als unruhiger Wanderer umher, stürmische Rhapsodien dem Wind und Wetter entgegenrufend. So kam er zur Vollendung seiner juristischen Praxis 1772 nach Wetzlar, lernte die Verkehrtheiten des Reichskammergerichts aus unmittelbarer Nähe kennen und ihr allmähliches Entstehen begreifen. Zugleich machte er ein neues studentisches Maskenspiel mit, eine Rittertafel, in welcher die mittelalterlichen Zustände fratzenhaft nachgebildet wurden. Göthe geberdete sich als Götz von Berlichingen, dessen Biographie er bereits dramatisch verarbeitet hatte. Noch war kein Jahr nach der Idylle von Sesenheim verstrichen, als ein neues Naturkind ihn anregte. Diesmal standen der Neigung äußere Hindernisse entgegen und sie wurde daher zur Leidenschaft, die doch im Begriff war, eine bedenkliche Wendung zu nehmen, bis der nüchterne Merck den überreizten Dichter seiner Lotte entführte September 1772. Kaum nach Frankfurt zurückgekehrt, erfuhr er den Selbstmord des jüngern Jerusalem, seines Collegen in Wetzlar, infolge eines ähnlichen Verhältnisses; mit Schrecken tauchte der innere Zusammenhang der beiden Lebensfragmente in seinem Geist auf und krystallisirte sich zur Idee des Werther. Es war jetzt die Zeit gekommen, wo sein dichterischer Genius sich mit voller Freiheit entfalten sollte, und wie eifrig er mit Beihülfe seines Vaters sich in die juristischen Geschäfte vertiefte, so folgte doch jetzt rasch eine Schöpfung der andern. Die erste war der Götz. — Der Aufenthalt in Wetzlar hatte ihm auf dem juristischen Gebiet dieselbe Verwirrung und Unwahrheit gezeigt, in die er im socialen Leben nur zu tief geblickt: „Das Recht wird Unrecht, Wohlthat Plage; weh dir, daß du ein Enkel bist!“ Dem Juristen lag es nahe, sich den ersten Ursprung dieser Verwirrung, die Einführung des römischen Rechts und die Unterdrückung der angestammten Landesrechte auszumalen. Die Selbstbiographie des Götz gab ihm nicht blos ein Bild der naturwüchsigen Zustände vor dieser Umwandlung, sie gab ihm zugleich Ton und Farbe für die Darstellung. Freilich nur ein echter Dichter konnte das Gegebene so idealisiren und im Sinn desselben das Neue so hinzufügen, wie es Göthe gethan. Der historische Götz war nicht ganz der treuherzige Ritter, den uns Göthe schildert, und die schönen Figuren des Georg, des Lerse und der Elisabeth sind ganz eigene Erfindung. Es werden uns vorfallende Zustände geschildert, nicht blos die Bischöfe, Fürsten und Städte engen den biedern Deutschen ein, nicht blos die Rechtsgelehrten und Staatsmänner legen ihm Schlingen, in seinem eigenen Hause dämmert trübe die neue Zeit, sein Freund verräth ihn, sein Sohn wird ein Mönch. In Weißlingen geiselt der Dichter

seine eigene Schwäche, er erspart ihm die bitterste Strafe nicht, aber auch in seinem Fall wendet er ihm noch Theilnahme zu und lehrt seinen Verrath menschlich begreifen. Es ist uns jetzt verstattet, die beiden Ausgaben von 1771 und 1773 zu vergleichen, und wir erkennen daraus, wie unrecht Göthe sich selber that, wenn er die Mitwirkung der Kritik bei seinen Dichtungen gering anschlug. Die Scenen, die er bei der Umarbeitung wegschnitt, das Zigeunerlager, die Liebeshändel Adelheid's und ihr gräßlicher Tod sowie die Ermordung des Grafen Helfenstein, gehören zu den glänzendsten des Stücks, und doch that Göthe recht, sie wegzuschneiden, denn sie stimmen nicht zum Ton des Ganzen. Wie das Stück uns jetzt vorliegt, enthält es eine Reihe kleiner Genrebilder über die Zustände des absterbenden Faustrechts, im einzelnen mit kräftiger Naturwahrheit durchgeführt und zu einem Ganzen harmonisch verbunden. Wie mußte damals dem deutschen Volk das Herz aufgehen beim Anblick dieser treuherzigen Holzschnitte aus der alten Zeit, da es nur an pietistische Grübeleien und armseligen Amtsdienst gewöhnt war! Auch uns stört es nur wenig, daß die gewaltigen Regungen jener merkwürdigen Zeit in abgeschwächten Farben ausgemalt sind; daß die Reformation im Bruder Martin, der Adelsaufstand in Sickingen, der Bauernkrieg in einigen unbedeutenden Individuen sich in leichte Genrebilder verflüchtigt. Wohl aber darf man es Friedrich dem Großen nicht verargen, wenn er vom dramatischen Standpunkt über das Stück, das 1774 in Berlin aufgeführt wurde, ein hartes Verdammungsurtheil aussprach. In der Zerstückelung der Scenen war Göthe viel weiter gegangen als Shakspeare, der es doch immer versteht, die dramatischen Hauptmomente in großen Massen zusammenzubringen.*) Daß Götz eine Masse schlechter Ritterstücke und Ritterromane nach sich zog, darf man ihm nicht anrechnen, denn das ist die natürliche Folge jeder großen Erscheinung. Im Götz ist echt deutsches, echt poetisches Leben, es sind wirkliche Gestalten und schöne Farben darin, und kein anderes Werk der Sturm- und Drangperiode ist von dieser Wahrheit und diesem Maß. Freilich kann man aus dieser idyllischen Verherrlichung des Faustrechts zugleich entnehmen, daß Göthe's damals

*) Einen andern Gegensatz hebt Lewes sehr richtig hervor: „Die Charaktere zeigen uns ihre äußern Eigenthümlichkeiten in außerordentlicher Schärfe, aber sie verrathen nicht, wie bei Shakspeare, unwillkürlich das innerste Geheimniß ihrer Existenz. Wir erkennen sie an ihrer Sprache und an ihren Handlungen, aber unbekannt bleiben uns ihre Gedanken, ihre innern wirr verschlungenen Motive . . . Wir stehen vor einem Räthsel, wie wenn uns im wirklichen Leben solch ein Charakter begegnet, aber nicht vor einem Charakter, wie ihn die Kunst zu durchschauen uns befähigt."

sehr starke vaterländische Färbung mit der Politik nichts zu thun hatte. In derselben Zeit, wo er am Götz arbeitete, sprach er sich in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen über die Klage aus, die Deutschen hätten kein Vaterland und keine Vaterlandsliebe. „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitzthümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken: haben wir da nicht ein Vaterland? Und haben das nicht Tausende und Tausende in jedem Staat? Und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpunkten das Resultat vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist? Römerpatriotismus! davor bewahre uns Gott wie vor einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl haben, darauf zu sitzen, kein Bett, darin zu liegen!" — Diese Verflüchtigung des öffentlichen Geistes ins Privatleben mag man bei Göthe beklagen, man muß ihn aber auch begreifen: man wird — abgesehen von Klopstock'schen Oden — nur dann Patriot, wenn man in die vaterländischen Angelegenheiten thätig eingreifen darf. — Justus Möser, der Advocat von Osnabrück (1720—94) hatte in seiner Jugend wie Klopstock eine Hermannschlacht geschrieben, aber nicht als Idealist sondern als sachkundiger Praktiker. Er fand, daß die Beschreibung des Tacitus sich noch bis auf diese Stunde auf unsere niedersächsischen Bauern anwenden läßt, und entwickelte diese Parallele mit der vollen Kraft unmittelbarer Anschauung. In der Abneigung gegen das Ideal, in welchem alle starke Farben verblassen, vertheidigte er 1761 den Harlekin und das Groteske überhaupt; in der Osnabrückischen Geschichte, deren erste Bogen 1765 gedruckt wurden, construirte er mit kühnster Divination die Entwickelung der Volkszustände, die ihm selbst in ihrer fratzenhaften Form werth waren, gewissermaßen aus der Idee des deutschen Volks heraus, in den Abhandlungen im Osnabrückischen Intelligenzblatt 1766—82 (als „patriotische Phantasien" gesammelt seit 1774) suchte er mit einem echt niedersächsischen Humor, der leicht misverstanden wurde, diese Zustände auf historischem Wege mit sorgfältiger Schonung der alten Formen zu verewigen. Den Abstractionen des Jahrhunderts feind, weil er die historische Entwickelung nur aus unmittelbaren Bedürfnissen, nicht aus allgemeinen Ideen herleiten wollte, wußte er, wo ihm die Nothwendigkeit einer Verbesserung einleuchtete, sehr energisch einzugehen. Aber diese Seite des Patriotismus konnte sich nur bei einem Praktiker lebendig ausbilden, der sich aufs tiefste in die wirklichen Verhältnisse des Volks thätig eingelebt hatte, nicht bei einem Dichter in der ersten Blüte jugendlicher Leidenschaft, die nach ergreifenden Stoffen suchte. Lebhafter trat ihm das deutsche Leben in Bürger's wilden Balladen entgegen

(Lenore 1773), und wo er schaffen sollte, mußte entweder das eigenste individuellste Leben oder eine weite Perspective ihn anregen. In den kleinern Werken dieser Periode zeigt sich durchweg die Fähigkeit, schnell das Schöne und Charakteristische aufzufassen und ihm einen bedeutenden Sinn abzugewinnen, freilich auch die Neigung beim Fragment stehen zu bleiben und durch Auslassung der Mittelglieder dem Uneingeweihten das Verständniß zu verschließen. Von den tollen Ausgeburten der Laune, die übrigens durchweg ein starkes Wahrheitsgefühl athmen, ist der Satyros das Merkwürdigste. Die Einwebung des tief schmerzlichen Liedes in diesem wilden Schwank zeigt, daß schon damals Göthe zuweilen vom Dämon verführt wurde seine eigenen Empfindungen fratzenhaft zu verunstalten. Ob ihm beim Satyros eine bestimmte Figur vorschwebte, ist gleichgültig; gehörte er doch im Grund selber zu jenen Propheten der Natur, die das Volk in die Wälder versammelten. Diese Apostel der Natur, die Männer von Sturm und Drang — darunter Klinger und Lenz*), Göthe's nächste Gesellen, drängten sich auch auf die Bühne, die durch Lessing's Emilia Galotti (1771) und durch Schröder's hamburger Direction (1771) einen unerhörten Aufschwung nahm, aber zugleich jenem unbändigen Naturalismus verfiel, der nach seinem letzten wilden Aufflackern in den Räubern (1781)

*) Lenz, geb. 1750 in Liefland, studirte 1768 zu Königsberg und kam 1771 als Hofmeister mit zwei jungen Edelleuten nach Strasburg. Nach Göthe's Abreise suchte er mit Friederike anzuknüpfen. Seine verwilderten, rohen aber realistisch nicht unkräftigen Stücke: der Hofmeister, der neue Menoza erschienen 1774. Sommer 1776 taucht er in Weimar auf, allen durch seine Narrenstreiche zur Last; 1778 brach bei ihm der Wahnsinn aus. Er starb im Elend zu Moskau 1792. Seine Abhandlung über Shakspeare 1776 enthielt einige nicht unwichtige Bemerkungen. — In diesen Kreis gehört Leop. Wagner's († 1779) Kindesmörderin 1776, dem Göthe'schen Faust nachgebildet, und des Maler Müller Faust 1776 und Niobe 1778. — Klinger, geb. zu Frankfurt 1752, von frühster Jugend auf ein kräftiger, unabhängiger Charakter, hauptsächlich durch Shakspeare und Rousseau angeregt, hatte schon auf der Schule „das leidende Weib" geschrieben. Er studirte 1772 zu Gießen; sein Lärmstück „die Zwillinge," welches 1775 über Leisewitz' Julius von Tarent in Hamburg siegte (1774 geschrieben) gibt das beste Bild von der Verwilderung des Naturalismus. 1775 begleitete er Göthe und die Stolbergs auf der Schweizerreise. Er starb als russischer General 1831. Ueber die tollen Ausgeburten seiner Jugend sagt er später: „Ich kann heute so gut darüber lachen als einer; aber so viel ist wahr, daß jeder junge Mann die Welt, mehr oder weniger, als Dichter und Träumer ansieht . . . Nichts reift ohne Gährung. Gewiß sind die Regeln des französischen Theaters dem thätigern, rauhern und stärkern Geist der Deutschen nicht genug . . . Also wäre das wilde Thun bisher doch nichts anderes, als eine Form suchen, die uns behage! Machten wir eine Nation aus, so hätten wir dieselbe gewiß vorgefunden."

endlich in „Menschenhaß und Reue" (1789) versumpfte. Das junge Blut wollte sich austoben, und der Geschmack war noch so wenig geläutert, daß man die tollsten Ausgeburten jener beiden Dichter Göthe zuschrieb. — Die Sturm- und Drangzeit gewann das stolzeste Selbstgefühl, als die Kritik mit gleichem Feuer wie die Poesie in die neue Bewegung eingriff; als nicht mehr der Verstand, sondern die Begeisterung den Kritiker bestimmte.

Nachdem Herder seine neue Stellung in Bückeburg angetreten, führte er Mai 1773 seine Braut heim und vereinigte sich mit Göthe und Justus Möser zu den fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst. Sie enthielten von Herder die Abhandlungen über Ossian, Shakspeare und die Volkslieder. Den ersten stellte er als reine Naturpoesie dar, was freilich eine kritische Unsicherheit verrieth, ihm aber Gelegenheit gab, über die Art und Weise, wie wilde Völker ihre innere Welt gegenständlich machen, geistvolle Dinge zu sagen und das Volkslied in seiner ursprünglichen, wenn auch regellosen Kraft als Anregung zu einer neuen selbständigen Poesie zu empfehlen. Leidenschaftlicher noch als Lessing's war sein Kampf gegen das französische Drama und seine Begeisterung für Shakspeare. „Lauter einzelne im Sturm der Zeiten wehende Blätter der Vorsehung der Welt; blinde Werkzeuge zum Ganzen einer großen Begebenheit, die nur der Dichter überschaut .... Aus Scenen und Zeitläufen aller Welt findet sich wie durch ein Gesetz der Fatalität eben die hierher, die dem Gefühl die kräftigste, die idealste ist, wo die sonderbarsten, kühnsten Umstände am meisten den Trug der Wahrheit unterstützen, wo Zeit- und Ortwechsel, über die der Dichter schaltet, am lautesten rufen: hier ist kein Dichter, ist Schöpfer, ist Geschichte der Welt." Das Genie steht über der Regel, die Natur geht über die Kunst; das war das Glaubensbekenntniß, welches gleichzeitig mit Göthe, Herder und Lessing Klopstock in der sonderbaren „Gelehrtenrepublik" (1773), Lavater in hundert zerstreuten Blättern, Bürger in den Herzensergießungen über Volkspoesie (1776) entwickelten. — Vom Standpunkt der Natur versuchte man auch die Religion des Volks, welcher die Altklugheit der Aufklärung nicht gewachsen war, wieder aufzurichten. Im Sommer 1773 begann Herder die älteste Urkunde des Menschengeschlechts (1774—76), die von den mosaischen Schöpfungsgeschichten zu den ägyptischen und orientalischen Traditionen übergeht und zuletzt die Sagen von der Urgeschichte zusammenfaßt. Indem er alle dogmatische Auslegung wegwirft, trifft er den symbolischen und poetischen Kern jener Schriften und zeigt die poetische Verwandtschaft zwischen den ursprünglichen Principien des Heidenthums und des Christenthums, die miteinander zu versöhnen sowol Haman als Winckelmann zu einseitig gewesen waren. Freilich konnte die

Verwandtschaft nur hervortreten, wenn man das Material einschränkte. Herder nahm vom Christenthum nur die biblische Geschichte, vom Alterthum nur die griechische Dichtung; der römische Staat war ihm ebenso zuwider als die streitende, erobernde und daher ausschließende Kirche. Die Verwandtschaft der Bibel mit dem Homer, wenn man beide als poetische Schöpfungen eines lebendigen Volksgeistes von sinnlicher Fülle und reichen Ueberlieferungen betrachtet, war nicht schwer im einzelnen nachzuweisen, sobald man einmal auf den Gedanken gekommen war: wir sind daran gewöhnt, damals aber war die poetische Auffassung der Religion etwas Neues. In den dunkeln Lauten der Natur vernimmt Herder die reinste Stimme der Menschheit; freilich legt er auf die mit Bewußtsein schaffende Kunst zu wenig Gewicht, wie denn auch das Ideal der Humanität, das er in allen seinen Werken zu erfüllen strebt, nur durch Verleugnung aller historischen Mächte zur Geltung kommt. Sein Ideal ist die stille pflanzengleich aufwachsende und sich entfaltende schöne Seele; wo die Leidenschaft und mit ihr die Tragik des Geschicks beginnt, glaubt er Barbarei zu erblicken und flieht so schnell es geht in sein einsames Asyl. Diese Einseitigkeit zeigt sich auch in Herder's Philosophie der Geschichte 1774, dem Vorläufer zu seinem größern Werk, in welcher Schlözer's Universalgeschichte mit einer Bitterkeit angegriffen war, die von dem jähzornigen Professor eine Erwiderung im gleichen Ton hervorrief, wie denn überhaupt Herder in seinen Angriffen stets bis an die äußerste Grenze des Schicklichen ging.

Indem nun die Propheten der Natur, die „Titanen“, in Versen und Prosa gegen alle Mächte des Bestehenden anstürmten, zeigte sich bald, daß bei ihnen das Gefühl über das Vermögen ging; sie wollten Helden schaffen, und es wurden weiche Gemüthsmenschen. Sobald die neue Prosa mehr zum Bewußtsein kam, warf sie die Maske der Stürmer fort und verherrlichte die Schwäche. In früherer Zeit, wo man den sittlichen Gesetzen arglos gegenüberstand, suchte man im Roman nichts weniger als eine Schilderung des wirklichen Lebens; man dachte sich, wie im Märchen, eine eigene poetische Sphäre aus, verliebte Schäfer, Ritter, Räuber, Wilde oder was sonst der Zeitgeschmack mit sich brachte. Seitdem man aber anfing, über das Verhältniß der innern zur äußern Welt zu reflectiren, stieß das Gefühl, das sich nun zuerst in seiner Berechtigung begriff und gewissermaßen anstaunte, überall auf Schranken, die es einengten, auf Herkommen, Vorurtheile, sittliche Ueberlieferungen und Gesetze. Bald gewann es den Muth, die Gültigkeit derselben in Frage zu stellen, und benutzte den Roman zur Kritik des wirklichen Lebens. Auch hier hat Göthe die Bahn gebrochen. Der Götz hatte dem jungen Dichter zahlreiche Freunde erworben, die Leiden des jungen Werther (geschrieben Februar und März 1774) stellten ihn bei allen, die tiefer in das

Wesen der Poesie blickten, als Deutschlands größten Dichter heraus. Es ist uns jetzt vergönnt, die Conception dieses wunderbaren Buchs bis in die kleinsten Einzelheiten zu verfolgen. Wir wissen wie viel er aus seinen eigenen Briefen an Lotte, wie viel aus Kästner's Berichten, wie viel aus der Herzensergießung Jerusalem's genommen hat, und durch diese Kenntniß wird unsere Bewunderung vor dem Dichter nur noch größer. Freilich erkennt schon der Uneingeweihte, der nur die Augen offen hält, wie jeder Gedanke, jede Empfindung mit unwiderstehlicher Gewalt aus dem Herzen gequollen ist, aber an jenen Briefen haben wir noch den historischen Nachweis. Göthe hat bis zur Trennung von Lotte die Geschichte seiner eigenen Leidenschaft getreu wiedergegeben, er selber hatte die Kraft sich im entscheidenden Augenblick loszureißen, an dem traurigen Ende Jerusalem's erlebte er nun, was ohne diese Kraft aus ihm selber geworden wäre. In dieser Leidenschaft concentrirt sich alles was das Zeitalter chaotisch bewegte, die heiße Sehnsucht nach der Natur, der Abscheu vor den verkümmerten öffentlichen Zuständen, die Reste der pietistischen Selbstquälerei. Sich selbst befreite Göthe von jener Krankheit, indem er sich diesen Spiegel vorhielt, das Zeitalter konnte er nicht befreien: es nahm als Ideal was nur eine schmerzliche Beichte sein sollte, es betete die Schwäche an, die Göthe nur geschildert hatte. Man darf es Lessing, Claudius, auch dem plumpen Nicolai *) nicht verargen, wenn sie gegen diesen Götzendienst des Herzens eiferten und dem hinreißenden Seelengemälde, dessen Kraft sie nicht verkannten, einen cynischen Schluß wünschten. Es war eine vollkommen richtige Kritik der im Werther dargestellten Krankheit, aber nicht der Dichtung selbst. Jene ist durch das Wiederaufblühen des Verstandes und durch eine bessere öffentliche Ordnung glücklich überwunden, diese wird ewig leben. Für jene Zeit lag in der weichen Empfindsamkeit Werther's und in dem wilden Trotz der Räuber ebenso viel Berechtigung als in dem finstern Ernst der Kantischen Philosophie. In unsern Tagen tritt uns die Willkür der Empfindung, die sich selber anbetet, so zudringlich entgegen, daß wir leicht vergessen, wie unsere Vorfahren mit ganz anderm Recht dichteten, was man jetzt ihnen nachstammelt. Damals mußten sie es dem Herzen, das zwischen dürren Verstandesabstractionen und hohlen Formeln verkümmerte, wie eine neue frohe Botschaft verkünden, daß es das Recht habe, auf eigene Weise zu schlagen und sich in seiner Freiheit, in seinem Gegensatz zur Welt zu empfinden; damals war es eine Kühnheit, Gestalten zu ersinnen, wie Werther, Moor, Faust, denen die Alltäglichkeit des bürgerlichen Lebens eine Qual war,

*) Die abgeschmackten „Freuden des jungen Werther" begeisterten Jung-Stilling zur „Schleuder des Hirtenknaben gegen den Philister Nicolai".

wenn sie ihm vorläufig auch nur ein dunkles Gefühl entgegensetzen konnten, ein gestaltloses Ideal, eine innere Gährung, die sie trieb, sie wußten nicht wohin. Die Individualität empörte sich gegen die Fesseln einer Convenienz, durch welche die Sittlichkeit sich an die äußere Formen verkauft hatte und geistlos geworden war. In der Dichtung wurden Titanen geschildert, welche mit der Gewalt ihrer Leidenschaft die Alltagswelt zertraten, oder empfindsame Seelen, die in das Netz des Bestehenden verstrickt, in stillem Schmerz verbluteten. Diese Heiligung des Instincts fand ihre Nahrung in den Resten des Pietismus. Nicht wenig überrascht uns die Grübelei Werther's über sein Verhältniß zu Gott, die Vorstellung, er sei persönlich von Gott verworfen und die Erlösung der Welt habe nur ihm kein Heil gebracht. Die trüben Jugendeindrücke reichen nicht aus, jene Stimmung eines gesunden, von der Natur hochbeglückten Jünglings zu erklären. Aber in der sittlichen wie in der physischen Welt gehen jeder großen Erschütterung gewisse unklare, aber eindringliche Zeichen vorher; das Gefühl derselben zittert in allen Nerven, man ist von einer angsthaften Unruhe ergriffen und weiß nicht woher. Die Gewitterluft drückte lange alle Gemüther darnieder, ehe sie in Frankreich zu jener furchtbaren Explosion kam. Am schlimmsten war diese Verstimmung in Deutschland, wo ihr in den sittlichen Verhältnissen kein Widerstand geleistet wurde, ja wo sie nicht einmal einen greifbaren Gegensatz fand. In Frankreich war man längst einig, die Monarchie und die Kirche als die Feinde des gesunden Rechtsgefühls anzusehen, mit deren Beseitigung alles in Ordnung gebracht sein würde. Trotz aller Schwächen des Staatslebens fühlte sich der Einzelne noch immer als Glied einer großen Nation; er stand nicht isolirt seinen Feinden gegenüber, sondern das öffentliche Leben zeigte ihm seine Gesinnung als die allgemeine, die gute Gesellschaft hatte einen ausgeprägten Ton und eine Sitte, gegen deren Bestimmungen der kühnste Revolutionär sich nicht zu empören wagte. Daher jene freudige elastische, freilich etwas leichtsinnige Gestaltungskraft, die mit hoffnungsreichen Augen der Revolution entgegensah und sie auch in der That glücklich bewältigte, wenn man einige Jahre der Noth abrechnet. In Deutschland gab es nichts Allgemeines, weder einen gemeinsamen Feind, noch einen gemeinsamen Glauben, noch auch einen gemeinsamen guten Ton; der Einzelne war im strengsten Sinn des Worts auf sich selbst gewiesen. Sobald aber das öffentliche Leben ganz in Privatverhältnisse, die öffentliche Religion ganz in stille Betstuben verkümmert, verbreitet sich eine allgemeine Muthlosigkeit. „Von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, befreundete man sich in unmuthigem Uebermuth mit

dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht mehr anstehe, nach eigenem Belieben allenfalls verlassen zu können, und half sich damit über die Unbilden und Langeweile der Tage nothdürftig genug hin. Diese Gesinnung war so allgemein (unter der jungen Generation), daß eben Werther deswegen die große Wirkung that, weil er überall anschlug und das Innere eines kranken jugendlichen Wesens öffentlich und faßlich darstellte." — Wenn Göthe in dieser Periode in seinen lyrischen Gedichten, deren Weise er dem Volkslied, in seinen Puppenspielen, deren Form er dem Hans Sachs ablauschte, ausschließlich der Göttin Gelegenheit huldigte und aus dem Augenblick für den Augenblick schrieb, so trug er sich zugleich mit weltumfassenden Planen, die eben, weil er zu viel gleichzeitig im Auge behielt, nicht zur Ausführung kamen. Mahomed, Cäsar, der ewige Jude, Faust, Prometheus, beschäftigten seine Phantasie, in allem wollte er den Geheimnissen des Weltlaufs in ihren tiefsten Gründen auf die Spur kommen, die Gottheit fassen, deren Finger sich dem verirrten Auge entzog. Vom Prometheus ist wenigstens noch jenes wilde Lied übrig, in welchem der Titan den Göttern absagt und sich auf die eigene Kraft stützt, da er die Macht des Himmels, wenn auch nicht seine Seligkeit, in seinem Innern findet. Der Trotz dieses Gedichts, hinter dem ein geheimer Schmerz durchblickt, wirkte auf Lessing, als es Jacobi ihm mittheilte (1780), so mächtig, daß er sein eigenes Glaubensbekenntniß darin fand. Es ist nicht das Bekenntniß eines Lebens, sondern nur eines bedeutenden Moments, den spätere Erscheinungen in seine natürlichen Schranken zurückweisen; Göthe und Lessing suchten zu ernst und sehnsuchtsvoll, um im Trotz stehn zu bleiben. — Wenn diese Stoffe wegen ihrer Unermeßlichkeit sich der Kunstform entzogen, so zeigte Göthe, sobald ihn der Augenblick für einen bestimmten realistischen Stoff erfaßte, daß ein starker Instinct der Form in ihm wohnte, den er eigentlich erst künstlich durch ungerechte Verachtung der Menge untergraben hat: am deutlichsten im Clavigo (Mai 1774), wo er wie beim Götz einige Hauptscenen aus den Memoiren von Beaumarchais wörtlich ausschrieb und das Uebrige so kunstreich hinzufügte, daß auch das schärfste Auge den Riß nicht wahrnimmt. Der Stoff faßte ihn, weil er sich selbst darin wiederfand: er wußte, welche Schmerzen man bereitet, wenn das Gefühl nicht sicher, die Pflicht nicht gebieterisch ist; er konnte sich ganz in Clavigo hineinfühlen, er hatte wie dieser gehandelt, wenn ihn auch das Glück vor den schrecklichen Folgen bewahrte. Diesmal zuerst spaltete er, was er später fast in jedem Drama wiederholte, sein Wesen in zwei Figuren, von denen die eine die schnelle Entzündbarkeit, die andere den unerbittlichen Verstand ausdrückt. Er stand höher als Clavigo und Carlos, weil er beide Momente in sich vereinigte, das eine am andern schulte, aber Carlos bleibt doch eine ge-

niale Erfindung, eine bedeutende Ergänzung zu Marinelli. Das Drama ist theatralisch so abgerundet, daß es noch heute die beste Wirkung thun würde, wenn nicht die weinerliche Stimmung und namentlich die realistische Ausmalung der Schwindsucht mit Recht das Publicum verscheuchte. — Ein viel wunderlicheres Sündenbekenntniß ist Stella 1775, „ein Schauspiel für Liebende", welches bekanntlich in der ersten Ausgabe damit endigt, daß Ferdinand wie der Graf von Gleichen beide Frauen zu besitzen fortfährt. Wie sehr das Stück dem Dichter am Herzen lag, sieht man aus den schmerzlich bewegten Briefen an Jacobi. Die nähere Bewandtniß ist nicht zu ermitteln, doch bietet die gleichzeitige Doppelehe Bürger's einen hinlänglichen Beleg, wie bedenklich eine Moral ist, die man blos auf das Gefühl begründen will. — Es war durchweg ein realistisches Gefühl, das ihn auch bei seinen weltumfassenden Planen leitete, und so finden wir im Faust, wenn wir die Farbe weglassen, Werther und Clavigo, im Mephistopheles Carlos wieder. Dieses wunderbare Werk, das mächtiger noch als Werther auf das Jahrhundert eingewirkt hat, weil es alle Neigungen desselben zugleich anregte, gehört, obgleich das Fragment erst 1790 veröffentlicht wurde, ganz dieser Periode an. Schon als Knabe hatte ihn das Puppenspiel vom Faust lebhaft beschäftigt. Die Idee des Stücks „brauste" schon 1772 und 1773 in seinem Kopf. Der erste Monolog und das Gespräch mit Wagner wurde September 1774 aufgeschrieben, die Scenen mit Gretchen März 1775, fast alles Uebrige, was im Fragment von 1790 enthalten ist, auch die Helena, wenn auch in anderer Form September 1775. Das Gedicht wurde den Freunden schon damals mitgetheilt und erregte die Erwartung, der Faust solle in der Form eines Mythus eine sublimirte Geschichte des menschlichen Geistes, seines Elends und seiner Größe geben. Diese phantastische Vorstellung hat sich später um so mehr bei uns eingebürgert, da man diese Personificirung allgemeiner Begriffe auch auf die Religion ausgedehnt hat, da man nach dem Vorgang von Strauß in Christus den Genius feiert, der als Ideal alle menschlichen Tugenden und Vollkommenheiten in sich vereinigen soll. Eine solche Vereinigung ist aber ein Unding. Man kann nicht Rafael, Shakspeare, Alexander der Große, Voltaire, Alcibiades, Cato u. s. w. in einer Person sein, denn die Vorzüge der einen Person schließen die der andern aus. Man kann auch nicht in sich selbst die ganze Geschichte der Menschheit durchmachen. Das ist ein flüchtiger Einfall des übermüthigen trotz seines vierfachen Doctorhuts noch immer unreifen Faust, des Zeitgenossen Werther's, über den sich Mephistopheles, der erfahrne Weltmann, mit Recht lustig macht. Faust ist ursprünglich eine Wiederholung des Clavigo in seinem Verhältniß zu Carlos, des Weißling in seinem Verhältniß zu Liebetraut, kurz eine neue Bearbeitung der alten Erfahrungen

des Dichters selbst, der sich durch seine umfassende Liebesempfänglichkeit öfters in Verhältnisse verstricken ließ, von denen ihm später der kühle Verstand sagte, daß sie seiner Natur unangemessen seien, und der darüber in schwere Gefühlsconflicte verfiel. Dem Helden, der wie immer sein eigenes Conterfei ist, gibt er diesmal eine neue Färbung. Während sich bei Werther der geniale Drang des Gefühls in dumpfem Brüten verzehrt, dehnt sich bei Faust die Genialität der Speculation über das Maß der menschlichen Kräfte aus. Die Grenzen, welche die Kritik der Speculation steckt, beängstigen ihn, und da die methodisch fortarbeitende Wissenschaft seinen Fragen stumm bleibt, so wendet er sich zur Magie, zur Speculation, zur Mystik. Diese Färbung des Charakters und der Stimmung war nicht gerade nothwendig, um das Verhältniß zu Gretchen zu motiviren, aber sie paßt wenigstens ebenso gut dazu, als die weltschmerzliche Stimmung Werther's zu seiner Leidenschaft. Napoleon hat bekanntlich den Dichter wegen dieser Vermischung getadelt, Göthe hat sich geschickt vertheidigt, und wir pflichten seiner Vertheidigung bei. Aber in Werther gelang ihm, die beiden Elemente harmonisch zu verarbeiten, weil er in der Hauptsache nur seine eigenen Stimmungen und Erfahrungen abschreiben durfte. Im Faust dehnte sich der speculative Theil zu sehr über den dramatischen aus. Er nahm nämlich das Costüm zu seiner eigenen Stimmung aus dem Puppenspiel und aus den Scharteken des 16. Jahrhunderts über die Magie. Wie er über die letzteren dachte, das hat er in seinen Briefen an Schiller deutlich genug gesagt; aber wo er ein sinniges Bild oder ein Symbol darin antraf, das eine poetische Darstellung erlaubte, da übersetzte er es in seine eigene Sprache, er idealisirte es nach seinem eigenen Gefühl und seinem eigenen Wissen, und so ist denn in den ersten dreißig Jahren, daß er daran arbeitete, allmählich ein Gedicht daraus hervorgegangen, das in allen Einzelheiten von namenloser Schönheit, als Ganzes eine Mosaikarbeit ist. Preis und Segen sei dem Dichter dafür, daß er uns diese Mosaikarbeit gegeben hat, denn wenig Kunstwerke stehen dieser Mosaikarbeit an Werth und Interesse zur Seite; aber man soll nur nicht ein Lehrgebäude der Metaphysik oder ein Drama daraus machen In seinem Briefwechsel mit Schiller wußte Göthe noch bestimmt, was er geschrieben hatte; im Gespräch mit Luden (1806) hatte er es bereits vergessen; in seinen Gesprächen mit Eckermann spricht er bereits wie seine eigenen Commentatoren. Diese Umstimmung ist aus der culturhistorischen Bewegung Deutschlands vollkommen zu erklären; aber uns möge man es nicht verargen, wenn wir dem Göthe von 1797 ein richtigeres Urtheil über das, was er 1774 geschrieben hatte zutrauen, als dem Göthe von 1823. — Die grotesken Vorstellungen des 16. Jahrhunderts, das Costüm, die Sagen, die Redeweise und die Empfindungsformen desselben erfüllten seine Phantasie.

Durch Shakspeare's Beispiel ermuthigt, widersprechende Stimmungen in dem nämlichen Kunstwerk anzuschlagen, schien es ihm nicht zu kühn, was sein eigenes Herz und das der mitstrebenden Jugend bewegte, in jene alte Sagen einzuführen, in deren Voraussetzung etwas Verwandtes lag: hier der Kampf gegen die scholastische Wissenschaft des Mittelalters, dort gegen die lutherische Wortgläubigkeit. Die letztere wollte den Menschen zwingen, auf den freien Willen, auf das Gefühl seines Werths zu verzichten; das stürmische Geschlecht aber hatte Zuversicht auf seine Kraft, es fürchtete keine Gefahr, es vertraute der überall guten und schönen Natur. Im Gegensatz gegen die Abstractionen des 18. Jahrhunderts, welches in starrer Gesetzlichkeit das individuelle Leben, in dürrem Verstandesmechanismus das Gefühl und die Phantasie, in mathematischer Deduction die unmittelbare Anschauung unterdrückte, sehnte sich die Jugend nach einem Wunder, das ihr die verhaßten, poesielosen Gesetze der sittlichen und der physischen Natur aus den Augen schaffte. Jeder Philosoph, jeder Dichter fühlte sich als ein Magier, dessen Zauberstab die geistlosen Bestimmungen der Wirklichkeit keinen Widerstand leisten könnten. Die Natur, die sich dem Messer des Anatomen, dem Schmelztiegel des Chemikers und dem Fernrohr des Sternsehers eröffnete, verachtete man, weil sie das wirkliche Leben verbarg. Man suchte die Geheimnisse der echten und wahren Natur hinter dieser angeblichen Hülle und glaubte, daß nur die schaffende Genialität, nur die Magie der Kunst das Zauberwort aussprechen könne, dem die Erscheinungen gehorchen müßten. Auf ähnliche Weise versuchte das Zeitalter der Reformation sich durch die Unmittelbarkeit des Glaubens und des Gefühls dem Wust der unverarbeiteten Kenntnisse und Ueberlieferungen zu entreißen, den eine arbeitsame aber eigentlich unfruchtbare Vergangenheit aufgespeichert hatte. Geistvolle aber voreilige Denker, wie Paracelsus, hatten das herkömmliche Studium beseitigt und durch Inspirationen jene höhere Weisheit sich anzueignen gesucht, in deren Besitz ihre Zeitgenossen eine freventliche Auflehnung gegen das dem Menschen bestimmte Maß, einen Bund mit dem Teufel sahen. Indem nun die Ideen dieser beiden Zeitalter wundersam ineinander spielen, schlingt sich um diese bunten Bilder und Fragmente der Faden einer einfachen rührenden Begebenheit, deren Inhalt aus dem innersten Quell des Herzens geschöpft war. Auch in der fragmentarischen Form erkennt man den Grundton: das Ringen einer glühenden und wahrhaftigen Seele nach Gott. Es ist nicht der Trotz des Prometheus; der Magier durchforscht den Makrokosmus der Natur, sein Auge weilt sinnend auf der seltsam verschlungenen Sternenschrift und sucht den Namen Gottes zu entziffern; er vertieft sich in den Mikrokosmus der menschlichen Natur; aber auch dieser „Erdgeist“ ist ihm nicht verständlich, und er endet in dem Geständniß: „wer

darf ihn nennen? und wer bekennen, ich glaub' ihn?" — Dieser Zweifel, den noch kein Dichter so schön ausgesprochen, führt uns in das vielverschlungene Labyrinth, in welchem Göthe nach dem Göttlichen irrte. — Wenn ihm bei seiner glücklichen Lage im älterlichen Hause die pietistische Verkümmerung seines Zeitalters fern geblieben war, so hielt der innere Reichthum seines Gemüths die trockene Aufklärung von ihm ab. Von früh auf hatte er sich in die biblischen Geschichten vertieft, und noch im spätesten Alter bediente er sich gern biblischer Wendungen. Es waren ihm heilige oder vielmehr interessante Symbole für das was in seinem Innern vorging. Sein tief religiöser Drang trieb ihn schon als Knabe zu einer liebevollen Betrachtung der Natur, um in dem sichtbaren Schönen das Unsichtbare zu ahnen. Am aufmerksamsten aber beobachtete er die Wendungen des Menschenlebens, die von dem Willen unabhängig auf eine im Verborgenen wirkende Kraft hindeuteten, und diesem „Waltenden" gab er als geborner Dichter früh eine greifbare Gestalt, die er dem Dämon seines eigenen Herzens nachbildete. „Als er hin und wieder wanderte, suchte, sich umsah, begegnete ihm manches, was zu keiner von allen Religionen stimmen mochte, und er glaubte mehr und mehr einzusehen, daß es besser sei, den Gedanken von dem Unfaßlichen abzuwenden. Er glaubte in der Natur etwas zu entdecken, das sich nur in Widersprüchen manifestirte und deshalb unter keinen Begriff gefaßt werden konnte. Es war nicht göttlich, denn es schien unvernünftig; nicht menschlich, denn es hatte keinen Verstand; nicht teuflisch, denn es war wohlthätig; nicht englisch, den es ließ oft Schadenfreude merken. Es glich dem Zufall, denn es bewies keine Folge; es ähnelte der Vorsehung, denn es deutete auf Zusammenhang. Alles was uns begrenzt, schien für dasselbe durchdringbar; es schien mit den nothwendigen Elementen unsers Daseins willkürlich zu schalten; es zog die Zeit zusammen und dehnte den Raum aus. Nur im Unmöglichen schien es sich zu gefallen und das Mögliche mit Verachtung von sich zu stoßen. Dieses Wesen, das zwischen alle übrigen hineinzutreten, sie zu sondern, sie zu verbinden schien, nannte ich dämonisch, nach dem Beispiel der Alten und derer, die etwas Aehnliches gewahrt hatten. Ich suchte mich vor diesem furchtbaren Wesen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete . . . . Jenes Dämonische steht mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang und bildet eine der moralischen Weltordnung wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, sodaß man die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag könnte gelten lassen. Für die Phänomene, welche hierdurch hervorgebracht werden, gibt es unzählige Namen: denn alle Philosophien und Religionen haben prosaisch und poetisch dieses Räthsel zu lösen und die Sache schließlich abzuthun gesucht, welches ihnen

noch fernerhin unbenommen bleibe." — Als er 1769 nach Frankfurt zurückkehrte, krank und unzufrieden mit seinem bisherigen Treiben, kam er in Verkehr mit Fräulein von Klettenberg. Wenn er sich eifrig bemühte, das mystische Christenthum dieser hochbegabten Dame zunächst zu verstehen, dann auch wol sich anzueignen, so war es nicht eigentlich die Lehre, was ihn anzog, sondern die kräftige Ursprünglichkeit einer reichen individuellen Natur, die freilich auf wunderlichem Wege sich bemühte Frieden zu finden. Die nähere Bekanntschaft mit den Frommen in Strasburg, an die sie ihn gewiesen hatte, enttäuschte ihn bald: „lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten und nun meinen, das wäre alles, weil sie sonst von nichts wissen." Hier mußte er hören, daß sein Glaube, in der menschlichen Natur liege ein Keim zum Guten, nothwendig zum Verderben führe. „Die Kluft, die mich von jener Lehre trennte ward mir deutlich, ich mußte also auch aus dieser Gesellschaft scheiden, bildete mir ein Christenthum zu meinem Privatgebrauch und suchte dieses durch fleißiges Studium der Geschichte und durch genaue Bemerkung derjenigen, die sich zu meinem Sinn hingeneigt hatten, zu begründen und aufzubauen." Fräulein von Klettenberg gab die Hoffnung nicht auf, auch ihm werde einst die Stunde der Erweckung schlagen, denn sein leidenschaftliches Suchen und Streben zeige, daß er noch keinen versöhnten Gott habe. — Die Bekenntnisse einer schönen Seele hat Göthe nach seiner Art aus irgendeiner wunderlichen Laune dem Wilhelm Meister einverleibt. Nie wird man die Kunst dieser wunderbar reizenden Darstellung zu hoch anschlagen können. Der Dichter stellt ohne weitern persönlichen Antheil, als den der Neugier eines Naturforschers bei einer außergewöhnlichen Erscheinung, die seltsamen Bewegungen dieser stillen Seele mit vollendeter dichterischer Objectivität dar. An dem Gegenstand selbst hat er nichts hinzugethan, und wenn man denselben, wie es doch bei menschlichen Schicksalen nothwendig ist, mit sittlicher Betheiligung betrachtet, so wird die Art und Weise, wie hier ein weibliches Gemüth den Herrn sucht, wie es das unbekannte Glück des Glaubens künstlich in sich erzeugt, das peinliche Gefühl der Unwahrheit hervorrufen. Göthe hatte bei diesen Naturschilderungen nichts von jenen krankhaften Verzerrungen zu berichten, in welche die Schwärmerei so leicht verfällt, wenn sie allen gegebenen Halt aufgibt, weil hier die Bequemlichkeit des äußern vornehmen Lebens jede Noth und Sorge fern hielt; allein verlegen wir dieselbe Stimmung in ein beschränktes, von äußerer Noth gepeinigtes Leben, so verliert sich der poetische Schimmer. Gegen das Princip, der Zweck des Lebens sei die harmonische Ausbildung der Persönlichkeit, würde sich wenig einwenden lassen, wenn diese Ausbildung dazu geführt hätte, die Persönlichkeit ganz

zu vergessen, wie man sich ja auch im gesunden Zustand des Körpers nicht im mindesten erinnert. Statt dessen wollte man sich aber als schöne Seele genießen und auch von andern als schöne Seele gewürdigt sein, und so war man fortwährend genöthigt, auf das zu reflectiren, was eine reife Bildung den Menschen vergessen lehrt. Daher die zahlreichen Tagebücher, in denen der Einzelne, was sein Gemüth bewegte und bestimmte, mit jener ängstlichen Selbstprüfung verzeichnete, die noch nach der pietistischen Erziehung schmeckte. — Im Gegensatz gegen die frühere, einseitig männliche Bildung wurden jetzt ausschließlich die weiblichen Seiten des Geistes cultivirt. Die Frauen, denen die Kirche und die Schule sich verschloß, strömten den falschen Propheten zu, ein Wunderthäter nach dem andern sammelte die vornehmsten und geistvollsten Frauen um sich und ließ sich von ihnen anbeten. Das weibliche Gemüth, das in der Wirklichkeit keine Stätte fand, suchte eine Zuflucht im Reich der Wunder, und wenn der erste Glaubenseifer vorüber war, so wandte man sich der empfindsamen Dichtung zu, die mit geringern Mitteln die nämliche Wirkung erzielte, wie Frau Elise von der Recke, die von Cagliostro zu Tiedge überging, dem guten Dichter der Urania. Der Quell der neuen Dichtung war ein verfeinerter Pietismus, ein Cultus des Gemüths mit Aufopferung der allgemeinen Gedanken. Frauen waren es, die Lavater, Claudius, Stilling, Stolberg, Jacobi zuerst verstanden und verbreiteten; Frauen waren es, in denen sich zuerst der Göthe-Cultus ausbildete, wie auch seine Inspirationen hauptsächlich von Frauen ausgingen. Sein fragmentarisches, aber überall die tiefsten Geheimnisse des Herzens anstreifendes Schaffen entsprach der weiblichen Natur, und seine Frauenbilder sind die Krone seiner Dichtung. Sie hat die Deutschen daran gewöhnt, dem weiblichen Heroismus der Großmuth und Resignation vor dem männlichen, der Rührung vor der Erschütterung den Vorzug zu geben; und wenn in der Sturm- und Drangperiode die Verirrung aus der ungestüm sprudelnden Kraft hervorging, so schenkte man allmählich seine Theilnahme den schwachen Stunden einer schönen Seele, die gerade in ihrer Unvollkommenheit die menschliche Natur darstellt. Der große Einfluß edler Frauen auf seine Schöpfungen war damals nur den Eingeweihten bekannt; erst in unserer Zeit wurden die geheimen Archive jenes Seelenverkehrs aufgeschlossen, die Briefe und Tagebücher, welche die Pietät sorgfältig aufbewahrt hatte, und man erstaunte über die Fülle des Lebens, die das weibliche Gemüth im Verborgenen entwickelt hatte. Göthe's Tod gab das Signal, jene alten Zeugnisse der Liebe ans Licht zu rufen, durch welche selbst auf die marmorkalten Bildwerke der spätern Zeit sich ein warmer Strahl des Lebens ergoß. — Es war nun wichtig für Göthe's Bildung, daß er Lavater, dem Hauptapostel dieses Frauencultus, persönlich nahe trat.

1741 zu Zürich geboren, fühlte Lavater schon als Knabe den Drang, nicht blos mit Gott unmittelbar zu verkehren, sondern an diesem Verkehr auch seine Mitmenschen theilnehmen zu lassen. Eine von jenen dämonischen Persönlichkeiten, denen eine unwiderstehliche Anziehungskraft beiwohnt und die sich dieser Wirkung bewußt sind, suchte er früh seine Kraft durch eine besondere Heiligung zu erhöhen. Sein Trieb, heilig und schön zu leben, ging mit dem zweiten Hand in Hand, als Heiliger zu erscheinen. Schon 1762 hatte er Gelegenheit, als Vertreter der Freiheit gegen ungerechte Gewalt eine Rolle zu spielen. Gleichzeitig trat er in den geistlichen Stand und seine Neigung verwuchs mit seinem Beruf. Eine Reise durch Deutschland 1763—64 führte ihn mit Klopstock und den übrigen Männern zusammen, die sich damals bestrebten, das Christenthum durch die Macht der Rede und Poesie zu verjüngen. Nach seiner Rückkehr verheirathete er sich 1766, wurde durch seine frischen Schweizerlieder ein Liebling des Volks und 1769 als Hülfsprediger angestellt. Schon damals hatte sich bei ihm die Ansicht ausgebildet, daß die Wunder noch nicht aufgehört hätten, daß der heilige Geist in besonders bevorzugten Individuen noch fortwirke und daß jedes echte Gebet noch immer wunderbare Wirkungen hervorbringe. Diese Theorie legte er bewährten Theologen zur Begutachtung vor und schrieb gleichzeitig 1768—69 die Aussichten in die Ewigkeit, in welchen er dem „denkenden und gelehrten Theil der Menschen alle Augenblicke ihres Aufenthalts auf Erden durch die Vorstellung der unendlich seligen Folgen einer weisen und beständigen Vorbereitung auf das zukünftige Leben über alles wichtig machen, sie zur höchsten und besten Anstrengung ihrer Kräfte, zu ununterbrochener Uebung im Glauben und Gehorsam gegen Gott und unsern Erlöser ermuntern, und sie durch alles, was wir nur immer von der zukünftigen Herrlichkeit der Christen wissen oder vermuthen können, zu den Gesinnungen erheben wollte, die ihrer vernünftigen, unsterblichen Natur so würdig und zugleich die unmittelbaren Quellen unbeschreiblicher und ewiger Vergnügungen sind.“ 1769 begann er ein Tagebuch, worin er seinen Verkehr mit Gott und den Kampf gegen seine Schwächen aufzeichnete. Dies wurde 1771 unter dem Titel: Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst von einem Freunde in Druck gegeben. Lavater, im Anfang verdrießlich, gab zwei Jahre darauf selber die Fortsetzung heraus.*)

*) Göthe bemerkt dazu: „das, was der Mensch in sich bemerkt und fühlt, scheint nur der geringste Theil seines Daseins. Es fällt ihm mehr auf, was ihm fehlt als was er besitzt, er bemerkt mehr, was ihn ängstigt als was ihn ergötzt und seine Seele erweitert; und so wird meistentheils, der über sich selbst und seinen vergangenen Zustand schreibt, das Enge und Schmerzliche aufzeichnen, dadurch denn eine Person, wenn ich so sagen darf, zusammenschrumpft.“

1770 forderte er in der Vorrede zu Bonnet's Palingenesie Mendelssohn auf, die Gründe des christlichen Philosophen zu widerlegen oder sich zum Christenthum zu bekehren. So war er bereits eine weit berufene Persönlichkeit, den berliner Aufklärern als Finsterling verhaßt, von dem jungen strebsamen Geschlecht und namentlich von den Frauen bewundert und als Führer begrüßt, als er mit Göthe in Berührung kam. In ihm erkannte er die Verwirklichung des Genius, dessen Ideal er lange prophetisch verkündigt.*) Auf Göthe selbst machte die Originalität des neuen Propheten einen weit tiefern Eindruck als die minder bedeutende Jung-Stilling's. Seine Anzeigen der Werke Lavater's enthalten Worte der wärmsten und herzlichsten Anerkennung, freilich weisen sie schon auf einige Bedenken hin. „Jedes große Genie, heißt es 7. Mai 1773, hat seinen eigenen Gang, seinen eigenen Ausdruck, seinen eigenen Ton und sogar sein eigenes Costüm. Wenn das nicht wahr wäre, so müßten wir unsern Lavater für die allerseltsamste Erscheinung von der Welt halten, wir müßten in einer und derselben Schrift die wunderbarste Vermischung von Stärke und Schwäche des Geistes, von Schwung und Tiefe der Gedanken, von reiner Philosophie und trüber Schwärmerei, von Edlem und Lächerlichem zu erblicken glauben." Diese Ansicht wird freilich als unrichtig dargestellt, und da sich an jene Anzeigen ein lebhafter Briefwechsel knüpfte, bemühte sich der Prophet und seine Freunde, den Dichter, der eben im Werther sich von dem drückenden Gefühl des Weltschmerzes befreite, für ihre Sache zu gewinnen. „Ich bin vielleicht ein Thor, antwortet Göthe, daß ich euch nicht den Gefallen thue, mich mit euern Worten auszudrücken. Bin ich nicht resignirter im Begreifen als ihr? ... und daß du mich immer mit Zeugnissen packen willst! Wozu brauche ich Zeugniß, daß ich bin, Zeugniß, daß ich fühle? Nur so schätze ich die Zeugnisse, die mir darlegen wie Tausende oder einer vor mir eben das gefühlt haben das mich kräftigt und stärkt, und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes; es mögen's Pfaffen oder Huren gesammelt haben,

*) Aus einer unendlich langen überschwenglichen Darstellung nur eine Probe: „Wer lernet, wahrnimmt, schaut, empfindet, denkt, spricht, handelt, bildet, dichtet, singt, schafft u. s. w. als wenn's ihm ein Genius, ein unsichtbares Wesen höherer Art dictirt oder angegeben hätte, der hat Genie; als wenn er selbst ein Wesen höherer Art wäre, ist Genie .. Wie Engelserscheinung nicht kommt, sondern dasteht; wie Engelserscheinung ins innerste Mark trifft, unsterblich ins Unsterbliche der Menschheit wirkt, und entschwindet und fortwirkt nach dem Verschwinden, und süße Schauer- und Schreckensthränen und Freudenflüsse zurückläßt, so Werk und Wirkung des Genius" u. s. w. Man merke auch im Stil das Embryonische dessen, was man damals Genie nannte, und die Verzettelung der Kunst in die Form des Fragments.

und mit inniger Seele falle ich dem Bruder um den Hals — Moses, Prophet, Evangelist, Spinoza oder Machiavell; darf aber auch zu jedem sagen: lieber Freund, gebt dir's doch wie mir; im einzelnen fühlst du kräftig und herrlich, das Ganze ging in euern Kopf so wenig als in den meinen." — So vorbereitet trafen sich die beiden zuerst 20. Juli 1774 persönlich. Es war ein warmes, ja heißes Anschließen zweier entgegengesetzter Persönlichkeiten, die sich zufällig oder nothwendig an einem wichtigen Punkt ihrer Entwickelung berührten. Lavater's physiognomische Studien, für die Göthe bedeutende Beiträge lieferte, bildeten zunächst die Vermittelung. Menschenbeobachtung, Kenntniß der Seele in ihrem Eigensten, Erforschung des innern Kerns in der sinnlichen Schale, das war die Richtung der Zeit überhaupt und der nächste Zweck dieser Untersuchungen, deren erstes Fragment 1772 erschienen war. Hauptsächlich aber regte sich darin der unbewußte künstlerische Drang, der zu seinem Ideal zunächst die einzelnen Bruchstücke zu suchen hatte, und darum waren die Feinde der Physiognomik, die freilich in ihrer Ueberschwenglichkeit die tollsten Blößen gab, in der Regel unkünstlerische Naturen, wie Lichtenberg und Musäus. Bald nach ihrem ersten Zusammentreffen machten die beiden Freunde gemeinsam mit Basedow jene Rheinreise, von der Göthe in Wahrheit und Dichtung ein so reizendes Bild gibt. Es war für Göthe ein bedeutendes Jahr: der weitere Verlauf der Reise führte ihn seinem alten Freund Jung wieder zu und vermittelte die Freundschaft mit Jacobi.

F. H. Jacobi, 1743 zu Düsseldorf geboren, war der jüngere Bruder des bekannten Lyrikers aus der Gleim'schen Schule. Sein Vater, ein wohlunterrichteter und wohlhabender Kaufmann, bestimmte ihn für sein Geschäft und gab ihn vom sechzehnten Jahr an zuerst in ein frankfurter, dann in ein genfer Handlungshaus. Hier arbeitete er eifrig an seiner weitern wissenschaftlichen Ausbildung und machte sich besonders mit der französischen Literatur vertraut. Nach seiner Rückkehr mußte er die Handlung seines Vaters in Düsseldorf übernehmen, der in dem nahe gelegenen Pempelfort eine Zuckerfabrik errichtete, verheirathete sich 1767 und wurde 1773 Mitglied der Hofkammer. Obgleich er der Literatur noch fern geblieben war, hatte er doch in einer Zeit, wo man mit den Persönlichkeiten Abgötterei trieb, als schöner stattlicher Mann von den feinsten Umgangsformen und namentlich als Virtuose des Gefühls ein bedeutendes Ansehen. Sein Briefwechsel mit Sophie Laroche und Wieland seit 1771 eröffnet uns mehr noch als die Correspondenz des Gleim'schen Kreises einen Blick in das wunderliche Empfindungswesen jener Zeit. Schon die Pietisten hatten gegen den verknöcherten Wortglauben die Fülle und Innigkeit des Gefühls ins Feld geführt und ihre Herzensergießungen, um nur ja mit ihrem Vorrath auszukommen, durch künstliche Reizmittel gesteigert. Gleich ihnen

konnte das junge Geschlecht kein Ende finden, immer merkwürdigere Gefühle zu entwickeln und in Ermangelung vorhandener Gefühle sich künstlich in einen erhöhten Seelenzustand hinaufzuschrauben, fest überzeugt, daß Gott nur den Zweck haben könne ein schönes Herz mit unendlicher Seligkeit zu begnadigen. Die Kälte der philosophischen Abstraction, die herbe Unfreundlichkeit des Gesetzes regte die Individualitäten, die ein ursprüngliches Leben in sich fühlten, in ihrem Innersten auf; man heiligte den Instinct wohlgeschaffener Seelen, man ersetzte das Pflichtgefühl durch die Lust am Guten; wobei es wol vorkam, daß man dies Gefühl noch casuistischer auseinander legte als die Kritiker den kategorischen Imperativ, denn diese schrieben doch nur vor wie man handeln solle, die Gefühlsphilosophie dagegen spielte die Empfindung in das Gebiet der Pflicht hinüber, und eine wahrhaft schöne Seele mußte sich jeden Augenblick darüber beunruhigen, ob sie auch schön, edel und originell empfände. Daraus gingen dann Misverständnisse hervor, Verkennungen, Empfindlichkeiten, kurz die ganze Litanei von kleinlichen Zügen, die man einem Verliebten in der Unsicherheit seines Herzens verzeiht, die aber unter Männern unerträglich ist. Vor allem befremdet der Mangel an gesundem Selbstgefühl, der bald zu unschönen Ausbrüchen, bald zu kümmerlicher Resignation führt. Auch das ist noch der Nachklang des Pietismus, der aus dem öffentlichen Leben verdrängt, sich in gegenstandloser Selbstanschauung, in finstern Grübeleien, in künstlich hervorgerufenen Inspirationen, kurz in einem lügenhaften Phantasieleben verzehrte. Nirgend wird diese Sentimentalität so peinlich als in Jacobi's Briefen, gerade weil man immer noch sieht, daß er eigentlich ein guter Mensch und ein hochbegabter Kopf war. — Durch die Frauen waren bereits zwischen Göthe und Jacobi zahlreiche Bande gesponnen, als der erstere Juli 1774 am Ende seiner Rheinreise bei seinem alten Freunde Jung-Stilling Jacobi und Heinse kennen lernte, die damals eng verbunden waren. Schon damals zeigte sich zwischen ihren Ansichten jene Divergenz, die sich im Lauf ihres Lebens immer mehr erweitern sollte. Göthe suchte das Göttliche in der Natur, die er bald poetisch anzuschauen, bald wissenschaftlich zu erforschen strebte, bei Jacobi fixirte sich die Stimmung Werther's, der in der Natur ein ewig wiederkäuendes Ungeheuer sah und nach einem verborgenen Gott suchte. Doch die persönliche Anziehungskraft der beiden Männer war groß, die Begeisterung Jacobi's für Werther und Faust kam dazu, und so entspann sich zwischen beiden eine glühende Freundschaft, deren Zeugnisse wir noch in ihrem Briefwechsel haben. Aus Dichtung und Wahrheit würde man vergebens versuchen, sich von der Glut dieser Jugendbriefe eine Vorstellung zu machen; aber anders als seine Freunde glüht Göthe nur von innerer Wärme, sobald diese vorüber ist, bemüht er sich niemals, sie durch künstliche Erregung wiederherzustellen; er ist

in jedem Augenblick wahr gegen sich selbst und wahr gegen die andern; sein Selbstgefühl ist stets so sicher, daß die Leidenschaft ihn nie zu Unwürdigkeiten verleitet, und er hat die seltene Gabe, auch Unrecht mit Anstand zu thun. Jacobi's fliegende Hitze, der beständige Wechsel zwischen überschwenglicher Anbetung und kleinlicher Bitterkeit sticht sehr unvortheilhaft dagegen ab, selbst da, wo er der Sache nach Recht hat. — Auch der Patriarch der gefühlvollen Schule, Klopstock, besuchte Göthe October 1774 auf einer Reise nach Baden und auf seiner Rückkehr März 1775. Er hatte kurz vorher den Messias beendigt, die schwärmerische Verehrung des Hainbundes gab ihm ein erhöhtes Selbstgefühl und die zuversichtliche Aussicht auf eine geistige Umwandlung Deutschlands; in der „Gelehrtenrepublik“ hatte er sich diese Zukunft auf eine wunderliche Weise ausgemalt. In dieselbe Zeit fallen die Besuche von Jung und Jacobi; im Juni 1775 kommen die Gebrüder Stolberg an, Klopstock's Schüler und Lieblinge, noch warm aus dem Hainbunde, schwärmerisch für Freiheit und Tugend entbrannt und von ihren bürgerlichen Freunden als die Dichter der Zukunft gefeiert. Göthe machte mit ihnen jene Schweizerreise, in welcher Lavater dem jüngern Stolberg gegenüber seinen physiognomischen Scharfblick bewährte. Zugleich entspann sich zwischen Göthe und der Schwester der beiden Grafen, Gustchen, jener reizende Briefwechsel, der eine willkommene Ergänzung des letzten Buchs von Dichtung und Wahrheit bildet, des Liebesromans mit Lili. Diesmal konnte sich Göthe eine Zeit lang wirklich als Bräutigam betrachten, aber wenn sich die Pastorstochter von Sesenheim wegen ihrer ländlichen Manieren für das Haus des frankfurter Patriciers nicht eignete, so war die schöne, reiche, lebenslustige Banquierstochter eine zu zierliche Erscheinung für die schlichten Verhältnisse, in denen der mürrische alte Rath Göthe sein Wesen trieb. Man war im Jahre 1775: Lili mochte wol die Zeitungen gelesen haben, und das gefallsüchtige sechzehnjährige Kind sprach von einer Auswanderung nach Amerika. Göthe wurde stutzig, entsagte auch diesmal und Lili heirathete bald darauf einen andern. In diese Periode fällt die Anlage zum Egmont, der wiederum aus einer Reihe prachtvoll ausgeführter Genrebilder besteht. Ein dramatischer Charakter ist der Held freilich noch weniger als Götz, er ist eine glückliche Natur, die ganz ohne Verschulden, wenigstens ohne das Bewußtsein der Schuld, von dem Triebrad der Geschichte ergriffen und zermalmt wird. Die historischen Mächte sehen bei Göthe immer finster aus: das Verhältniß der Helden zu ihrem Schicksal ist ein accidentelles, es ist nicht in ihrer Natur voraus bestimmt, es ist von ihrer Seite keine Schuld: es ist das Loos des Schönen auf der Erde! Das Ideal hat die Wirklichkeit außer sich: nicht die Nothwendigkeit, der Zufall ist Meister. — Das Stück macht den Uebergang

von der natürlichen zur idealen Richtung; die idealen Gestalten erheben sich in Stil und Haltung zu einer gewissen poetischen Vornehmheit, die Prosa steigert sich auf dem Gipfel der Katastrophe zum jambischen Rhythmus, und die Musik hüllt die Handlung in ein ideales Gewand. Freilich nur zu sehr! Dem Dichter hat ein dramatischer Inhalt vorgeschwebt, er hat ihn aber lyrisch und musikalisch zersetzt. Am bezeichnendsten für Göthe's Lebensauffassung ist das Verhältniß Egmont's zu Clärchen. Ein späterer Philosoph hat die Herablassung des vornehmen Herrn zu dem lieben Bürgersmädchen als eine Art von demokratischer Gesinnung bezeichnet, und so etwa dachte sich Göthe wirklich die Sache. Ueberhaupt muß bei Göthe, gleichviel ob man es tadelt oder lobt, hervorgehoben werden, daß seine Grundsätze denen seines Vaters, des stolzen Bürgers und Reichsstädters, entgegengesetzt waren. Das enge bürgerliche Leben mit seiner Sittlichkeit und seinen steifen Formen war ihm herzlich zuwider, und die Sehnsucht nach der Freiheit des Adels, der das Recht hatte, ohne Rücksicht auf einen bestimmten Zweck lediglich für die harmonische Ausbildung seiner Persönlichkeit zu sorgen, jene Sehnsucht, welche der spätere Wilhelm Meister so beredt ausspricht, war auch das Lebensmotiv seines Dichters. Wie scharf er in dieser Beziehung seinem Vater gegenüberstand, zeigt das Ereigniß, welches für sein Leben den Wendepunkt bildet. — Zu den Besuchern, welche von der Persönlichkeit des jungen Dichters bezaubert wurden, gehörte Herr von Knebel, der Erzieher des Prinzen Konstantin von Weimar. Geb. 1744, war er als preußischer Lieutenant in der Schule Mendelssohn's, Ramler's und Nicolai's aufgewachsen und hatte sich auch als Dichter und Uebersetzer durch Properzische Eleganz ausgezeichnet, als er 1774 in weimarische Dienste überging. Er führte den neugewonnenen Freund bei seiner jungen Herrschaft ein, und die Prinzen fanden an demselben so großes Gefallen, daß sie ihn dringend einluden, Weimar auf einige Zeit zu besuchen. Der Vater, mistrauisch gegen Hof und Adel, suchte ihn davon abzubringen und ihn zur Reise nach Italien zu bestimmen, dem Land seiner schönsten und glücklichsten Erinnerungen; aber der Wunsch, sich der vornehmen Welt anzuschließen und von ihr die Weihe der höhern Lebensbildung zu empfangen, die er sich im Bürgerstand nie würde aneignen können, bestimmte Göthe dem Ruf zu folgen. Den 7. Nov. 1775 kam er in Weimar an, einen Monat nach der Vermählung des jungen Herzogs Karl August mit der darmstädtischen Prinzessin Luise, und es zeigte sich bald, daß nicht von einem vorübergehenden Aufenthalt, sondern von einer dauernden Lebensstellung die Rede war.

Schon in den Zeiten der Reformation hatte das Ernestinische Haus Sachsen in der allgemeinen Culturbewegung jene Rolle gespielt, welche die mächtigern Fürsten aus Unschlüssigkeit aus der Hand ließen. Dasselbe

Schauspiel wiederholte sich nun bei der humanistischen Bewegung, die in ihren Folgen nicht weniger durchgreifend sein sollte als die theologische des 16. Jahrhunderts. Wie leidenschaftlich die junge Literatur sich gegen die Franzosen auflehnte, so schwebte ihr doch immer das Vorbild der Franzosen vor, und sie konnte sich eine classische Zeit nicht anders denken als um den Hof eines Augustus oder Ludwig 14. Friedrich 2., auf den man zuerst gerechnet, hatte sich den Ausländern zugewandt, der junge Kaiser, dem Klopstock in einer feurigen Ode ein erhabenes Loos prophezeit, hatte zu viel mit politischen Angelegenheiten zu thun, um sich der Literatur anzunehmen, und der empfindliche Dichter mußte in ziemlich bittern Worten widerrufen. So sah man sich denn auf die kleinen Höfe hingewiesen. Allein diese waren entweder in gemeine Schlemmerei versunken, oder sie äfften das Soldatenspiel ihrer stärkern Nachbarn nach. Vereinzelte Anläufe waren gemacht, im Braunschweigischen, im Badischen und anderwärts, aber erst in Weimar gelang es, den Schwerpunkt, dessen die aufstrebende Literatur bedürftig schien, um eine nationale zu werden, künstlich herzustellen. — Die Herzogin Amalie (geb. 1739) regierte 1758 nach dem Tode ihres früh verstorbenen Gemahls im Namen ihres unmündigen Sohnes Karl August. Jung, lebenslustig, von lebhaftem Temperament, rasch entschlossen, nicht abgeneigt Romane zu verfolgen und zu spielen, vollständig frei von allen bürgerlichen Vorurtheilen in den Begriffen wie im wirklichen Leben, unterschied sie sich von den Großen ihrer Zeit dadurch, daß sie die geistigen Interessen über die sinnlichen stellte. Gelangweilt durch die steife Bureaukratie und den kleinen aber hochmüthigen Adel ihres Landes, suchte sie für ihre Hofchargen geistvolle und aufgeweckte Köpfe. Schon hatten sich Talente zweiten und dritten Ranges, wie Seckendorf, Einsiedel, Musäus in Weimar gesammelt, als durch die Berufung Wieland's zum Erzieher des jungen Prinzen 1772 dieser schöngeistigen Colonie ein anerkannter Führer gegeben wurde. — Wieland, geb. 1733, der Sohn des Pastors in Biberach, war in der empfindsamen und frömmelnden Richtung seiner Zeit aufgewachsen, hatte vaterländische und biblische Heldengedichte im Stil Bodmer's verfaßt, in sentimentaler Correspondenz große Ausdauer entwickelt und seine Neigung einer etwas ältern empfindsamen Dichterin zugewandt; als sich aber Sophie 1754 mit dem Kaufmann Laroche verheirathete, verwandelte sich die Liebe in eine zärtliche Freundschaft. Ueber seine damaligen Versuche äußerte sich Nicolai 1753: „Wieland's Muse ist ein junges Mädchen, das, wie die Bodmerische, die Betschwester spielen will und, der alten Witwe zu gefallen, sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt, was ihr gleichwol nicht kleidet. Sie bemüht sich eine verständige, erfahrne Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur zu sehr hervorleuch-

tet, und es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte." — Als Wieland 1762 seine poetischen Schriften herausgab (er war seit 1760 Kanzleidirector in seiner Vaterstadt), hielt er seine Einbildungskraft für erloschen und sein Herz für leer, allein dies Mistrauen war nur das dunkle Vorgefühl einer neuen Richtung. Der Verkehr mit der Familie Stadion und Laroche führte ihn in die französische Literatur ein und aus dem empfindsamen Anhänger Klopstock's wurde plötzlich ein leichtfertiger Encyklopädist. Schon im November 1762 kündigte er seinem Freund seine Wandlung an: Non sum qualis eram! sans m'étonner d'avoir été enthousiaste, hexamètriste, ascète, prophète et mystique, il y a bien du temps que je suis revenu, grâce à Dieu, de tout cela . . Platon a fait place à Horace, Young à Chaulieu, l'harmonie des sphères aux avis de Galuppi et aux symphonies de Jomelli, et le nectar des Dieux au Tokay des Hongrois. Sofort warf er sich auf das Gebiet der komischen Erzählung in Versen, und Nadine, Diana und Endymion 1762, das Urtheil des Paris, Aurora und Cephalus 1764, wetteifern bereits in lüsternen Darstellungen mit den Franzosen, in einer zierlichen, dem Inhalt vollkommen angemessenen Form, über der man damals die Breite der Darstellung gern vergaß. Bald war er in der öffentlichen Meinung als Führer einer neuen weltlichen Poesie gegen die ascetische Schule Klopstock's anerkannt, die denn auch nicht versäumte, den abgefallenen Engel zu brandmarken. Gleichzeitig (1762—68) erschien die Uebersetzung Shakspeare's, die gerade durch ihre Freiheit populär wurde, denn den ganzen Shakspeare in seiner schweren gigantischen Rüstung hätte die Zeit noch nicht ertragen. Die Umwandlung seiner Gesinnungen zu rechtfertigen, schrieb er 1764 den Roman: der Sieg der Natur über die Schwärmerei oder die Abenteuer des Don Sylvio de Rosalva, eine ziemlich schwache Nachbildung des Cervantes; dann 1763—66 Agathon, einen Roman aus dem griechischen Leben, der längere Zeit als ein Muster der Gattung gefeiert wurde, obgleich sich hinter den antiken Namen sehr moderne Empfindungen versteckten. Ein schwärmerischer Platoniker wird durch Erfahrung und gesunden Menschenverstand von seinen Ueberschwenglichkeiten geheilt und ebenso durch seine gute Natur vor dem entgegengesetzten Extrem des geistlosen Materialismus bewahrt. Genau war diese rechte Mitte nicht ausgemalt und es ist das Wieland auch in seinen spätern Umarbeitungen nicht gelungen. Der Grundsatz Leben und leben lassen, in jener Zeit, wo von Regel und Gesetz überhaupt wenig die Rede war, keineswegs unbedenklich, wurde noch durch eine gewisse sanft verschleierte Sinnlichkeit gefährlicher gemacht, die der spätern Philosophie Kotzebue's in die Hände arbeitete. Derselbe

Gedanke, auch in dem romantischen Gedicht Idris und Cenide 1763 der Leitton, fand den geistvollsten Ausdruck in Musarion oder die Philosophie der Grazien 1768. Wieland, der mittlerweile 1764 eine praktische nüchterne Hausfrau gefunden hatte, mit der er bis in sein spätestes Alter glücklich lebte, war 1769 vom Kurfürsten von Mainz als Professor der Philosophie nach Erfurt berufen. Als gefeierter Dichter trat er jetzt mit Jacobi und Gleim in nähere Verbindung und sein Briefwechsel zeigt, daß durch den neuen Anstrich von Frivolität die alte Empfindsamkeit keineswegs unterdrückt war. Ein guter aber weicher Mensch, machte er jede Narrheit des Zeitalters redlich mit und gab auch wol den Ton an. Im neuen Amadis 1771 spricht mehr der Satyr als der Dichter und der 1772 begonnene goldene Spiegel, der über das Staatsleben manche verständigen Bemerkungen enthält, leidet an einer unerquicklichen Breite und geht über das Ideal des 18. Jahrhunderts, den aufgeklärten Khalifen von Bagdad nicht hinaus. — So weit war Wieland in seiner Bildung, als er 1772 nach Weimar berufen wurde, wo er als erklärter Günstling der Herzogin den jüngern Theil des Hofs beherrschte. Sein Einfluß vergrößerte sich noch, als er 1773 mit Jacobi den deutschen Merkur gründete, der als industrielle Speculation seinen Zweck erfüllte und auch dem Hof bequem war, denn die Communicationsmittel waren damals noch sehr gering und ein viel gelesenes ansehnliches Blatt erschien als das beste Mittel Weimars Bedeutung zu erhöhen. Freilich war der Merkur nicht immer geeignet, Wieland's guten Ruf zu fördern; er enthielt viel leichte Waare, daneben viel Anmaßung, und verständigte sich mehr mit den Philistern, als die aufstrebende Sturm- und Drangliteratur in ihrem neugewonnenen Selbstgefühl dulden mochte. Göthe hatte früher Wieland's Talent sehr bewundert, erst Herder hatte ihn auf seine Schwächen aufmerksam gemacht, und der Merkur veranlaßte ihn nun zu jener bekannten Satire, die Wieland zwar mit dem Anstand eines gebildeten Weltmannes aufnahm, die ihn aber um so schwerer verwunden mußte, als auch sein alter Freund Jacobi sich dem neuen Gestirn zuwandte. Mit Besorgniß sah er der Ankunft des gefürchteten Gastes entgegen, aber der Zauber Göthe's nahm ihn beim ersten Anblick gefangen, er brach in einen Enthusiasmus aus, der fast an Raserei grenzte, und der auch später nur dann unterbrochen wurde, wenn er bei dem angebeteten Freund Kälte zu bemerken glaubte. Wie Göthe damals die Herzen bändigte, erkennt man vielleicht nirgend so klar als aus dem Bild, welches Wieland von ihm entwirft. Die Neidlosigkeit, mit der er sich dem neuen Gestirn unterwarf, ist unendlich liebenswürdig; freilich durfte er mitgenießen, wenn alles sich entzückte. — Für einen Centralpunkt der deutschen Literatur war Weimar der wunderlichste

Ort den man sich vorstellen kann. In der Stadt ein verkümmertes Spießbürgerthum, ohne Wohlstand, ohne Selbstgefühl; nach einem ausländischen Beobachter „das dümmste und vielleicht das häßlichste Volk von der Welt, schwerfällig, langsam, unwissend, aber ein gutmüthig ehrlicher Menschenschlag der sich von Schwarzbrot und Würsten nährt“; diesem Publicum gegenüber ein glänzender geistreicher Hof, der sich über Regel und Gesetz wegsetzte; die Herzogin-Mutter, die zuweilen in Mannskleidern ausging, der junge Herzog, eine feurige thatendurstige von den edelsten Idealen erfüllte aber damals noch unbändge Natur, despotisch wie alle andere Fürsten seiner Zeit (Macaulay würde über Friedrich den Großen milder urtheilen wenn er wüßte, daß lange nach dem Tode desselben Karl August über saumselige Bürgersleute mitunter eigenhändig den Prügel schwang!); an dem ganzen Hof ein wilder Taumel des Vergnügens, freilich lange nicht so roh als an den übrigen Höfen, der aber Skandal erregte, weil höchste Personen sich mit bürgerlichen Subjecten duzten. Göthe, damals noch in der ganzen Kraftfülle seiner feurigen Jugend, machte an diesem Hof Regen und schön Wetter; von seinen alten Genossen kam einer nach dem andern an, die seltsame Menagerie zu bereichern: die Stolberg, Lenz, Klinger, Merck u. s. w. und die Verleumdung säumte nicht den Ruf dieses wilden Lebens tausendfach vergrößert durch ganz Deutschland zu tragen. Man hat über die wunderlichen Warnungsbriefe Klopstock's die Achsel gezuckt, aber bei der damaligen „Hundedemuth“ des deutschen Volks bleibt es doch immer ein erfreuliches Zeichen, wenn einmal ein deutscher Dichter einem Fürsten die Wahrheit zu sagen wagt. In grimmigem Neid blickte das hungrige Junkerthum von Weimar, das beiläufig doch noch 50 Jahre dem Bürgerlichen den Zutritt in die Theaterlogen verwehrte, auf den Zudrang dieser Abenteurer, die ihm das Privilegium der Hofschargen streitig machten, und aus dem stillen Grimm wurde Wuth, als Göthe 1776 unter dem Titel Legationsrath der leitende Minister dieses Landes wurde. Hier bändigte Karl August mit seinem eisernen Willen jeden Widerspruch, die Etikette konnte er nicht beherrschen, und erst als er 1782 dem geliebten Freund den Reichsadel verschafft hatte, wurde die gute Gesellschaft einigermaßen beschwichtigt. — Wunderlich war das Treiben auf alle Fälle. Der neue Minister bemühte sich, den jüngern fürstlichen Freund für ernste Regierungssorgen zu stimmen, aber das Liebhabertheater, der Eislauf, die Maskeraden, Wildhatzen und Parkanlagen nahmen doch mehr Zeit in Anspruch und machten den Hof zu einer Schau für das Publicum. Die junge Herzogin Luise, eine der edelsten Gestalten in der Geschichte unserer Höfe, litt doch unter dem excentrischen Wesen ihres Gemahls und seiner Umgebungen; sie wurde nun von der Opposition auf

den Schild gehoben. Göthe malt seine damalige Stimmung in dem schönen Gedicht Seefahrt: mit dem Kiele spielen Wind und Welle, Wind und Welle nicht mit seinem Herzen; herrschend blickt er auf die grimme Tiefe und vertrauet, siegend oder stranden, seinen Göttern! Doch dauerte dieses Selbstgefühl immer nur auf Augenblicke, der Mismuth über manches Verfehlte und Haltlose hätte ihn schon früh ungeduldig gemacht, wenn nicht das Verhältniß zu Frau von Stein seinem Leben einen neuen Inhalt gegeben hätte. Bisher waren sechzehnjährige Mädchen seine Liebe gewesen, die ihn durch ihre natürliche Anmuth fesselten; jetzt trat er einer Frau gegenüber, die ihm an Alter, Erfahrung, Weltklugkeit und gesellschaftlicher Bildung bei weitem überlegen war. — Charlotte von Stein war 1742 geboren und seit 1764 mit einem Manne vermählt, der ihr eine angesehene Stellung in der Gesellschaft verschaffte und sie im übrigen frei gewähren ließ. Durch Geist, Bildung und Talent war sie unbestritten die Krone des weimarer Hofs und hatte das sehr klar ausgesprochene Bewußtsein, die Huldigungen zu verdienen, die ihr in reichstem Maß zuflossen. Warm genug, das Schöne in allen Formen zu begreifen und sich anzueignen, besaß sie doch so viel Kälte des Herzens, sich keinem Gefühl unbedingt gefangen zu geben, und eine so unbedingte Herrschaft der Form, daß von ihrer Seite keinen Anstoß gab, was man bei jeder andern scharf würde gerügt haben. Daß mit Göthe sogleich ein inniges Verhältniß entstand, ist leicht begreiflich, sie waren aufeinander angewiesen; daß aber dies Verhältniß 14 Jahre fortdauerte, spricht doch für ihre große Gewandtheit und Lebensklugheit. Jede Liebhaberei ihres Freundes fand bei ihr eine verwandte Neigung, sie zeichnete mit ihm, las mit ihm den Spinoza und die griechischen Tragiker und war stets die erste, der er seine Dichtungen vorlegte. Die Ausdrücke seiner Leidenschaft wußte sie in Schranken zu halten ohne ihn zu verletzen, und wenn er kälter wurde, so verstand sie sehr wohl, ihm wieder entgegenzukommen. Das Glück seiner Zukunft fühlte er in ihr, ihr legte er seine Erinnerungen zu Füßen. Auf einer Schweizerreise 1779 hatte er Friederike und Lili wieder besucht; die Schilderung dieses Besuchs in dem Brief an Frau von Stein ist bezeichnender und fast wärmer als die Schilderung in Dichtung und Wahrheit. Er scheint vor ihr keine Geheimnisse gehabt zu haben, und sie verstand in passenden Fällen tolerant zu sein, wie z. B. in dem Verhältniß des Dichters zu der schönen Schauspielerin Corona Schröter, der tragischen Muse des weimarer Hofes. Wie er sich sein Verhältniß zu ihr ungefähr dachte, hat er in dem idealen Bild der Liebe zwischen Tasso und der Prinzessin ausgemalt; freilich sind die Farben unendlich abgeblaßt und die Charaktere viel weicher dargestellt, als sie in der Wirklichkeit waren. — Wenn dies Verhältniß seinem Gemüth den

Schwerpunkt gab, so war für seine Bildung die Nähe Herder's entscheidend. Herder, dem seine Lage in Bückeburg immer unerträglicher wurde, entschied sich nach manchen Ueberlegungen für den Ruf nach Weimar, der durch Göthe's Vermittelung trotz des Widerspruchs sämmtlicher Landesgeistlichen an ihn erging, und kam am 1. October 1776 als Generalsuperintendent daselbst an. Hier brachte seine Ankunft eine große Revolution hervor. Gegen den Herzog und den jungen leichtsinnigen Hof kehrte er stets die geistliche Amtsmiene heraus, seine Freunde verfolgte er mit dem scharfen, bittern Spott, der ihm eigen war. Bald war er der Mittelpunkt der stillen Opposition gegen Göthe, die Aeltern, namentlich Wieland und Knebel, schlossen sich ihm an. Lange Jahre hatte er an seinen Volksliedern gesammelt, sie erschienen endlich 1778 (später mit dem Titel Stimmen der Völker in Liedern). Herder gab nicht das gesammte Material, sondern eine Auswahl des Schönsten und Kräftigsten, um zu zeigen, daß auf den verschiedensten Stufen nationaler Cultur Gemüth und Phantasie des Menschen zur dichterischen Sprache greift. Die Nachbildung der Lieder war nicht minder glücklich als die Auswahl; fast überall hatte Herder den rechten Ton getroffen und mit Recht nicht sowol auf die Treue des Inhalts, als auf die Treue der Stimmung gesehen. Es ist ein wunderbar duftender Blumenstrauß, in welchem sich die entgegengesetzten Himmelsstriche in einer schönen Harmonie der Farben zusammenfinden. Daran schloß sich noch in demselben Jahr das Hohelied Salomonis, dann die Offenbarung Johannis, beide nicht vom dogmatischen Standpunkt, sondern wieder nur als Ausflüsse nationaler Poesie behandelt. In den Briefen über das Studium der Theologie 1780—81 zeigt Herder, indem er gleichmäßig der ungebildeten Rechtgläubigkeit wie dem nüchternen Rationalismus entgegentritt, in welcher Art die Religion, poetisch gefaßt, das Gemüth veredelt; in dem Werk vom Geist der Hebräischen Poesie 1782—83 führt er die Ideen der „ältesten Urkunde" geistvoller und inhaltsreicher durch. Während diese poetische Rechtfertigung der Religion ihn Göthe's Glaubenssystem immer näher führte, entfernte sich dieser immer weiter von den Grillen seiner alten Freunde. — Lavater predigte damals sehr heftig für die Existenz des Teufels, und da sein Glaube an das Uebersinnliche keinen bestimmten Inhalt hatte, so schloß er sich mit einem unermüdlichen Eigensinn jedem neuen Schein des Wunderbaren an, der augenblicklich auftauchte. Es war die Zeit, wo mitten in der nüchternen Welt der Aufklärung die widersinnigsten Erscheinungen Anklang fanden. Man war des ewigen Einerlei müde und wollte sich endlich von der Tyrannei des gesunden Menschenverstandes losreißen. Vergebens hatte sich die Aufklärung abgemüht, den angebornen Hang des weltscheuen Ge-

müths nach einem Jenseits durch die Kälte ihrer Reflexion und ihrer Moral einzuschüchtern. Durch ihre fertigen Abstractionen hatte sie das Denken in seiner Trägheit bestärkt, und wenn die Phantasie einmal den Muth gewann, sich loszureißen, so gerieth sie auf das Unglaublichste. Das Leben selbst war nicht von der Art, daß das Gemüth in ihm hätte Nahrung suchen können, um so stärker war die Neigung, in die dunkle Welt der Visionen einzukehren, und aus der trüben Wirklichkeit den Geist in das lustige Reich der Phantasie zu retten, das dem Gemüth keinen Widerstand entgegensetzte. Geisterseher, Magier, Wunderthäter drängen sich aneinander, die Theorie des thierischen Magnetismus wird erfunden. Das wahre Leben beginnt schon hienieden, wo das Bewußtsein schwindet: in der Nacht des Lebens, dem Traum, der Verzücktheit, dem Somnambulismus offenbaren sich die Geheimnisse des Geistes. Die Krankheit ist der normale Zustand des Menschen, denn nur in ihr sieht und fühlt er sich innerlich. Das Leben, die Welt, das Denken ist ein trüber Schein, der fortgezaubert werden muß, wenn die Tiefe des Seins sich enthüllen soll. Diese Tiefe enthüllt aber nur die rohen Bedürfnisse des weltscheuen Egoismus; die Religion sinkt zum Fetischdienst herab und verkauft sich an die unheiligen Formen der niedern Sinnlichkeit. Cagliostro*), Mesmer, Schrepfer, der Groß-Kophta Stark, Pater Gasner, die Rosenkreuzer gehören dieser Zeit und dieser Richtung an. Fortwährend betrogen, kehrte Lavater stets zu neuen Träumereien zurück. Er verfolgte die gute Sache des Uebersinnlichen im allgemeinen, und die gute Sache mußte die Mittel heiligen. Auch was zu Jesu Ehren gefabelt wird, erscheint ihm verehrungswürdig. Jesus ist aber nur Symbol des Uebersinnlichen überhaupt. Lavater nimmt daher auch naturwissenschaftliche Theorien, wenn sie mit dem Christenthum übereinstimmen, als eine Bestätigung seines Glaubens auf, obgleich dem Wesen nach die Theorie selbst des magischen Naturzusammenhangs der Religion des absoluten Wunders widerspricht. Ueber den Begriff der Religion spricht er sich gegen Jacobi 1787 sehr offenherzig aus: „Religion ist die subjective Ansicht der Welt in Beziehung auf mich; Ahnung eines Verhältnisses zu etwas mir Analogem, von etwas mir verschiedenem Kräftigern, ohne welche Ahnung mir alles zerstückt, zerrüttet, widersprechend, ungenießbar wird; durch dessen Ahnung sich mir alles harmonisirt. Betrachte ich die Welt blos als Zuschauer, nicht als bedürfnißvolle Person, so scheint sie mir ein nothwendiges System unwillkürlicher Kräfte zu sein, ich sehe ein ewiges, regelmäßig gebärendes und wieder verzehren-

*) Lavater, von den übernatürlichen Wirkungen dieses gemeinen Abenteurers fest überzeugt, nannte ihn noch viele Jahre später eine Gestalt, wie sie die Natur nur alle Jahrhunderte forme.

des Ungeheuer. Nur, möcht' ich sagen, hat dies Ungeheuer die Meprise gemacht und die ungeheure Etourderie begangen, mich so zu organisiren, daß ich kein immer gebärendes, allverzehrendes Ungeheuer ertragen kann. Ich Person muß alles personificiren; ich Mensch muß alles humanisiren; meine Natur nöthigt mich dazu. Der decidirteste Atheist personificirt alle Augenblicke seine Welt und sein Schicksal; so wenig kann die persönliche menschliche Natur Persönlichkeiten entbehren. Was allen meinen Bedürfnissen so genug thut, wie nach meiner Vorstellung kein Mechanismus der Natur, das ist mein Gott. Indeß da alles dies nur eine Abstraction unserer Individualität ist, dem wir durch die magische Kraft unserer Natur die völlige Solidität und Realität unserer eigenen Existenz geben, so hat der Atheist und Spinozist Recht, wenn er eine Demonstration Gottes als eines außermenschlichen Wesens als unmöglich verwirft; denn mein Gott, wie frei er sei, ist doch nur ein Abstractum meiner Individualität. Religion ist ein innerer menschlicher Sinn, der sich Götter schafft, die wahre Magie der menschlichen Natur, die Schöpfungskraft eines reellen persönlichen Mediums, wodurch uns alles harmonisch, alles genießbar wird, eines immer nahen, möglichst verschiedenen, möglichst vereinten Universalmediums des frohesten Selbstgenusses." Das Letzte und Höchste, worauf Lavater hinarbeitete, erzählt Göthe, war die Verwirklichung der Person Christi: daher jenes beinahe unsinnige Treiben, ein Christusbild nach dem andern fertigen, copiren, nachbilden zu lassen, wovon ihm dann, wie natürlich, keines genug that. Diese Vorstellung diente ihm dergestalt zum Supplement seines eigenen Wesens, daß er den Gottmenschen seiner individuellen Menschheit so lange ideell einverleibte, bis er zuletzt mit demselben wirklich in Eins verschmolzen, mit ihm vereinigt, ja eben derselbe zu sein wähnen durfte. Nun ist er sich selbst ein heiliges Wesen, und diese Heiligkeit soll sich auch in der Erscheinung ankündigen. Das Wesen der Salbung ist, unmittelbaren Stimmungen eine äußere Weihe zu geben, und sie dann durch diese Aeußerlichkeit festzuhalten, wenn sie längst vorübergegangen sind. Auch im Sittlichen gilt die unmittelbare Eingebung. Das heilige Subject studirt sich selber, es führt ein Tagebuch über seine Empfindungen, es wird dadurch genöthigt, eine unaufhörliche Aufmerksamkeit auf sich selbst zu richten, um nie aus dem Stand der Gnade zu treten. So wird sein Leben ein ihm selbst fremdes und verehrungswürdiges, ein religiöses und moralisches Phantasieleben. Die Gnade wird durch künstliche Mittel hervorgerufen, eine ungeduldige Inbrunst, eine Ekstase, die alles Irdische von sich wirft, und doch auf eine sehr irdische Weise zum Vorschein kommt. Höchst naiv gibt Lavater selbst Anweisung, wie durch die Stellung des Knieenden, die Haltung des Kopfes u. s. w. die Andacht gesteigert werde. Durch solche unnatürliche Reizmittel genährt,

treibt diese innere Illusion nach außen zu beständiger Spannung, zum Argwohn gegen jeden Unheiligen, zur unnahbaren Autorität und zur Heuchelei: denn nicht allein Gott, sondern auch die Welt lauert auf die Schwächen des Propheten, und um der fremden Lästerung nicht unnützen Spielraum zu geben, muß er, schon der guten Sache wegen, dieselben verstecken. Der geheime Ehrgeiz, der in der Heiligung der Welt sich selber bethätigen will, verschmäht auch die kleinlichsten Mittel nicht. Gott hilft ihm bei jedem Unternehmen, aber der Prophet kommt ihm dabei durch seine eigene Schlauheit zu Hülfe. Er läßt sich zu Concessionen herab, er unterhandelt mit allen Parteien, er macht sich Katholiken und Protestanten, Dichtern und Weltmännern, Idealisten und Egoisten verständlich. Die Sache liegt nur in der Reflexion, sie läßt sich daher drehen und wenden. Der Prophet hat sich nach den Neigungen, Leidenschaften, nach Sprache und Terminologie zu erkundigen, um sich der Masse zu nähern, die er an sich heranziehen will. — Obgleich durch seinen Aufenthalt in Weimar von Lavater entfernt, hatte Göthe doch sein Andenken treu bewahrt, und auf der Schweizerreise, die er 1779 mit dem Herzog machte, war der Prophet sein Hauptziel. Es spricht nicht wenig für die Macht dieser Persönlichkeit, daß die entgegengesetztesten Charaktere gleichmäßig von ihr angezogen wurden, Mephistopheles-Merck und der Herzog nicht weniger als Göthe und Jacobi. Göthe selbst, in seiner Freundschaft vielleicht wärmer als je, fühlte sich in seinen Ideen immer mehr von ihm geschieden. Als 1780 Lavater's Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn nach der Offenbarung Johannis erschien, hielt sich Göthe lediglich an das Aeußerliche. Er freut sich (Juni 1781) an dem Bilde, welches Lavater von Christus entworfen hat. „Ich gönne dir gern dieses Glück, denn du müßtest ohne dasselbe elend werden. Bei dem Wunsch und der Begierde, in einem Individuo alles zu genießen und bei der Unmöglichkeit, daß dir ein Individuum genug thun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das du dein Alles übertragen und in ihm dich bespiegeln, dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für deine gute Sache nicht ziemt, daß du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpirt, ausraufst, um deinen Paradiesvogel ausschließlich damit zu schmücken, dieses ist, was uns nothwendig verdrießen und unleidlich scheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß du dich darin nicht verändern kannst und daß du vor dir Recht behältst; doch finde ich es auch nöthig, da du deinen Glauben wiederholend predigst, dir auch den

unsern als einen ehernen bestehenden Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eures Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen noch in seinen Tiefen erschüttern könnt." Zugleich warnt er ihn vor den geheimen Künsten seiner Verbündeten. „Glaube mir, unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Cloaken minirt, wie eine große Stadt zu sein pflegt, an deren Zusammenhang wol niemand denkt und sinnt; nur wird es dem, der davon einige Kundschaft hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Boden einstürzt, dort einmal ein Rauch aufgeht aus einer Schlucht und hier wunderbare Stimmen gehört werden." „Ich bin geneigter als jemand, an noch eine Welt außer der sichtbaren zu glauben, und ich habe Dichtungs- und Lebenskraft genug, sogar mein eigenes beschränktes Selbst zu einem Swedenborgischen Geisteruniversum erweitert zu fühlen. Alsdann mag ich aber gern, daß das Alberne und Ekelhafte menschlicher Excremente durch eine feine Gährung abgesondert, und der reinlichste Zustand, in den wir versetzt werden können, empfunden werde." Aber gerade in diesen Excrementen bewegte sich Lavater's Phantasie. Er forderte das Publicum öffentlich auf, ihm Fälle mitzutheilen, in welchen sich das unmittelbare Einwirken der Geisterwelt auf den Menschen kund gebe. Solche Anfragen sind ganz im Sinne des Zeitalters, es ist ein neuer Stoff der Beobachtung, der Reflexion. Für den reinen Empiriker hat das Dunkle der Natur den meisten Reiz, weil es nichts zeigt als Einzelheiten. Nun durchstöbert man die Seele in ihren geheimsten Tiefen, und Alles, wofür sich kein vernünftiger Grund angeben läßt, jede Stimmung und Laune wird mit heiliger Scheu als eine neue Selbstoffenbarung der Natur belauscht. In ihren Verkehrtheiten unterscheidet sich die Seele am stärksten von der Masse. Dieser Wunderwelt naht sich die strebende Jugend mit andächtigem Schauer, verzweifelnd an der Erkennbarkeit des Wesentlichen und ergrimmt über den Hohn, welchen die Aufklärung den schmerzlichsten Fragen des Gemüths entgegensetzt. Es ist ihr nicht sowol um das Heilige zu thun, als um das Originelle, sie wäre jedem Propheten gefolgt, der über die Plattheit den Stab gebrochen, selbst wenn er als Gesandter des Teufels aufgetreten wäre. — 1782 begann Lavater sein Werk: „Pontius Pilatus oder der Mensch in allen Gestalten, oder Höhe und Tiefe der Menschheit, oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen, oder ein Universal-Ecco homo oder Alles in Einem": „ein Menschenbuch, eine Schrift zur Schande und Ehre unsers Geschlechts, lesbar für Christen, Nichtchristen, Antichristen, für Kaltblutige und Warmblutige, Schwärmerische und Weltweise, dichterische und undichterische Menschen, ein besonderes Handbuch aber Allen, denen das Evangelium lieb ist." „Wenn unsereiner, schreibt Göthe, seine Eigenheiten und Albernheiten einem Hel-

den aufflickt und nennt ihn Werther, Egmont, Tasso, gibt es aber am Ende für nichts als was es ist, so geht's hin und das Publicum nimmt insofern Antheil daran, als die Existenz des Verfassers reich oder arm, merkwürdig oder schaal ist, und das Märchen bleibt auf sich beruhen. Nun flickt Lavater seinem Christus auch so einen Kittel zusammen und knüpft aller Menschen Geburt und Grab, Heil und Seligkeit daran, da wird's abgeschmackt und unerträglich." An Lavater selbst: „Du hältst das Evangelium wie es steht, für die göttlichste Wahrheit: mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert und daß ein Todter aufersteht; vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. Du findest nichts schöner als das Evangelium: ich finde tausend geschriebene Bücher alter und neuer von Gott begnadigter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich. Nimm nun, lieber Bruder, daß es mir in meinem Glauben so heftig Ernst ist, wie dir in dem deinen, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Ueberzeugung von Gott eingesetzte Aristokratie mit eben dem Eifer sprechen und schreiben würde, als du für das Einreich Christi schreibst." — Endlich begab sich Lavater auch unter die Magnetiseurs und durchreiste Deutschland als Wunderthäter. Auf diesem Zuge kam er 1786 nach Weimar. „Die Götter, schreibt Göthe, wissen besser was uns gut ist, als wir es wissen; darum haben sie mich gezwungen ihn zu sehen. Er hat bei mir gewohnt. Kein herzlich vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenig Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht." Die grenzenlose Verachtung, mit der er sich später über seinen alten Liebling aussprach, zeigt, daß er ihm auch früher nur ein Phantasiegebilde war. — Auch das gute Verhältniß zu Jacobi war bald gestört worden. Der Einfluß Göthe's hatte diesen productiv gemacht. Wie Göthe im Werther seine eigenen Briefe zum Roman abgerundet, versuchte jetzt der Virtuose des Briefschreibens unter erdichteten Namen seine eigenen Lieblingsmeinungen und Empfindungen an den Tag zu legen. Allwill's Papiere erschienen zuerst in der Iris 1775, daran schloß sich im Me.kur „Freundschaft und Liebe" 1777. Das letztere wurde 1779 unter dem Titel Woldemar „eine Seltenheit aus der Naturgeschichte" besonders herausgegeben. — In beiden Romanen zeigt sich ein ungewöhnlich schwaches plastisches Talent, in den novellistischen Zuthaten wie in den philosophischen Briefen und Gesprächen. Die Herren und Damen schreiben und reden her und

hin, mit mehr oder weniger Verstand und Gefühl und es kommt zu keinem Resultat. Die Betrachtungen drehen sich um die Frage: Soll der Mensch nach Grundsätzen handeln, gleichviel ob überlieferten oder selbstgebildeten, oder nach dem Herzen und dem Instinct? Es wird darüber hin und her geredet, und man fühlt sich jeden Augenblick versucht, einzugreifen und auf einen höchst einfachen Umstand aufmerksam zu machen, auf den keiner der Sprechenden verfällt, daß nämlich die Grundsätze als solche nur für die Lehrjahre ausreichen, daß aber, sobald diese vollendet sind, aus den Grundsätzen Gesinnung, Instinct, Natur werden muß. Jene Fragen können einen Jüngling wohl beschäftigen; wenn aber ein Mann mit ihnen noch nicht ins Reine gekommen ist, so wird sein Charakter überhaupt nie fertig werden. Nun ist aber Allwill ein Mann, Woldemar sogar ein Mann in reifern Jahren. Der Kern des ersten Romans ist ein Brief Allwill's an Lucie und eine Antwort derselben. Der erste sucht auseinander zu setzen, daß alle äußern Gesetze der Tugend, alle Grundsätze dem genialen Menschen nur lächerlich sein können. „Wie kann er alles Gute, alles Schöne mit Entzücken lieben und so genaues Maß halten und nie irre gehen? . . In seinem Kopfe muß eure Vernunft zum ärgsten Unverstand werden, höchstens kann sie durch Schreckbilder einige Schwermuth in seine Einbildungskraft staffiren . . Sie heißt ihn die ärgsten Qualen unaufhörlich leiden, damit ihm nur ja kein Leid widerfahre . . Das Beste ist, wir bleiben eines Sinnes mit der Natur; wenn wir annehmen, was sie uns nach Zeit und Umständen in die Ohren raunt, werden wir uns so wohl befinden als irgendjemand unter dem Monde. Wir brauchen starke Gefühle, lebhafte Bewegungen, Leidenschaften . . Jedes Wesen ersprießt in seiner eigenen Natur: wird nicht auch die schöne Seele aus ihrem Keim sich immer schöner bilden? Was ist zuverlässiger als das Herz des Edelgebornen? . . Es weht durch alle meine Empfindungen der lebendige Athem der Natur; fallen werde ich noch oft, aber auch ebenso oft wieder aufstehen . . . . O schlage du nur fort, mein Herz, muthig und frei“ u. s. w. — Diese Maxime wäre zweckmäßig, wenn man nur *eine* Stimme der Natur in seinem Innern vernähme; es machen sich aber verschiedene geltend, sodaß die Nothwendigkeit einer Auswahl vorhanden ist: und die *Maxime*, unter diesen Stimmen immer derjenigen zu folgen, die am natürlichsten klingt, ist keineswegs eine Stimme der Natur, sondern eine Maxime, deren Werth oder Unwerth man näher zu untersuchen hat. Der wahrhaft Besessene, der mit innerer Nothwendigkeit handelt, bedarf dieser Rechtfertigung nicht; wer über seine Freiheit reflectirt, hat ihren Inhalt zu prüfen. Statt dessen erklärt Lucie, daß ihr diese Grundsätze den Tod bringen werden, und deutet Allwill die ewige Verdammniß an, was freilich kein überzeugender Beweis ist. Die

Anekdoten, Briefe und Gespräche, die sonst erzählt werden, dienen nur dazu, diese eine Stelle genauer zu erläutern. Wenn Jacobi im Allwill Göthe zu schildern versuchte, so schwebt ihm beim Woldemar sein eigener Charakter vor. In den Reflexionen dieses Romans wird die Frage über die Subjectivität oder Objectivität der Moral gründlicher erörtert, allein es ist nicht nöthig, sich bei ihnen aufzuhalten, da sie auf den Gang der Handlung wenig oder gar keinen Einfluß ausüben. Die Hauptsache ist, daß sie den Kaufmann Hornich, den Vater Henriettens, gegen Woldemar einnehmen, sodaß man glaubt, er werde zu einer etwaigen Heirath dieser Personen, die in der äußersten Intimität der Empfindungen und Gedanken leben, seine Einwilligung versagen. Als er nun im Sterben liegt, macht man Woldemar darauf aufmerksam, er könne jetzt seine Freundin heirathen; er stutzt, lacht und erklärt, er habe nie daran gedacht, und es ginge auch nicht, da sie sich geistig zu nahe ständen, da sie gewissermassen Geschwister wären. Henriette, der man diese Erklärung hinterbringt, geht als philosophische Dame darauf ein und veranlaßt ihren Freund nach einigem Sträuben, eine andere zu heirathen, eine Alwina. „Haben Sie nicht hundertmal versichert, daß Sie nie aus Leidenschaft heirathen, nie von einem Mädchen Leidenschaft verlangen würden?" — Woldemar macht die Einwendung, sein einziges Gefühl, wenn auch nur ein freundschaftliches, sei doch für Henriette. Wie können Sie so einseitig sein? wird ihm geantwortet. Kurz, er heirathet Alwina. Nun stirbt Henriettens Vater und läßt sich vorher von seiner Tochter das Gelübde ablegen, daß sie Woldemar nie heirathen wolle. Sie thut es, obgleich mit Gewissensbissen. Woldemar wird davon unterrichtet und nun folgt eine Reihe der unerhörtesten Scenen. Er hält es für einen Verrath an der Freundschaft, daß sie ein Geheimniß vor ihm hat, und spricht eine gelinde Verachtung gegen sie aus, die er durch sehr complicirte Beobachtungen zu rechtfertigen sucht. Dann findet er wieder, daß es eigentlich engelhaft von ihr gehandelt sei, und betet sie an. Von ihrer Seite findet gleichfalls ein großer Wechsel in den Stimmungen statt. Bald liegt er vor ihr auf den Knien und küßt ihr die Hände, bald sie vor ihm; bald behandeln sie sich schwesterlich, bald zärtlich, bald kalt. Von beiden Seiten wird mit einer erstaunlichen Ausdauer geweint. Wehklagend steht der Chor der übrigen Freunde daneben und ist überzeugt, daß die beiden eine unglückliche Liebe zueinander hegen. Der Leser hofft es auch, damit nur einmal diese unverständigen Gemüthskrämpfe eine bestimmte Richtung nehmen; aber es erfolgt nichts dergleichen. Zwar wird einmal etwas zweifelhaft über den Mangel an sinnlicher Begierlichkeit gesprochen, aber im ganzen scheint es doch nur ein sophistisches Freundschaftsraffinement zu sein. Er geräth in tiefere Zerrüttung und sie findet mit Entsetzen, daß sie einmal seinen Tod

gewünscht habe. Er findet, daß sein inneres Selbst satanisch geworden sei, dazwischen wirft sie sich wieder in unaussprechlichem Wonnegefühl vor ihm nieder, er will sich auch einmal umbringen, unterläßt es jedoch. Alle Geschichten müssen ein Ende nehmen, und so tritt denn zuletzt die gute Alwina auf, und Freundschaft und Liebe erhalten jedes seinen geeigneten Platz. Doch entdeckt Woldemar zu seinem Schmerz, daß er in manchen Beziehungen noch immer mehr Vertrauen zu seiner Freundin als zu seiner Frau habe. Auf eine widerlichere und zwecklosere Weise ist wol selten mit Empfindungen gespielt worden. — Wieland war im Anfang von diesen Romanen entzückt und stellte sie über seinen Agathon, ebenso Forster und Heinse; auch Lessing, der gerade im Nathan der deutschen Literatur eine der vollendetsten Schöpfungen geschenkt, sprach sich beifälliger aus, als man vermuthen sollte. Einen desto peinlichern Eindruck machten sie auf Göthe. Er hatte sich im Werther von der allgemeinen Krankheit befreit und sah mit Schrecken, wie gerade dies Buch die Ansteckung immer weiter verbreitete. Miller's Siegwart, eine Klostergeschichte, erschien 1776, eine Flut empfindsamer Romane folgte nach und der Seufzer und Thränen war kein Ende. Im herben Uebermuth wandte er sich gegen seine eigene Vergangenheit und das Possenspiel die geflickte Braut oder wie es später genannt wurde, der Triumph der Empfindsamkeit (geschrieben September 1777, aufgeführt 30. Januar 1779), zeigte mit hartem Humor, die Natur, nach der das neue Geschlecht sich sehne, sei eine eitle Decorationsmalerei, und ihr Ideal eine hohle Puppe mit der neuen Heloise, Werther, Siegwart und andern Empfindsamkeiten gestopft. Die Selbstironie, das Vorbild der spätern Romantiker, ging so weit, daß er ein eben erst geschaffenes und ihm sehr werthes Monodram Proserpina in diese Posse aufnahm und es dadurch vernichtete. In dieser Stimmung machte der prätentiöse Ton des Woldemar einen höchst widerwärtigen Eindruck auf ihn, und da gerade die Parodie in Weimar an der Tagesordnung war, scheute er sich nicht, das Werk seines Freundes in öffentlicher Gesellschaft bitter zu verhöhnen. Die Geschichte kam Jacobi zu Ohren und veranlaßte einen dreijährigen Bruch. Göthe, offenbar im Unrecht, benahm sich wie ein Mann von gesundem Selbstgefühl, der die Folgen seiner Handlungen trägt, Jacobi wie ein gereiztes Kind. Die Reizbarkeit ist leicht zu erklären: seine Romanfiguren sind die Ideale des Dichters; sie zeichnen ihn in einer Vollendung, die er erstrebte, aber nicht erreichte, während Göthe's Helden nur ein sehr gebrochenes Bild von dem geben, was der Dichter in der Wirklichkeit war. Viele seiner schönsten Empfindungen hat er in der Poesie gar nicht angewendet; seine Figuren waren die Schalen einer abgeschlossenen Bildung, die er von sich warf, während er selbst mit mächtigen Schwingen weiter

strebte. — Das Verhältniß zu Göthe wurde durch den engen Verkehr Jacobi's mit den norddeutschen Glaubensphilosophen, namentlich Claudius 1780, keineswegs gebessert; erst 1782 wurde es wieder angeknüpft und steigerte sich, als Göthe dem neugewonnenen Freunde seine Iphigenie zuschickte, wieder zu einem überschwenglichen Enthusiasmus. Doch wurde der Verkehr erst 1784 lebhafter, als Jacobi nach dem schmerzlichen Verlust seiner Frau mit Claudius nach Weimar kam. Im folgenden Jahr kam die Fürstin Galizin, Jacobi's vertraute Freundin, nach Weimar, und so wenig man sich ihr in den Gesinnungen anschließen konnte, so verfehlte doch diese schöne Seele nicht auch unter den Heiden Anhänger zu gewinnen. Auch die beiden Stolbergs und Frau Elisa von der Recke*) erschienen 1784 in Weimar. —

*) Elisa und ihre Schwester Dorothea stammen aus dem reichsgräflichen Hause Medem im Kurländischen; im Charakter die größten Gegensätze, die man sich denken kann. Elisa, geb. 1754, wurde 1771 aus Familienrücksichten mit einem Freiherrn von der Recke verheirathet, von dem sie sich 1776 mußte scheiden lassen. Andere schwere Unglücksfälle, namentlich der Tod eines geliebten Bruders, hatten ihrer Seele eine ernstere Stimmung gegeben, als Cagliostro, Februar 1779, in Mitau erschien. Er hatte für jeden etwas. Wer nach den Tiefen der Maurerei lüstern war, den zog er durch halbverschleierte Geheimnisse an; den einen verhieß er die Kunst, Metalle zu verwandeln, den Bernstein zu großen Massen zusammenzuschmelzen, unterirdische Schätze zu heben; die gute Elisa verlockte er zu dem Glauben durch den Erwerb eines höhern Tugendlebens und durch die Verheißung einer himmlischen Weihe, die das Reich der Geister ihr aufschließen und sie in den Umgang mit den Verklärten einführen würde. Cagliostro errichtete eine Frauenloge, an welcher die gesammte Aristokratie theilnahm. Elisa hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den mystischen Reden des Charlatans zu, welche die schöne Dorothea (geb. 1760) auf das schrecklichste langweilten. Kurze Zeit darauf folgte denn auch die Enttäuschung, und Frau von der Recke erwarb sich später, 1787, das Verdienst, jene Betrügereien öffentlich zu brandmarken. 1779 verliebte sich der Herzog von Kurland, der sich schon von zwei Gemahlinnen getrennt hatte, in Dorothea, heirathete sie und machte 1784 mit seiner Gemahlin eine große Reise durch Deutschland und Italien, auf der sie namentlich in Berlin sehr glänzend aufgenommen wurden. Gleichzeitig hatte Elisa in Berlin die Bekanntschaft mit Nicolai und den übrigen Aufklärern gemacht, die sie von der Mystik heilten. Nach einem kurzen Aufenthalt in Kurland, wo Dorothea mit ziemlicher Geschicklichkeit versucht hatte, die schwierigen Angelegenheiten des Herzogthums in Abwesenheit ihres Gemahls zu ordnen, kehrte sie 1791 nach Deutschland zurück, wo sie dem weimarischen Kreise näher trat. Der Herzog hatte Kurland schon längst verlassen, das unnatürliche Band wurde 1795 gelöst, Kurland dem russischen Reich einverleibt, und der Herzog kaufte sich im Schlesischen und im Altenburgischen an, wo er 1800 starb. Die Herzogin lebte seit der Zeit jährlich einige Monate in Berlin, wo das Haus der schönen Frau zu den vorzüglichsten Mittelpunkten der feinen

1785 übersandte Jacobi den Freunden in Weimar seine **Briefe an Mendelssohn über Spinoza**, worin er nachzuweisen suchte, der Spinozismus sei die nothwendige Form derjenigen Philosophie, die ausschließlich von der Vernunft ausgehe, und ebenso nothwendig führe er zum Atheismus, dem man sich nur durch den Glauben entreißen könne. Hier erzählt er auch, daß Lessing (1780) in Göthe's Prometheus sein eigenes Glaubensbekenntniß gefunden und sich dadurch als Spinozisten bekannt habe. Göthe, der gerade damals mit Herder und Frau von Stein den Spinoza sehr eifrig studirte, antwortete höflich aber ernst: er schweige gern, wenn von einem göttlichen Wesen die Rede sei, das er nur in und aus den einzelnen Dingen erkenne, zu deren nähern und tiefen Betrachtung niemand mehr auffordern könne als Spinoza selbst; obgleich es scheine daß vor seinem Blick alle einzelnen Dinge verschwänden. „Ich kann nicht sagen, daß ich jemals die Schriften dieses vortrefflichen Mannes in einer Folge gelesen habe, daß mir jemals das ganze Gebäude seiner Gedanken völlig überschaulich vor der Seele gestanden hätte. Aber wenn ich hineinsehe, glaube ich ihn zu verstehen, d. h. er ist mir nie mit sich in Widerspruch und ich kann für meine Sinnes- und Handelsweise sehr heilsame Einflüsse daher nehmen." — **Moses Mendelssohn**, Lessing's alter Freund, suchte denselben gegen die Anschuldigung des Spinozismus in Schutz zu nehmen und veranlaßte Jacobi zu einer Entgegnung, die erst nach Mendelssohn's Tod den 4. Januar 1786 erschien. Göthe erkannte aus dieser Schrift so recht, wie weit sie voneinander abwichen: wenn Jacobi behaupte, man könne Gott nur glauben, so halte er viel aufs Schauen, und die einzige Behauptung Spinoza's, die intuitive Erkenntnißart erhebe sich von der übereinstimmenden Idee des begrifflichen Wesens einiger Attribute Gottes zu einer übereinstimmenden Erkenntniß des Wesens der Dinge, gebe ihm Muth, sein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu weihen, die er erreichen und von denen er sich eine übereinstimmende Idee bilden könne, ohne sich im mindesten zu bekümmern wie weit er kommen könne und was ihm zugeschnitten sei.

Auf den ersten Anblick scheint nichts weiter auseinander zu liegen als die Empfindsamkeit Jacobi's und der sinnliche Taumel **Heinse's**

---

und geistreichen Gesellschaft gehörte; die übrige Zeit brachte sie theils auf ihren Landgütern, theils auf Reisen, theils in Paris zu. Sie war eine enthusiastische Verehrerin des Kaiser Napoleon. Von aller Welt geliebt, mit der höchsten Aristokratie verschwägert, starb sie 1821. Ihre ältere Schwester lebte seit 1796 meistens in Dresden, schwärmte Jean Paul an und ging mit Tiedge, der seitdem ihr beständiger Hausgenosse blieb, 1804—6 nach Italien. Sie starb 1833 in Dresden.

(1746 — 1803), der damals mit Jacobi im innigsten Verkehr stand. Beim nähern Zusehen entdeckt man jedoch die Verwandtschaft. Hinter dem Gefühlsraffinement Jacobi's versteckt sich eine geheime, wenn auch unproductive Sinnlichkeit, und die leidenschaftlichen Prahlereien Heinse's verbergen ein weiches und schwächliches Gemüth. Beide hatten kein eigentlich gestaltendes Talent; es kam ihnen mehr auf die Maximen an, die sie durch ihre Handlungen zu exemplificiren suchten, als auf diese Handlungen selbst. Heinse's Ardinghello erschien 1787, Hildegrad von Hohenthal folgte 1795 — 96. Im Ardinghello werden Reflexionen über die Malerei zu Grunde gelegt, in der Hildegrad Reflexionen über die Musik. Daneben geht in beiden die Vertheidigung der absoluten Sinnlichkeit gegen alle Rücksichten der Sitte und des Gesetzes, ja gegen alle Empfindungen der Scham. Die Reflexionen über die Kunst sind nicht ohne Interesse, sie geberden sich aber doch viel anspruchsvoller als ihnen zukommt. Daß zum Künstler nur derjenige geschaffen sei, der kräftige Sinne habe, und daß die einzig richtige Methode der Kunst lebendige Beobachtung der sinnlichen Natur sei, ist das Thema, um welches sich alle einzelnen Einfälle drehen: es entsprach dem rohen Naturalismus in der Gesammtauffassung jener Zeit. Der novellistische Inhalt des Ardinghello ist bei weitem erträglicher als der des andern Romans, theils wegen der reichern und mannichfaltigern Erfindung und der kräftigern Farben und Striche, theils wegen des glücklicher gewählten Localtons. Wenn man den Benvenuto Cellini aufschlägt, so wird man leicht erkennen, daß die excessive Sinnlichkeit und die ruchlose Herrschaft der Natur, die uns in Ardinghello begegnen, von dem wirklichen Leben Italiens jener Zeit nicht so weit absteht; dagegen erscheinen die sinnlichen Scenen in der Hildegard als unfläthig, weil sie in der modernen Gesellschaft spielen und den beleidigendsten Contrast gegen unsere Sitten bilden. Eine schöne Gräfin, der jeder junge Mann ohne weiteres unter den Rock greift, und die ihre Keuschheit nur durch Fußtritte vertheidigen kann, ist in unserer Zeit gewiß eine sehr unschöne Figur. Dabei kann man nicht eigentlich sagen, daß in diesen Schilderungen eine große Lüsternheit sich ausspricht, im Gegentheil hat die Brunst in dieser nackten und rohen Weise etwas Abstoßendes. Dergleichen Ueberschreitungen der Phantasie sind gerade in einem pietistischen Zeitalter sehr erklärlich. Wenn man den Sinnen nicht jene Cultur angedeihen läßt, welche die harmonische Ausbildung des Menschen erfordert, so überschreiten sie ihre Grenze und gehen leicht ins Thierische über. — Auf Wieland, der jenem Extrem nahe gekommen war, hatte die Freundschaft mit Göthe einen sehr segensreichen Einfluß; die Geschichte der Abderiten 1774 — 80 ist freilich noch in der alten Weise etwas redselig und selbstgefällig; die deutsche Kleinstädterei, die verspottet werden

soll, ist wiederum nach Griechenland verlegt, aber das Buch enthält doch viele glückliche Erfindungen und man erkennt aus dem dreistern Ton der Satire den lebendigen Verkehr mit einer freien Natur heraus. Einen schönen Fortschritt zeigen die nächstfolgenden poetischen Erzählungen: das Wintermärchen, Liebe um Liebe, Geron der Adeliche 1777, das Sommermärchen u. s. w. Wenn das Andenken dieser kleinen Dichtungen durch den Oberon 1780 verdrängt wurde, der Göthe eine tiefgefühlte Bewunderung entlockte, so kann man diesem Urtheil einzelner Schönheiten wegen beipflichten, als Ganzes unterliegt es manchen Ausstellungen, von denen jene kleinern Gedichte frei sind. Uebrigens war der gutmüthige sanguinische Mann, der die Zunge dem Gedanken stets voraus eilen ließ und der im Merkur fortwährenden Anstoß gab, mannichfachen Spöttereien von seiten seiner übermüthigen Genossen ausgesetzt, und er schloß sich dann Herder an, der stets geneigt war Opposition zu machen. Doch wurden diese Mishelligkeiten immer ausgeglichen, bis später in der neuen Schule, die sich an Göthe und Schiller anschloß, der principielle Gegensatz gegen die alte Dichtung und den alten Hof in den Vordergrund trat.

Während Göthe durch seine Anregung die poetische Entwickelung seiner Freunde beschleunigte, hatte das Publicum Ursache zu vermuthen, da bis 1787 nichts von ihm erschien, daß seine ganze poetische Kraft an die Hoffestlichkeiten vergeudet wurde. War diese Vermuthung nicht ganz ungegründet, so reifte in dieser Zeit doch im stillen eine neue Blüte der Poesie bei ihm, welche das deutsche Volk erst überraschen, dann zu einer höhern Bildung erheben sollte. Der Dichter des Faust freilich, des Götz und des Werther existirte nicht mehr; die alten Versuche blieben liegen, auch seine letzte Schöpfung, der Egmont, wollte nicht weiter gedeihen. Aber seine schönsten Lieder gehören dieser Periode an: das Veilchen 1775, das Mondlied und der Fischer 1778, der Erlkönig 1781, der Sänger, der König von Thule und ein Theil der Meisterlieder 1782. Wenn der Dichter in diesen wunderbar schönen Liedern zeigte, daß ihm die Weise des deutschen Volksgesanges keineswegs fremd geworden war, so wandte er sich im allgemeinen mehr dem griechischen Leben zu, dessen poetische Gebilde seiner Sehnsucht nach ruhigem Genuß und harmonischer Betrachtung als Leitsterne vorschwebten. Nur war es ihm damals noch nicht gelungen, die entsprechende Form zu finden: diese letzte Vollendung war der italienischen Reise vorbehalten. Seine Lieblingsform war damals dieselbe, die er bereits im Prometheus angewandt, die Rhapsodie, die an einen Rhythmus erinnerte, ohne sich doch zu einem bestimmten Vers abzurunden. In dieser Form ist zunächst 1776 die Proserpina geschrieben, darauf folgte November 1777 die Harzreise im Winter, die einen bedeutenden Abschnitt in seinem Leben versinnlicht. Jetzt drängten sich

an ihn die Schüler Werther's, welche die Krankheit eines bestimmten Moments in unschönem Behagen fixirten, während Göthe in der liebevollen Betrachtung der Natur die Einheit des Schönen und des Wahren, des Göttlichen und des Menschlichen begriff, und die kleinen Zuckungen des individuellen Lebens in das unendliche Leben der Substanz vertiefte, in welcher die Bewegung zugleich Ruhe, die Erscheinung zugleich Wesen ist. Einer jener Selbstquäler, Plessing, hatte ihn zum Theil zur Harzreise bestimmt. Der Gegensatz zwischen dem subjectiven Ideal und dem objectiven Naturdienst kann nicht schöner ausgedrückt werden als in jenem Gedicht und der spätern Erläuterung desselben. — Die vollendetste Schöpfung dieser Periode ist die Iphigenie, die 1778 begonnen, im März 1779 vollendet und am 12. Juli zu Ettersburg aufgeführt wurde, von Göthe selbst (Orest), Corona Schröter, dem Herzog und andern Großen. Sie war damals noch in jener rhapsodischen Form, die erst in Italien dem bestimmten Metrum wich. Dieses Bild der reinsten und höchsten Humanität entlehnt von seinem Vorbild, dem Euripides, eigentlich nur die rohe Fabel; alle tiefern Wendungen des Gemüths, alle feinern Beziehungen gehören dem deutschen Dichter an. Der Reiz des Gedichts liegt in dem feinen sittlichen Instinct, in der zarten Empfindung, in der Schüchternheit der reinen Jungfrau, wie wir sie mehr in den Zügen mancher christlichen Madonna antreffen als in den Bildwerken des Alterthums. Es ist nicht allein in dem Charakter der Heldin, sondern in der Luft, die durch die ganze Fabel weht, bis zu dem höchst modernen resignirten „Lebewohl!“ ein so tiefer seelenvoller Zug germanischer Innigkeit, daß er sich mit der harten, äußerlichen Anschauungsweise des Alterthums wenig verträgt, und daß er eigentlich auch den Voraussetzungen des Stücks widerspricht. Das schuldige Geschlecht hat sich selbst zu entsühnen; eine reine, der Wahrheit bis zur Selbstverleugnung sich hingebende Jungfrau hebt seine Schuld auf. Das Schicksal drohte auch sie in das Gewebe unheiliger Ränke zu verstricken; sie überwindet es durch Herzensreinheit, und in ihrer Frömmigkeit geht dem Bruder wieder das Bild der Gottheit auf, das seinen umnachteten Blick entschwunden war. Diese mehr mit gemüthlicher Innigkeit als mit plastischer Kraft versinnlichte Idee gehört ganz dem Christenthum an. Wir haben die Empfindung eines tief poetischen Lebens, aber eines Lebens, das künstlich in eine ihm fremde Atmosphäre gerückt ist. Es macht den Eindruck, als wenn auf eine blendendweiße antike Marmorgruppe durch die gemalten Fenster eines gothischen Doms ein so eigenthümlicher Lichteffect fiele, daß wir das Blut pulsiren sehen und in jedem Augenblick eine Verwandlung ins Leben erwarten. Es geschieht nicht, und indem wir länger darauf hinsehen, überkommt uns ein eigener Schauder, es wird uns alles auf einmal fremd. In der spätern Helena

überfällt den Repräsentanten der gothischen Bildung mitten im Rausch des Entzückens plötzlich das Bewußtsein der Wirklichkeit: das schöne griechische Weib sinkt bleich und leblos zusammen, die schelmisch sich bewegenden Nymphen zerfließen schattenhaft in alle Lüfte, und es bleibt nichts übrig als einiges Costüm, mit dem sich Mephistopheles aufputzt. Das Costüm ist doch niemals ganz gleichgültig. So tief und warm in einigen Scenen der Iphigenie das deutsche Gemüth sich regt, namentlich in jener einzig schönen Stelle, wo von der Lüge gesagt wird, sie befreie nicht, wie jedes andere wahr gesprochene Wort, die Brust, werden wir doch jeden Augenblick durch griechische Glaubenssätze, durch griechische Vorstellungen, durch griechische Redewendungen gehemmt. Ein Nachklang der Iphigenie sind die schönen Rhapsodien Gesang der Geister 1779, meine Göttin 1780, die Grenze der Menschheit 1782, alles edle und beherzigungswerthe Versuche, für das Göttliche durch Verständniß der endlichen Dinge den adäquaten Ausdruck zu finden. Später faßte Göthe den kühnen Plan, sein Glaubensbekenntniß, das mit dem Herder's übereinstimmte: das Göttliche offenbare sich nicht in einer einzelnen Erscheinung sondern in der Totalität aller Erscheinungen, in einem großen Gedicht auszusprechen, die Geheimnisse. In einem Zauberschloß, dem mittelalterlichen Montserrat nachgebildet, versammeln sich zwölf Apostel, die Repräsentanten der verschiedenen Religionen, die einzeln unvollkommen, durch den schönen Zusammenklang der Farben das vollkommne Bild der Humanität darstellen. Ihr Meister und Mittler Humanus oder der Sohn des Menschen, dem sie alle, obgleich unter sich verschieden, nach einer gewissen Seite hin ähnlich sind, will unvermuthet von ihnen scheiden, und sie vernehmen, so betäubt als erbaut, die Geschichte seiner vergangenen Zustände. Diese erzählt jedoch nicht er allein, sondern jeder von den Zwölfen, mit denen er sämmtlich im Laufe der Zeit in Berührung gekommen, kann von einem Theil dieses großen Lebenswandels Auskunft geben. Hier würde sich dann gefunden haben, daß jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüte und Frucht erreiche, worin sie jenem obern Führer und Vermittler sich naht, ja sich mit ihm vereinigt. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert erscheinen, sodaß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. Und nun konnte nach langem Zusammenhang Humanus wohl von ihnen scheiden, weil sein Geist sich in ihnen allen verkörpert, allen angehörig, keines eigenen irdischen Gewandes mehr bedarf. Die Handlung ereignet sich in der Charwoche. Das Kennzeichen der Gesellschaft ist ein Kreuz mit Rosen umwunden. Damit aber ein so schöner Bund nicht ohne Haupt und Mittelsperson bleibe, wird durch wunderbare Schickung und Offenbarung

der arme Pilgrim Bruder Marcus in die hohe Stelle eingesetzt, der ohne ausgebreitete Umsicht, ohne Streben nach Unerreichbarem, durch Demuth, Ergebenheit, treue Thätigkeit im frommen Kreise gar wohl verdient, einer wohlwollenden Gesellschaft, solange sie auf der Erde verweilt, vorzustehen. Es ist unverkennbar, daß sich in dieses Gedicht Beziehungen zum Freimaurerorden verweben, in welchen Göthe 25. Juni 1780 eingetreten war. Das Fragment, welches uns jetzt vorliegt und nichts weiter als die Einleitung enthält, 1784 und 1785 ausgearbeitet, gehört zu den ersten Versuchen der Deutschen in Ottaverimen und zugleich zu den besten, wie denn überhaupt für jeden, dem es mehr auf die Poesie als auf die Metrik ankommt, Göthe in allen einheimischen und fremden Formen das Vorzüglichste geleistet hat. — Die herrliche Zueignung (1785) soll ursprünglich für dieses Gedicht bestimmt gewesen sein. Wenn die Geheimnisse den allgemeinen Entwickelungsgang der Menschheit symbolisch verklären sollten, so war Wilhelm Meister, dessen erste Anfänge in den Februar 1775 fallen, dazu bestimmt, den Bildungstrieb des Einzelnen, der aber in gewissem Sinn als Repräsentant der strebsamen deutschen Jugend überhaupt angesehen werden durfte, zu einem wünschenswerthen Ziel zu führen. Das erste Buch wurde Mai 1778 vollendet, die folgenden fünf, darunter die Abhandlung über Hamlet, November 1782—85. Der Idealist, der in seinem bürgerlichen Stande die ersehnte harmonische Abrundung der Persönlichkeit nicht erwerben kann, wird Schauspieler, um wenigstens den Schein zu gewinnen. Nach dem ersten Entwurf scheint Wilhelm's erste Liebe Marianne auch die ihm zum Schluß bestimmte Braut gewesen zu sein. Diese ersten Bücher enthalten die frischesten und anmuthigsten Bilder, und es ist zu beklagen, daß Göthe sich neun Jahre darin unterbrechen ließ. Die Bildungsstufe, die er 1794 erreicht, stimmte nicht mehr zu seinen Voraussetzungen. — Wenn Wilhelm Meister die vornehme Gesellschaft erst aufsuchen muß, so finden wir Tasso gleich in der Mitte derselben und in den Verwickelungen, die bei gänzlich verschiedenen Lebenszwecken nicht ausbleiben können. Das Stück wurde in poetischer Prosa 1780—81 geschrieben und, was wohl zu merken ist, in einer Periode, wo Göthe gegen den Herzog ziemlich verstimmt war; es scheint später in Italien nicht blos in der Form sondern auch im Inhalt eine wesentliche Umgestaltung erlitten zu haben. In diesem Drama merkt man am lebhaftesten, daß Göthe die Charaktere nicht so zeichnet, wie sie wirklich empfinden würden, sondern wie sich ihre Empfindung in einer gebildeten Reflexion abspiegelt. Scheinbar sind die Lebensbeziehungen sehr individueller Natur, aber sie werden stets in Grundsätze, Regeln, Maximen oder in Betrachtungen im allgemeinen aufgelöst. Man könnte im Tasso vielleicht die Hälfte des Stücks in Tagebuchblätter auflösen, die von den

fünf betheiligten Personen geschrieben werden. Die kleinen Begebenheiten, Intriguen und Leidenschaften dienen nur dazu, diese Sentenzen hervorzurufen, die zum Tiefsten und Herrlichsten gehören, was die Poesie hervorgebracht hat: aber eigentlich erwartet man im Theater doch nicht, daß Sentenzen den Mittelpunkt bilden. Wunderlicherweise hat man Tasso als Ideal aufgefaßt, obgleich der Dichter selbst so scharf als möglich seine Schwächen betont. So interessant sich diese seltsame Natur in der Physiognomie ihrer Umgebungen abspiegelt, so ist doch wol mit einer solchen Gemüthsanlage der dichterische Ruhm zu theuer erkauft. Göthe hat nicht ein Ideal darstellen wollen, sondern eine Studie nach der Natur, eine Studie von unendlicher Lebensfülle, von den tiefsten Geheimnissen der Poesie durchdrungen, bis in das kleinste Nervengeflecht künstlerisch erregt, und doch nur eine Studie, kein vollendetes Kunstwerk; denn Tasso ist am Schluß ebenso haltlos wie am Anfang, und die Verstimmung, in die er durch die Einsicht in sein Wesen verfällt, ist kein tragisches Geschick. Es ist für das Drama eine misliche Aufgabe, sich in die Tiefen der innern Welt zu verlieren. Der Dichter wollte die Charaktere aufs tiefste ergründen, indem er die Situationen nur leicht skizzirte; aber dadurch ward er verleitet, auch die Gedanken und Empfindungen von den Personen abzulösen und sie gewissermaßen in der Luft schweben zu lassen. Das Stück ist eine psychologische Exposition, der eigentliche Gang der Handlung hat noch nicht begonnen. Sämmtliche Charaktere sind zu wohlwollend und zu gesittet, um etwas Anderes über sich kommen zu lassen als Misverständnisse, und Misverständnisse gehören ins Lustspiel. Man wird durch die wunderbar schöne Farbe verführt, an ein historisches Costüm zu glauben; aber das Stück ist unhistorisch im höchsten Grade. Das tragische Schicksal des wirklichen Tasso ist auf den verschlossenen, heimlich glühenden, rachsüchtigen Charakter der Italiener berechnet, auf eine Zeit berechnet, die eine Lucrezia Borgia hervorbrachte. Wie kann dieser milde, etwas phlegmatische Alfons auf den Gedanken kommen, Tasso ins Irrenhaus einsperren zu lassen, weil er einmal eine Prinzessin umarmt! Leonore ist eine deutsche Prinzessin; die beständige Zergliederung ihres eigenen Wesens und ihrer Empfindung liegt nicht im Geist des Südens. Dort kehrt die Einbildungskraft nicht in sich selbst zurück, sie schreitet vor, ohne sich umzuwenden; sie untersucht nicht die Quelle eines Ereignisses, sie bekämpft es oder gibt sich ihm hin, ohne nach dem Grund zu fragen. Auch Tasso ist, wie schon Frau von Staël ganz richtig bemerkt, ein deutscher Dichter. Diese gänzliche Unfähigkeit, sich in den gewöhnlichsten Umständen zurecht zu finden, ist ein Zug, der nur der contemplativen Natur des Nordens angehört. Das ganze Gedicht ist ein idealisirender Spiegel der Zustände von Weimar, eine Reihe von Betrachtungen über das Verhältniß des

Weltmanns zum Dichter innerhalb einer geistvollen und liebenswürdigen Gesellschaft. Dies Verhältniß faßt man aber gewöhnlich falsch auf. Gewöhnlich stellt man sich vor, Antonio sei ein abstracter Verstandesmensch. und ist daher geneigt, die ganze Theilnahme des Gemüths auf Tasso zu wenden, weil der bloße Verstand keine unmittelbare Betheiligung hervorruft; allein ein Mann, welcher von früher Jugend auf gewohnt ist, sich in diplomatischen Cirkeln zu bewegen, ist deshalb keineswegs ohne Leidenschaft, er ist nur geübt, dieselbe zurückzuhalten. Sein Motiv in der Hauptscene ist nicht das stolze Gefühl der Ueberlegenheit über eine unreife Bildung, welche im Gegentheil der rücksichtsvolle und für das Verständniß einer jeden Natur fein empfängliche Weltmann mit Wohlwollen und einer gewissen Dankbarkeit aufnehmen würde, sondern die Eifersucht, die um so heftiger hervortritt, je mehr er sich selbst während der Unterredung zurückhalten muß. Antonio dem Tasso gegenüber ist nicht der überweise Mentor, der dem jungen Poeten das ABC sittlicher Haltung beibringt, sondern der stille Feind, der seine überlegenen Fechterkünste benutzt, und dessen spätere, durch seine gute und gesunde Natur vermittelte Versöhnung um so mehr anerkannt werden muß, da sie nicht leicht ist. Bei gelassener Stimmung hat man im Gegentheil das Gefühl, daß die Schuld des Ausgangs, der nicht tragisch sondern nur peinlich ist, hauptsächlich dem reizbaren Dichter zufällt, der bei seinen edeln und liebenswürdigen Anlagen doch niemals weiß was er will, im Grunde auch niemals was er denkt und empfindet. Rechnet man den einen Augenblick ab, in dem sein gereizter Nebenbuhler ihn die Ueberlegenheit seines Verstandes fühlen läßt, so benehmen sich sämmtliche Personen so rücksichtsvoll und gütig gegen ihn, daß wir die wilden Ausbrüche seiner gereizten Eitelkeit mit höchster Mißbilligung zurückweisen. Aber das Verhältniß hat noch eine andere Seite. Tasso's starke Ausdrücke wird niemand rechtfertigen, aber in der Sache hat er nicht Unrecht: er ist für seine Umgebung wirklich nur ein liebenswürdiges Spielzeug, das sie auf jede Weise verhätscheln, das sie auch lieben, wie man ein Spielzeug liebt, das sie aber nicht im Licht einer freien menschlichen Person betrachten. Die kleine Gräfin, deren Motive auf Eitelkeit beruhen, spricht sich ganz unbefangen darüber aus, aber der Herzog im letzten Gespräch mit Antonio nicht minder, und aus der wohlwollend phlegmatischen Weise, wie er seinem Aerger Luft macht, begreift man vollständig den Ausruf Tasso's: er ist mein Herr! Zwar wird dieser unwillkürliche Ausbruch wieder limitirt, Tasso versichert, der Mensch sei nicht geboren frei zu sein, und es gebe kein größeres Glück, als einem edeln Fürsten zu dienen; aber sein Herz ruft: er ist mein Herr! — Vielleicht hat Göthe, der ein ganz anderer Charakter war als Tasso, der seine Umgebungen dominirte und den der Herzog nicht blos

als Künstler, sondern auch als großen Menschen ehrte, niemals so gesprochen, vielleicht niemals so gedacht, aber er hat doch jenem Gefühl in Tasso einen Ausdruck gegeben, und er gab in seinen Dichtungen nichts als was aus seinem Herzen kam. Vielleicht erinnerte sich der Dichter des Werther, des Götz, des Egmont, des Faust doch zuweilen an die Träume seiner Jugend, und bei einem edeln und stolzen Herzen gehört die Freiheit zu den Träumen, die es am wenigsten los wird. — Aber man muß noch weiter gehen. In jener wilden Aufregung Tasso's, wo er seine Umgebungen durchschaut zu haben glaubt, verletzt am meisten das letzte: auch sie! auch sie! Hat er denn so Unrecht? ist er nicht auch für Leonore mehr Sache als Person? Ist für diese stille, schöne Seele der Gegenstand ihrer Neigung viel mehr als ein Traumbild? Sie handelt pflichtgemäß, ihrem Rang, ihrer sittlichen Frauenwürde entsprechend, als sie ihm das vernichtende Hinweg! zuruft, aber wer ernsthaft liebt, wird durch solche Wendungen nicht überzeugt, und man erkennt, daß das peinliche Verhältniß sich nicht als Resultat aus dem Stück entwickelt hat, sondern daß es von vornherein fertig war. Darum ist Tasso kein wirkliches Drama: es geschieht in ihm nichts, sondern die einzelnen Personen lernen nur das Vorhandene klar durchschauen. Tasso ist Dichter genug, um sich schon vor Aufgehen des Vorhangs die letzte Scene auszumalen, und hätte er in Deutschland gelebt, so würde er sich nach Italien gesehnt haben, wo man dem, den man wirklich liebt, kein Hinweg! zuruft. — Es lag ein leiser Schatten auf Göthe's Leben in Weimar. Göthe hat selbst nicht selten Stunden gehabt, wo ihn seine Zustände drückten; nur fand er wol nicht den richtigen Grund. So in dem merkwürdigen Gespräch mit Eckermann: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen, auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Aber im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte. Der Ansprüche an meine Thätigkeit sowol von außen als von innen waren zu viel. Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dies durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt, gehindert. Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geschäftlichen Wirken und Treiben zurückgehalten und mehr in der Einsamkeit leben können, ich wäre glücklicher gewesen und würde als Dichter mehr gemacht haben. Ein weit verbreiteter Name, eine hohe Stellung im Leben sind gute Dinge, allein mit all meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung anderer schweige." — Wohl kann man sich vorstellen, daß

es dem Dichter peinlich sein mußte, sich mit steifen Collegen an den Actentisch zu setzen und gleich Egmont, was leicht zu entscheiden war, mit ihnen in wechselnden Berathungen zu überlegen. Nicht blos seine Amtsgeschäfte, auch die wilden Zerstreuungen, in denen er als leidenschaftlicher Jüngling den Ton angab, mochten in reifern Jahren, da er sich ihnen doch nicht ganz entziehen konnte, sein künstlerisches Gewissen drücken. Aber das war doch nicht der wahre Grund. Der Dichter kann nicht immer schaffen, und was in seinen Geschäften und Zerstreuungen für die unmittelbare Ausübung der Kunst verloren ging, gewann der Mensch und dadurch mittelbar wieder der Poet. Man hat in neuerer Zeit mit Recht rühmend anerkannt, wie ernsthaft sich Göthe seines Amts annahm, man muß aber hinzusetzen, daß ihm noch immer sehr viel Muße übrig blieb, mehr als einem amtlosen Schriftsteller wie Schiller, der in schriftstellerischen Arbeiten für das tägliche Brot manche köstliche Zeit ausgeben mußte. Aber der schlimmste Umstand für Göthe war die fortwährende Vermischung des idealen und wirklichen Lebens und die Verschwendung seiner poetischen Kraft an frivole Zwecke. Freilich sind auch in jener Zeit Werke entstanden, die ewig leben werden, aber wie viel mehr hätte er geleistet, wenn er nicht theils durch Neigung, theils geradezu durch äußere Pflicht genöthigt gewesen wäre, den geistreichen und daher anspruchsvollen Kreis des Hofes durch seine Festspiele zu belustigen. Was für ein Geist, was für ein Gemüth ist an dieses Spiel heillos vergeudet worden! und die nachtheilige Folge lag nicht blos darin, daß dieses spielende Produciren dem ernsten künstlerischen Schaffen viel Raum entzog, sie ging tiefer: Göthe wurde dadurch verführt, sich auch in seinen größern Werken der Inspiration des Augenblicks zu überlassen und — man verzeihe den unehrerbietigen Ausdruck, der aber das Wesen der Sache bezeichnet — dilettantisch zu arbeiten. Die großen Dichter aller Nationen waren äußerlich und innerlich genöthigt, für einen bestimmten Zweck, für den Beifall des Publicums zu arbeiten, und deshalb die Gesetze ihrer Kunst, die Mittel, durch welche man die menschliche Natur bewegt, gründlich zu studiren, so Aeschylus, Sophokles, Shakspeare, Calderon u. s. w. Daß Göthe dieser Nothwendigkeit überhoben war, empfanden die romantischen Dilettanten als einen Vorzug, während doch die Kunstwerke ernsthaft darunter litten. Menschlich betrachtet war wol das Verhältniß zum Herzog viel schöner als irgendeins der frühern, aber für den Künstler wäre es förderlich gewesen, wenn er immer einen Merck zur Seite gehabt, der es nicht zugab, daß sein großer Freund Dinge schrieb, die jeder schreiben konnte, und auch die Nation hätte dabei gewonnen. Wie poetisch der Nimbus sein mag, mit dem man die lustige Zeit von Weimar umgibt, sie war doch in ihrem innersten Kern nicht gesund. Die Sache wurde dadurch noch schlimmer,

daß diese Verhältnisse, die im Privatleben zu allen Zeiten vorkommen, in Weimar ein Gegenstand der Oeffentlichkeit waren. Weimar, die Hauptstadt des poetischen Deutschland, war, um es gerade herauszusagen, ein Klatschnest, welches sich nur mit Krähwinkel vergleichen läßt, und das macht einen um so peinlichern Eindruck, da die Gegenstände und die Träger dieser Klatschereien die ersten Männer und Frauen Deutschlands waren. Sie waren wie ihre spätern Statuen zu groß für den Ort und so aneinander gedrängt, daß sie keine andere Beschäftigung wußten, als sich ihre kleinen Schwächen abzulauschen und gegeneinander zu intriguiren. Sieht man von den einzelnen Schöpfungen ab und betrachtet das Leben im großen und ganzen, so macht es den Eindruck der völligsten Zwecklosigkeit und Zerfahrenheit, und darin liegt seine unsittliche Seite, nicht in den einzelnen Geniestreichen, die anderwärts viel ärger vorkommen. Auch die geistige Aristokratie verlangt, um in gesunder Harmonie zu bestehen, eine allgemeine substantielle Grundlage, und diese fehlte unserm classischen Zeitalter. — „Staatssachen sollte sich der Mensch, der darein versetzt ist, ganz widmen, und ich möchte doch so viel anderes auch nicht fallen lassen." So sagt Göthe selbst, und wie man auch seine unerhörte Vielseitigkeit anstaunt, sie raubte ihm doch die Einheit und innere Befriedigung des Lebens. Er bewegte sich in einem unruhigen Maskenspiel, das seinem Blick die großen Weltbegebenheiten verhüllte und ihm einen unsichern Maßstab gab. — Er wurde unruhig und unzufrieden; er fühlte, daß in heimlicher Entwickelung, von ihm selber nur stückweise bemerkt, eine bedeutende Umgestaltung seines Innern gereift war, die eines bewußten Abschlusses bedurfte. Seine amtlichen Verhältnisse wurden ihm immer unerträglicher, je mehr sie sich befestigten; an den geselligen Spielen hatte er keinen innern Antheil mehr; die Unklarheit in dem Verhältniß zu Frau von Stein und auch zum Herzog wurde ihm immer peinlicher; er beschloß endlich, sich durch die Flucht zu retten, und zugleich durch die Redaction seiner Papiere die bisherige Periode abzuschließen. Die alte Sehnsucht nach Italien kam dazu, und im September 1786 verschwand er plötzlich seinen Freunden, niemand wußte wohin, bis er in seinen italienischen Briefen wieder auftauchte. Wenn wir dem italienischen Aufenthalt nichts verdankten als diese Briefe, so wäre schon das ein überreicher Gewinn. Sie sind das Muster einer klaren objectiven und doch von dem Duft der innigsten Empfindung durchströmten Anschauung. Ueber die Stimmungen, welche er dem italienischen Leben entgegenbrachte, über die blos ästhetische Betrachtung der Dinge und seine Flucht aus dem Geschichtlichen darf man mit ihm rechten, eigentlich aber nur, weil sie für seine Nachfolger tonangebend geworden ist. Ihm selbst kam es nur darauf an, sein eigenes individuelles Leben in den neuen Situationen zu zeigen, und

das ist mit einer Reinheit, Wahrheit und Poesie geschehen, die in der Literatur nicht ihresgleichen hat. Freilich setzte sein Aufenthalt unter den Carnevalspossen und den Statuen von Rom, sein Schwelgen unter dem schönen Himmel von Neapel und Sicilien, durch den er zuerst den Homer in seiner sinnlichen Wahrheit verstehen lernte, das Werk fort, welches der Aufenthalt in Weimar vorbereitet hatte, es entfremdete ihn völlig dem deutschen Volk, seinen Sitten, seinen verkümmerten und anscheinend hoffnungslosen Zuständen, es erregte in ihm nach seinem eigenen Ausdruck einen wahrhaft julianischen Haß gegen das Christenthum und lehrte ihn als Grieche empfinden. Das Leben in der Sehnsucht und Träumerei wich dem Vollgefühl des unmittelbaren Genusses. Moritz, den er in Rom kennen lernte und der sich am innigsten an ihn anschloß, gab ihm ein freilich verzerrtes Bild seiner eigenen Entwickelung. Wie in Jung-Stilling trat ihm hier wieder eine wunderliche, aber anziehende Erscheinung entgegen, ein neues Bild von der pietistischen Verkümmerung des deutschen Bürgerthums, nur mit dem Unterschied, daß Moritz sich in mühsamer Arbeit von seinen Voraussetzungen frei gemacht und einen Standpunkt gewonnen hatte, auf dem er sich mit Göthe verständigen konnte. Auch ihn wie Jung ermunterte Göthe, die wunderbare Geschichte seiner Entwickelung aufzuzeichnen und förderte den Roman Anton Reiser (1785 — 90) wie ehemals „Stilling's Jugend“. — Moritz war 1757 in Hameln geboren. Sein Vater hatte nach einem sehr dürftigen und dabei wilden Leben einen Edelmann kennen gelernt, den Führer einer pietistischen Sekte, welche Ertödtung und Verleugnung aller Eigenheit und Eingehen in das Nichts als das Ziel des Lebens aufstellte. Jener Edelmann versammelte sein Gesinde täglich zu einer Art Gottesdienst, der darin bestand, daß sie sich alle um einen Tisch setzten, mit geschlossenen Augen, den Kopf auf den Tisch gelegt, eine halbe Stunde warteten, ob sie etwa die Stimme Gottes oder das innere Wort in sich vernehmen würden; wer dann etwas vernahm, der machte es den Uebrigen bekannt. Diese künstliche Stimmung führte zur Lossagung von allen sittlichen Beziehungen, zur Lieblosigkeit gegen alle, die das innere Wort nicht vernahmen, und zu einer beständigen Lüge gegen sich selbst. „Weil seine Träume, erzählt Moritz, sehr lebhaft waren und beinahe an die Wirklichkeit zu grenzen schienen, so fiel es ihm ein, daß er auch wol am hellen Tage träume und die Leute um ihn her nebst allem, was er sah, Geschöpfe seiner Einbildungskraft sein könnten. Dies war ihm ein erschrecklicher Gedanke und er fürchtete sich vor sich selber, so oft er ihm einfiel.“ Solche Stimmungen eines Ungebildeten muß man in Anschlag bringen, wenn man den Eindruck des transscendentalen Idealismus auf jene Zeit begreifen will. Die Schattenwelt, die er an die Stelle der gestörten Wirklichkeit setzte, ließ sich leicht mit den frühern Träumereien in

Verbindung setzen und erhielt durch sie eine Färbung, die uns begreiflich macht, wie man zugleich Fichte und Jakob Böhme bewundern konnte. Schlimmer ist der Eindruck solcher Beschäftigungen auf die sittliche Seite des Menschen. Der Knabe wurde veranlaßt, sich durch allerlei eingebildete Veränderungen seines Seelenzustandes in seinen eigenen Augen sowol als in den Augen Anderer interessant zu machen. Es schmeichelte ihm, wenn erwachsene Leute sich darum kümmerten; und darum war er unerschöpflich in Klagen, daß er sich in einem Zustand der Leere, der Trockenheit befinde, daß er keine rechte Sehnsucht nach Gott bei sich verspüre u. s. w., um sich alsdann einen Rath ausbitten zu können, der ihm immer mit vieler Wichtigkeit ertheilt ward. Freilich sind die Launen der Heiligen schwer zu berechnen, und der gottesgelahrte Edelmann fand sich schließlich zu der Versicherung veranlaßt, allen Kennzeichen nach habe der Satan seinen Tempel in Anton's Herzen schon so weit aufgebaut, daß er schwerlich wieder zerstört werden könne. Anton eilte dann wol, seine Seele zu retten, er betete des Tages unzählige male im Winkel auf seinen Knien und erträumte sich zuletzt eine feste Ueberzeugung von der göttlichen Gnade und eine solche Heiterkeit der Seele, daß er sich schon im Himmel glaubte und sich manchmal den Tod wünschte, ehe er wieder von diesem guten Wege abkommen möchte. Welch neues Licht werfen diese Erzählungen auf die Bekenntnisse einer schönen Seele! Die vornehme Dame, die äußerlich keine Nöthigung hat, mit ihrem Gott zu verkehren, kann sich dem himmlischen Bräutigam gelassen nähern; in der Seele des armen Knaben dagegen, dem das Brot verächtlich zugeworfen wird, nimmt diese Sehnsucht einen convulsivischen Charakter an. Die Gewohnheit, in einer eingebildeten Welt zu leben, erklärt die fieberhafte Romanlectüre, die fieberhafte Neigung zum Theater, die wir später bei Anton wahrnehmen, und daß er nun deshalb in Verachtung geräth, treibt ihn zu einem andern Extrem. Mit einem geheimen Vergnügen bemerkt er, daß es ihm gelingt, sich durch das Schlechte bemerklich zu machen: er sucht seinen Lehrern und Vorgesetzten als verlorner Bösewicht interessant zu werden. In dieser Zeit wird Hamlet, Lear, Werther bekannt, und er fängt an, in der nämlichen Weise zu dichten, doch als höchstes Ziel schwebt ihm immer die Stellung eines Schauspielers vor, der dem Publicum die wildesten Empfindungen öffentlich ausdrücken und dafür Beifall erwarten darf. — Seine äußere Stellung war verhältnißmäßig günstig geworden, als er im Drange seines schrankenlosen Phantasielebens, nachdem er mit einigen Selbstmordsversuchen kokettirt, davonlief, um Schauspieler zu werden. Die Lügen, die er sich auf dieser abenteuerlichen Reise zu Schulden kommen ließ, sind wahrhaft erstaunlich. „Der Gedanke an die Unwahrheit der Sache fiel ihm fast gar nicht mehr bei, denn da er blos in der Ideen-

welt lebte, so war ihm alles das wirklich, was sich einmal fest in seine Einbildungskraft eingeprägt hatte. Ganz aus allen Verhältnissen mit der wirklichen Welt hinausdrängt, drohte die Scheidewand zwischen Traum und Wahrheit bei ihm den Einsturz. Dabei war es merkwürdig, wie er sich selbst die Lügen, ehe er sie sagte, in Wahrheit zu verwandeln suchte, und wie jesuitisch er dabei sich selber täuschte u. s. w." — Nach dem verunglücktem Versuch mit dem Theater trat Moritz in die Brüdergemeinde zu Barby, entschloß sich nun wieder zum Studium und fand so viel Unterstützung, daß er zwei Jahre lang die Universität Wittenberg besuchen konnte; dann trat er in Basedow's Philanthropin zu Dessau, verließ es jedoch bald wieder und wurde 1778 als Lehrer am Waisenhaus in Potsdam angestellt. Da sein Wunsch, zu einem Pfarramt berufen zu werden, sich nicht realisirte, verdüsterte sich sein Gemüth so sehr, daß er dem Wahnsinn nahe kam. Seine Stimmung besserte sich, als er in Berlin eine Lehrerstelle am Gymnasium zum grauen Kloster erhielt. 1782 machte er eine Reise nach England und wurde nach seiner Rückkehr Conrector am Köllnischen Gymnasium in Berlin. 1786 legte er diese Stelle nieder und ging nach Italien. — Wenn im Verhältniß zu Göthe Moritz hauptsächlich der Empfangende war, so blieb der Verkehr auch für Göthe nicht ohne Nutzen. Moritz hatte vollständigere Kenntnisse in der Mythologie, und das prosodische System, das er sich gebildet, erleichterten Göthe das Unternehmen, das er sich schon lange vorgesteckt, die beiden innigsten Ausdrücke seiner abgeschlossenen Lebensperiode, Iphigenie und Tasso durch rhythmische Ueberarbeitung zu jenen vollendeten Kunstwerken zu adeln, welche die späteste Nachwelt bewundern wird. Bei beiden Stücken war freilich die Hauptsache schon fertig und die Veränderungen sehen zuerst unscheinbar aus, aber bei Gemälden von einem so intimen Charakter sind gerade diese kleinen Striche nothwendig, um die Reinheit der Idee in ihrem vollen Licht hervortreten zu lassen. Für Iphigenie und Tasso war der italienische Himmel segensreich; weniger günstig erwies er sich für die Vollendung des Egmont, dessen Anlage noch der frühern Sturm- und Drangperiode angehörte und in dessen Stimmung sich Göthe bei seinem neugewonnen Idealismus nicht ganz mehr finden konnte. Vielleicht war dies der Grund, der ihn abhielt, an die metrische Vollendung des Stücks die letzte Hand zu legen. Daß Göthe an der zierlichen Umarbeitung von Claudine und Erwin so große Freude fand, mag man ihm nachsehen, wenn sie auch lange nicht einmal an den Clavigo hinanreichen. Für den Faust wurde einiges gethan, namentlich die Hexenküche, die alte Stimmung, die ihn hervorgerufen, wollte sich nicht wieder einstellen. Desto tiefer verwuchsen mit seinem Gemüth zwei poetische Plane, die wiederum dazu beitragen sollten ein neues Griechenland durch den Zauber

der Dichtung ins Leben zu rufen, Iphigenie in Delphi und Nausikaa. Die letztere enthielt wieder ein Stück aus seinem Leben: ein zweiter Odysseus verließ er auch diesmal eine liebende Nausikaa. Der alte Typus seines Weißlingen, Faust und Clavigo hätte in diesem Bilde, gesättigt durch die Farben des schönen Südens, vielleicht das edelste Symbol gefunden. — Leider trieb Göthe in Italien die Dichtkunst, zu der er geschaffen war, nur nebenbei, seine eigentliche Arbeit war dem Studium der bildenden Kunst und der Naturwissenschaft gewidmet. Es quälte ihn, noch so vieles Unklare in seinem Geist zu finden, und die leitende Idee seines Lebens, daß die Welt ein vom göttlichen Leben durchdrungener Organismus sei, trieb ihn, der nie bei einer bloßen Idee stehen blieb, mächtig an, seine Ueberzeugungen zu einem vollkommenen Leben abzurunden. Uns mag man beklagen, daß unser größter Dichter seine Kraft an einen Gegenstand verschwendete, den er doch nicht vollständig beherrschen konnte, ihn selbst aber trifft kein Vorwurf, denn er gehorchte einem innern Drang der Natur. Seine Bemühungen um die bildende Kunst legten ihm Winckelmann's Schriften wieder nahe und knüpften die Verhältnisse zu Tischbein, Angelika Kauffmann und Heinrich Meyer, von denen namentlich der letztere einen nachhaltigen Einfluß auf ihn ausübte. Die frühere Bewunderung der gothischen Baukunst wich einer leidenschaftlichen antiken Richtung. Die Kunst des Mittelalters war ihm ebenso verhaßt wie die Kirche, die sie ins Leben gerufen, und die Plastik, in die er sich nur mit Mühe hineingearbeitet, drängte das Interesse an der Malerei zurück. — Seine naturwissenschaftlichen Studien, für welche Jacobi und die Glaubensphilosophen ebenso wenig Sinn haben konnten als für seinen Spinozismus, führten ihn Herder wieder näher; auch dieser suchte den innern Zusammenhang der Natur mit der Geschichte zu erforschen und seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (1784—91) fanden in Göthe einen begeisterten Jünger. Auch Herder überschätzte das Walten der Natur und legte auf die mit Bewußtsein schaffende Kunst zu wenig Gewicht, wie denn auch sein Ideal der Humanität nur durch Verleugnung aller historischen Mächte zur Geltung kommt. Sein Ideal ist die stille, pflanzengleich aufwachsende und sich entfaltende schöne Seele; wo die Leidenschaft und mit ihr die Tragik des Geschicks beginnt, glaubt er Barbarei zu erblicken und flieht, so schnell es geht, in sein einsames Asyl. Wie sich der menschliche Geist allmählich dem Vogel gleich auf der Erde ein Nest baut, ist sehr sinnig entwickelt, und seine Beziehungen zur Natur sind mit feinem Verständniß aufgespürt, aber wenn ihm die Schwingen wachsen und er sich frei zu bewegen anfängt, erschrickt der Philosoph und glaubt die Harmonie des Weltalls gestört. So bleibt er in seiner Darstellung beim Morgenland und bei den Griechen stehen, die

er mit schöner Wärme gefeiert hat. Für das römische Reich hat er nichts als Flüche; dann bricht er ab, weil für die Barbarei der folgenden Zeit seine Ideen der Natur und der Humanität keinen Leitfaden mehr geben. Unsere Geschichtsauffassung ist seit der Zeit in ein höheres Stadium getreten, mit ihr auch unser Begriff von der Religion und der Philosophie, aber dem Glauben des damaligen Zeitalters hat er den classischen Ausdruck gegeben, und wenn Göthe und Schiller mit ungleich größern Gaben und ungleich ernsterm Nachdenken nach derselben Richtung hin arbeiteten, so sind sie doch über das Princip selbst nicht hinausgegangen. — Nach den Ideen ist die Natur in jedem Punkt mit ihrer unzertrennlichen Fülle so ganz, als ob keine andern Punkte der Bildung, keine Weltatome wären. Unser Verstand ist nur ein Verstand der Erde, aus Sinnlichkeiten, die uns hier umgeben, allmählich gebildet. Das Licht der Einen Sonne des Wahren und Guten bricht sich auf jedem Planeten verschieden, sodaß sich keiner derselben ihres ganzen Genusses rühmen kann. Nur weil Eine Sonne sie alle erleuchtet, so läßt sich hoffen, sie kommen alle, jeder auf seinem Wege der Vollkommenheit näher. Jetzt wollen wir nur Menschen sein, d. h. ein Ton, eine Farbe in der Harmonie unserer Sterne. Zur Humanität ist der Mensch gebildet. Er hat kein edleres Wort für seine Bestimmung, als er selbst ist, in dem das Bild des Schöpfers, wie es hier sichtbar werden konnte, abgedrückt lebt. Eine höhere Gestalt als die unsrige kennen wir nicht, und was den Menschen rühren und menschlich machen soll, muß menschlich gedacht und empfunden sein. Selbst da die Gottheit sich uns offenbaren wollte, sprach und handelte sie unter uns, jedem Zeitraum angemessen, menschlich. „Das Innere der Natur erkennt der Mensch nicht, da er keine Kraft eines Dinges von innen einsieht, ja wenn er dich gestalten wollte, hat er geirrt und muß irren, denn du bist gestaltlos, obwol die erste einzige Ursache aller Gestalten. Indeß ist auch jeder falsche Schimmer von dir dennoch Licht, und jeder trügliche Altar, den er dir baut, ein untrügliches Denkmal nicht nur deines Daseins, sondern auch der Macht des Menschen, dich zu erkennen und anzubeten." — Das ist eine schöne religiöse Stimmung, aber sie ist gewiß weniger christlich als griechisch-pantheistisch oder wenn man will polytheistisch. Das Recht des natürlichen Seins empört sich gegen die Macht der Idee, und Herder scheut darin keine Consequenz. „Es ist ein grausamer Frevel der sogenannten gebildeten Nationen, die Wilden cultiviren zu wollen. Nur was einem Volk eigenthümlich und ursprünglich ist, ist seine Bildung. Die Natur hat entweder allenthalben ihren Zweck erreicht oder sie erreichte ihn nirgend. Die Glückseligkeit der Menschen ist allenthalben ein individuelles Gut. Die Völker, von denen wir glauben, daß die Natur sie als Stiefmutter behandelt habe, waren ihr vielleicht die liebsten. Der

Zweck des Geschlechts ist: Humanität und Glückseligkeit auf dieser Stelle, in diesem Grad, als dieses und kein anderes Glied der Bildungskette, die durchs ganze Geschlecht reicht. Wo und wie du geboren bist, o Mensch, da bist du der du sein sollst: verlaß die Kette nicht, noch setze dich über sie hinaus, sondern schlinge dich an sie." In diesem Sinne faßte Herder die Antike nicht als das Ideal, dem wir nachstreben sollten, sondern als das individuelle Naturproduct eines bestimmten Stammes, als einen Ton aus dem Accord des Ganzen: an ihrer Ursprünglichkeit sollte die unsere sich neu entzünden, ihre schöne, organisch aus dem Innern hervorgewachsene Form sollte eine Schutzwehr sein gegen einbrechende Barbarei. Und indem Herder den Dichter als den Seher der Natur auffaßte, legte er in seinen Beruf dieselbe heilige, priesterliche Würde, die Lavater und die andern Sehnsuchtsgläubigen des Christenthums für ihren Propheten in Anspruch nahmen: nur ein reiner Mensch durfte das Evangelium der Humanität verkündigen. —

Vielleicht zum ersten mal in seinem Leben fühlte sich Göthe in Italien vollkommen glücklich. Hier glaubte er endlich das Land seiner Bestimmung und seiner Ideale gefunden zu haben; aber die Pflicht rief ihn zurück, und mit schwerem Herzen riß er sich am 22. April 1788 von Rom los. „Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele, welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt, wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren so viel mir zurückblieb, gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab."*) Den 18. Juni kam er in Weimar an, von den meisten seiner Amtsgeschäfte hatte ihn der Herzog auf seine Bitte entbunden und Göthe schien nun ganz der Dichtkunst leben zu wollen. Doch dauerte es eine geraume Zeit, bevor die Fülle der neugewonnenen Anschauungen sich in seinem Gemüth zu vollendeten Bildern krystallisirte. Vorläufig war seine Verstimmung zu groß. „Aus Italien, dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heitern Himmel mit einem düstern zu vertauschen; die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehn, brachten mich zur Verzweiflung." „Ich bin hier fast ganz allein. Jedermann findet seine Convenienz, sich zu isoliren,

*) Nach der Lectüre der italienischen Reise schreibt Tieck an Solger: „Ist es Ihnen nicht aufgefallen, wie dieses herrliche Gemüth eigentlich aus Ueberdruß sich einseitig in das Alterthum wirft und recht vorsätzlich nicht rechts und nicht links sieht?.. Und wahrlich doch nur, weil alles in ihm, wie in einem Dichter so leicht, noch nicht die höchste Reife und Ruhe erlangt hatte, weil seine Ungeduld eine Außenwelt suchte und nur das geträumte Alterthum ihm als die gesuchte Wirklichkeit erschien... Er vergißt um so mehr, daß unsere reine Sehnsucht nach dem Untergegangenen, wo keine Gegenwart uns mehr stören kann, diese Reliquien und Fragmente verklärt und in jene reine Region der Kunst hinüberzieht." —

und mir geht es nun gar wie dem Epimenides nach seinem Erwachen." — Er war ein anderer geworden, er hatte einen Standpunkt in seiner Bildung gewonnen, auf den ihm in der damaligen Umgebung keiner folgen konnte. Niemand verstand seine Sprache, wenn er die Welt der neuen Anschauungen, die in seinem Innern lebendig war, mit Entzücken schilderte, und seine Sehnsucht nach dem Verlornen, seine Klagen schienen zu beleidigen. Durch solche Erfahrungen wurde er dahin gebracht, an sich zu halten und sein Inneres zu verschließen, um sich die Klarheit seiner Ansicht nicht trüben zu lassen. Seiner Empfänglichkeit und Reizbarkeit bewußt, verschloß er sich gegen das, was seiner Natur nicht gemäß war. Es konnte nicht ausbleiben, daß er in dieser abgemessenen Haltung vielen kalt und selbstsüchtig erschien, und daß namentlich die frühern Freunde sich verletzt fühlten. Seine Verstimmung hatte aber noch einen ernstern Grund. „Schon 1785 hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen mir die greulichsten Folgen, gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben aufhielt, als die erste Nachricht zu uns gelangte, mir nur spät, als die Revolution längst ausgebrochen war, gestanden, daß ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen sei. Einem thätigen productiven Geist wird man es zugute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was Besseres, ja nur Anderes daraus erfolgen solle. — Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert, was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich neuere Dichterwerke in großem Ansehen, die mich äußerst anwiderten: Heinse's Ardinghello und Schiller's Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm, dieser, weil ein kraftvolles aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte. Beiden Männern von Talent verargte ich nicht, was sie unternommen und geleistet: denn der Mensch kann sich nicht versagen, nach seiner Art wirken zu wollen. Das Rumoren aber, das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erschreckte mich, denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu sehn, die Art und Weise, wie ich mich gebildet hatte, schien mir beseitigt und gelähmt. Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dicht-

kunst hätte ich gern völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht, jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt." — Und wohl hatte sein Misbehagen auch darin einen gerechten Grund, daß — was uns heute unglaublich erscheint — die neue Ausgabe seiner Werke (1787—90), die mehrere seiner schönsten Schöpfungen enthielt, nur ungenügenden Anklang fand.*) — Es war aber nicht blos die ideale Richtung Italiens, was den Widerspruch gegen seine bisherigen geselligen Kreise hervorrief. Göthe hatte in Rom gelernt, das Sinnliche auf antike Weise zu genießen und darzustellen, nicht mehr im Farbenreiz der Empfindung, sondern in plastischer Nacktheit. Es war natürlich, daß er mit Frau von Stein sich nicht mehr verstand, auch wenn nicht ein äußeres Verhältniß hinzugekommen wäre, das den Bruch unvermeidlich machte. Bald nach seiner Rückkehr übergab Christiane Vulpius eine Bittschrift für ihren Bruder, den bekannten Romanschreiber.**) Diese Unterredung führte zu einem Verhältniß, Göthe nahm das muntere Geschöpf, das ihn an die italienische Sinnlichkeit erinnerte, in sein Haus 13. Juli 1788 und sie beschenkte ihn zu Weihnachten 1789 mit einem Knaben. Weimar war an vielerlei gewöhnt, die Oeffentlichkeit solcher Verhältnisse wie das zwischen Göthe und Frau von Stein gab keinen Anstoß, ebenso wenig die Jagd auf „Misels," wie sie privatim aber doch laut genug von dem gesammten Hof betrieben wurde. Aber diesmal skandalisirte sich die Residenz der deutschen Literatur, und die gute Gesellschaft, „die zu dem kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt", fing an gegen den Dichter spröde zu sein, der aus dem Umgang mit Christiane, verbunden mit den Erinnerungen der italienischen Reise, jene wunderbar schönen Elegien schöpfte, welche die äußerste Grenze antiker Sinnlichkeit erreichen. Göthe selbst machte die richtige Bemerkung, daß die antike Form den Stoff adele, in modernen Stanzen würde sich der Inhalt verrucht ausnehmen. Auch mit

*) Die neue Ausgabe enthielt: Bd. 1. Zueignung; Werther. Bd. 2. Götz, die Mitschuldigen. Bd. 3. Iphigenie, Clavigo, Geschwister. Bd. 4. Stella, Triumph der Empfindsamkeit, Vögel (1787). Bd. 5. Egmont, Claudine, Erwin (1788). Bd. 8. Die Puppenspiele und Satiren, Künstlers Erdenwallen, Die Geheimnisse (1789). Bd. 6. Tasso, Lila. Bd. 7. Faust, Jery und Bätely, Scherz, List und Rache (1790).

**) Geb. 1763 zu Weimar, starb 1827, schon seit 1782 Mitarbeiter an Reichard's Bibliothek der Romane. Göthe verschaffte ihm später — nachdem er vorher gesucht, ihn bei Jacobi als Hauslehrer unterzubringen — eine Stelle bei der Bibliothek. Sein Rinaldo Rinaldini, der Vater aller Räuberromane, erschien 1799.

der Metamorphose der Pflanzen unterhielt er die neue Geliebte, und das bekannte Gedicht, in welchem sich wissenschaftliche Erörterungen und warme Liebesbeziehungen sinnig durchflechten, ist an sie gerichtet; ob sie viel davon verstanden hat, ist freilich die Frage. In neuerer Zeit hat man das Andenken dieser Frau, über die sich Göthe in manchem seiner Gedichte wärmer und inniger ausspricht als über irgendeins seiner frühern Verhältnisse, gegen das Zeugniß aller Mitlebenden zu verherrlichen gesucht; nur muß man nicht vergessen, daß Göthe eine souveräne Natur war, daß er in den Personen, denen er den Stempel seines Geistes aufprägte, mehr die Gebilde seiner Einbildungskraft sah als die Wirklichkeit. Im spätern Alter soll er einmal geäußert haben, Christiane sei nun schon so lange Jahre um ihn und doch merke man es ihr nicht an, aber gerade das gefalle ihm an ihr: dies Wort hat wenigstens die Wahrheit eines Mythus. Frau von Stein, die ihn schon lange mit ihrer eifersüchtigen Stimmung gequält, brauste im Mai 1789 leidenschaftlich auf, in seinem Zorn machte er sie auf die schädlichen Wirkungen des starken Kaffee aufmerksam, dem sie trotz seiner Warnung zu sehr ergeben sei. Es war das erste Verhältniß, das nicht sanft gelöst, sondern mit rauher Hand zerrissen wurde. Die Bosheit, mit der sie sich lange Jahre darauf über ihren alten Freund und dessen „Maitresse" äußerte, zeigt doch, daß wenn er Iphigenie und Leonore nach ihr modelte, er mehr in sie hinein- als aus ihr herausgelesen hat. Das aufreibende und doch im ganzen unsittliche Verhältniß konnte nicht fortdauern, aber man muß auch darauf achten, wie sich Göthe in jenem Brief über Christiane ausspricht: „Welch ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? . . . . Hilf mir selbst daß das Verhältniß, das dir so zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibe wie es steht. Sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkte an u. s. w." — Wenn man nun immer hören muß, daß Göthe sich an Friederike, an Lili u. s. w. nicht binden konnte weil die Größe seiner Bestimmung ihn fortriß, so wird man durch diesen Ausgang doch überrascht.

Auf Göthe's schönem, edelm und glücklichem Leben liegt doch ein Schatten. Nie ist ein Dichter so vielseitig und so warm geliebt worden; wer irgendeinmal mit ihm in Berührung gekommen, hat diesen Augenblick als das Heiligthum seines Lebens gehegt. Er wußte sich jeden Menschen auf seine Weise zu idealisiren, und jeder fühlte sich gehoben in diesem Bilde; aber dann schaltete er mit künstlerischer Souveränetät mit der Persönlichkeit, und wo ihm eine fremdartige Seite ihres Wesens aufging, warf er sie zu den Todten. Er hat andern viel Schmerzen berei-

tet, ohne es selber zu empfinden, denn sie waren für ihn nur in jenem Bilde da, wie eine Dichtergestalt, deren man nicht mehr gedenkt, wenn sie ihren Platz ausgefüllt hat. Aber so groß war die dämonische Macht seines Wesens, daß so mancher die Erregung eines Augenblicks nicht für zu theuer erkauft hielt, auch wenn er seine ganze Seele dafür hingab. Diese dämonische Gewalt seines Wesens hat der Dichter mit einem gewissen Schmerz empfunden. Gehen wir der Reihe nach seine Dichtungen durch, so finden wir überall lebenskräftige, jedem Gefühl zugängliche und daher bestimmbare Menschen, denen alles in Liebe entgegenfliegt, denen aber im entscheidenden Augenblick der Lebensnerv ihrer Beziehungen abgeschnitten wird, sodaß sie entweder das Schicksal geliebter Wesen oder das eigene Schicksal untergraben. Von jener Seite sind Weißlingen, Clavigo, Fernando und Faust, von dieser Werther, Egmont und Tasso reuige Selbstbekenntnisse. Man muß aber behutsam zu Werke gehen, wenn man aus seinen poetischen Gestalten einen Rückschluß auf den Charakter des Dichters macht. In Göthe's Natur lagen zwei verschiedene Momente; einerseits Fülle des Gemüths, schnelle Hingabe und leichte Erregbarkeit der Phantasie: auf der andern ein klarer und geordneter Verstand, energisch genug, im entscheidenden Augenblick über das Gefühl Herr zu werden und den Willen zu bestimmen. Nun hat er in jedem seiner größern Werke diese Seiten seines Charakters an zwei verschiedene Personen vertheilt: so Werther und Albert, Clavigo und Carlos, Faust und Mephistopheles-Wagner, Tasso und Antonio, Egmont und Oranien, Meister und Werner-Jarno. Ueberall auf der einen Seite das excentrische Gefühl, auf der andern der nüchterne Verstand. Indem diese beiden entgegengesetzten Eigenschaften, die durch ihre harmonische Vereinigung in Göthe's Leben eine so bezaubernde Erscheinung hervorriefen, in dem Gedicht sich trennten, wurden die poetischen Charaktere sehr benachtheiligt. Göthe bemerkt einmal von Tasso und Antonio, daß diese beiden Männer sich darum feindlich gegenüberstanden, weil die Natur in ihnen zwei Eigenschaften, die eigentlich zusammengehörten, getrennt hat. In der Wirklichkeit war Göthe sowol Tasso als Antonio, sowol Clavigo als Carlos, sowol Faust als Mephistopheles. Clavigo und die Andern erscheinen als Schwächlinge, einem kalten, überlegenen Willen unterworfen, und Antonio, Carlos, Mephistopheles stehen dem Leben blos kritisch gegenüber, sie behandeln die Leidenschaft pathologisch, sie haben an dem Höchsten des Lebens keinen Theil. In dem Dichter selbst ergänzten sich die Gegensätze zu einer harmonischen Erscheinung, und weil er sich selbst nicht als Schwächling erschien, konnte er unerträglich gewordene Verhältnisse, denen jene feig entflohen, mit einer gewissen Würde lösen. Freilich begegnet uns zuweilen diese Trennung der Charaktermomente auch in seinem Leben. Zuwei

len war er zuerst nur der leidenschaftlich erregte Gefühlsschwärmer, dann der kalt reflectirende Verstandesmensch, wie man das in den verschiedenen Liebesverhältnissen in Dichtung und Wahrheit herausfühlt. — Wenn derjenige glücklich zu nennen ist, dem das Leben und seine Genüsse in reichster Fülle zuströmen, der ihnen Gesundheit, Lebensmuth, Geist und Gemüth entgegenbringt, so werden wir wenige Sterbliche finden, deren Glück dem Glück Göthe's an die Seite zu stellen wäre. Wollen wir ferner denjenigen glücklich nennen, dem das Leiden so weit erspart ist, als es Sterblichen überhaupt erspart werden kann, so erscheint Göthe auch in dieser Beziehung beneidenswerth, denn er hatte die Gabe, alles, was ihn schmerzte, störte und verwirrte, augenblicklich abzuschütteln: unbefriedigte Leidenschaft, Scham, Reue; das Verhältniß, das ihm lästig wurde, warf er von sich und augenblicklich war es in seinem Gedächtniß ausgelöscht. Mit Wärme kam er den tausend Herzen, die sich feurig an ihn drängten, entgegen und dichtete sich aus ihnen das Bild, dessen seine Stimmung bedurfte; hatte er es genossen, so zog er sich fremd zurück, und keine bittere Nachwirkung blieb in seiner Seele. Wenn Resignation, auf diese Weise verstanden, die höchste Weisheit ist, so war Göthe der weiseste aller Sterblichen. — Aber dieses Glück war nicht einmal das höchste, das dem Dichter selbst vorschwebte. Das höchste Glück, das wir uns vorstellen, besteht in der Folgerichtigkeit des gesammten Lebens, in dem Gefühl, das Höchste, was die Natur gewollt, geleistet zu haben. Die wahre Uebereinstimmung des Menschen mit sich selbst geht nur aus der Uebereinstimmung mit der sittlichen Substanz hervor, der er angehört. Wer in der einzelnen Erregung das Glück sucht, wird dem Zufall unterthan. Niemand wird ohne Rührung im Tasso, diesem seltsamen Gedicht ohne Tendenz und ohne Schluß, die tiefempfundene Schilderung der dämonischen Macht lesen, die das viele Gute dieser Erde, das bestimmt war, sich zu treffen, auseinander zieht: „Es reißt sich los, was erst sich uns ergab, wir lassen los, was wir begierig faßten; es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht, wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen."

„Wen Gott lieb hat, sagt der Dichter im Götz, dem gibt er ein gutes Weib." Diese Gunst haben die Götter ihrem Liebling versagt, weil er sie verscherzte. Wie reizend die Novellen sind, in denen der Dichter seine Liebe zu Friederike, zu Lotte, zu Lili schildert, es fehlt ihnen der Schluß, gerade wie seinen größern Dichtungen. Faust reißt sich von Gretchen los, weil er sich dem Bösen verpflichtet, nirgend Genüge zu finden; ohne dieses Bündniß handelte der Dichter wie Faust. Die Alten lehrten, der zu Glückliche müsse den Neid der Götter versöhnen, indem er dem köstlichsten Gut entsagte; es ist, als ob ein dunkler Instinct den Dichter, der das Gefühl der Liebe kannte wie kein anderer, so zu

handeln gelehrt. Nach seinem Beispiel hat man die Doctrin ersonnen, es zieme dem Genius nicht, sich an ein endliches Gefühl zu verpfänden; Göthe hat nicht so gefühlt, er wußte, was er entbehrte. — Aber er wollte die Welt objectiv sehen, wie sie nach seiner — irrigen — Meinung wirklich war; die Welt der „Mitschuldigen": denn in diesem leichtsinnigen Jugendwerk liegt doch schon der Grundton seiner spätern Dichtungen. Er fühlte, daß die Welt trotz aller Widersprüche und Irrungen doch schön war; daher sein Haß gegen die Idealisten, die es leugneten. Er war mit ihnen vom gleichen Standpunkt ausgegangen, die Glut und Innigkeit seines Gefühls und das Streben nach einem Ideal hatten ihn mit derselben Sehnsucht nach einer Religion erfüllt. Aber Göthe faßte die Macht und Schönheit der Natur, deren Grundaccord er in seiner eigenen Seele wiederfand, mit den Sinnen und mit dem Herzen auf; sie in ihrer Reinheit zu empfangen, war die Sehnsucht seines Herzens, ihr unbedingt und gläubig sich hinzugeben, das Ideal seiner Poesie. Für Jacobi und seine Freunde dagegen war das einzig wirklich Existirende, an das sie glaubten, die Fülle ihrer eigenen Empfindung. Dieser mußte die Welt sich fügen, nach dieser wurde das Christenthum gemodelt, während Göthe als seine Aufgabe begriff, den Ungestüm des Herzens zu demüthigen, ihn dem Gesetz der Wirklichkeit zu unterwerfen. So wurde Spinoza sein Prophet. „Mein Zutrauen auf Spinoza ruhte auf der friedlichen Wirkung, die er in mir hervorbrachte. Denke man aber nicht, daß ich seine Schriften hätte unterschreiben und mich dazu buchstäblich bekennen mögen. Denn daß niemand den andern versteht, daß keiner bei denselben Worten dasselbe was der andere denkt, hatte ich schon allzu deutlich eingesehen, und man wird dem Verfasser von Werther und Faust wol zutrauen, daß er von solchen Misverständnissen tief durchdrungen nicht selbst den Dünkel gehegt, einen Mann vollkommen zu verstehen, der als Schüler von Descartes durch mathematische und rabbinische Cultur sich zu dem Gipfel des Denkens herangehoben; der bis auf den heutigen Tag noch das Ziel aller speculativen Bemühungen zu sein scheint. — Die alles ausgleichende Ruhe Spinoza's contrastirte mit meinem alles umfangenden Streben, seine mathematische Methode war das Widerspiel meiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise, und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte mich zu seinem leidenschaftlichsten Verehrer." „Nachdem ich mich in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens vergebens umgesehen hatte, gerieth ich endlich an die Ethik dieses Mannes. Was ich mir aus dem Werk mag herausgelesen, was in dasselbe hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben, genug ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften, es schien sich mir eine große und freie

Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzuthun. Was mich aber besonders an ihn fesselte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtet. Jenes wunderliche Wort: Wer Gott recht liebt, darf nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe, mit allen den Vordersätzen, worauf es ruht, mit allen den Folgen, die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu sein in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, sodaß jenes freche spätere Wort: Wenn ich dich liebe, was geht's dich an? mir recht aus dem Herzen gesprochen ist." — „Unser physisches sowol als geselliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereigniß, alles ruft uns zu: daß wir entsagen sollen. So manches was uns innerlich eigenst angehört, sollen wir nicht nach außen hervorbilden; was wir von außen zu Ergänzung unsers Wesens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber vieles aufgedrungen, das uns so fremd als lästig ist. Man beraubt uns des mühsam Erworbenen, des freundlich Gestatteten, und ehe wir hierüber recht ins Klare sind, finden wir uns genöthigt, unsere Persönlichkeit erst stückweis und dann völlig aufzugeben. Diese schwere Aufgabe zu lösen, hat die Natur den Menschen mit reichlicher Kraft, Thätigkeit und Zähigkeit ausgestattet. Besonders aber kommt ihm der Leichtsinn zur Hülfe, der ihm unzerstörlich verliehen ist. Hierdurch wird er fähig, dem Einzelnen in jedem Augenblicke zu entsagen, wenn er nur im nächsten Moment nach etwas Neuem greifen darf; und so stellen wir uns unbewußt unser ganzes Leben wieder her. Wir setzen eine Leidenschaft an die Stelle der andern; Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, Steckenpferde, alles probiren wir durch, um zuletzt auszurufen, daß alles eitel sei. Nur wenige Menschen gibt es, die solche unerträgliche Empfindungen vorausahnen, und um allen partiellen Resignationen auszuweichen, sich ein für allemal im ganzen resigniren. Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Nothwendigen, Gesetzlichen, und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. Weil aber hierin wirklich etwas Uebermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Unmenschen gehalten, für gott- und weltlose; ja man weiß nicht, was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten soll." — Die Resignation, die sich liebevoll der Welt anschmiegt, hat einen schönen und frommen Klang, der uns namentlich in einem weiblichen Gemüth unendlich rührt, und bei dem wir vergessen, daß in dem Geist noch eine andere Kraft liegt als die Hingebung der Natur. Allein sie ist nicht die höchste Weisheit des Lebens. Warum soll ein gesunder Mensch mit hellem Kopf und kräftigem Willen entsagen? warum

soll er nicht lieber mit kühnem Entschluß das, was der Geist ihm zeigt, zu erwerben suchen? Vor absurden Wünschen wird ihn die bessere Einsicht bewahren, denn nach dem Monde zu greifen, fällt nur dem Kinde ein, das von dem Raum noch keinen Begriff hat. Bedenklich ist vor allen Dingen, wenn von dem höchsten Genius einem ganzen Volk die Resignation als letztes Resultat der Weisheit verkündet wird. Wir haben uns in dieser Tugend lange genug geübt, um zu begreifen, daß es eine falsche Tugend ist; eine ebenso falsche Tugend, als jener knabenhafte Titanismus Faust's, der nach dem Monde griff, obgleich er kein Kind mehr war. Jene Philosophie war nur ein Ausfluß aus Göthe's individueller Natur, welche aller Tragik entfloh, welche den unauflösbaren Gegensatz nicht begriff und den Schmerz für einen Wahn hielt. Für seine Person ist es Göthe gelungen, was ihn quälte, in einem Gedicht von sich abzuschütteln und dann frei fortzuleben, als habe er keine Vergangenheit. Eine höhere Dichtkunst ist es aber, die uns lehrt, das Tragische zu ertragen, die Erschütterung, den Kampf, ja die Zerstörung nicht zu scheuen, um uns geltend zu machen. Die wahre Religion lehrt uns nicht Entsagung, sondern Kampf und Schmerz, weil das Leben nicht ein glänzendes Spiel, sondern eine ernsthafte Beschäftigung ist, in der keine echte That und keine Sünde verloren geht; und wie sehr wir es Göthe danken müssen, daß er uns aus der pietistischen Verkümmerung, aus der Lazarethluft jener fieberhaften Selbstquälerei gerettet und uns den klaren griechischen Himmel gezeigt hat: dieser träumerisch schöne Himmel ist doch nicht der Wohnplatz unserer Götter.

Wenn aber der Spinozismus für das Leben das richtige Princip nicht finden konnte, so verdankt ihm die Wissenschaft einen freiern Blick. — „Die Wirklichkeit mit ihren Schranken umlagert der gebundene Geist!“ so empfand die idealistische Philosophie und Dichtung, und nicht mit Unrecht, da ihr in der damaligen Naturwissenschaft der rohe Atomismus entgegentrat. Ausschließlich an mathematischen Formeln geschult, begriff die Physik das Leben nicht anders, als indem sie es anatomisch und chemisch zersetzte, d. h. es tödtete. Der Inhalt der Wissenschaft war der Tod. Der Dichter, in dem ein tieferes Naturgefühl lebte, mußte sich zu dem Versuch getrieben fühlen, auf eigene Hand sich das Leben der Natur zu versinnlichen. Am kräftigsten entwickelte sich dieser Drang bei Göthe; er war die Seele seines Faust, er athmete in all seinen Liedern, vom Fischer und Erlkönig bis zu den philosophischen Xenien, und überall enthüllte sich dem klaren Auge des Dichters der Makrokosmos, vor welchem Faust schaudernd zurückbebte, in dem Werther nur ein ewig gebärendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer sah, in seiner leuchtenden Göttergestalt. Anders als Faust, der vor dem großen Geist schwindlig wurde, suchte der Dichter

das Unendliche zu erreichen, indem er in das Endliche nach allen Seiten eindrang. Seine physikalischen Studien waren in seiner dichterischen Anlage ebenso nothwendig bedingt als sein Studium der bildenden Kunst. Es war ihm ein inneres Bedürfniß, sich in concreten Bildern auszumalen, was ihm Spinoza angedeutet; denn die Ideen waren ihm nur insofern werth, als er sie unmittelbar auf sein individuelles Leben anwenden und zu greifbarer Gestalt verarbeiten durfte. — Unmittelbar nach seiner Ankunft in Weimar hatte sich Göthe mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt. Zunächst erregte die Botanik seine Aufmerksamkeit. Mit der zerrissenen Art der Linné'schen Systematik, welche das Ungleichartigste gewaltsam verbindet, wußte er nichts anzufangen. Alles das Wandeln und Umwandeln im Pflanzen- und Thierreich beunruhigte ihn, und er suchte nach einem Faden in diesem Labyrinth von Gestalten, nach dem Ideal, auf welches er das Blumengewühl zurückführen, aus welchem heraus er jeden einzelnen Fall erklären könne. So entstand in ihm die Idee der Urpflanze, die er nach Italien mitnahm und die ihn dort neben seinen künstlerischen Studien am meisten beschäftigte. „Die Urpflanze, schreibt er an Herder nach seiner Rückkehr aus Sicilien, wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell kann man alsdann Pflanzen ins Unendliche erfinden, die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten, und nicht etwa dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen." — Die vermeintliche Entdeckung wurde bei seiner Rückkehr nach Weimar mit ziemlicher Kälte aufgenommen. Auch der Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, 1790, erregte mehr Verwunderung als Beifall. Die scheinbar verschiedenartigsten Organe, die sich an dem Stengel einer einjährigen Blütenpflanze vorfinden, sind als eine Verwandlung des Blatts anzusehen, das sich in den Kotyledonen, den Stengelblättern, dem Kelch, den Staubwerkzeugen, dem Griffel und den Früchten verwirklicht. Nicht ungeschickt, wenn auch für Göthe sehr verletzend, war der Einfall eines römischen Freundes, Göthe habe in sinnreich versteckter Weise Anleitung gegeben, wie man Arabesken zeichnen und leicht vervielfältigen könnte, und die Hoffnung eines andern, der Dichter werde in der Weise Ovid's die Verwandlungen der Natur in poetischen Mythen verarbeiten. Hand in Hand mit diesen Forschungen gingen seine Untersuchungen über die Metamorphose der Thiere. Von den Pflanzen hatte er seine Aufmerksamkeit auf die Verwandlung der Insekten gelenkt, und die Betrachtung, daß bei Pflanzen und Insekten dasselbe Organ zu verschiedenen Zeiten in den abweichendsten Gestalten auftritt, führte ihn dazu, auch bei den höhern Thieren sich nach solchen versteckten Ver-

wandlungen der Theile umzuschauen. Er stellte an den Naturforscher die Forderung, perspectivisch richtig und dem Auge gefällig abzubilden, der Künstler dagegen solle mit geistigen Augen schauen und solche Urgestalten verkörpern, wie der Schöpfer des Pferdekopfs vom Parthenon, welches durch eine besondere Stellung der Augen, nach Göthe's Worten, so übermächtig und geisterartig aussieht, als wenn es gegen die Natur gebildet wäre. „Und doch hat der Künstler eigentlich ein Urpferd geschaffen, mag er solches mit Augen gesehen oder im Geist gefaßt haben; uns wenigstens scheint es im Sinn der höchsten Poesie und Wirklichkeit dargestellt zu sein.“ — Weit umfangreicher waren seine Studien über die Farbenlehre, ja sie haben einen großen Theil seines Lebens absorbirt. „Gegen die Dichtkunst hatte ich ein eigenes Verhältniß, das blos praktisch war, indem ich einen Gegenstand, der mich ergriff, ein Muster, das mich aufregte, einen Vorgänger, der mich anzog, so lange in meinem innern Sinn trug und hegte, bis daraus etwas entstanden war, das als mein angesehen werden mochte, und das ich, nachdem ich es jahrelang im stillen ausgebildet, endlich auf einmal gleichsam aus dem Stegreif auf das Papier fixirte. Da mir aber in Bezug auf die Technik nichts Brauchbares entgegenkam, indem ich manches Falsche zwar zu verabscheuen, das Rechte aber nicht zu erkennen wußte, so suchte ich mir außerhalb der Dichtkunst eine Stelle, auf welcher ich zu irgendeiner Vergleichung gelangen und dasjenige, was mich in der Nähe verwirrte, aus einer gewissen Entfernung übersehen und beurtheilen könnte. Diesen Zweck zu erreichen, konnte ich mich nirgend besser hinwenden als zur bildenden Kunst. Ich fühlte hierzu, wozu ich eigentlich keine Anlage hatte, einen weit größern Trieb als zu demjenigen, was mir von Natur leicht und bequem war. Desto mehr sah ich mich nach Gesetzen und Regeln um; ja ich achtete weit mehr auf das Technische der Malerei als auf das Technische der Dichtkunst: wie man denn durch Verstand und Einsicht dasjenige auszufüllen sucht, was die Natur Lückenhaftes an uns gelassen hat. Ueber Alles konnten mir die Künstler, konnte ich mir und ihnen Rechenschaft ertheilen; kam es aber an die Färbung, so schien alles dem Zufall überlassen zu sein, dem Zufall, der durch einen gewissen Geschmack, einen Geschmack, der durch Gewohnheit, eine Gewohnheit, die durch Vorurtheil, ein Vorurtheil, das durch Eigenheiten des Künstlers, des Kenners, des Liebhabers bestimmt wurde. Sobald ich nach langer Unterbrechung endlich Muße fand, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen, sah ich ein, daß man den Farben als physischen Erscheinungen erst von der Seite der Natur beikommen müsse, wenn man in Absicht auf Kunst etwas über sie gewinnen wolle.“ — Plötzlich glaubte er wahrzunehmen, daß das Grundprincip Newton's auf einem Irrthum beruhe; daß die Farbe nicht

eine Zersetzung des Lichts sei, sondern aus einer Einwirkung des Lichts auf das Trübe und Begrenzte erst entstände. „Will das Licht sich dem Trübsten entwinden, so wird es glühend Roth entzünden. Steht vor dem Finstern milchig Grau, die Sonne bescheint's, da wird es Blau“ u. s. w. — Er theilte seine vermeintliche Entdeckung Freunden und Bekannten mit, er fand bei Schelling, Forster, bei Philologen, Juristen und Dichtern lebhaften Anklang, aber kein Physiker trat auf seine Seite. „Ein entschiedenes Aperçu ist wie eine inoculirte Krankheit; man wird sie nicht eher los, bis sie durchgekämpft ist.“ Leider hat die Krankheit bei Göthe übermäßig lange gewährt. Mit unablässigem Eifer hat er bis an das Ende seines Lebens getrachtet, Newton zu widerlegen und seine eigene Ansicht durch immer neue Experimente zu bethätigen. Eine unendliche Menge Geist und Scharfsinn hat er daran verschwendet, und alles vergebens, denn seine Theorie war falsch. Dem Dichter mußte die mathematische Methode, durch welche man der Natur Gewalt anthut, um sie zu regelmäßigen Erscheinungen zu zwingen, zuwider sein; er wollte die Natur frei gewähren lassen, überzeugt, daß sie auf der Folter des Forschers stumm bleibt, aber er vergaß, daß die anscheinend einfachsten Naturerscheinungen die complicirtesten sind, am wenigsten geeignet, ein bestimmtes Gesetz hervortreten zu lassen. — Göthe's einzelne Naturstudien standen mit dem Princip seines Lebens und seiner Dichtung im engsten Zusammenhang: das Zufällige von den Erscheinungen abzustreifen, um das Sinnliche in das Gebiet des Geistes aufzunehmen und die ganze Natur mit ewigem Leben zu erfüllen. „Je mehr wir die einzelnen Dinge erkennen, sagt Spinoza, desto mehr erkennen wir Gott, und mit stets erhöhter Ueberzeugung müssen wir auch jetzt noch denen, welche die Wissenschaft des Ewigen suchen, zurufen: Kommet her zur Physik und erkennet das Ewige.“ „Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe! Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen, Natur in sich, sich in Natur zu hegen, sodaß, was in ihm lebt und webt und ist, nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.“ —

Herder, dem Göthe durch seine italienischen Anschauungen und Studien um so viel näher gerückt war, als er sich von Lavater und Jacobi entfernt hatte, unternahm gleich nach Göthe's Rückkehr August 1788 seinerseits eine Reise nach Italien, wo er mit Göthe's neugewonnenen Freunden Moritz und Meyer in nähere Verbindung kam. Gleichzeitig ging die Herzogin Amalie dahin ab. Auf den Mann der Ideen machte Italien einen ganz andern Eindruck als auf das frische, unbefangene Auge des Dichters. „Rom erschlafft die Geister, wie man selbst an den meisten hiesigen Künstlern sieht, vielmehr einen bloßen Gelehrten; es ist ein Grabmal des Alterthums, in welchem man sich gar zu bald an ruhige Träume

und an den lieben Müßiggang gewöhnt. Auf mich hat es nun zwar die Wirkung nicht, da ich so leicht keinen Tag vorbeistreichen lasse, ohne was gesehen oder mich um etwas bemüht zu haben; es bleibt indessen auch für mich ein Grabmal, aus dem ich mich allmählich herauswünsche. Man fühlt sich darin wie in einer Tiefe, in der man nicht viel weiter kommt, je mehr man mit Händen und Füßen strebt. Das Alterthum, als Studium betrachtet, ist unendlich an Tiefe und Weite. Die Fäden, die sich aus Rom in alle Geschichte schlingen, sind so vielartig, und die Mittel, sie zu verfolgen, werden hier so erschwert, daß es besser ist, zu guter Zeit sie aus den Händen zu lassen und nur den Knäuel in seinem Gemüth zu behalten." Ohne daher eine erhebliche Frucht aus Italien mitzubringen, kehrte er August 1789 nach Weimar zurück, wo er einen dringenden Ruf nach Göttingen erhielt. Sein Wunsch trieb ihn nach dieser Seite, aber er gehörte zu wesentlich zum Kreise von Weimar, als daß man ihn hätte ziehen lassen. Später hat er oft bereut, geblieben zu sein, denn seine Verhältnisse verstimmten sich bald und seine Beziehungen zu Johannes Müller, Jacobi und andern Gegnern der transscendentalen Philosophie erkälteten sein Verhältniß zu Göthe mehr und mehr. — Im Frühling 1790 kam auch die Herzogin Amalie aus Italien zurück und Göthe reiste ihr Ende März bis Venedig entgegen, wo er bis in den Mai mehrere Wochen angenehm durchlebte. Die Frucht dieses Aufenthalts waren die venetianischen Epigramme, die später in den Horen erschienen. Von der frühern Begeisterung für Italien ist nicht mehr die Rede, in der Lustigkeit des Tons liegt etwas Bittres und die heidnische Sinnlichkeit sieht zuweilen verwildert aus. Der Dichter ist in das nordische Klima zurückgekehrt, sein Vaterland ist ihm fremd geworden, die überall hervorbrechende Gefühlsweichheit ist ihm zuwider, der immer dunkler werdende Horizont mit dem Ungewitter der Revolution macht ihm Grauen, für die Welt der Ideen hat er noch kein Verständniß gewonnen, und so flüchtet er mit einem gewissen Trotz in diejenigen Stätten, die dem deutschen Idealismus am fremdartigsten sind; er sucht die Spelunken auf, verkehrt mit Gauklern, und Beltine, die zierliche Lacerte, wird seine Muse. In diese Zeit fallen auch die heftigsten Ausfälle gegen das Christenthum. — Im Juni 1790 ging der Herzog nach Schlesien, um dort den Uebungen des preußischen Feldlagers beizuwohnen, und ließ Göthe nachkommen. Diesem waren militärische Aufzüge stets zuwider, er verargte dem Herzog, dessen wahrhaft vaterländische Motive er niemals gewürdigt hat, die Einmischung in die Politik, und benutzte die Zeit lediglich zur Erweiterung seiner wissenschaftlichen Studien. Der Dichtkunst stand er fern, sein Trotz gegen die Gesellschaft, die sich herausnahm über sein Leben zu urtheilen, ließ doch reine Stimmungen nicht aufkommen. Dagegen fand er in Kant's

Kritik der Urtheilskraft Gesetze, die sein Inneres anregten und ihm die Philosophie immer näher rückten. „Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen nebeneinander gestellt; Kunst und Naturerzeugnisse, eins behandelt wie das andere; ästhetische und teleologische Urtheilskraft erleuchteten sich wechselsweise. Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hier und da etwas zu vermissen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunst wie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich genug ausgesprochen. Mich freute, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nah miteinander verwandt seien, indem beide sich derselben Urtheilskraft unterwerfen." — Es ging Göthe mit den Büchern wie mit den Menschen: er las mehr in sie hinein als aus ihnen heraus, und so urtheilte ein Kantianer, als ihm Göthe seine Idee auseinander setzte: es sei freilich ein Analogon Kantischer Vorstellungsart, aber ein seltsames. Indeß war die Kritik der Urtheilskraft in der That das Werk, in welchem die höchste Blüte der deutschen Kunst, die Vereinigung von Subject und Object, von Idee und Realität ihr Symbol finden sollte, denn sie hatte die freischaffende Kunst als die echte Sphäre des Geistes bezeichnet. — Da man Göthe seine Beschäftigung bei der Regierung zum großen Theil abgenommen, wurde ihm die Leitung des im Jahr 1791 gegründeten Hoftheaters übergeben. Dies gab ihm Gelegenheit, seine Ansichten über die französische Revolution auf dem Theater auszusprechen. Die Halsbandgeschichte und das Wirken Cagliostro's, das er schon in Italien aufmerksam verfolgt, gab ihm den Stoff zum Groß-Kophta 1791, eine beliebte Posse veranlaßte ihn zu der Nachahmung der Bürgergeneral 1793, und in den Aufgeregten stellte sich die Verwirrung der Gesinnungen breiter heraus. Daß die Stücke nirgend Beifall fanden, ist begreiflich. Wenn ein Hofmeister durch die Revolution verleitet wird, zu viel die Zeitungen zu lesen, und darüber versäumt, den gnädigen Junker auf dem Arm zu tragen, und wenn ein Vagabund das Jakobinercostüm dazu benutzt, eine Schüssel saure Milch zu stehlen, so sind das zwar schreckliche Dinge, aber Göthe hätte die Bearbeitung solcher Sujets doch lieber Kotzebue überlassen sollen. — Göthe trat der Revolution nicht mit einem positiven Glauben entgegen, der Inhalt der Ideen, von denen sie ausging, war auch der seinige; er glaubte nur nicht an die Kraft dieser Ideen. Es ging ihm mit der Campagne in Frankreich wie mit den frankfurter Processen, die der Knabe bei seinem Großvater, dem Schöffen, studirte: er sah nur kleinliche Misère, die nicht des Aufhebens werth war, und unterwühlte Fundamente ohne die Hoffnung eines Neubaus. — Da nun die Entwickelung der deutschen

Kunst, an deren Horizont das Unwetter der französischen Revolution bisher nur von ferne gegrollt, unmittelbar von ihr ergriffen wird, ist es nöthig, die Aufmerksamkeit nach einer andern Seite hinzuwenden.

„Sie Historiker schwärmen noch für die Griechen? Packvolk waren diese Griechen, wie weiland polnische Conföderirte“: so schrieb 1774 der göttinger Professor Schlözer an seinen Schüler Johannes Müller. An solche Worte muß man sich erinnern, um sich vor der falschen Vorstellung zu hüten, es habe sich damals in der deutschen Literatur um nichts Anderes gehandelt als um schöne Seelen und Titanen, um Homer und Ossian. Wenn in den Mittelpunkten der Literatur das Geschichtliche, Rechtliche und Politische wenig beachtet wurde, so fand es auf den Universitäten seine unausgesetzte Pflege; aber die beiden Welten lagen völlig auseinander. Der vornehmste Sitz der deutschen Gelehrsamkeit war damals Göttingen. Neben Heyne, der durch seine geistvollen, anregenden, wenn auch nicht immer correcten Vorträge sehr viel dazu beigetragen hat, den Hellenismus zum bewegenden Princip der deutschen Literatur zu machen, wirkten hier Juristen, Historiker und Lehrer des Staatsrechts in ansehnlicher Zahl. Unter ihnen hatte den bedeutenden Einfluß auf das öffentliche Leben Schlözer, seit 1769 bis an seinen Tod 1809 daselbst Professor. Er war 1735 geboren und hatte 1755—59 als Hauslehrer in Schweden, 1761—69 als Professor in St. Petersburg gelebt, nach damaligen Begriffen ein weit gereister Mann. Eine gesunde derbe Natur, durchaus ehrlich aber voller Leidenschaft, griff er mit einer Rührigkeit ohne gleichen überall ein, wo es sich um ein allgemeines Interesse handelte, und war wegen seiner Kampflust nicht blos bei den Gelehrten sondern auch bei den Potentaten gefürchtet. Im Lauf der ganzen deutschen Geschichte hat nie ein Journal so bedeutend gewirkt als seine Staatsanzeigen 1783—93, wegen des unerschrockenen Freimuths, mit welcher er jede Thorheit, die sich sonst in den Cabineten verstreckte, ans Licht der Oeffentlichkeit zog. Weit entfernt von jedem Radicalismus war er sogar der aufgeklärten Despotie nicht abgeneigt, wenn sie nur wirklich zum Besten des Volks verwaltet würde; als hinreichende Gegenwirkung gegen den Misbrauch derselben betrachtete er die öffentlichen Besprechungen und pflegte zu sagen, daß Despotie und Statistik sich nicht miteinander vertrügen. In seiner Form geschmacklos bis zur Roheit, wußte er sich doch durch die Entschiedenheit seiner Sprache Geltung zu verschaffen. Seine Gelehrsamkeit war lange nicht so systematisch als z. B. die

seines Collegen Pütter, obgleich sie sich auf sehr seltene Kenntnisse erstreckte: so war er namentlich in der nordischen Geschichte zu Hause wie kein anderer seiner Zeitgenossen. Aber er ersetzte diesen Mangel durch einen divinatorischen Scharfsinn und selbst da, wo er durch seine Leidenschaftlichkeit sich zum Unrecht hinreißen ließ, machte er den Eindruck einer rechtlichen Gesinnung, weil er seine ganze Natur einsetzte. Seine Vorstellung der Universalhistorie 1772 weicht himmelweit von dem ab, was man in Weimar glaubte und lehrte, aber sie enthält doch große Blicke in den Zusammenhang der Geschichte, die der spätern Zeit zugute kam. — Neben Schlözer wirkte seit 1779 in Göttingen Spittler, eine viel feinere Natur, im Wissen und in der Kritik viel vollständiger ausgerüstet als sein gefürchteter College. Er war 1752 zu Stuttgart geboren und als Pastorsohn auf dem theologischen Stift zu Tübingen 1771 — 75 erzogen. Die Bildung und der Scharfsinn des jungen Theologen hatten auf Lessing, den er 1777 besuchte, einen sehr günstigen Eindruck gemacht, wie sich denn auch wol bei keinem Geschichtschreiber jener Periode soviel vom Geist Lessing'scher Kritik offenbart. 1782 schrieb er sein Lehrbuch der Kirchengeschichte, welches auf einen sehr engen Raum zusammengedrängt, gegen die Sitte der Zeit ohne allen Apparat und in der einfachsten Form geschrieben, der echten Wissenschaft eine neue Basis gab. 1783 schrieb er die Geschichte Würtembergs und veredelte damit die bisherige Form der Chronik zu einer echten Culturgeschichte. Er stellte an den Geschichtschreiber die Forderung, nicht blos äußerlich merkwürdige Thatsachen zu erzählen, sondern das historische Leben des Volks in Sitte und Recht als ein organisches Ganze zu entwickeln. In dem kleinen Umfang einer Landschaft, die er aufs gründlichste kannte, hat er diese Anforderung selber aufs glänzendste befriedigt; bei seinem Entwurf der europäischen Staatengeschichte 1793 — 94 ist natürlich vieles nur Anregung, obgleich auch dieses Buch für die echte Methode der Geschichtschreibung Bahn gebrochen hat. Es ist für die einseitig ästhetische Cultur der Periode von 1790 — 1810 charakteristisch, daß dieser bedeutende Mann, der auch als Lehrer von dem größten Einfluß war, mit der classischen Literatur gar keine Berührung hatte; sein Name wird in den zahlreichen Correspondenzen jener Zeit kaum erwähnt. Der classische Geschichtschreiber jener Zeit war Johannes Müller.*) In diesem merkwürdi-

*) Die beiden Männer hatten einen ähnlichen Ausgang. Spittler war eine aristokratische Natur; er fühlte sich zum vornehmen Leben berufen und betrachtete seine akademische Stellung nur als Uebergang. 1797 wurde er als Geheimrath nach Würtemberg berufen, blieb in dieser Stellung, als die Regierung der vollständigsten Willkür verfiel, machte alle Wandlungen derselben mit, den Anschluß

gen Mann findet sich so viel von der Kraft und der Schwäche des Zeitalters im allgemeinen beisammen, daß sein Leben eine ausführliche Besprechung verdient. Mehr noch als alle seine Zeitgenossen besaß Müller ein Gemüth, in dem jede große Bewegung schnell nachzitterte; in einfachen Verhältnissen, in der Familienpietät, in der Freundschaft treu, hingebend und der größten Aufopferungen fähig, hatte er bei allen umfassendern Ideen nicht die Kraft, das einmal gewonnene Gefühl so festzuhalten, daß es einem neuen stärkern Widerstand geleistet hätte. Dasselbe Feuer, mit dem er die Eindrücke der Natur, mit dem er große und schöne Züge in dem Buch der Geschichte auffaßte und darstellte, mit dem er sich jedem, der ihm liebevoll entgegenkam, an die Brust warf, dasselbe Feuer erfaßte ihn bei jeder imponirenden Erscheinung und trieb ihn augenblicklich zur schrankenlosen Vergötterung. Wenn er schon in seiner Freundschaft fortwährend in die Stimmung leidenschaftlicher Liebe übergeht, so hat seine Begeisterung für Friedrich den Großen, dann für Napoleon etwas Ausschweifendes, Besessenes: sie unterhalten sich eine Stunde freundlich mit ihm und ziehen ihm dadurch die Seele aus der Brust, er verliert ihnen gegenüber das Urtheil und den Willen. So etwas begegnet ihm selbst minder bedeutenden Männern gegenüber, wenn sie es einen Augenblick verstehn, durch eine Idee oder auch nur durch ein Bild den Funken des Enthusiasmus in seine Seele zu werfen. Nun kann es nicht fehlen, daß bei dieser Vorschnelligkeit der Empfindung häufig die bittersten Enttäuschungen eintreten, und diese wirken dann wieder auf die Stimmung der Seele zurück. Wer schnell in Enthusiasmus geräth, ist auch leicht geneigt zu verzweifeln, und am leichtesten geschieht es, wenn man sich nie in der Dialektik geübt, sondern sich mit unbedingtem Glauben den Thatsachen gefangen gegeben hat. Nach der Schlacht bei Jena war ihm nicht blos der preußische Staat unrettbar verloren, sondern er sah darin den Finger Gottes, den man leicht in jedem rohen Zufall herausfindet, wenn man selbst keinen starken Willen hat. Dann überkommt ihn die Weissagung, er fühlt sich durch das unmittelbare Eingreifen Gottes über die gemeinen Urtheile der Sterblichen entrückt; und in der That, seine Blicke sind zuweilen von einer wunderbaren Tiefe. Aber zu leicht verliert sich der Prophet in leere Declamationen und wenn dann ein neuer Eindruck, eine neue angebliche Thatsache ihn überwältigt, so ist die frühere Stimmung vergessen. So mancher Stelle in seinen Briefen fehlt nur wenig,

---

an Napoleon, die gewaltsame Aufhebung der Verfassung, und stand zuletzt in Stuttgart fast so wie Müller in Kassel, nur daß seine stattliche Persönlichkeit ihm die Demüthigungen ersparte, denen Müller ausgesetzt war. 1805 wurde er geadelt und starb März 1810, ein Jahr nach Müller, der Staatsgeschäfte ebenso überdrüßig als dieser.

um sich zu einem schwungreichen Gedicht zu erheben, und dabei sieht er mitunter richtig voraus, was kein anderer um ihn bemerkt; aber es ist ein fremder Geist, der über ihn kommt und aus ihm weissagt: der Geist der großen alten Schriftsteller, die sein Gemüth und seine Einbildungskraft erfüllen, die aber sein Urtheil und seinen Willen nicht gestählt haben. Diese dunkeln Visionen erhalten durch einen eigenthümlichen Widerspruch seines Wesens noch eine seltsame aber anziehende Farbe. Oeftere Enttäuschung hat ihm Mistrauen gegen die Stimme seines Innern eingeflößt, und wenn er sich dennoch zum Sprechen entschließt, so empfindet man die Gewalt, mit der es ihn fortreißt, zugleich aber auch das schmerzliche Vorgefühl, daß ihm selbst des Gesicht nicht zugute kommt. Derselbe Widerspruch ist in seinem praktischen Leben. Sanguinisch und sorglos bis zum Kindischen in allen irdischen Angelegenheiten, vertieft er sich zuweilen wieder in eine ängstliche Berechnung; er denkt mit Unruhe an den nächsten Tag und dessen Bedürfnisse, und ist nie mehr einem Kinde vergleichbar, als wenn er mit anscheinender Weltklugheit Plane für die weite Zukunft schmiedet. Das Glück oder vielmehr seine Unschlüssigkeit hatte ihm versagt das zu finden, was allein ein dauerndes Heimatgefühl einflößt, und so war er ein unsteter Wanderer durch aller Herren Länder, durch alle Religionen, durch alle Völker, ja seine Phantasie schweifte vorgreifend von Rom bis an die Newa. So heftig sich zuweilen der Unwille regt, wenn man bei einem Mann von der höchsten Bildung Tag für Tag empfindet, daß er niemals weiß was er will, zuletzt, namentlich bei seinem unglückseligen Ausgang, überwältigt doch die Rührung, freilich auch die Einsicht, daß für einen Mann das schlimmste Verderben die Charakterschwäche ist. — Für einen tiefen Kenner der Geschichte liegt das Misverständniß nahe, das schärfere Urtheil über so manche dankbare Partien der Weltbegebenheiten müsse ihn auch befähigen, unmittelbar ins Leben einzugreifen. Wie sehr sich nicht blos Müller über sein staatsmännisches Talent geirrt, sondern auch Männer, die wohl wußten, was es damit auf sich habe, liegt auf der Hand. Nie war ein Mann weniger zum Politiker geeignet. So laut er von der frühesten Jugend an gegen den Zeitgeist Zeugniß ablegte, so leicht wurde er von jeder Strömung mit fortgerissen. Auch in seinem Urtheil, wo es sich um vergangene Dinge handelt, wird man oft durch die seltsamsten Widersprüche befremdet. Jede Thatsache hat verschiedene Seiten, und wenn man ihnen gegenüber nicht auf einem festen Standpunkt steht, so wird man bald durch die eine, bald durch die andere geblendet. In seinem Gemüth an den engen Kreis seiner nächsten Freunde, seiner Heimat, seiner Familientraditionen gebannt, erstieg er durch seine wissenschaftlichen Forschungen eine Warte, die unendlich hoch über das Gewühl der Parteien hinausragte. Beides

zu vermitteln ist ihm nicht gelungen. Es waren die beiden Pole seines Denkens und Empfindens, zwischen denen seine Seele in den heftigsten Schwingungen zitterte: heute hoffnungsreich revolutionär, morgen ein verbitterter Anwalt alles Alten, weil es alt war, heute ein Apostel der Freiheit und Humanität, morgen Christ und Mystiker; heute ein Weltbürger in der verwegensten Bedeutung, morgen nichts als treuherziger Eidgenosse. Die Farbe kam niemals aus seiner Einsicht, sondern aus seinem Gemüth und dessen unmittelbaren Beziehungen. Bei diesem fortwährenden Wechsel der Stimmungen übersieht man leicht das Echte und Bleibende in demselben; und doch ist es vorhanden: ja man könnte aus seinen Briefen und Schriften, wenn man die augenblicklichen Auswüchse entfernt, ein Lehrgebäude echter Staatsweisheit entwerfen. — Leider ist bei weitem der größte Theil seiner Arbeiten, die Excerptensammlung aus allen Quellenschriftstellern der Weltgeschichte, für ihn fruchtlos gewesen. Spätere haben viel daraus gelernt, nicht immer mit der gebührenden Anerkennung ihres Lehrers. Sein Wissen war staunenswerth und bei seinem Trieb, mit Bienenfleiß fortwährend neues Material zu sammeln, war er nicht blos in der Geschichte aller Länder und Völker der erste Gelehrte seiner Zeit, er umfaßte, und keineswegs als bloßer Dilettant, das Gesammtgebiet der Literatur, und hatte aus allen Zweigen der Staatswissenschaft ein gründliches Studium gemacht. Man glaubt zu träumen, wenn man den unermeßlichen Umfang seiner Lectüren und seiner Excerpte verfolgt und dabei erwägt, daß er fortwährend durch diplomatische Geschäfte, durch Gesellschaften, durch eine ausgebreitete Correspondenz, durch Reisen in seinen Arbeiten unterbrochen wurde. — Johannes Müller wurde am 3. Januar 1752 zu Schaffhausen geboren. Seine Vorfahren gehörten seit vielen Geschlechtern zum Beamtenstand des Cantons, sein Vater war Diakonus und Conrector zu Schaffhausen. Noch ehe er lesen konnte, wußte er die Hauptbegebenheiten der Schweizergeschichte. Sein Großvater mütterlicherseits hatte jeden freien Augenblick auf das Abschreiben helvetischer Urkunden, Gesetze und Geschichtsbücher gewandt, er zeigte seine Sammlung historischer Kupferstiche dem wißbegierigen Knaben, erzählte ihm die vorgestellten Geschichten, und bald war Johannes bei seinem bewundernswürdigen Gedächtniß im Stande, sie wieder vorzutragen. Von seinen Schulkameraden seines schwachen Gesichts und seiner „zappelnden Lebhaftigkeit" wegen häufig verspottet, lernte er auf der Schule nach der damaligen Sitte hauptsächlich lateinisch sprechen, zu Hause las er viel, meist historische Bücher, z. B. Hübner's biblische Historien; später und mit größter Freude die Bibel selbst; den Orbis pictus, den Kaiser Octavianus u. a., hernach Heidegger's Acerra philologica; die Namen und Jahrzahlen aller Fürsten der vier Weltmonarchien sowie die aller Bürgermeister und Bürgervor-

steher von Schaffhausen wußte er auswendig, und sein Gedächtniß war ihm so treu, daß er sie noch in den letzten Jahren seines Lebens ohne Fehler hersagen konnte. Unter einem verdrießlichen Schulrector mußte er außer dem heidelbergschen Katechismus des Cellarius lateinisches Wörterbuch und Baumeister's Definitionen der Wolf'schen Logik auswendig lernen. Eine Vergleichung des Calvisischen, Usher'schen und Petavi'schen Systems der Chronologie in der alten Geschichte war sein erster Versuch historischer Kritik. Im Collegium Humanitatis in seinem vierzehnten Jahre machte er sich für seine Studien einen Plan in griechischer Sprache und las die Bibel im Urtext; die Theologie hörte er nach des Wolfianers Wyttenbach Compendium, dem er aber niemals Geschmack abgewinnen konnte. — Nach der gesetzlichen Vorschrift, daß jeder Theolog wenigstens zwei Jahr auf einer auswärtigen Universität studiren mußte, reiste er August 1769 nach Göttingen ab. Hier eröffnete sich ihm eine neue Welt. In den Briefen nach Hause herrscht eine unaufhörliche Begeisterung, er sieht in seinen Lehrern lauter große Männer. Zuerst imponirt ihm Michaelis, der kritische Theolog, der durch Gelehrsamkeit und derbe Späße seinen bisherigen naiven Glauben erschütterte, zum großen Misvergnügen seines Vaters. Wunderlicherweise kam daneben seinen Aeltern das Gerücht zu Ohren, ihr Sohn sei ein Zinzendorfianer geworden, habe allem Studiren entsagt, lese gar keine andern als ascetische Bücher und besuche die Versammlungen der Brüdergemeinde. In der That fanden beide sehr entgegengesetzte Neigungen in seinem empfänglichen Gemüth gleichzeitig Raum. Kirchengeschichte hörte er bei Walch, Philosophie bei Feder, Homiletik bei dem würdigen Moralisten Peter Miller, an den er sich am engsten anschloß. Zu Anfang 1770 trat er in die historische Gesellschaft unter Gatterer, und seine Neigung für die Geschichte gewann die Oberhand, als Schlözer mit seinem energischen Naturell sich seiner bemächtigte. Aus dieser Periode schreibt er am 28. September an seine Aeltern, er habe seine bisherige Hypochondrie überwunden: „Philosophie der Grazien, des Gefühls, der Empfindung steht dem Lehrer der Religion besser als alle 36 Quartanten, die Christian Wolf geschmiert hat, als der ganze Scot und Lombard, als die ganze weiland modische mathematische Methode." Doch trat er noch December 1770 mit einer rechtgläubigen Disputation auf: Nihil esse Rege Christo ecclesiae metuendum, und nannte in einem Brief an seinen Vater 16. Juli 1771 Semler's „freie Untersuchung des Canons" einen der größten Unglücksfälle, welche die christliche Religion und Theologie seit dritthalbhundert Jahren betroffen, ein Zeichen, daß die Zeit des Abfalls und die Stunde der Prüfung nahe sei. „Der große und unsterbliche, aber etwas sonderbare und neuerungssüchtige Mann nimmt an, nur die Bücher der Bibel wären Gotteswort,

die zunächst auf die moralische Besserung des Menschen abzielen. Also lasse man künftig jeden selbst nach eigenem Geschmack entscheiden, was göttlich oder ungöttlich, was Gottes Wort und menschliche Zusätze sind!" — Diese Abneigung gegen die zersetzende Kritik ist der Grundzug seines Wesens. In allen Lebensperioden ist der Glaube an die Thatsachen mächtig über ihn; was diese untergräbt, macht ihm Pein. — Göttingen hatte er so lieb gewonnen, und die religiösen Zustände seines Cantons waren ihm so zuwider, daß er nur mit Widerstreben nach Schaffhausen zurückkehrte October 1771. Gleich darauf erhielt er die Erlaubniß zu den geistlichen Functionen und Juni 1772 das Professorat der griechischen Sprache. Gleichzeitig erschien sein erstes historisches Werk: Bellum Cimbricum, welches er auf Anregung Schlözer's unternommen und zu seiner Zufriedenheit durchgeführt hatte, im Druck. Es war das Probestück, mit dem er von der Theologie zur Geschichte überging. In diesem Versuch geht Müller mit der lateinischen Sprache gerade so um wie später mit der deutschen. Er kargt auf eine merkwürdige Weise mit der Zahl der Worte, nur die nothwendigsten Satztheile sind geblieben, die Sätze sind zusammenhanglos nebeneinander gestellt. Hin und wieder hört man Cäsar und Tacitus heraus, dabei zeigt aber der Stil, so unschön er ist, doch eine gewisse Eigenthümlichkeit. Um nur die Thatsachen zu geben, hält er sich am liebsten an charakteristische Anekdoten; allgemeine Reflexionen vermeidet er. Die Art und Weise, wie er die Thatsachen aus den Quellen herausschält, ist bereits dieselbe, die er später in der Schweizergeschichte anwendet; nur daß diesmal der Stoff weniger ausgiebig war. — Schon Miller hatte ihm die Geschichte der Schweiz als seinen Lebensberuf dargestellt: in diese Arbeit vertiefte er sich nun mit leidenschaftlichem Eifer. Immer lagen ganze Haufen von Handschriften, Chroniken, Urkunden auf und unter seinem Tisch und in allen Ecken des kleinen Studirzimmers, die ihm auf die freigebigste Weise von allen Orten mitgetheilt wurden. Den Seinigen erzählte er über dem Abendessen, was er Tags Merkwürdiges gefunden. Mit edler Uneigennützigkeit überließ ihm Haller seine unschätzbare Urkundensammlung, durch die ganze Schweiz ging die gespannte Erwartung des vielversprechenden Werks. In seiner Bemühung, für das Handbuch der Schweizergeschichte den hinreichenden Stoff zu finden, wandte er sich u. a. an Heinrich Füßli in Zürich, und die Bereitwilligkeit, mit der dieser ihn unterstützte, führte zu einer dauernden und für beide Theile fruchtbaren Freundschaft. Zuweilen wird er in seinen Planen irre, wenn die kleinlichen Zänkereien der Schweizer in theologischen wie in politischen Dingen ihn ärgern: „Wenn ich durch unsägliche Mühe, durch tausend Hindernisse durchdringe, und Wahrheit finde und Wahrheit schreibe, wahrlich, Freund! ich will wetten, mein Buch wird verboten und

verbrannt." Dann aber ergreift irgendein rührender Zug, den er in seinen Chroniken findet, seine Seele und erwärmt sie zu neuer Begeisterung. „Ich hoffe, meinem künftigen Fleiß in vaterländischen Geschichten und Rechten soll der vorige gar nicht gleichkommen. Ich will sie nicht als Schriftsteller blos, sondern als freier Bürger treiben. Ich möchte nicht nur die Annalen des Vaterlandes schreiben; ich wünschte mir durch Verdienste und Thaten auch einen Platz in denselben."*) Schon in der Mitte 1771 hatte ihn Schlözer zu Recensionen in die deutsche Bibliothek aufgefordert, einige derselben erschienen zu Anfang des folgenden Jahres, über Lessing's Berengarius, Semler's Tertullian und Füßli's Kirchengeschichte. Sie sind entschieden ketzerisch. Sein Bru-

*) An Füßli spricht er sich auch am aufrichtigsten über seine religiösen Ansichten aus. „Die unseligen symbolischen Bücher! Wer doch diesen unedeln Zwang wegnähme! diesen Despotismus über den menschlichen Geist stürzte, zertrümmerte, ausrottete! Nicht einer Puffbohne sind sie werth, alle diese Auswüchse fruchtbarer Geister, vom unseligen Athanasius an bis auf den abgedankten Senior Götz." „Meine Grundsätze stimmen am meisten mit der Theologie überein, die Friedrich des Großen Priester predigen; die gewesen ist, ehe Moses war, und bleiben wird, wenn Athanas und Augustin zur Ehre des menschlichen Verstandes verwünscht werden. Ein Mann, der den Weltschöpfer verehrt und edel denkt, ist meiner Liebe würdig, er mag seine Glaubensbrüder sonst in Rom, in Wittenberg, in Zürich oder beim Dalai Lama haben . . . Das allein sind der Gottheit würdige Lehrsätze, die zur moralischen Verbesserung d. h. zur Glückseligkeit der Menschen beitragen. Nichts ist mir abgeschmackter als die Wundertheologie; das Geträtsch von der Einsprache, dem Durchbruch, dem unwiderstehlichen Zug; die Gefahr eigener Untersuchung und Tugendübung." Die neuen Apostel des Christenthums sind ihm ein Greuel, namentlich Lavater. Als dieser October 1772 nach Schaffhausen kam, schreibt Müller an Füßli: „Die Mütterchens unter Hauben und Perücken haben Gott gedankt, weil sie ihren Heiland gesehn. Doch bald glaube ich, daß bei uns die Aufklärung durch den Fanatismus kommen muß; denn es ist nichts Seltenes in unsrer besten Welt voll Mängel, daß Gutes aus Bösem wird." — Lavater, in vieler Rücksicht ein Schwärmer, in andern noch Schlimmeres, gehörte doch zugleich zu den feinsten Menschenkennern jener Zeit; was es auch mit seiner Theorie der Physiognomik für eine Bewandtniß haben mag, in der Praxis war er groß, und er hat Müller auf den ersten Blick ebenso richtig beurtheilt wie Stolberg. „Müller, schreibt er 1773 an Spalding, ist ein zwanzigjähriges Monstrum Eruditionis. Er hat das beste Herz, ist aber im Schreiben noch absprechend und dreist. Genie zur Historie hat er viel. Er steht bei vielen Gelehrten in großer Achtung. Sein Stil ist sehr witzig und bis zur Affectation lebhaft. Aber er hat das Gute, daß er sich gern belehren läßt und sich leicht schämen kann. Er ist äußerst fein organisirt, hat ein helles, leuchtendes Paar Augen; sonst sieht er sehr jungfräulich aus. Ich glaube, man kann aus ihm machen, was man will. Sein Gedächtniß scheint beinahe übermenschlich zu sein."

der bemerkt in den Briefen und Schriften aus dieser Periode den Einfluß der französischen Literatur, namentlich des Helvetius, viel Lebhaftigkeit, einen oft leichtsinnigen Witz, absprechende, bisweilen sehr unreife Urtheile über Dinge, über welche er später ganz anders dachte, eine gewisse Geringschätzung der deutschen Literatur, welche ihm schwerfällig und pedantisch vorkam, dabei aber viel Gutmüthigkeit und mitunter ein sehr gesundes Urtheil. In den zahlreichen Briefen an Nicolai erscheint er mitunter als junger Renommist ganz im Geschmack jener Periode. „Wir sollten endlich einmal auf Originalität der Gedanken und des Ausdrucks dringen. Man sollte die Originalgenies, sollten sie auch entsetzlich irren, unterstützen und ermuntern. In diesem Stück und überhaupt im Enthusiasmus für die Freiheit bin ich ganz Brite. Das ist's, was mir den Aufenthalt in Helvetien ganz unausstehlich macht; hier scheint mir die Freiheit auszusterben. Ich verfluche alle Fesseln meines Geistes, alle demüthige Mittelmäßigkeit, alle orthodoxe Denkungssklaverei ist mir ein Greuel." August 1772 schickte er an Nicolai eine Recension über ein gegen Semler gerichtetes Buch, welche nach seiner Ansicht Epoche machen sollte; aber sie war den berliner Aufklärern zu stark; weniger dem Inhalt als den Ausdrücken nach, die in ihrer burlesken Weise wol an die modernste Kritik erinnert haben mögen.*) Im Frühling 1773 besuchte er die hel-

*) Müller nahm davon Gelegenheit, an die aufgeklärten Geistlichen Berlins, welche seine Recension gemisbilligt, namentlich an Spalding zu schreiben und ihnen sein Glaubensbekenntniß auseinander zu setzen. Es war ihm um so wichtiger, dort im guten Ansehn zu bleiben, da er sich bereits damals um eine Stelle in Berlin bewarb. Freilich kostete ihn der Entschluß schwere Kämpfe. Er schrieb den 20. December 1772 in sein Tagebuch: „Du kannst frei sein o Mensch, warum willst du Königen dienen?" und an Füßli 1. Januar 1773: „Ich habe jeden Gedanken, Schaffhausen zu verlassen, abgeschworen, schwöre ihn an deinem Busen noch einmal ab, und schwöre dem Vaterland zu dienen, sollte es mich auch tödten." Indeß gingen die Unterhandlungen fort und es war eine Zeit lang Aussicht, daß sie sich erfüllten. Der Minister Zedlitz ließ ihm durch Nicolai die Rectorstelle des joachimsthaler Gymnasiums mit 800 Thlrn. Gehalt und Aussicht auf eine baldige Erhöhung anbieten. Ehe dieser Brief ankam, hatte Müller bereits in seiner Ungeduld 22. November 1773 ein grobes Schreiben an Nicolai gerichtet: „Ich preise den, der die Welt regiert, daß er mich nie nach Berlin geführt hat. Ich werde in einer Stadt leben, die ebenso aufgeklärt ist, wo kein König herrscht, wo ich aus- und eingehen darf ohne Zwang, keine Auflagen zahle, und mich nicht unter eines Einzigen Wort schmiege. Wenn die Schweiz zu Grunde geht, so gehe ich nach England." Dagegen aus Genf, 9. Juli 1774: „Ich sehe meine Stelle als einen bloßen Aufschub an und hoffe, nicht ohne Grund, in dieser Zeit mich geschickter zu machen, die gelehrten und politischen Verfassungen des preußischen Reichs einst mit philosophischem Auge zu beobachten, und würdiger zu werden, täglich und persönlich

vetische Gesellschaft zu Schinznach; dort lernte er Victor von Bonstetten kennen, „damals einen um sieben Jahr ältern Jüngling, der mit einer sehr lebhaften Einbildungskraft und einem unersättlichen Durst nach Wissenschaft eine ausgesuchte Blüte der schönsten Kenntnisse und mit allen Vortheilen der äußerlichen Bildung ein edles, gefühlvolles Herz und eine außerordentliche Grazie der Sitten vereinigte. Da entstand gleich dem Blitz jene Freundschaft, deren Urkunden Friderika Brun vor die Augen des Publicums gebracht hat*), eine Freundschaft von der strengsten Tugend, denjenigen gleich, die im Alterthum die besten und größten Dinge hervorgebracht haben". (Worte der Selbstbiographie.) Der Briefwechsel wurde, wenigstens von Müller's Seite, so eifrig getrieben, daß er zuweilen, selbst in einer Periode, wo er einen Folianten nach dem andern excerpirte und daneben noch durch vielfältigen Verkehr gestört wurde, dreimal die Woche schrieb; er enthält, was man in jener Zeit begreiflich finden wird, Spuren unerträglicher Sentimentalität: aber die Hauptsache, und das macht die „Briefe eines jungen Gelehrten" so interessant, ist der heftige Drang, sich über jeden Fortschritt seines Wissens mitzutheilen und den Freund zur Ausdauer auf dem Pfad des Ruhms anzustacheln. Bonstetten bemühte sich, zu Bern oder Genf einen Platz für ihn zu finden, wo er sich im Umgang mit der großen Welt und frei von Amtsgeschäften zu seinem Beruf besser ausbilden könne. Es fand sich bald eine Hauslehrerstelle bei dem Generalprocurator Tronchin zu Genf. Am 14. Jänuar 1774 legte er seine Professur nieder; die Regierung, zum Beweis ihres Wohlwollens, behielt ihm die Stelle auf unbestimmte Zeit vor. Am 12. Februar reiste er von Schaffhausen ab. Die Familie gehörte zu den angesehensten des Cantons, und der junge Gelehrte wurde in die Blüte der Gesellschaft eingeführt, auch bei Voltaire, den er zuerst im October 1774, dann öfters besuchte. Doch wurden die Verhältnisse zu seinen Schülern allmählich unbequem und er entschloß sich im April 1775 mit der Beistimmung seines Principals, der ihm seine Freundschaft erhielt, seine Stelle aufzugeben und mit einem Freunde, dem Amerikaner Kinloch, das Landgut Chambesis zu beziehen. Es folgte eine Reihe höchst genußreicher Jahre, die aber an einem Uebel[illegible] litten: Müller lebte auf Kosten seiner Freunde, und so zart diese [illegible] Verhältniß einzurichten verstanden, es ist doch immer eines Mannes [illegible] würdig. Der Ausbruch der amerikanischen Revolution rief

mit einem so schätzenswerthen würdigen Freunde wie Sie umzugehn. Erhalten Sie mein Andenken bei den würdigen Männern zu Berlin."

*) „Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund, 1802", anfangs ohne Müller's Wissen publicirt, der sich indeß den Beifall, den sie im Publicum fanden, gefallen ließ.

seinen Freund im Juni 1776 nach seinem Vaterland zurück, seitdem lebte Müller in Genthod bei Bonnet, bis zum April 1777. Die Sommermonate brachte er mit Bonstetten bald am Jura, bald in den Alpen zu; endlich setzte er sich auf dem Landgut des ältern Tronchin fest. Dies waren seine äußerlichen Verhältnisse bis zum 12. Februar 1779, an welchem Tage sein Vater starb. In dieser Periode entwickelt sich der leitende Gedanke seiner Politik, die Abneigung gegen die unbeschränkte Gewalt, der man nur durch das Gleichgewicht der Staaten entflieht, durch die Möglichkeit, den Herrn zu wechseln. Es ist begreiflich, daß der Geschichtschreiber der Schweiz die Gefahr der Weltmonarchie hauptsächlich in Oestreich sieht. In einem Brief an Schlözer, August 1774, sieht er „die Armeen und Reichthümer von Habsburg den Grund einer gewaltigen Monarchie legen, die Freiheit am Ende ihrer großen im Osten angefangenen Laufbahn auf dem Flug nach andern Küsten begriffen. Europa aber sinkt zurück in die Nacht der Tyrannei. Es ist eine Classe leidiger Tröster aus der Schule Rousseau's und einiger Encyklopädisten, welche von dem Naturrecht, einem Contract social, einer allgemeinen Gleichheit und den Vorzügen der Demokratie schreiben, wie Descartes von seinen Wirbeln, Grundsätze setzen, Folgen daraus ziehen, das große Schauspiel der Universalhistorie aber nur aus Bossuet und Iselin kennen. Ihre Chimären untergraben die Throne, denn sie entfremden den Verfassungen die Herzen der Unterthanen, sie machen auch letztere unglücklich durch unvorsichtige Empfehlungen gewisser zur Zeit unmöglicher Systeme und Grundsätze". „Seit wir Barbaren aus Norden den Thron der Cäsaren zerstört haben, war Europa noch nie so nahe an der Reunion aller Gewalt in einigen Despoten. Holland, die kleinen Staaten in Deutschland, Schweiz, Venedig, subsistiren in Furcht und aus Gnaden. Das Geschlecht Habsburg an der Spitze der deutschen Völker und auf dem Thron der Czechen und Hunnen, mächtig von der Weichsel bis unweit der Tiber, gründet durch Armeen und Schätze, wie vormals durch Negociationen und Heirathen, eine neue Monarchie; wenn durch seine Waffen und Politik auf Absterben der großen fürstlichen Häuser in Deutschland dies weite Reich dem Kaiser unterworfen werden wird, so kann Wien Rom werden und der Adler sein Reich über den Ruinen der alten europäischen Verfassung aufbauen." „Die Encyklopädie sehe ich als eine Quelle des Umsturzes der französischen Monarchie an. Alle innerlichen Unruhen, welche Liguen gegen das allgemeine Beste veranlassen, kommen von Leuten her, welche die Regierung und Politik zu kennen glauben, aber nur von fern ein Ganzes ohne die Lunette eigener Erfahrung in Details gesehen haben; sodaß ein Minister, welcher nicht neben den großen Angelegenheiten der Republik auch die Handwerke alle kann kennen lernen, eine Encyklo-

pädie wohl anwendet, der gemeine Maulmacher aber sich durch solche Lectüre zur Staatsreformation berufen glaubt; es ist daher wichtig, daß der Staatsmann den Fortgang superficieller und blos allgemeiner Kenntnisse einschränke ... Was Sie mir von den Vorzügen eines Staats, wo alles gleich sei, schreiben, ist eine fanatische Chimäre, welche Ihnen Rousseau beigebracht hat. Ein solcher Staat hat nie existirt. Nirgend ist die Ungleichheit größer und choquanter als in den Popularständen. Nie hat eine Demokratie länger als fünf Minuten subsistirt. Eure Metaphysik ist mir unerträglich. Lassen Sie sich doch bereden, in unserer sublunarischen Welt zu bleiben, und reden und schreiben und handeln zu lernen, wie es Cicero und Macchiavell lehren." Für einen Jüngling von zweiundzwanzig Jahren waren das doch beachtenswerthe Ideen! — In der genfer Atmosphäre athmete er auf von der eintönigen Pfaffenherrschaft, über die er sich in seinem Canton so häufig zu beklagen hatte. Er sprach nur französisch und fühlte sich schon dadurch den Gebildeten näher gerückt. Er verkehrte als Ebenbürtiger in einem auserwählten Kreise nicht blos von Denkern und Gelehrten, sondern was ihm doch imponirte, von Edelleuten und Weltmännern. In sich selbst sucht er den werdenden Staatsmann. Je regarde l'histoire du même point de vue que Macchiavel, comme un magazin d'expériences qui servent de base à la politique. Je me soucie peu des tems antérieurs au 16 siècle; ces intérêts ne subsistent plus et la découverte du nouveau monde a entièrement changé la face de l'ancien. Er kümmert sich eifrig um militärische und finanzielle Angelegenheiten; er studirt den Adam Smith. Seine Lieblingsschriftsteller sind Weltmänner, die mit einer gewissen Paradoxie sich den Declamationen der Moralisten widersetzen. So Helvetius*), Montesquieu, Montaigne, vor allen Macchiavell, den man ihn sonst hassen gelehrt, den er aber jetzt als einen wahrhaft antiken Charakter bewundert. Am stärksten steigen ihm die Briefe Lord Chesterfield's zu Kopf und er beschwört seinen Freund, ihm Gelegenheit zu geben, ein Staatsmann zu werden. Eben macht sich Graf Firmian in Mailand durch aufgeklärte Anordnungen bekannt, er scheint Müller der passendste Anknüpfungspunkt für seine staatsmännische Laufbahn, und der leidenschaftliche Feind Oestreichs findet keinen Anstand, sich als östreichischen Staatsmann zu denken.**) „Solange ich nicht im Kreis politischer Ge-

*) „Es ist mit dem Helvetius wie mit dem Machiavell. Thoren macht jener noch närrischer, Esel und Schelmen bringt dieser an den Galgen. Was ich weiß, ist, daß ich mich selbst im Helvetius auf allen Seiten gefunden habe." (An Bonstetten, 2. Februar 1777.)

**) Daraus erklären sich einzelne Stellen in seinen Notizen, wo er 1776 Oestreich ganz ungescheut die Arrondirungspolitik empfiehlt, und in seinen Briefen

schäfte bin, bin ich nicht an meiner Stelle." „Wenn Chesterfield mir die Eigenschaften des Politikers herzählt, finde ich die Kenntnisse, so er begehrt, entweder in meinem Kopf oder leicht hineinzubringen. Mein Charakter gewinnt viel, seit ich meine Seele mehr, und mein großes Buch weniger zu bereichern trachte. Mein Ehrgeiz kennt nur sehr entfernte Grenzen, er schafft nach und nach meine Seele um, ich werde ein neuer Mensch voll Verachtung unnützer Literatur, voll Enthusiasmus für die großen Wissenschaften, voll Kenntniß der Völker, der Menschen und der Maximen des Lebens und der Regierung. Und ich bin nicht glücklich bei dem allen; ich fühle meine Armuth an Grazien, den großen Verlust sechs bis acht schöner Jahre, und die Schwere der Ketten, welche mich in der Mittelmäßigkeit zurückhalten; was ich sein möchte und sollte und schwerlich werden werde." Er denkt eifrig darüber nach, auf welchem Wege er sich am schnellsten die Gnade und das Vertrauen großer Regenten erwerben könne; die Grazie macht ihm am meisten zu thun. „Ich will die Friedensschlüsse und die heutige Macht, Handlung und Statistik, besonders der großen Staaten, studiren, in den Memoires und Briefen der geschicktesten Negociatoren und Staatsmänner den Geist derselben suchen kennen zu lernen, durch selbige und die Geschichte der Revolutionen mich mit dem Gang der Geschäfte familiarisiren, bei Cicero und Quinctilian die Regeln, bei Demosthen, Rousseau und Pascal den Nachdruck, bei den schönen Geistern die Feinheit, bei Bonnet, Euler, Buffon und Maupertuis die Bilder, bei Shakspeare und Montaigne die Naivetät der Sprache erforschen; dann mich selbst übermeistern, ehe ich's an andern versuche, wenig oder nie von meinen Planen sprechen, in der Gesellschaft nicht sowol mein Herz als meinen Observationsgeist handeln lassen, und mich bemühen, durch allerlei Aufmerksamkeiten zu gefallen; ich will mich hüten, zerstreut zu sein oder die Rede auf Literatur zu lenken. Es soll mir nichts unüberwindlich sein; so sieghaft herrscht die Ehrbegierde in mir, daß sie selbst das Feuer der Passionen nur alsdann entzünden wird, wenn sie mich zu einem Effort erhitzen sollen . . Das Geheimniß des großen Mannes ist, mit Verstand nicht zu selbigen, aber zu den Passionen zu sprechen . . . Ich will mich mit Gewalt auf gewisse Art nothwendig machen, und Genie soll durchaus meine andern Mängel suppliren." „Warum führen die Philosophen das gemeine Wesen übel? Warum ist das Genie seltener als im Alterthum? Weil Homer und Shakspeare nicht Adversaria stoppelten, um unsterblich zu werden, weil ihr Genie

an Bonstetten 1778, wo er sich im Gegensatz gegen seine sonstigen Ansichten begeistert über Oestreich und fast hämisch über Preußen ausspricht. Man sieht seine schnelle innere Umstimmung.

nicht unter Folianten ersticke. Ich will observiren und die Bemerkungen tiefer in die Seele, seltener aufs Papier schreiben." Doch zeichnete er seit dem Mai 1774 nach dem Vorbild des Macchiavell (in den Anmerkungen zum Livius) alle politischen und moralischen Maximen, die ihm bei seiner Lectüre einfielen, in einem großen Folioband auf. Diese Notizen, die er bis 1776 fortsetzte, sind noch vorhanden und setzen in Erstaunen, wenn man bedenkt, daß sie von einem zweiundzwanzigjährigen Jüngling herrühren.*) Sein Freund, der alte Tronchin, forderte ihn auf,

*) Ein alter Philosoph stach sich die Augen aus, damit er in seinen Speculationen nicht gestört würde. So wollen idealische Politiker der Menschen und gemeiner Wesen wahre Gestalt nicht sehen, damit ihre Träume ihnen selbst nicht unstatthaft erscheinen. — Ein System der Politik ist ein schönes Schauspiel. Aber ehe man vom Berg herunter unter einen Blick alles vereinigt, muß die Ebene im Detail gesehen werden, sonst verwirren sich die Objecte. — Es muß in keiner Geschichte erwogen werden, was in allgemeinen Ausdrücken bei uns von der Unternehmung geurtheilt werde; sondern die Veranlassung nebst dem Ausgang müssen unser Urtheil bestimmen. Bestes Mittel zur Verbannung aller allgemeinen Urtheile. Hüte dich besonders vor Universalbüchern, Universalideen und Decisionen! — Das Präliminarcapitel jeder wahren Politik ist die Beschreibung des Charakters der Nation; jedes Land trägt eine eigene Gattung Geschöpfe, und auch Fremde naturalisiren nach demselben. — Ohne die physische und moralische Naturgeschichte der Völker wird der Gesetzgeber im Geist und Detail immer irren. — In der Moral sollte von Menschenliebe und andern Tugenden im allgemeinen keine Rede sein, sondern von dem Detail der Pflichten jedes Bürgers in seiner besondern Lage. Allgemeine Moralien nützen Particularen nichts und sind meistens nur Uebungsplätze der Declamation. Eine brauchbare Moral fängt an mit Physiologie, fährt fort mit Psychologie (nicht mit jener transscendentalen über den Ursprung der Begriffe u. dgl., sondern mit Beobachtungen über unsere Kräfte und Gemüthsbewegungen), stellt hierauf die Lage vor, worin wir sind, nämlich den Bau der Gesellschaft überhaupt und unser Verhältniß zu unserm besondern Vaterland, und läßt aus dem allen von selbst fließen, was wir uns und andern schuldig sind. — Cromwell sprach: man wird nur groß, wenn man nicht weiß, wie es kommt. Rom wurde groß, weil die Republik kein System, oder in Grundsätzen wenigstens solche Behutsamkeit hatte, daß dieselben alles Steife eines befolgten Systems verloren, und sich von den Conjuncturen lenken ließen. Rom wurde also groß, weil seine Stifter, Gesetzgeber und Helden gerade alles das, was viele schmeichlerische Geschichtschreiber ihnen beimessen, nicht dachten. Also wird wol das beste Staatssystem in klugen Anstalten nach vorkommenden Umständen, in decenter Unterwerfung unter die Allgewalt derselben und in der Standhaftigkeit in ihrer Ausführung bestehen. — Es ist zur Erhaltung der Würde des Staats die politische Divination nöthig, damit man früh gutwillig thue, wozu die Folge nöthigen würde, und damit man Abänderungen der Handlungsweise durch lange Zubereitung unmerklich mache. Das Wichtigste im Staatssystem ist das Entscheidende in

so weitläufige Studien nicht ungenutzt zu lassen. „Man wünschte Vorlesungen über den Zusammenhang der ganzen Geschichte für Jünglinge und Männer schon in Krieg oder Staat bedienstet, oder die es bald werden sollten. Eine nicht leichte Aufgabe, da Müller von Jugend auf zwar

---

Entschlüssen: daher einer der landverderblichen Grundsätze in der Schweiz der Grundsatz der goldnen Mittelstraße ist. — Wenn Republiken fortdauern sollen, müssen sie klein sein; Monarchien so groß, daß der Fürst zur Erhaltung seines Hofstaats nicht die Unterthanen aussaugen müsse, und nicht zu groß für sein Auge. — Je mehr Grausamkeit bei einer Revolution erfordert wird, desto schwächer ist der Staat, weil dieses beweist, daß die Menge gegen sie interessirt sei, und die Menge gewinnt immer . . . Außerordentliche Kuren müssen die fressenden Staatskrankheiten eines verdorbenen Volks heilen . . . Nach und nach wird ein verdorbener Staat schwer verbessert, denn selten ist der Weise, und das verdorbene Geschlecht wird ihn nicht hören. Auf einmal kann die Kur allein durch eine gewaltsame Operation vorgenommen werden, und muß sich einer zum Fürsten machen, durch Unterdrückung der alten Freiheit sich zur Alleinherrschaft den Weg bahnen, und hierauf dieselbe zur Reformation des Vaterlandes anwenden. So urtheilt auch Machiavelli. Cäsar muß nach diesem Vorsatz beurtheilt werden. Die Geschichtschreiber von mittelmäßigen Einsichten erschrecken vor allem, was außer der gewöhnlichen Kaste ist, daher sie solche Unternehmungen so falsch beurtheilen . . . So reift auch Europa durch Corruption zur Vereinigung der Obergewalt in einem oder wenigen. Der Menschenfreund kann in solchen Fällen der Unterjochung des Vaterlandes gelassen zusehen, und im Rath seines Eroberers zum Besten desselben rathen; der Geschichtschreiber kann in dieser Rücksicht die Stifter der Freiheit und derselben Zerstörer loben: beide waren zu ihrer Zeit nöthig und für die Nation wohlthätig. — Es ist gefährlich, Aufhebung einer Beschwerde oder Geschenk einer Freiheit auf die Zeit der Noth zu verschieben. Ein Volk, welches diesen Grundsatz weiß, ruft die Noth herbei . . . In der Zeit der Noth werden alle Einrichtungen übereilt, und nur für die jedesmalige Krisis, nicht für die Zeit der Ruhe eingerichtet, sind daher nachmals verderblich. — Zum Untergang der Republiken bereiten Rousseau, Helvetius und andere Lobredner der Demokratie und Freiheit den Weg: denn das Feuer, mit welchem sie schreiben, erhitzt junge Gemüther und manchen Patrioten nach alter Art, die Freiheit muthig und ritterlich zu verfechten; daher der republikanische Stolz; daher werden sich die Völker zu muthigen, enthusiastischen, laut tönenden Unternehmungen für das Vaterland entschließen — und desto leichter überwunden werden, da sie die Details und Conjuncturen, die die Zeit verändert, nicht Kälte noch Geschick haben einzusehn. Der Eroberer der Republik schmeichle der Nation zuvor, gebe tiefen Respect ihrer Männlichkeit zu erkennen, und erwärme dadurch die Declamatoren noch mehr. Diese werden das Land unter das Joch bringen; die Furchtsamen nicht. — Wenn die alten Erfahrungen auf unsre Zeiten sollen angewendet werden können, so ist die große Kunst, jeder Sache ihren wahren Namen zu geben. Die Alten reden nicht eine metaphysische Sprache in abstrahirten Begriffen und sind darum so evident und kraftvoll, weil ihre Bilder auf die Seele fallen und

viel gelesen, seine Sammlungen aber auf die Schweiz beschränkt hatte, sodaß er das Resultat wußte, das Eigentliche der Begebenheiten, um treu zu referiren, erst wieder aufsuchen mußte. Diese gewaltige Mühe (da er sich nie erlaubte, irgendetwas obenhin aus dem Gedächtniß beizubringen, und täglich viele Stunden lang sich der Gesellschaft nicht wohl entziehen konnte) wurde ihm durch die Begeisterung erleichtert, welche der laute Beifall und die lebendige Theilnahme seiner Zuhörer ihm gab. Also hat er diese Vorlesungen viermal, so oft er zu Genf dieselben hielt, ganz oder größtentheils neu bearbeitet; oft nicht sowol um diese oder jene Angabe zu berichtigen, als weil er immer wärmer für die Beziehung wurde, worin die Erfahrung der Geschichte zu den politischen Zeitumständen ist. Nämlich damals, lange vor den Ereignissen, welche die Welt erschüttern, hatte er seine politischen Grundsätze bei sich ausgemacht: Verehrung der Demokratie zu Unterwalden, der Aristokratie zu Venedig, zu Bern, der Monarchie in jedem größern Staat; eine unerschütterliche Festigkeit der Behauptung urkundlichen Rechts, welches der Anker von Sicherheit und Ruhe ist; der Zweck fortgehender Vervollkommnung durch die möglichste, aber geordnete Freiheit, durch eine weise Stimmung der öffentlichen Meinung und eine wohlvorbereitete Verbesserung der Gesetze und Anstalten; drei haßwürdige Ungeheuer, die Anarchie, die Despotie, am allermeisten die ungemessene Präpotenz irgendeiner einzelnen Macht, welche die Zerstörung aller Freistätten, der Tod aller Hoffnungen des Menschengeschlechts ist und ohne einen gänzlichen Unwerth der Völker, eine gänzliche Erstummung aller Männer von Geist und Muth, und ohne doppelte Verrätherei der Räthe an den Fürsten, der Fürsten an ihren Häusern und sich selbst, nicht sollte aufkommen können." Seine Vorlesungen dauerten vom 21. December 1778 bis zum 31. Mai 1779. „Es ist ein unbegreifliches Vergnügen, alle Zeiten und Völker zu durchwandern und auf dem ganzen Erdboden alles nach und nach hell zu machen, sodaß man überall zu Hause sei. Der Schweizerhistorie ist es von großem Nutzen, ich sehe nun einen ausgedehntern Kreis, und bemerke besser, was zur Kenntniß unsrer Länder nöthig ist." „Besonders freut mich die lichte Ordnung, die täglich mehr in den Plan meiner Studien kommt, also daß ich alles Unzweckmäßige absondere, und aus allem ein Ganzes mache, und meine Schritte gleichsam zählen kann."*) „Mein Collegium

---

dieselben bilden. Der, welchen die großen Gegenstände der politischen Geschichtschreibung ganz begeistern, drückt sich kalt aus. Lobet die Tugend nicht, strafet das Laster nicht, zeiget sie.

*) Zuweilen fehlte es nicht an verdrießlichen Widersprüchen. In der Religionsgeschichte hatte er die Wunder einfach weggelassen und von dem Christen-

hat mich zu genauerer Betrachtung des Zustandes aller Staaten veranlaßt. Ich habe zu dem Ende seit letztem Christmonat 131 Tractaten über diese Geschäfte gelesen. Diese Arbeit führe ich fort und lese alle Briefwechsel der Staatsminister und Ambassadoren und alle Nachrichten von den letzten dreihundert Jahren und was Leibnitz, Bayle und hundert andere in allen Ländern zerstreut über diese Materien herausgegeben haben, worauf ich über die dreihundert letzten Jahre ein Buch herausgeben will, welches mit Wahrheit und Freimüthigkeit abgefaßt werden muß." Das Collegium hatte so viel Beifall gefunden, daß er es im nächsten Winter wiederholen mußte, mit 570 neuen Zusätzen aus den Quellen bereichert; er schloß mit einer Analyse der englischen Staatsverfassung. Que resulte du cours de ces leçons? . . . que la direction constante de toutes les forces de l'ame vers un seul grand objet est le moyen infaillible et unique d'exécuter des grandes actions. — In diesen Vorlesungen wie in seinem Umgang war Müller durchweg ein Angehöriger der genfer Aristokratie; als 1775 die Unruhen ausbrachen, die eine demokratische Staatsumwälzung nach sich zogen, gehörte er zur conservativen Opposition. „Alle Ueberbleibsel der alten Aristokratie werden hier ausgerottet; alle Gewalt kommt an die Gemeinde. Die Hungrigen, welche die Menge ausmachen, werden künftig die Aufgeklärten und Reichen überstimmen. Die höchste ausübende Gewalt kommt mit erstaunlichen Rechten an die Creaturen des Volks. Es ist unglaublich, mit welcher Kunst, und gleichwol mit wie vieler Frechheit alle diese Grundsätze in dem Gesetzbuch sind. Allbereits verfällt alles Ansehen, sogar die tägliche Polizei, und aus dem Begriff oder Gefühl politischer Gleichheit entspringt unter dem Volk die Begierde, dem Reichen es in allem nachzuthun, woher Verachtung der Alten, Müßiggang, Verschwendung, Zwist in allen Häusern und großer Verfall aller Hantierungen entspringt; und ist wahrhaftig der Fall dieses Freistaats ein merkwürdiges Schauspiel; ich fürchte aber den Einfluß auf die Nachbarschaft!" — Inzwischen wurden die Arbeiten an der Schweizergeschichte eifrig fortgesetzt; ein Foliant nach dem andern wurde excerpirt, und je mehr sich die Perspectiven in die allgemeine Geschichte

---

thum nur die moralische Seite hervorgehoben; darüber mußte er von Bonnet sehr ernsthafte Vorwürfe hören: „daß ich mich öffentlich zum Unglauben bekannt und äußerst schlimme Grundsätze gelehrt habe; und besonders verwies er mir, daß ich im Gespräch die Reformation malheureuse genannt habe. Niemals habe ich diesen Mann in solchem Eifer gesehen, er sprach laut, heftig, wie begeistert, als hätte ich Gott verrathen, als müßte er durch ein Machtwort nun das Christenthum in seiner Todesnoth erretten." Müller hatte doch nur die Reformation darin, daß durch sie die Schweiz getrennt worden, für dieses Land hierin unglücklich genannt. Tronchin fand die Vorlesungen noch zu christlich.

erweiterten, desto deutlicher wurde ihm das Colorit für die heimischen Zustände. „Was mir Vergnügen macht, ist, daß ich vorsehe, wie bei der Herausgabe alle, welche mich nicht kennen, mich für einen alten Mann ansehen werden. Ich schreibe in der Sprache, mit dem Ernst eines alten ehrwürdigen Schultheißen oder Bürgermeisters, der seinem Vaterland die alten Großthaten vorhält, auf daß es dieselben nachahme, der auf einem Reichstag der europäischen Nationen die großen Vorzüge der Verfassung und Regierung der Schweizer ausführt, und den jungen Bürgern von Bern oder Schaffhausen ihre Gesetze und Ordnungen erklärt." „Mein Zweck ist nicht sowol zu erzählen, als anzuzeigen; nicht sowol zu lesen zu geben, als zu denken; nicht sowol die Aufmerksamkeit zu befriedigen, als dieselbe zu reizen. In allem trachte ich den unverdorbenen Theil der Nation bei derjenigen Vaterlandsliebe zu erhalten, welcher wir unser Dasein schulden." Die schönen Stellen der Alten und Neuen zeichnet er auf; von jedem Actenstück macht er sich Notizen, auf jeder seiner Reisen führt er Tagebücher mit Beschreibungen und Empfindungen: „fast alles kommt hier und da in mein Werk." Je ausführlicher er Woche für Woche über den Fortgang desselben berichtet, desto deutlicher wird die Mosaikarbeit. „Auch ist kein Capitel, das nicht fünf- oder sechsmal umgearbeitet worden wäre, noch im ganzen Buch eine Redensart, welche mich nicht mehrere Spaziergänge auf meinem Zimmer gekostet hätte." Um auch im Aeußern die Form eines Kunstwerks festzuhalten ließ er diesmal alle Noten und Belege weg. Bei der Verwilderung der deutschen Prosa leuchtete ihm die Wichtigkeit eines erhöhten, über die Sprache des Alltagslebens hinausgehenden Stils ein, für ein Werk, welches den Ruhm der Nation der Nachwelt überliefern sollte.*) Wie Klopstock für die Poesie, suchte er für die Prosa das Muster bei den Alten, und damals war Tacitus seine liebste Lectüre. „Gegenwärtig lese ich zum dritten mal den Tacitus; ich finde ihn bei weitem nicht mehr den Gleichen als beim ersten Durchlesen, denn je öfter er gelesen wird, desto mehr Stärke und Schönheit, desto mehr Superiorität über alle, welche in alten und neuen Zeiten Historie geschrieben haben, entdeckt man in diesem tiefsinnigen und

---

*) „Dieser Rousseau lehrt mich eine sehr große, nicht genug von mir bedachte Wahrheit, die große Wichtigkeit und Allmacht der Kunst zu reden. Hat er nicht das ganze denkende Europa entzückt, sind sie nicht alle, seine Mitbürger ausgenommen, zu seinen Füßen, und lernen — nichts, beten ihn an, nur weil er die Sprache so allmächtig führt wie Gott Jupiter seine Donner. So will ich denn dieses großen Instruments mich auch bemächtigen. Von der Völkerwanderung bis auf Erasmus hat man gestammelt, von Erasmus bis auf Leibnitz geschrieben, von Leibnitz und Voltaire bis hierher raisonnirt, so will denn ich — sprechen: In unsern Alpen rollt der Donner —" u. s. w.

schweren Schriftsteller." (20. März 1776.)*) Seit Mitte September 1779 wandte er jeden Augenblick an, endlich den ersten Theil der Schweizerhistorie zum Druck zu rüsten, „welches mir so vorzüglich gelungen, daß er allem Vorigen in gar nichts gleicht, und ganz vollendet worden ist.**) Das verdrießlichste Geschäft war noch, für den Druck zu sorgen. Nicolai hatte sich geweigert, die züricher und berner Buchhändler hatten Bedenken wegen der Censur. Es gehört doch auch zur Geschichte der freien Schweiz, wenn Füßli berichtet, eine kräftige Darstellung der schweizer Großthaten des 14. Jahrhunderts, d. h. die Aufzählung der wahren Ursachen, warum die ungleich kleinere Zahl unsrer Aelterväter die Oestreicher besiegt u. s. w., hätte zu den verbotenen Dingen gehört, und sei mit der allgemeinen Formel beseitigt worden: man müsse den alten Mist nicht aufrühren! Wer wird es Müller verargen, wenn er 20. Februar 1778 schreibt: „Ich fange an zu glauben, die Sklaverei in der Schweiz sei zu groß, als daß man über die Erhaltung der Freiheit schreiben dürfte!" Endlich besorgte Bonstetten den Verlag in Bern; nach Beendigung seines Collegiums reiste Müller dahin ab, der Druck war Juli vollendet. Darauf begleitete Bonstetten seinen Freund nach Schaffhausen, dort trennten sie sich im Anfang September 1780 und Müller, der Schweiz im höchsten Grade überdrüßig, machte eine Reise durch Deutschland, mit der geheimen Absicht in Berlin eine Anstellung zu suchen. Er hatte Friedrich nie aus den Augen verloren, und die rühmende Erwähnung desselben in der Vorrede war nicht ganz ohne Nebenabsicht. Sie hatte auch ihre Wirkung gethan und in Halberstadt, wo er zuerst bei Gleim, ihm schon von der Universitätszeit befreundet, Rasttag machte, war alles voll seines Ruhms. Da er nun wußte, daß der König keine deutschen Bücher las, gab er einen kleinen Band historischer Versuche französisch heraus, die einen Auszug aus seinen Vorlesungen über allgemeine Geschichte, Betrachtungen über Bern und eine Schilderung der genfer Unruhen enthielten. Ende October ging er nach Berlin, wurde den Ministern, namentlich Herzberg und Zedlitz vorgestellt, und täglich wuchs die Zahl

*) Später nahm er es sehr übel, wenn man ihn einen Nachahmer des Tacitus nannte; z. B. 1782: „Die Begierde, zu schreiben wie Tacitus, wenn sie mir gleich von mehreren und rühmlich zugeschrieben worden, ist gänzlich unbegründet; ich habe diesen Schriftsteller seit 1776 nie, damals aber nur einmal gelesen." So schnell vergaß er!

**) „Wenn ich dieses Buch nun betrachte, schreibt er 7. December, scheint es freilich nicht ganz schlecht." Indessen bemerkt er 14. Juli 1780: „es begegnete mir, daß ich durch Verbesserungsbegierde einiges verdarb: nämlich aus Begierde, kein unnützes Wort einfließen zu lassen, strich ich verschiedene aus, die zur Klarheit oder Völligkeit der Schreibart beigetragen haben würden."

seiner Bekanntschaften. Auch der Prinz von Preußen interessirte sich für seine Schriften, man sprach bald von einer Stelle bei der Akademie, bald von einem diplomatischen Amt. Alles kam darauf an den König zu gewinnen und dazu reichten die gewöhnlichen Behörden nicht aus, man wandte sich an den Präsidenten der Akademie. — Alembert schrieb an den König, 9. Februar 1781: „Man hat mir gemeldet, es befinde sich jetzt in Berlin ein junger Gelehrter, Namens Müller, der kürzlich eine vortreffliche Geschichte der Schweiz in deutscher Sprache herausgegeben. Man habe diese Geschichte ins Französische übersetzt, sie sei voll Philosophie und voll dreister Wahrheiten; der Verfasser sei im Stande, französisch zu schreiben, habe Lust, sich in den Staaten Ew. Majestät zu firiren, und die Akademie werde an ihm ein vortreffliches Mitglied bekommen, wenn Ew. Majestät für dienlich hielten, ihn bei derselben aufzunehmen; er werde sich anfangs mit einem mäßigen Gehalt von 400 Thlrn. begnügen, bis er durch seinen Fleiß verdiene, eine ansehnlichere Belohnung zu erhalten.“ Infolge dessen ließ der König ihn kommen, 12. Februar 1781. Diesen größten Tag seines Lebens — einen ausgenommen — hat Müller in den gleichzeitigen Briefen mehrfach beschrieben; am frischesten an Bonstetten . . . Je fus devant lui. Sa physiognomie semblait d'abord cachée; je ne pus la saisir; mais bientôt, je ne sais à propos de quelle chose que je disais, le roi leva la tête, sa physiognomie fut comme celle du dieu de Cithère: Bonstetten, je n'ai jamais vu de vieillard plus jeune, jamais des yeux plus vifs, des traits plus fins, un visage plus doux. O Frédéric, Frédéric, je ne t'oublierai jamais tel que je te vis dans ce moment divin; dussé-je vivre cent ans et ne te revoir jamais, je me souviendrai toujours que j'ai vu César et Alexandre! Je suis amoureux du roi. J'ai les yeux baignés de larmes en t'écrivant ce que tu vins de lire. De quoi ne parlait-il pas? u. s. w. Il parle de tout avec infiniment de grace et d'esprit, avec une dignité dont je ne m'arperçus qu'après l'avoir quitté, mais surtout avec une bonté enchanteresse. Als Müller heraus kommt, ist er so trunken, daß er niemand erkennt: je ne pus pas lier deux phrases. J'étais comme hors de moi-même. Et à présent je suis inconsolable, je voudrais presque ne l'avoir jamais vu, puisque je ne puis pas le voir toujours. Dann: Je ne puis me consoler; le regard de Frédéric à pénetré dans le fond de mon ame. J'irai demain voir le husard de la chambre, je le supplierai de me faire revoir le roi, s'il est possible, pour un instant u. s. w. Das Gefallen war nicht gegenseitig. „Ihr Herr Meyer, antwortet Friedrich 24. Februar 1781 an Alembert, ist hier gewesen; ich gestehe, daß ich ihn sehr für das Kleine fand. Er hat Untersuchungen über die Cimbern und

Teutonen angestellt, für die ich ihm keinen Dank weiß. Auch hat er einen Abriß der Universalgeschichte geschrieben, in welchem er sorgfältig wiederholt, was andere besser als er gesagt haben. Will man blos nachschreiben, so wird man die Zahl der Bücher ins Unendliche vermehren, ohne daß das Publicum etwas gewinnt. Das wahre Genie hält sich nicht bei kleinlichen Untersuchungen auf; entweder stellt es die Sachen unter neuen Gestalten dar, oder es überläßt sich der Imagination, oder, was noch besser ist, es wählt interessante und neue Gegenstände."*) Alembert war viel zu sehr Hofmann, um nach einer solchen Erklärung noch ein Wort zu verlieren; unter diesen Umständen stand Müller's Hoffnungen freilich eine arge Enttäuschung bevor. Zedlitz bot ihm eine Lehrerstelle mit 200 Thlrn. an demselben Gymnasium an, dessen Rectorat ihm vor neun Jahren war angetragen worden. Er war in nicht geringer Verlegenheit: in Genf hatten seine historischen Versuche böses Blut gemacht, seine Schilderung der schweizer Demokratie hatte sehr bittere Gegenschriften hervorgerufen, in denen man ihn beschuldigte, ein Schmarotzer der Aristokratie zu sein, und so war ihm die Rückkehr unbequem. Doch wirkten die neuen Eindrücke immer noch so stark, daß ein ernster Verdruß nicht aufkam. Er schied aus Berlin in einer Mischung von Wehmuth und Entzücken. Tout me semblait affreux, parce que ce n'était plus Berlin; mon ami, je n'ai de ma vie été aussi heureux qu'à Berlin. La raison fait le caractère de l'esprit national; quant aux plaisirs, c'est leur séjour. On ne voit partout que de la grandeur u. s. w. In Braunschweig wird er vom Herzog, an den er durch den Prinzen von Preußen empfohlen war, sehr zuvorkommend empfangen; es sind lauter Festtage; endlich muß er doch scheiden; er kommt durch preußisches Gebiet. „Wie lachte mein Herz beim Anblick des ersten Zollhauses auf diesem gesegneten Boden; ich hätte den Zöllner umarmen mögen, weil er ein Preuße war. Mit den Preußen und für die Preußen will ich leben und sterben, oder ich will lieber nicht leben." (29. März.) Dann in Halberstadt selige Tage mit Gleim, der ihm auch praktisch aus aller Verlegenheit half, mit Göcking, mit Schmidt, „dem deutschen Petrarca". Man spricht nur von dem Glück, ein Preuße zu sein; Genf ist in Verachtung. Aber — „soll ich dir es bekennen, Bester! (11. April.) Ich

*) Als nach des Königs Tod die Briefe gedruckt wurden, war Müller natürlich sehr betroffen, und man wird ihm nicht verargen, daß er einen Augenblick an seinem Helden mäkelte; doch faßte er sich schnell, und seine Anzeige der Oeuvres posthumes in der Allgemeinen Literatur Zeitung Nr. 48—52 ist würdig, warm und gerecht: „Wo ist nun das Land, wo das Volk und das Jahrhundert, das stolz sein dürfte auf einen Weisen, der besser geherrscht, auf einen König, der besser geschrieben, ja das stolz sein dürfte auf einen größern Mann!"

vergesse über Halberstadt Berlin, und über den Musen die Prinzen". So kommt er nach Kassel; schon von Braunschweig aus hatte er an den Landgrafen geschrieben. Kaum angekommen, ist sein Herz aufs neue erobert, diesmal durch den hessischen General Schlieffen (26. Mai): „Aus Besagtem ist leicht einzusehn, daß ich gern ein Hesse würde... Es ist wahrscheinlich, daß ich die übrige Zeit meines Lebens hier zubringen werde"; und von Friedrich, dem größern Cäsar: „er ist gut gesinnt; aber sein Staat, glaube es mir, nun ich abwesend freier spreche, ist wahrhaftig noch nicht fest gegründet." — Schlieffen schaffte ihm eine Pension von 400 Thlrn., wofür er die Verpflichtung übernahm, die Vorlesungen über allgemeine Geschichte zu wiederholen, und von Zeit zu Zeit die antiquarische Gesellschaft, an deren Spitze der Landgraf stand, durch eine beliebige Abhandlung zu unterhalten; die Professur in Schaffhausen gab er auf. „Ich bin wie neu geboren; ich gleiche der Mainatur." Selbst die militärische Wirthschaft entzückte den Republikaner, der in seinem Auditorium nichts als Uniformen vor sich sah.*) Von dem zerstreuenden Leben in Genf und Berlin konnte er sich nun erholen, er nahm seine Studien wieder auf und verkehrte enger nur mit Schlieffen. Schlieffen handelte an ihm als wahrer Freund. Mit der Wärme echter Zuneigung verband er die Strenge eines Mannes, der bestimmt weiß was er will und der auch an dem Freunde Wankelmuth nicht duldet. Zuerst munterte er ihn auf, seine reiche aber zerstreute Lectüre einer strengen Regel zu unterwerfen. Von dieser Zeit an bis 1792 hat Müller mit bewundernswürdiger Ausdauer sämmtliche Schriftsteller des Alterthums in chronologischer Reihenfolge durchgelesen und excerpirt, nicht etwa blos die Historiker, sondern Dichter, Philosophen, Grammatiker, kurz die gesammte Literatur. In seinen Heften war ein Schatz von Gelehrsamkeit, über den in diesem Umfange vielleicht kein Schriftsteller jener Periode disponiren konnte. Als er den Homer studirte, machte ihn Schlieffen auf das Nibelungenlied aufmerksam, das damals mit seiner Unterstützung zuerst in Berlin herausgegeben wurde. Er gab ihm über die Geheimnisse des Kriegswesens erwünschte Aufschlüsse; sein Hauptverdienst aber lag darin, daß er ihn aufmunterte fortan deutsch zu schreiben und die Arbeit an seiner Schweizergeschichte mit größerm Ernst wieder aufzunehmen. Das Misvergnügen, das einzelne Partien dieses Buchs in Bern und Zürich hervorgerufen,

*) In allen Briefen rühmt er die Aufmerksamkeit seiner Offiziere: „Auch abends bringe ich eine oder zwo Stunden im Club mit vielen Offiziers zu: denn das gestehe ich, daß ich zum Offizier allezeit noch eine besondere Vorliebe habe; dieser Stand ist fast noch allein offen, unerschrocken, treugesinnt und unsern Voraltern ähnlich."

hatte Müller sehr verstimmt; am empfindlichsten war ihm eine Recension in den Göttinger Gelehrten Anzeigen (wahrscheinlich von Spittler) wegen ihres von oben herabsehenden Tons, und er schrieb (9. Januar 1781) an Schlözer, den er für den Mitschuldigen hielt, er wolle der Schriftstellerei gänzlich entsagen.*) Ueberhaupt hat ihn die erneute Lectüre der Franzosen gegen Stoff und Form seiner Schweizergeschichte eingenommen; er war geneigt sie aufzugeben. N'est-il pas désolant, schreibt er an Schlieffen 29. Januar 1782, de consumer mes forces à me traiter comme une tortue au pied des glaciers, tandis que d'autres, avec bien moins de peine que ne me coutent ces ingrates recherches, se sont élancés en fiers coursiers dans les plus beaux siècles de l'histoire du genre humain .. Vous ne savez pas combien les détails que je dois examiner sont fatigans, combien j'aurais besoin d'être soutenu par l'espoir d'intéresser et combien je trouve mon sujet peu propre à soutenir cette espérance. Es ist Schlieffen sehr hoch anzurechnen, daß er diese Zweifel zerstreute, und ihm zu erneuter Arbeit wieder Muth machte. Am 14. August 1781 hielt Müller seine Antrittsrede zu den neuen Vorlesungen. Die Grundlage derselben waren die genfer Manuscripte, doch mit unzähligen neuen Excerpten und Reisebeobachtungen bereichert und in der Form noch mehr zusammengedrängt. „Alle meine alten Vorstellungen werden gleichsam wieder in den Tiegel gebracht; ich sorge für den Ausdruck, besonders dessen Kraft." „Es ist eine Zeit erschienen, sagt er beim Uebergang in die moderne Geschichte, welche an bewundernswürdigen Veränderungen und Anstalten, wie an Größe des politischen Schauplatzes alle vorigen Jahrhunderte weit hinter sich zurückläßt. Wann war ein Jahrhundert an Unternehmung reicher, durch eine allgemeine Bewegung des ganzen menschlichen Geschlechts und Gährung aller Verfassungen, Religionen, Sitten, Künste und Wissenschaften lebhafter, aber auch drohender für unser künftiges Alter und für unsre Söhne und Enkel! denn wenn unter den gewalthabenden Monarchen ein einziger die Kriegskunst vernachlässigte, oder wenn in einer schwarzen Stunde drei oder vier des Umsturzes der europäischen Verfassung einig werden wollten, durch wen, wie könnte derselben Noth und Fall aufgehalten werden?" **) Diese Frage leitete

---

*) Schlözer antwortete ihm (16. Januar 1781) als gebildeter und erfahrner Mann, indem er ihn wegen seiner Empfindlichkeit verspottete; das gute Verhältniß scheint sich aber nicht wiederhergestellt zu haben. Müller schreibt von ihm, 22. März 1779: „Zur Staatsrechenkunst hat er Gelehrsamkeit genug, nicht aber genug Seele, um Nationen zu bewegen, die die Staatsrechenkunst verneinen."

**) Unter den kleinen Vorlesungen behandelt die bemerkenswertheste den Einfluß der Alten auf die Neuen. Der französische Stil ist freilich wie der deutsche, den sich Müller angeeignet hatte; die Worte, Sätze und Gedanken sind nicht selten

ihn zu einer neuen Auffassung der Religion. Den 18. Januar 1782 trug er nach unbenutzten Quellen die Geschichte der Gründung des Kirchenstaats vor. „Alle frühern Geschichtschreiber, sagt er in der Einleitung, ont été aveuglés par l'esprit de parti, ils ont été Guelfes ou Gibelins, Catholiques ou Protestans: l'historien doit oublier qui il est, ce qu'il croit;

erstaunt, sich zusammenzufinden, und der unruhige Hinblick auf die entlegensten Gebiete der Geschichte gibt der Darstellung etwas Verwaschenes. Aber die Lobrede auf die Renaissance, auf das Zeitalter der Medici und Leo's 10. ist nicht blos geistvoll, sondern auch wahr empfunden: man versteht die Abneigung gegen die Reformation, durch welche das Aufblühen der Künste und Wissenschaften unterbrochen wurde. Par toute l'Europe, engourdie dans une épaisse barbarie, l'on commence à sentir quelques marques de vie, partout un torrent de lumières força la digue que lui opposaient les préjugés et l'ignorance; le goût du bon et du beau éclaira le monde: ces beaux jours durèrent jusqu'à ce que les controverses replongèrent l'Europe en 200 ans de barbarie. N'en déplaise aux réformateurs, mais le public édifié comme il doit être du Corpus theologicum de Heidegger, de la Summa Controversiarum de Hoornbeck, sait bon gré à Lorenzo, de nous avoir conservé Horace. Die Alten werden gegen den Vorwurf gerechtfertigt, republikanische Gesinnungen zu verbreiten; sie zeigen vielmehr, que le meilleur gouvernement est celui qui, fort par son principe, ne redoute ni la liberté du particulier, ni les ruses de l'ennemi, parce qu'il est fondé sur de bonnes armes et sur les lois d'une discipline exacte. Bei der unbedingten Anerkennung der Renaissance erklärt sich auch die Begeisterung für Macchiavelli. De tous les grands hommes, Macchiavel est celui qui à été le moins compris et le plus calomnié. Tandis que le Pédans se morfondaient à exprimer en beau latin des choses futiles, et qu'ils écrivaient de gros livres sur les habillemens, les utensiles, les bijoux, l'étiquette et d'autres précieuses bagatelles de l'antiquité, Macchiavel, sachant que l'art de régner doit être fondé sur une grande expérience dans les affaires modernes et sur une lecture continuelle de choses anciennes, fit pour le gouvernement civil et militaire ce que Descartes depuis a fait pour la philosophie naturelle. Il en établit les principes, non point sur des chimères spéculatives, sur un contrât social qui n'exista jamais, mais sur la pratique de tous les tems. Il observa que celle de ses contemporains n'était pas bonne; il le leur dit sans fronder les constitutions de gouvernement, avec la simplicité d'un homme de génie, avec la gravité d'un Romain. Im Gegensatz gegen die concrete Politik des Florentiners vertieft man sich jetzt in leere Abstractionen. Rien au monde est aussi nuisible dans les affaires d'état que l'ignorance de l'esprit primitif des usages et des loix: mais les philosophes trouvent plus commode d'imaginer des gouvernemens que d'étudier ceux qui existent; leurs spéculations, dépourvues de la lumière de l'expérience, ne valent pas mieux que les tourbillons de Descartes; plus on s'y applique et plus on se trompe sur les matières d'etat; ces visions détruisent l'amour de la patrie; la vraie histoire fait que l'on ne s'étonne de rien, elle rend propre à tout.

il ne doit envisager que son objet, il ne doit parler qu'aux peuples à venir." „Wollen Sie wetten*), schreibt er an Herder 19. März, „die Hierarchie bricht noch nicht? Ihre Stunde ist noch nicht gekommen. Wer weiß, ob es nicht gut ist?" En répétant mes recherches il m'arriva de trouver ce que je ne cherchais pas, en composant il m'arriva de dire ce que je ne voulais pas dire; le sujet m'emporta. Pendant 14 jours je fus comme possédé du pape: en ouvrant les yeux, cette idée me vint la première, je m'endormais avec elle, je ne pus ni lire ni écrire, ni parler d'autre chose. Endlich sind die Reisen der Päpste gedruckt (3. April): Jacta alea est! ruft er aus; „man könnte die Schrift betiteln: wider das dumme Jubelgeschrei des Publicums bei der Vernichtung aller Hindernisse des militärischen Despotismus. Sr. Heiligkeit von Rom, Sr. Unheiligkeit von Potsdam und einigen verständigen Reichsfürsten kann sie nicht misfallen." — Das Buch besteht aus einer Reihe historischer Anekdoten aus der Periode 451—1241, der leitende Faden zeigt sich nur in der Auswahl. Zunächst hat dem Geschichtschreiber Roms Folgerichtigkeit imponirt, wie man überhaupt dasjenige am meisten achtet, dessen Mangel man in sich selbst am lebhaftesten empfindet. „Es können die sieben Hügel sich noch mehr erniedrigen, St. Peters wunderbarer Bau mag einst in Trümmer fallen, der große Obelisk in Staub und Splitter brechen; Rom, so lange Rom ist, wird wollen herrschen, und was man ohne Unterlaß will, das geschieht." — In der Zeit Gregor's 7. war Europa von dem Islam bedroht. „Das Evangelium wurde von rohen Barbaren vertheidigt, von Fürsten ohne Kriegskunst, von getrennten Völkern, von Seelen kalt wie ihr Norden .... Ein Joch konnte der Kaiser geben; eine Seele sollte die Christenheit haben. Kriegsgewalt unterdrückt Völker, Gesetze, Gefühle; ausrotten kann sie und ersticken; erheben, begeistern kann sie nicht. Ein alter Priester (denn Gott wollte es), ein alter, kranker, gefangener, flüchtiger, verfolgter Papst ohne Eisen, ohne Gold, ohne Land, gewaltig nur durch Seelenkraft, wurde Herr der Herzen und Entschlüsse aller abendländischen Völker; allen gab er seine Seele, alsdann sprach er zu den Königen: bis hierher sollt ihr herrschen .... Standhaft wie ein Held, klug wie ein Senator, eifrig wie ein Prophet, streng in seinen Sitten, denn er hatte nur einen Gedanken, gebrauchte er kühn die Zeit und erleichterte das Joch, das die alten Franken auf die deutschen Provinzen gelegt. Es ist eine unwiderstehlich scheinende Macht, welche auf angestammter Waffengewalt beruht: er brach sie. Eine andere Macht beruht auf des Geistes Kraft und Muth;

*) Er war kurz vorher auf einem Besuch in Weimar mit ihm und den andern Berühmtheiten in nähere Verbindung getreten.

die war seine Waffe, diese gab er den Prälaten, diese gab er den Großen. Zwei oder drei müssen Gregorium verdammen, die andern sehen gern, was der Mensch vermag wider zufällige Uebermacht. . . . Gregor, Alexander, Innocenz erhoben einen Damm wider einen Strom, der dem Erdboden drohte. Hier bauten ihre Vaterhände die Hierarchie und neben ihr die Freiheit aller Staaten. Ohne diese konnte Rom durch die Rescripte eines Einigen fallen; ohne jene war nicht möglich, allen Völkern einerlei Gedanken einzugeben. Ohne Papst war die Kirche gleich wie ein Heer, dessen Feldherr erschlagen worden ist. Ohne die Hierarchie hatte Europa keine Gesellschaft, welche (geschähe es auch wegen ihres eignen Vortheils) über den allgemeinen Vortheil unaufhörlich wachen müßte. Von dem an war eine Freistatt wider den Zorn der Potentaten: der Altar; es war eine Freistatt wider den Misbrauch des priesterlichen Ansehens: der Thron; und in dem Gleichgewicht lag öffentliches Wohl. Vorher als der Imperator auch der erste Pontifex war, war die ganze gesittete Welt in Schande, Barbarei, Tod und Ruin verfallen: aus keiner andern Ursache, als weil, bezaubert von den Tugenden des Dictator Cäsar, die Römer einem einigen Menschen über Millionen, beides in göttlichen und menschlichen Dingen, unumschränkte Obergewalt gelassen, ohne zu bedenken, daß ein Tiberius kommen könne." — Bei dem Verdacht, mit dem man damals die Umtriebe der Katholiken verfolgte, mußte diese Verherrlichung des Papstthums von seiten eines protestantischen Schriftstellers das größte Erstaunen erregen. Auch war für ihn die Beziehung auf die Gegenwart — Kaiser Joseph's Eingriffe in die geistlichen Stifter — die Hauptsache. „Wenn ich in östreichischen Diensten wäre, so dürfte ich nicht so schreiben; solange ich es aber nicht bin, werde ich bisweilen trachten, von gewissen Sachen den Deutschen richtige Begriffe beizubringen; denn dessen, was zu sagen ist, habe ich den zehnten Theil noch nicht gesagt; es kommt noch besser." — Am ausführlichsten spricht er sich gegen Jacobi aus, der die Herausgabe des Werks besorgt hatte (23. Mai 1782); er schildert die Greuel des militärischen Despotismus mit den schwärzesten Farben, und fährt dann fort: „Zuerst werde der Tod verhütet; nichts ist unheilbarer als der Tod. Unterwerfung des ganzen Europa unter Einen halte ich für den Tod; Unterwerfung des deutschen Reichs im Herzen von Europa unter Einen für den Vorboten des Todes. Also bleibe weder Freiheit, noch Herrschaft, noch Meinung, noch Leidenschaft, noch Privatvortheile, noch allgemeines Interesse zu solchem Zwecke ungenutzt. Also streite der Glaube, streite die Philosophie u. s. w. in dem glorwürdigsten Kampf der sterbenden Freiheit. In allen Geschichten werde zuerst gefragt, nicht, wer hat Recht? Es ist bisweilen dunkel; sondern die erste Frage sei: was will der furchtbarste Gewalthaber? Hierauf, wer ein freier Mann ist, auf die Seite der

Gegenpartei. Dieses so lange, bis es das Interesse der Tauben sein wird, einen Preis zu setzen auf die Vergrößerung der Klauen des Geiers."*) Die Tendenz der Schrift war doch nicht ganz unverfänglich. Noch während er daran arbeitete, fragte er Bonstetten, ob dieser ihm nicht einen Weg angeben könne, Exemplare nach Rom zu schicken. Sie werden wirklich im folgenden Monat an den Cardinal Albani und andere Würdenträger der Kirche gesandt. „Der Papst, schreibt er an seinen Bruder 11. Mai, lobte es und schrieb sich des Verfassers Namen und Aufenthaltsort auf." Die Cardinäle spenden ihm großes Lob; er schreibt an einen derselben, 11. Mai 1782: Votre Excellence verra bien que je considère les intérêts du St. Siége comme étant les mêmes avec ceux de la liberté générale et de la religion; la cour de Rome ne devrait pas négliger de determiner l'opinion du siècle en faveur de ses droits. Je n'ai guère vu d'ouvrage bien écrit, qui eut tâché de détromper le public, aveuglé aujourd'hui sur les desseins secrets de ceux qui vont envélopper l'église, la noblesse, les petits princes et les républiques dans le même asservissement. Au contraire les plus illustres écrivains employent leur esprit à nous faire prendre les fers qu'on nous prépare, pour des couronnes de fleurs dont l'humanité désinteressée de certains princes veut bien décorer notre siècle philosophique. Votre Excellence voit elle même ce qui doit arriver, si le pouvoir des armes est soutenu par toute la force du génie, tandis que ceux dont le pouvoir est fondé sur l'opinion ne se donnent aucune peine pour que l'opinion publique leur soit favorable. J'espère que Dieu, qui déjà plusieurs fois sauva l'Europe d'un joug universel, voudra bien avoir encore pitié de sa liberté expirante. Mille idées me sont venues sur ces affaires présentes, qui, si elles étaient aussi bien presentées que j'en suis profondément pénétré ne laisseraient pas de ramener peut-être un assez grand nombre de gens. Il se peut cependant que je n'en exécute aucune; et je m'en vais dire à V. E. pourquoi. Deux partis divisent le monde, l'un qui attaque avec tous les avantages que donne la puissance et la force des passions; l'autre plus juste, mais plus divisé, plus faible, que je défends. Vous voyez pour quel parti penche mon coeur. M a i s s i c e p a r t i n e v e u t p a s q u e m e s t a l e n s s o i e n t c o n s a c r é s à l a c a u s e, se-

---

*) „Dieser Brief sei, so schließt er an Jacobi, wenn ich mir gleich bleibe, ein Band der Freundschaft für uns; wenn ich aber aus Eigennutz die Wahrheit verdrehe, oder aus Feigheit verhehle, so zeuge er wider mich." Jacobi gab als Nachtrag zu den Reisen der Päpste „Etwas, das Lessing gesagt hat" heraus: auch dieser hatte behauptet, daß von der geistlichen Gewalt viel weniger zu fürchten sei als von den weltlichen Fürsten.

rait-il sage de me brouiller avec l'autre? — Mit Enthusiasmus schreibt er 27. Mai an Bonstetten von der vaticanischen Bibliothek: La Germanie ne me convient pas. Il y a peu de goût . . . les lettres sont peu honorées . . C'est que le militaire absorbe tout, et il y a un fatras d'étiquettes, qui met une barrière insurmontable entre les ordres. Il est impossible qu'il y ait bonne compagnie où les différents ordres ne se communiquant point, chacun garde fièrement ses ridicules. Quant aux affaires, tous les gouvernemens sont corrompus, le peuple n'est occupé que de sa misère. — Nun eröffnet sich ihm eine glänzende Aussicht: es liegt nur an der Grippe, daß der Papst ihm noch nicht Anerbietungen gemacht, um ihn in seinen Dienst zu ziehen. Vier Cardinäle interessiren sich sehr lebhaft dafür. On me représente un accueil distingué, l'aisance, une charmante société, l'estime qu'ont les grands de ce pays-là pour les lettres, enfin la ville parle pour elle même; son nom vaut seul une fortune dans un autre pays. A tout moment j'attends la résolution de Sa Sainteté. Ce qui me fait pencher pour Rome, c'est le prodigieux développement du génie de Winckelmann, depuis qu'il y fut. Bonstetten soll namentlich Folgendes ins Auge fassen: dans quel sens Fénélon a-t-il dit à Ramsay, que pour être chrétien philosophe, il faut être catholique? Ramsay s'est fait catholique là dessus. — Also hat er sich doch die Sache ernstlich überlegt! — In dieser Periode nehmen wir bei ihm eine seltsame Verstimmung wahr. „Es verfolgt mich, schreibt er an seinen Bruder 22. Februar 1782, seit einiger Zeit ein Ueberdruß des Lebens, den ich kaum bezwingen kann. Die Ursache liegt wahrscheinlich in der vollkommenen Einsamkeit, in der ich lebe.*) Mit einem Wort, ich weiß die Ur-

*) Schlözer schreibt ihm 18. October 1782: „Eine Zulage wünsche ich Ihnen sehr, damit Sie heirathen können, sonst leiden mit der Zeit Ihre Talente und Ihr ganzes Schicksal. Ach eine gescheidte Frau ist auch für die gelehrte Profession eine herrliche Meuble!" — Müller an seinen Bruder, 23. November: „Ich bin im Grunde des Apostels Meinung, daß nicht heirathen besser ist; besonders für den gelehrten Stand, und in unsern Zeiten: erstlich weil sich nach der Beobachtung aller großen Staatsmänner Europa zu Revolutionen bereitet, in welchen immer besser ist, nur für sich sorgen zu dürfen; zweitens weil die allgemein werdenden Sitten dieser Zeit eine solche Menge Bedürfnisse aufbringen, daß viele Hausväter kaum mehr auskommen können. Hierdurch wird man zu vielerlei Niederträchtigkeiten gezwungen, und also ist wol am besten, so lange zu warten als möglich." — 8. November 1783: „Nichts danke ich Bonstetten mehr, als daß er 1773 mich verhindert hat an einer Heirath; ich wollte damals heirathen; ich danke Gott für den Freund, welcher mich frei erhalten hat. Nun bin ich entschlossen, sofern Menschen sich entschließen können, solange ich lebe, niemals eigen zu werden, und übe mich in der Selbstüberwin-

sache vielleicht nicht; aber ich darf keinen Augenblick vom Buch wegsehn, ich muß meiner ganz vergessen, und mich in die Vorwelt hineinfühlen, wenn ich nicht entsetzliche Stunden haben will. Nicht als fände ich in mir etwas Zurückschreckendes — ich fühle nur die Verlassenheit." Und den Tag darauf an Bonstetten: Au milieu de tous mes plans, je ne puis que m'apercevoir chaque jour que je me meurs. Je suis poursuivi par une tristesse involontaire qui me fait ardemment souhaiter la fin de ma vie. Toutes les étourderies de ma jeunesse viennent se présenter à mon esprit, pour l'accabler et pour déchirer mon coeur. Quoique j'aie eu quelques momens d'ivresse dans le cours de ma vie, j'en suis revenu bientôt pour m'en affliger longlems . . . j'ai appris à connaître l'injustice, l'hypocrisie, la faiblesse et l'insensibilité de la plûpart des mortels u. s. w. Diese Stimmung ist es, welche die Sehnsucht nach einer Religion erweckt, und aus der Sehnsucht geht bei einem empfänglichen Gemüth leicht eine Inspiration hervor. Aber es ist interessant, wie Müller diese Stimmung mit seinen Studien in Zusammenhang zu setzen weiß. Es war zuerst die Lectüre Platon's, die ihm die Idee des Uebersinnlichen näher führte.*) „Welch ein Mann! wie viele schlafende Saiten in der Seele seine Beredsamkeit nach so vielen hundert Jahren elektrisirt! Er ist einer, der in der Geschichte meines Geistes Epoche machen wird. Als ein großer Geist begriff er, daß durch das, was in die Sinne fällt, nicht möglich ist, Uebersinnliches zu erklären oder zu beweisen, und bewies doch, daß eine unsterbliche Seele ist. Und wie nahm er sich hierbei? Sodaß er durch die Macht seiner Worte in allen lebendigen Seelen ein solches Gefühl ihrer selbst erweckte, daß, da ich ihn las, mir ebenso unmöglich schien an der Seele zu zweifeln als an der Hand. Ja wahrlich: sintemal wir vom Geist einen Begriff haben, muß es Geister geben, ihr Begriff ist ihr Beweis. Denn Homer, die Gallier, die Irokesen glauben es; woher haben sie das, sie diese unspeculativen Menschen? Sie haben es aus der Urquelle von Licht und

---

dung und Aufopferung des mächtigsten Triebes der Menschen, damit ich ungestört möge die Wahrheit erforschen, und nichts Aeußerliches mich abhalte sie zu sagen, damit ich auch weniger Anhänglichkeit an das Irdische habe und jeden Augenblick zum Tod bereitwilliger sei. Lieber, je mehr ich die Menschen erforscht, um so geringer ist meine Meinung von dem gegenwärtigen Geschlecht; eben darum bin ich weit entfernt, mich durch neue Bande an dasselbe knüpfen zu wollen."

*) Was sein eigentliches religiöses Bedürfniß war, findet man schon in einem Brief an Füßli, 16. Juli 1779: „Grenzen hat des Menschen Glück und Wissen nicht; aber sein Geist. Ich glaube die Unsterblichkeit, ungeachtet ich sie nicht zur Aufmunterung guter Thaten brauche, weil dies System mir die Traurigkeit nimmt, mit welcher ich das Ende meiner Untersuchungen erwarten müßte."

Geist, aus der sie flossen." — „Im Geräusch der Welt (9. März 1782) unter mühsamen Studien hatte ich nie zusammenhängend über die christliche Religion gedacht: mir schien unmöglich, von dem, was außer dem Kreis der Sinne liegt, etwas zu wissen. Als ich nach Kassel kam, unternahm ich, ohne Rücksicht auf Höheres, die Arbeit, alle Alten, so viel ihrer übrig sind, in der Ordnung, wie einer nach dem andern gelebt und geschrieben, zu lesen und alle Facta aufs genaueste zu excerpiren: denn ich wollte mir ein wahres, vollständiges Gemälde des politischen, militärischen und moralischen Zustandes aller Zeiten und Nationen entwerfen. Als ich aber Plato, Aristoteles und andere weise Männer kennen lernte, nahm ich lebhaften Antheil an ihren Untersuchungen, bewunderte das Ringen des Geistes nach den wichtigsten Erkenntnissen und bejammerte, daß die Zweifelhaftigkeit, in der man endlich blieb, nicht eine Wirkung der Schwäche der Philosophen, sondern der Natur dieser Wahrheiten selbst ist. Als ich nun den Zusammenhang der ganzen Geschichte bis auf Augustum endlich übersah, konnte ich nicht anders als bewundern, wie alles Große und Kleine mit erstaunenswürdigster Uebereinstimmung zur Zubereitung und Beförderung dessen diente, was die Bibel als den Rath Gottes angibt.*) Wenn ich tausend Strahlen bis auf ihren Ursprung verfolgte und fände sie in demselben alle beisammen, so müßte ich wol diese Stelle für ihren Mittelpunkt, die Sonne halten. Um hierüber mich aufzuklären, las ich in den Evangelien zumal die eignen Worte Jesu... Und hier breche ich ab, wie mein Herz dabei gebrannt, welcher Strahl in meinen Geist gefallen, wie er mir die ganze Welt erklärt, ist unbeschreiblich; unbeschreiblich, welches Licht mir den Zusammenhang meines eignen ganzen Lebens erhellte." Er tritt dann in die höchste Salbung und Begeisterung ein und setzt in der Nachschrift hinzu: „dieser Brief, so wahr er ist, gefällt mir nicht, weil er mit einer Feder geschrieben ist und nicht mit Flammen; Sie sehen daraus wol meine Geschichte, aber nicht meine Empfindung." — An Herder, den er über alles verehrte, schreibt er 12. August 1782, nachdem er den Geist der hebräischen Poesie gelesen: „Mich leitete die Vorsehung von Kindheit auf zur Historie; und vor nicht langem durch die Historie zum Glauben; dieses wird allen klar werden, wenn ich meine Universalhistorie vollenden kann: Seele hat hin und wieder schon was ich Ihnen vorlas, künftighin wird es auch Geist haben, aber nicht esprit sondern πνεῦμα." — In demselben Jahr ver-

*) Plus j'étudie l'histoire et mieux je vois que le plus grands événemens de l'antiquité allaient tous, par un merveilleux enchainement, au but que le maitre de l'univers s'était proposé, de faire paraître le Christ avec cette doctrine, dans le tems le plus propre à lui fair prendre racine.

suchte er seine neugewonnene religiöse Ansicht in einen Dialog zu fixiren. „Glücklich die, bemerkt Aglaja, welche die Wunder gesehen, wodurch er seine Sendung bewies!“ Nicht minder selig die, antwortet Timotheus, welche nicht sehen und doch glauben. Jene Wunder mochten zu seiner Zeit nöthig sein, die ersten Zuhörer aufmerksam zu machen. Andere Wunder haben wir. Heute oder morgen, wenn Sie ausharren im Forschen der Wahrheit, werden Sie fühlen, wo Wahrheit und Leben ist: sintemal wir die Verheißung haben, daß, wer ihn, den Menschenfreund, lieb gewinnt und nach seinem Vorbild wandelt, er demselben sich offenbaren wolle. Alsdann werden Sie erfahren, daß das überzeugendste Wunder ist, wenn er uns die Gnade gibt mit Augen zu sehen und mit Ohren zu hören. Die Welt kann es nicht, weil ihr der Sinn zur Wahrheit fehlt.“ „Das Christenthum ist nicht in Rom, oder in Genf, oder zu Wittenberg, oder zu Barby, oder zu Philadelphia.“ Der Haß gegen das Papstthum muß schwinden. „Jeder Geist, welcher nicht bekennt, daß Jesus Christus Mensch geworden, ist nicht aus Gott; und solches ist das Merkmal des Antichrists. Nun aber hat der Papst nie dieses geleugnet. Sehen Sie wohl zu, daß der Antichrist nicht bei denen entstehe, die über den christlichen Glauben so viel capituliren, daß Jesus bald nicht mehr der Christus noch der Mensch geworden, sondern der jüdische Sokrates, ein bloßer Mensch bleibt.“ *)

*) Seine religiöse Erweckung wird in den nächsten Jahren noch gekräftigt durch die Erbitterung über die Berliner, die ihn wegen der Reisen der Päpste als einen Jesuiten ausschreien. 1786: „In Berlin sieht eine Partei überall Jesuitismus. Unter eben derselben Partei aber haben bedeutende Männer über die Religion solche Gedanken, daß der Jesuitismus mir dagegen lieb würde.“ — „Der Jesuitismus ist ein Name, den einige dem Christenthum geben; was nicht neutheologisch ist, muß jesuitisch sein, sollten es auch Augustinus und Luther mit dürren Worten sagen. Man möchte Christum aus der Welt schreiben; es wird aber nicht gelingen.“ „Je mehr ich lese und denke, desto besser sehe ich, daß Raisonnement hierüber allezeit nie oder nirgend wohin führt; die Religion ist Gefühl, Sage, Historie; die erste Offenbarung brachte der Vater der Menschen mit sich in die Welt.“ — Am bedeutendsten wirken auf ihn Jacobi's Schriften und Briefe. „Der Streit Jacobi's mit Mendelssohn ist wichtig und nützlich; seine Gedanken sind meine: die Religion ist ursprünglich durch Gott in den ersten Menschen gekommen, war Vätersage bis Schrift nöthig ward, und wird in gewissen Zeiten der Verdunkelung durch Männer Gottes und durch Begebenheiten erneuert; Jesus Christus aber ist der Schlüssel der Historie.“ Mit großer Andacht liest er auch Sailer's katholisches Gebetbuch. „Die Modephilosophen und die Theologen gleichen Gelichters beseufzen, daß jetzt unsre Fürsten anfangen Religion zu ehren: und wenn sie auch katholisch wären, so dünkt mir's doch sowol für sie als für das Volk besser als die Epistel (Friedrich's) an Keith wider die Unsterblichkeit.“ „Ich

In diesen Gesinnungen fand er in Kassel einen Seelenverwandten an Forster; überhaupt zeigt die Handlungsweise dieser Männer, die fast gleichalterig waren und in mannichfacher Beziehung zueinander standen, oft ganz überraschende Aehnlichkeiten, eine Mischung von Kraft

erwarte noch neue Thaten dieses θείου. Wenn die Religion nicht ganz verschwinden soll, so müssen Dinge geschehen, die sie wieder auffrischen; und wie viel sind nicht noch unerfüllte Weissagungen. Auch schicken sich die Zeiten, wie es scheint, auf neue Gestaltung . . . Ich kenne keinen größern, befriedigendern Stand als den geistlichen; mehrmals, glaube es, wollte ich selbst wieder darein getreten sein — wenn er nur nicht eben ein Orden wäre! . . . Gott thue mir dies und das, Bruder, wenn ich's nicht sein möchte, jetzt! nicht möchte hinwegwerfen die Projecte der Könige, zu lehren meinen Gott, von welchem ich gerettet worden aus Gefahren, die nicht jeder weiß!" (1788.) — An Nicolai, der ihn früher wegen seiner unvorsichtigen Ausfälle gegen das Christenthum zurecht gewiesen, 27. Februar 1788: „Seither habe ich durch bessere Studien des Alterthums und Orients für die Schriften der alten Hebräer mehr Achtung bekommen; zugleich überzeugte mich die genauere Kenntniß der Menschen, die mir meine Reisen verschafft, es sei nützlich und wol nothwendig, den allgemein als moralisch wichtig erkannten Wahrheiten bei der Menge durch die Bibel eine gewisse Haltung zu geben, wodurch nicht nur der Ausgelassenheit ein Zaum angelegt, sondern zumal auch die Wiederkunft des Aberglaubens verhindert würde. Die Bibel, nicht theologisch, sondern vernünftig und mit Bürgersinn betrachtet, enthält einerseits freilich viel, das für andere Zeiten und Länder war, aber auch die herrlichsten Sachen sowol zum Trost bei der Mühe des Lebens, als zur Ermunterung der vortrefflichsten Tugenden. Dabei ist sie von der Geistlichkeit aller Sekten freilich aufs äußerste verunstaltet worden; und es wäre überhaupt zu wünschen, daß man diesen Herren ihr Monopol mit Gottes Wort nehmen könnte, sie haben letzteres nach dem Ebenbild ihrer eignen engen, kleinen oder eiteln Seelen gebildet." — Das klingt freilich anders als in den Briefen an Jacobi: „Mit Jacobi und Nicolai bin ich manchmal wie zwischen Hammer und Amboß; beide schicken mir ihre gegeneinander laufenden Scripta; ich mit geziemender Höflichkeit, lobe das Lobenswerthe, schweige oft über das, was ich nicht billige, bin aber im Herzen freilich voll Unwillen über die Jesuitenjägerei und kann nicht anders, als Jacobi und Lavater in der Hauptsache Recht geben." — Nach einer Lectüre des Augustin, 1789: „Die Empfindung der Väter reißt hin; ihre Schlüsse aber sind erbärmlich und wer den Beweis des Christenthums nicht im Herzen hat, würde durch ihre Beweise wol eher zum Unchristen. Augustinus war ein großer Geist und eine gefühlvolle Seele; er ist mir ungemein lieb; aber sein Allegorisiren und sein Subtilisiren ist manchmal ganz unlesbar. Aber am unausstehlichsten ist mir die Intoleranz und die Schiefheit ihres Gesichtspunkts in Ansehung der großen Männer des Alterthums; diese Vorurtheile verengten ihren Geist und ihr Herz; es ist abscheulich, wie diese lieben Heiligen mit Gott umgegangen sind, was für einen Caligula sie aus der ewigen Liebe gemacht haben. Hierin sind wir doch wirklich besser. Hingegen ist nichts über die Salbung, womit sie vom Heiland sprechen. Das hängt bei ihnen zusammen und

und Schwäche des Gefühls, die in Verwunderung setzt, und einen beständigen Wechsel von Unentschlossenheit und Uebereilung. Beide waren Anempfinder, sie nahmen zu jeder Stimmung einen Anlauf, aber Forster's Gemüth war tiefer und sein Auftreten macht bei weitem

mußte so sein, sonst wäre unsre Religion nicht gepflanzt worden. Gott ist alles in allem, der Mensch weiß nicht was er thut." — „Man wird in Europa erst noch fühlen, was der Fall des Glaubens für Folgen haben wird. Auch habe ich nicht den geringsten Glauben an die Phänomene wiederauflebender Freiheit, wo dieser Grund fehlt; sie ruhet auf Sand." — An dieser Rhetorik hat die Lectüre des Sallust einen großen Theil. Bei seinem angebornen Nachahmungstrieb klingen die Worte der Alten fortwährend in seinen Briefen und Schriften nach. „Es ist gewiß, daß zwischen Unglauben und neologischer Theorie das europäische Menschengeschlecht wieder eben ein so fades, unbrauchbares, todtes Wesen ward, als das von Ammian geschilderte römische Volk. Daß Gott nun weckt und schüttelt, ist ein Zeichen, das hoffen macht, noch seien wir nicht ganz dahingegeben. Warum nun dieses nicht schauen? Warum nicht erkennen, daß seine Hand alles führt? und merken auf die Zeichen der Zeit? So thaten die alten Hebräer, Griechen und Römer. Oft spricht die Bibel: Jehovah sagte, Jehovah that. Nicht als hätten die Männer immer eine artikulirte Stimme vernommen, oder ein Gesicht gesehen; oft war es nur in ihrer Seele; diese hatte einen Sinn zu unterscheiden, wenn der Herr redete, und zu erkennen was er bereitete." — Wenn man diese Sprache aus dem Mystischen übersetzt, so drückt sie doch nur eine Hingebung an die Thatsachen aus, die sich in Müller's Leben nur zu oft zu geltend macht, und die mit ihrer resignirten Frömmigkeit das Gegentheil alles idealistischen, zum Aufschwung der Seele begeisternden Glaubens ist. — „Es ist in mir etwas, das gewöhnlich nicht beisammen sich findet: in allen Weltgeschäften bin ich für Mäßigung, für die Domination des Verstandes; mein Glaube aber hat sich von selbst ohne Bücher, ohne Verbindungen, mehr und mehr mystisch geformt und ist Empfindung geworden, sowie die Freundschaft es ist. Ich halte den Mysticismus für die wahre Universalreligion, bei der die äußern Formen eine lieber als die andere sein kann, keine aber zum Wesen gehört; die herzerhebendsten, und welche Gott und Menschen einander am nächsten bringen, sind freilich die besten." „Deine Betrachtungen über die Brüdergemeinde sind wahr. Mit mir ist's darin sonderbar, daß ich einerseits für Mysticismus stark inclinire, andrerseits eine unüberwindliche Abneigung gegen alles Enge, Einschränkende habe und intolerant bin nur gegen die Intoleranz. 1770, wo ich vom Glauben meiner Kindheit abfiel, war hauptsächlich die Ursache, weil man haben wollte, es sei kein Heil außer demselben; und nur die Verdammung der Griechen und Römer kann ich den Kirchenvätern nicht vergeben. Dieser Despotismus nun herrscht freilich auch bei den Brüdern, sowie fast allen Sekten (die deistischen obenan): darum werde ich sie allezeit lieben, wie unter allem Volk wer gut ist, und ganz besonders wegen ihrer standhaften Tendenz auf den Mittelpunkt von allem, Jesum; aber nie zu ihnen treten; sonst könnte ich jene Universalhistorie nicht schreiben, denn wäre ich bei ihnen, so käme ich unter sie, vielleicht selbst auch durch zu viele Liebe." — In dieser Stimmung schließt er sich seit

mehr den Eindruck der Wahrheit. Georg Forster war 26. November 1754 zu Nassenhuben, einem Dorf bei Danzig, geboren. Sein Vater Reinhold, ein leidenschaftlicher, unternehmender Mann, dessen wissenschaftlicher Drang in der armen Pfarre keine Befriedigung fand, wurde 1765 von der russischen Regierung beauftragt, die neuangelegten deutschen Colonien an der Wolga zu bereisen. Er nahm den Knaben mit, der nun früh in der Naturgeschichte und in fremden Sprachen unterrichtet wurde. Da die Reise nicht den gewünschten äußern Erfolg hatte, begab sich Forster mit seinem Sohn nach England, wo ihm 1772 der Antrag wurde, Cook auf seiner zweiten Weltumsegelung als Naturforscher zu begleiten. Von dieser Reise brachte der junge Georg, der wieder mitgegangen war, 1775 umfassende Kenntnisse und Lebensanschauungen,

---

1786 immer enger an Lavater an, den er früher so verachtet. „Nun thut Lavater's Herz dem meinigen wohl. Sage ihm, daß ich seinen ganzen Gesang fühle und fast so stolz darauf sei, als wenn ich ihn gemacht hätte. In Wahrheit scheint er von einem Engel geschrieben." Ihm selbst schreibt er, 4. Mai 1790: „Lavater! Bruder, Vater, Lehrer, Freund, oder was sonst du mir sein willst, alles in unserm Herrn und Gott! Gesegnet seien die Götterstunden, da deine Seele sich erhob zu dem, in dem alles ist, und in ihm schaute und sah, was in dem Herzen des Menschen ist, und welche Höhe es erlangen kann, wenn es bei dem Urquell der Kraft bleibt . . . Freund Jesu und der Brüder! Trage die schwachen Schafe, wie der Meister, und hilf ihnen fort. Zu unsrer Zeit entfernen sich manche sonst Gute aus Schwäche gegen den aus dem ganzen Weltton und aus den schönsten Werken des Witzes allzu gewaltig überströmenden Strom der Sinnenlüste, und andere, gerade die zartesten Herzen aus Furcht, vor den allerreinsten in unvollständig überwundenen Schwächen zu erscheinen; daher sie sich lieber träg hinreißen lassen, und im Taumel Selbstvergessenheit suchen. Auf der andern Seite wird hierüber nirgend so gelehrt, wie es der himmlischen Reinheit würdig ist; sowie unsere Moral überhaupt ein elendes, gesetzliches, judaisirendes Geschwätz ist, welches niemand halten kann, so wird auch hierüber der Mensch nicht nach dem freien Evangeliumssinn geleitet, ohne ängstliche Gesetzesfurcht nur das zu betrachten, daß nur in reinen Herzen die echte Liebe und Christus wohnen kann, welche Hoheit, wie einig wahre Würde und Unabhängigkeit und Beschauung und Kraft in Reinheit ist, und wie diese das Licht u. s. w." — Freilich ist dabei viel momentane Anempfindung, aber alle seine Briefe verrathen, wie sehr Lavater ihn ergriffen; so 1791: „Lavater's Handbibliothek ist mir immer eine Seelenlust; ich gebe nicht viel um die Stimmung, zu der sie mich montirt; göttliche Kraft fließt aus manchen seiner Worte. Ein Buch der Bücher ist mir aber l'Homme de désir. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß noch nicht alle die Knie gebeugt vor Voltaire's Baal. Ein Werk großer Erfahrung und himmlischer Kraft." — Selbst Herder schien ihm jetzt zu wenig christlich, doch dauerte es nicht lange, bis weitere Studien die christliche Begeisterung wieder in ihre Schranken zurückwiesen und den alten Humanitätsglauben hervortreten ließen, den Herder predigte.

aber auch eine Krankheit mit, die ihn sein ganzes Leben lang nicht verließ. Der Ertrag der Reise wurde durch Streitigkeiten Reinhold Forster's mit der britischen Regierung verkümmert. Er gerieth in immer größere Noth und mußte endlich in den Schuldthurm wandern. Seiner bedrängten Lage durch Verkauf der gesammelten Naturalien und durch Verbindung mit den deutschen Höfen und Akademien aufzuhelfen wurde Georg Forster October 1778 nach dem Continent geschickt: kurz vorher hatte er mit dem jungen Physiker Sömmering aus Thorn ein inniges Herzensbündniß geschlossen und war mit ihm in den Freimaurerorden getreten, von dem er sich im Geschmack der Zeit die tiefsten Aufschlüsse für seinen Geist und die Befriedigung seiner Herzensbedürfnisse versprach. Der junge Weltumsegler wurde von den Gelehrten und schönen Geistern mit großer Aufmerksamkeit empfangen; am herzlichsten von Jacobi in Düsseldorf, mit dem er damals in sittlichen und religiösen Ansichten vollständig übereinstimmte; sie schlossen eine innige Freundschaft, an der auch Heinse theilnahm. Ende 1778 fand Georg Forster eine Anstellung als Professor der Naturgeschichte in Kassel; ein halbes Jahr darauf gelang es ihm seinen Freund Sömmering dahin zu ziehen, den Vater aus seiner Schuldhaft zu befreien und ihm eine Professur in Halle auszuwirken; seine eigne Stellung gestaltete sich immer günstiger, und nur die Neigung, die er von seinem Vater geerbt hatte, auf Bücher, Instrumente und Reisen mehr auszugeben, als seine Mittel erlaubten, brachten ihn schon damals in ernsthafte Verlegenheiten. Gegen die Philosophie sprach er sich wie Müller aus: er war überzeugt, daß sie die Kraft des Gefühls und der Anschauung untergrabe. Desto eifriger vertiefte er sich mit Sömmering in die Geheimnisse der Rosenkreuzer, um den Stein der Weisen zu finden, Geister zu bannen, über die verborgenen Kräfte der Natur zu gebieten, sich die ägyptische Weisheit anzueignen u. s. w. Müller erschien ihm zuerst als blasphemirender Voltairianer, dann aber fanden sich beide bei den Rosenkreuzern. Forster's Verirrung dauerte ziemlich lange, obgleich der Selbstmord Schrepfer's October 1783 den Mystikern einen starken Stoß gab. „Ich war ein Schwärmer, erzählt er später, aber wie sehr ich's gewesen bin, welchen hohen Grad ich erstiegen hatte, das konnten, weil ich für Pflicht hielt, es zu verbergen, wenig Menschen wissen. Ich habe alles geglaubt. Die Ueberzeugung, daß diejenigen, die mich zu diesem Glauben verführten, keine moralisch guten Menschen waren, öffnete mir die Augen." Es scheint noch ein bestimmtes Schuldbewußtsein obgewaltet zu haben nach einzelnen Aeußerungen an Jacobi und Müller, vielleicht spielte aber auch hier die Phantasie mit. Seine Muthlosigkeit war damals ebenso groß wie bei Müller. „Ruhe des Geistes, freudige, heitere Empfindung des Daseins sind so von mir gescheucht, daß ich in meinen trüben Stun-

den darum trauere, wie man um Freunde trauert, die man nie mehr zu sehen hofft. Ich wende mich auf alle Seiten und werde nur dunkle Aussichten gewahr. Es ist schrecklich, aber wahr, daß auch das einzige Gefühl, welches mich sonst bei meinen Leiden tröstete, welches mich zum Stoiker und mehr — zum christlichen Helden umzuschaffen pflegte, jetzt so erkaltet, so leise und schwach ist, daß alle meine Anstrengung es nicht anfachen kann. Muthlosigkeit, Trübsinn und Zweifel haben sich meiner Seele bemeistert, bald kann ich nicht mehr dawider kämpfen." Aus dieser Verstimmung gehen denn auch die Prophezeiungen hervor, die freilich schnell genug eintrafen, wie so manches Orakel, das aus keiner andern Quelle kommt. „Europa scheint auf dem Punkt einer schrecklichen Revolution. Wirklich die Masse ist so verderbt, daß nur Blutlassen wirksam sein kann. Vom Thron bis zum Bauer sind alle Stände von dem, was sie sein sollten, herabgesunken und keiner mehr als unsre vorgeblichen Gottesgelehrten; von ihnen kann man wohl sagen, daß sie wolfsartiger in ihren Schafskleidern sind, als Pharisäer und Schriftgelehrte je waren, unwissender im Geist der heiligen Bücher, abgewendeter von Gott und dem Heiland als die armen Neger, welche, nichts besser erkennend, ihren Fetisch anbeten. Es ist den Ungläubigen unsrer Tage nicht zu verargen, wenn sie die Scheinheiligkeit und dogmatischen Abgeschmacktheiten derselben nicht schätzen." Durch diese Zerwürfnisse, durch den Ekel und Abscheu gegen seine Ordensbeziehungen war Forster sein Aufenthalt in Kassel so verleidet, daß er im December 1783 einen Ruf an die Universität Wilna als Erlösung begrüßte; er reiste April 1784 dahin ab. Schon vorher hatten wahrscheinlich ähnliche Ursachen Müller aus Kassel entfernt. Auf einem Besuch bei seinem alten Gönner Tronchin ließ er sich — er war bereits 31 Jahre alt — von dem alten Mann zu einem Vertrage verleiten, der ihn noch als ein reines Kind darstellt. Tronchin, schreibt er an seine Mutter 18. Juni, hat mir vorgeschlagen, die letzten Jahre seines Lebens bei ihm zu sein. Hierfür soll ich von jetzt in sechs Jahren oder bei seinem Tod, wenn er früher stirbt (er ist aber 73 Jahre alt), ein jährliches Einkommen von 800 Gulden lebenslänglich beziehn. Am 31. Juni bat er den Landgrafen um seinen Abschied, und erhielt denselben. Bald fühlte er das Drückende seiner Lage. Tronchin, alt und verdrießlich, um ihn in beständiger Abhängigkeit zu erhalten, ertheilte ihm sein Almosen — denn etwas Anderes war es nicht — immer nur mit Murren. Mehrere Stundes des Tages mußte ihm Müller vorlesen, und da er zugleich in der Stadt sein Collegium wieder vortrug*), so

*) Auch dieses nahm bei seiner neuen Stimmung eine ganz andere Verfassung an. „Ich habe bemerkt, wie viel interessanter die Geschichte durch den Gedanken

stockten alle seine Arbeiten und seine Gesundheit wurde immer mehr angegriffen. Endlich hielt er es nicht länger aus, er entwich October 1784 auf Bonstetten's Gut Valeires, gab die Leibrente auf und arbeitete in strengster Einsamkeit an seiner Schweizergeschichte.*) Für den Augenblick legte er alle andere Arbeit beiseite. Auch der erste Theil wurde ganz umgestaltet; nur die Schlachtbilder blieben in der alten Form. Im Winter 1785 trug er in Bern seine allgemeine Geschichte deutsch unter großem Beifall vor. Gleichzeitig wurde die Schweizergeschichte gedruckt: die beiden ersten Bände 1786, der dritte 1788 — 95; der vierte 1805; die erste Abtheilung des fünften 1808: auch diese war nicht einmal bis zum Frieden von 1499 fortgeführt, sie brach 1489 ab. Dies war die Ausgabe, welche Müller nicht blos in den Augen der Menge, sondern unter den ersten Geistern unserer Nation den Ruf eines classischen Schriftstellers verschaffte, dessen Erfolg selbst diejenigen zweifelhaft machte, die seine Methode für unrichtig hielten. — Es ging der Schweizergeschichte wie manchem andern berühmten Buch: obgleich viel genannt, ist sie als Ganzes wenig gelesen worden. Man begnügte sich mit den einzelnen schönen Stellen, namentlich den Schlachtgemälden, denen man fast in allen Blumen-

wird: alles ist vor Gott auf einmal; Paulus Aemilius lebt noch, und M. Cicero werden wir noch sehen, denn Gott ist nicht der Todten, sondern der Lebendigen Gott; nur sendet er jeden zu seiner Zeit, bis das große Drama ausgespielt ist, und alle versammelt werden, um ihr Urtheil zu hören; da es denn sich zeigen wird, wie vollkommen sich alles ineinander fügte."

*) In diese Zeit fallen folgende Geständnisse. „Das ist an mir ein großer Fehler, daß ich zu geneigt bin, außer mir zu suchen, was in mir ist oder sein soll. Darum scheint mir jede noch nicht versuchte Lage und von denen, die ich schon erfahren habe, allemal die, in der ich nicht bin, immer der, worin ich mich befinde, vorzuziehen; darum ist nicht leicht ein europäisches Land, wohin zu gehen ich mir nicht bisweilen vorgenommen hätte, darum suchte ich vor vier Jahren das Glück im Norden, und vor zwei Jahren im Süd, und stelle mir seit einiger Zeit kein schöneres Leben vor als das, welches ich im Norden führen würde, wo ich nicht habe bleiben wollen. In der That habe ich meine Reisen immer in schlechter Gesellschaft gethan; denn ich habe mich mitgenommen. Der Traum schwindet nun endlich, der Tag bricht an, aber das Licht kommt nie ohne Dämmerung." „Ich bin in meinem Leben bis dahin meist glücklich gewesen, fast nie aber auf dem Wege, den ich gehen wollte. Also wollen wir uns trösten, wenn das nicht geschieht, was wir wünschen. Ihr könnt mir glauben, da ich von Kindheit an die Geschichte der Menschheit untersucht habe, daß ich von der wunderbaren Fügung aller Dinge täglich neue Proben entdecke. Es ist eine Kette, die von Gott ausgeht und alle Wesen vom Weltall bis zum Staub in Verbindung hält; alles ist verknüpft; hin und wieder finden wir einige Glieder der Kette, aber das meiste ist in Dunkel gehüllt."

lesen deutscher Prosa wieder begegnet. Diese Art des Erfolgs ist charakteristisch für das Buch. Eine gründliche ruhige Untersuchung fesselt den Leser von Anfang bis zum Schluß, welches auch ihr Gegenstand sei, aber von diesem Lessing'schen Geist war bei Müller keine Spur, seine Kraft war ausschließlich auf einzelne Gemälde gerichtet, welche die Einbildungskraft und das Gemüth lebhaft anregten. Da nicht jeder Moment der Geschichte dazu geeignet ist, so blieben in seiner Chronik große Lücken, matte Darstellungen, die nur ein locales Interesse haben konnten. Und doch war sein Stoff für eine einheitliche Behandlung nicht ungünstig. Es ist für einen Geschichtschreiber kein geringer Gewinn, einem Volk anzugehören, in dem jeder am Gemeinwesen einen Antheil nimmt, in dem sich die Sagen von dem Ursprung und der Fortbildung der staatlichen Zustände in ununterbrochener Ueberlieferung erhalten haben, wo jeder Einzelne sich als Erbe des Nationalruhms betrachtet. Wenn er die Heldenthaten der Eidgenossen feierte, so hatte er das glückliche Gefühl, einen lebendigen Gegenstand zu behandeln, denn wie tief die Schweiz seit drei Jahrhunderten in ihrer Thatkraft gesunken war, das Gedächtniß hatte sie nicht verloren. Um wie viel günstiger war der schweizer Geschichtschreiber gestellt als der deutsche. Dazu kam die höchst malerische Localität, die den Ereignissen Farbe und Stimmung ungesucht entgegenbrachte. Die Heldenthaten der Schweizer bezogen sich fast durchweg auf die Abwehr fremder Eroberer, die großen Welthändel hatten sie nicht berührt, der Geschichtschreiber konnte in seiner Heimat bleiben und dort jene Stetigkeit des Blicks gewinnen, die man auf einem sehr umfangreichen Schauplatz nur zu leicht verliert. Und in dem Local seiner Geschichte war Müller so zu Hause wie Homer in den Gegenden seiner Ilias. Er wußte über jeden Berg, über jedes Dorf Rechenschaft zu geben. Auf sein empfängliches Gemüth, durch Haller angeregt, hatten die Alpen einen mächtigen Eindruck gemacht, den er in seiner Geschichte wiederzugeben suchte. In der That sind einzelne seiner Alpenbilder prachtvoll ausgeführt, es ist indeß die Frage, ob die Virtuosität der historischen Malerei nicht über das Maß der Geschichtschreibung hinausgeht. Jene Gemälde sind Reiseeindrücke; historisch motiviren sie nichts, und wenn die Beschreibung fertig ist, läßt der Geschichtschreiber den Faden fallen. Selbst da, wo die Localität für das Ereigniß maßgebend ist, z. B. bei Schlachten, sieht die Landschaft mehr wie ein Ornament aus. Müller hatte nicht jenen festen Blick, der schnell zwischen dem Wesentlichen und Unwesentlichen unterscheidet und nur das erste verfolgt, er brachte den Thatsachen keine bestimmten Fragen und Gesichtspunkte entgegen, sondern ließ sich von ihnen leiten. Seine Gemälde sind zuweilen überladen: er sucht alles, was ihm an Farbe aufstößt, darin anzubringen und vergißt, daß der Maler wählen muß, da zuweilen eine Farbe die andere aufhebt. Seine

Aufmerksamkeit ist zu unruhig um an jenem festen Standpunkt zu haften, der allein eine geordnete Gruppirung möglich macht. — Die kritischen Untersuchungen über das römische Zeitalter sind später vielfach überholt; sein Talent ging nicht nach dieser Seite. Der leitende Gedanke ist der Haß gegen das Weltreich, das alle individuelle Gestaltung zertrümmert. Viel bedeutender sind die Sittenschilderungen aus dem 10. und 11. Jahrhundert, wobei ihm zu statten kam, daß er bei den einfachen Verhältnissen der Schweiz, in deren einsamen Thälern die Jahrhunderte wenig Veränderungen hervorgebracht, vieles nach der Natur copiren konnte. Für die werthvollsten Züge seiner Chroniken fand er entsprechende Gegenbilder in seiner nächsten Umgebung. Der glänzendste Theil seines Werks beginnt mit der Sage von Tell, deren Glaubwürdigkeit er gegen alle Anfechtungen vertheidigte. Er hatte einen frommen historischen Sinn für jede Art der Ueberlieferung, und wenn er sich gegen die zersetzende Kritik ereifert, die alle Anschauung in Begriffe auflösen möchte, so war das zugleich im Interesse seines Talents. Auch hätte es sich wenig mit dem treuherzigen Ton eines alten biderben Chronisten, den er annahm, vertragen, wenn er an die Heiligthümer des Volks, dessen Phantasie er kräftigen und in höhere Stimmung setzen wollte, das Messer der Kritik gelegt hätte. Die rhetorische Kraft in den rührenden Gemälden jener Heldenkämpfe von Morgarten, Sempach, Granson, St. Jakob ergreift uns noch heute. Freilich gelingt es ihm auch hier mehr das Gemüth zu befriedigen als den Verstand: über manche wichtige Punkte erhält man keine Auskunft und muß zuweilen die Hauptsache, auf die es ankommt, in der Note suchen. Dagegen sind die rührenden Züge der Helden mit großer Wirkung erzählt, und so wenig man die zusammengepreßte Sprache als Muster empfehlen kann, sie hat zuweilen etwas Hinreißendes. Personen wie Erlach, Rudolf Brun, Hans Waldmann u. a., für deren Porträts er das vollständige Material in seinen Chroniken fand, werden dem Leser vollkommen gegenwärtig, das Mitgefühl wird rege und auch im ganzen das Urtheil befriedigt. Viel weniger gelingt ihm die Zeichnung solcher Charaktere, die einen weitern Horizont verlangen. Müller hatte den Grundsatz, auch bei der Charakteristik nichts zu construiren, sondern alle einzelnen Züge seiner Quellen aufzunehmen, auch wenn sie sich widersprachen. Dieser Grundsatz, der wie die meisten schriftstellerischen Grundsätze eine Grenze seines Talents ausdrückt, ließ sich wol bei einfachen Naturen und bei einheitlichen Urkunden durchführen, aber nicht bei hochstehenden Menschen, die sehr abweichende Urtheile herausfordern. So ist ihm bei Ludwig 11. trotz seiner Abneigung gegen alle historische Construction begegnet, daß er ihn gegen das Zeugniß aller Quellen als eine Art von Musterkönig darstellt. Hier verräth sich einmal der Schüler Machia-

vell's. Einen großen historischen Charakter richtig zu zeichnen, ist Divination, oder wenn man will constructive Kraft nöthig: aus einer bloßen Copie der Quellen geht immer nur ein Mosaikgemälde hervor. Auch derjenige Theil der Geschichte, wo der Verstand ein Wort mitzusprechen hat, z. B. die Zeit des kostnitzer Concils hat keinen befriedigenden Abschluß. Zwar ist die Darstellung reich an Ideen; aber diese erscheinen nur wie etwas Zufälliges, als geniale Ahnung oder als Reminiscenz; sie ergeben sich nicht mit innerer Nothwendigkeit aus den Thatsachen. Weil er nicht im Stande ist zu generalisiren, überläßt er sich der Weissagung, er flickt die Gedankenspäne ein, die er vorher in seinen Excerpten fixirt hat. Dazu kam, daß er noch während der Vorstudien an die Ausarbeitung ging, und daß nicht selten sein Urtheil erst nachträglich berichtigt wurde. In der ersten Ausgabe hat er sich der Anmerkungen enthalten, desto zahlreicher häufen sich diese in der zweiten. Zuweilen steht hinter jedem Wort des Textes eine Zahl, die auf eine Note verweist, und das peinigt bei der Lectüre um so mehr, da man diese Noten nicht umgehen kann. Bei dem zerstückelten Stoff war die chronologische Ordnung nothwendig, aber um so mehr hat man den Eindruck des Unfertigen. Müller empfand seine Mängel sehr wohl, aber er suchte den Grund nur in der unvollkommenen Feile.*). Das ist eine Selbsttäuschung. Sein Stil ist am schönsten in einigen seiner Briefe, wo er sich ganz der ersten Eingebung überläßt, am schlechtesten in seinen Vorreden und kleinen Abhandlungen, die er wol zehn- bis zwölfmal durchgearbeitet hat. Durch die Feile schafft man wol einzelne Unebenheiten hinweg, aber den Inhalt muß sie schon vorfinden, wenn man ein organisches Ganze haben will. Die Fehler treten heut lebhafter hervor, da man überhaupt aus dem Wust des Erkünstelten und Gemachten wieder nach dem Natürlichen strebt. Aber es ist eine unerhörte Ungerechtigkeit, nur diese Fehler zu sehen. Der Stil ist nicht blos ein äußerer Schmuck, er gibt auch dem Inhalt erst den wahren Charakter, und Müller's Stil, so viel man gegen ihn einwenden kann, hat zuerst dem

*) „Die Ursache meiner oftmals dunkeln Manier war immer der Mangel genugsamer Muße zur Ausarbeitung; es ist mir nicht möglich gewesen, die Schweizergeschichte auch nur abzuschreiben. Daher ein Excerptenstil, den lange Gewohnheit mir, wie Haller, eigen gemacht. Auch was aus der Seele geflossen, ist aus diesem Grunde nicht ein heller Bach, sondern hervorbrechender trüber Alpenstrom, der mehr fortreißt als befeuchtet. Einzelne Stellen habe ich das zufällige Glück gehabt ein paarmal umarbeiten zu können: diese haben auch überall Beifall gefunden. Bei uns Deutschen ist, was einer für Publicum und Nachwelt übernimmt, fast immer blos Nebenbeschäftigung in erstohlenen Stunden; die Hauptsache dagegen das, was am vergänglichsten ist und jeder kann — Collegien lesen, Bibliotheken rangiren u. dgl."

deutschen Volk das Mittelalter in der Fülle seines Lebens und in seiner lebendigen Farbe aufgeschlossen, namentlich das 14. und 15. Jahrhundert. Man denke daran, daß die Declamationen zu Gunsten des Mittelalters erst um das Jahr 1803 beginnen, und daß diese Rhetorik nicht viel gefruchtet haben würde, wenn man nicht zugleich auf ein für classisch geachtetes Geschichtswerk hätte hinweisen können. Um zu erfahren, wie es im Mittelalter eigentlich aussah, fand man in der Schweizergeschichte doch eine viel reichere Ausbeute als in sämmtlichen Vorlesungen und Gedichten der romantischen Schule. — Es galt die Darstellung aus dem Gemeinen und Gewöhnlichen in das Ideale zu erhöhen. Klopstock fand eine verwässerte Poesie, Müller eine triviale und rohe Prosa vor. Beide wandten ein Mittel an, welches leicht zum Unwahren verleitet: sie ließen den Stil nicht aus der Sache hervorgehen, sondern sie brachten ihn als eine ästhetische Forderung der Sache entgegen. Sie lernten ihn beide aus den Alten, aus der Bibel, aus der noch nicht verwässerten Volkssprache, z. B. Müller aus den Chroniken; sie verwarfen jede Breite und Bequemlichkeit in der Form, jedes Wort sollte bedeutend und charakteristisch wirken. Sie spannten das Gemüth, um auch das scheinbar Unbedeutende mit einer gewissen Feierlichkeit auszudrücken. Vieles ist infolge dessen gezwungen und manierirt, und am wenigsten darf man ein Vorbild in ihnen suchen; aber wo das Gemüth sich wirklich regt und wo eine lebendige Anschauung die Seele erfüllt, wissen beide mächtig zu ergreifen. Freilich fehlte beiden die Gestaltungskraft. Müller hatte edle und warme Empfindungen, lebhafte Anschauungen, einen scharfen Verstand, und die Fähigkeit tief zu denken: das alles aber reicht noch nicht aus, die schöpferische Kraft zu ersetzen, die darin liegt, daß Empfindung, Bild und Gedanke gleichzeitig in der Seele entspringen. Wenn Müller stark empfand, schwieg seine Intelligenz, und wenn er ernsthaft nachdachte, war sein Gemüth gelähmt. Die Vorschnelligkeit seiner Empfindungen trübte auch im einzelnen sein Gesicht und so kamen denn seine Gedanken, seine Bilder, seine Stimmungen wie Inspirationen über ihn, die er schnell aufzeichnete und die ihn infolge dessen beherrschten. Was er Composition nannte, bestand darin, daß er sich bemühte, diese einzelnen Aufzeichnungen aneinander zu schweißen. Daraus geht aber nie ein Ganzes hervor. Wir finden fast alle Momente bei ihm zusammen, die zur Charakteristik eines Menschen oder einer Begebenheit gehören; aber es sind disjecti membra poetae, der elektrische Funke fehlt, der ihnen Leben einhaucht, fast nie gelang es ihm, den innern Kern eines Charakters schnell zu fassen, und aus ihm heraus alles Einzelne zu begreifen, er sieht ihn wol, aber nicht in dem Augenblick, wo es darauf ankäme, sondern beiläufig. Daher der Aufwand von Farben, die nicht immer zueinander stimmen und die in ihrer Mannichfaltigkeit mehr verwirren

als deutlich machen. Daher seine Mystik, die unfähig, das Gesetz des Wesens zu ergründen, im sinnlosen Spiel des Zufalls ein geheimes Gesetz sucht und sich in dunkle Weissagungen flüchtet, weil sie in ihrer Einsicht sich selbst nicht genügt. — Nachdem Müller auf der Wanderschaft sein Werk vollendet, mußte er daran denken, seinem Leben einen äußern Halt zu geben. Diez, der gelehrte Bibliothekar zu Mainz, starb in der Mitte des Jahres 1785, und Sömmering, der jetzt am kurfürstlichen Hof großes Ansehen besaß, dachte sofort an Müller. Den 29. November schreibt ihm dieser: „Wenn je ein Protestant an einem solchen Ort zu stehen verdient, so kann derjenige, welcher der erste unter allen Protestanten dieser Zeit die Hierarchie vertheidigt, wol vorzüglichen Anspruch darauf machen. Ich bin gewissermaßen ein Märtyrer derselben, da die allgemeine deutsche Bibliothek für gut gefunden, mich einer Verständniß mit den Jesuiten zu insimuliren, die zwar falsch ist, die mir aber wenigstens zu Mainz nichts schaden soll." Der Kurfürst wurde in der That gewonnen. „Ich bekam, schreibt Müller am 17. Januar 1786 einen eigenhändigen Brief des Kurfursten, er sei geneigt, mir die Stelle aufzutragen, und wünsche, daß ich baldigst nach Mainz komme. Dies versprach ich zu thun. Alle meine Freunde bezeugten hierbei ihr Leid auf eine meinem Herzen äußerst rührende Weise. Als ich aber endlich am vorletzten Tag meines Aufenthalts im Vaterland noch einmal über die Krise, worin Europa nun ist, eine Vorlesung hielt, welche mein Vaterlandsgefühl gewiß zu der beredtesten gemacht, war mir fast unmöglich, den Schluß auszusprechen; die anwesenden Edeln aber ließen theils Thränen fallen, theils begeisterte sie die Darstellung der Möglichkeit, ihrer Voreltern Freiheit und Namen zu erhalten. Diese Gesinnungen waren keine vorüberfliegende Hitze: viele, diplomatisch und moralisch die edelsten Jünglinge, haben ihre Väter gebeten, und suchen seit meiner Abreise vor meiner gänzlichen Antretung des hiesigen Amts zu bewirken, daß, da die Langsamkeit republikanischer Formen in diesem Augenblick die Errichtung einer Stelle für mich nicht erlaube, die Geschlechter des alten Adels und andere, welchen die Erhaltung der Verfassung besonders interessant ist, aus den Familienkassen mir ein Jahrgeld setzen, wodurch ich in den Stand gesetzt werde, nach meiner Neigung die Zeit meines Lebens dem Vaterland einig zu widmen ... Ich indessen suche das letzte Ja hier zu verspäten, bis ich den Erfolg ihrer Bemühungen weiß ..." Der Entscheid für Mainz (Hofrathstitel, 1800 Gulden Gehalt, 100 Dukaten Reisegeld) kam 12. Februar 1786 einige Stunden eher an als die berner Post; Müller schlug ein: „Der Mensch, des Schicksals Ball, weiß selten, was er wünschen soll." „Wie ich höre, schreibt Heyne, hat das Schicksal für Mainz entschieden. Aber ums Himmels willen, nun es einmal so ist, bleiben Sie standhaft in dem Beruf, den Ihnen der Himmel

zugeschickt hat! Sehen Sie nur nicht auf Bern zurück; noch weniger lassen Sie sich in neue Vorschläge ein; Sie könnten endlich am guten Namen und an Zutrauen verlieren!" „Verzeihen Sie meiner Ergießung des Herzens gegen den Mann, den ich so liebe und doch bei seinem Wankelmuth auf einem so gefährlichen Wege wie nach Genf wieder sehe." — Die Abschiedsrede, mit welcher Müller 20. Januar 1786 zu Bern seine Vorlesungen schloß, ist gewissermaßen sein Testament an die Schweiz. „Große Zubereitungen und Wahrzeichen eines Uebergangs des vorigen in eine ganz neue Verfassung der menschlichen Gesellschaft bezeichnen unsere Zeit. Schuldenlasten der Seemächte, vor deren Summe alle patriotischen Staatsrechner der vorigen Jahrhunderte würden zurückgebebt haben, Kriegsheere so groß und so vortrefflich geordnet, als in keiner von den Geschichtschreibern aufbehaltenen Periode; solche Bündnisse, wodurch, menschlicherweise zu reden, der allgemeine Frieden oder die fürchterlichste Erschütterung aller Staaten vom Glück und Willen etwa vier sterblicher Menschen abhängt; eine Thätigkeit von seiten großer Mächte, durch die Auflösung der alten Religion oft wider Gott und alle Rechte ungescheut, kühn, und nur durch die Vervollkommnung der politischen Arithmetik eingeschränkt. Bei den Privatpersonen ein auf die Freiheit gestimmter Charakter, von welchem aber noch nicht recht entschieden ist, ob er nach und nach den Despotismus hemmen und mäßigen wird, oder ob er nicht aus Ueberdruß endlich den Gewalthabern die Willkür alles Politischen überlassen, und sich nur die unedle Befreiung von der Pflicht beschwerlicher Tugenden vorbehalten wird —: solche Züge bezeichnen unsere Zeit; eine Zeit, von der ich nicht weiß, ob im Umfang der Historie irgendeine wichtigere vorkommt." „Die Städte und Länder der dreizehn mit uns verbundenen Orte schweizerischer Nation ruhen in dem wohlerlangten Erbe ihrer biderben Voraltern, von ihrem großen alten ewigen Bund wie von einer majestätischen Eiche beschattet"; aber auch ihnen naht sich die Gefahr des militärischen Despotismus. „Die Mittel wider einen so schändlichen Untergang sollten vor der Gefahr betrachtet werden, denn in der Noth geschieht alles leidenschaftlich und selten mit Klugheit. Zu leicht wird in langem Frieden das Große in der Politik nach und nach aus den Augen gesetzt; es altern die Grundfesten der Verfassungen; der Väter Weisheit geht aus Misverstand in Vorurtheile über." Die Gefahr kann nur durch eines abgewandt werden: „die Umschmelzung aller ewigen Bünde der dreizehn uns zugewandten Orte in einen allgemeinen, bestimmtern Bund, wodurch besonders dafür gesorgt würde, daß gegen Ausländer alle mit gemeinem Nachdruck agirten." — Gleich bei seiner Ankunft in Mainz wurde Müller in politische Geschäfte verwickelt. Noch in der Schweiz hatte er die Vorbereitungen zum Fürstenbund mit großer Aufmerksamkeit verfolgt: es handelte

sich um einen neuen Kampf gegen die östreichische Weltmonarchie. „Ich fühle für die kommenden Zeiten, schreibt er an Gleim 8. Januar 1786, für Europa, Ihr und mein Land, was entstehen würde, wenn es der Union misglückte: ich denke, jeder Mann von Geist und Muth sollte arbeiten, die öffentliche Meinung mehr und mehr für die Grundsätze dieses großen Bundes zu gewinnen. Man verdunkelt der Fürsten und Stände Rechte und Interessen: ich möchte das Gegengift verarbeiten, und für Ihres Friedrich Propositionen durch starke Darstellung, was Deutschland war, ist, werden könnte und bleiben soll, die Gemüther bereiten." Er stand in beständiger Correspondenz mit Herzberg; durch diesen war auch die kleine Abhandlung: Zweierlei Freiheit veranlaßt, die Juli 1786 im deutschen Museum erschien. Unmittelbar nach dem Tode des großen Königs (August 1786) betrieb er wieder seine Anstellung in Berlin; er verhieß eine deutsche Reichsgeschichte, die östreichisch gesinnte von M. J. Schmid zu verdrängen. Vorläufig verlangte man etwas über den Fürstenbund zur Ergänzung der Dohm'schen Schrift; zu diesem Zweck gab ihm der mainzer Hof, der jetzt ganz in die preußischen Plane eingegangen war, Urlaub von seinen Geschäften an der Bibliothek. Die Darstellung des Fürstenbundes (vollendet 12. Februar 1787) vertiefte sich in die ersten Begriffe der Rechtsphilosophie. Bürgerliche Freiheit ist, wo Gesetze einen jeden Menschen wider alle willkürliche Gewalt bei Ehre, Leib und Gut sichern. Die politische Freiheit besteht in dem, daß Fundamentalverordnungen und Friedensverträge einem jeden Staat seine Verfassung und seine Besitzungen gewähren. Aus dieser Begriffsbestimmung ergibt sich ein geschickt geführter Kampf gegen den Absolutismus und die Universalmonarchie. „Ein unbedeutender Philosoph (besonders wenn er schweigt) ist überall frei, die Lazzaroni sind es ebenfalls; wo keine Polizei ist, sind es auch die Bettler. Aber daß er sich der Staatspflichten entäußert, entschuldigt kein Gefühl unbezwingbarer Seelenhoheit, keine Philosophie." „Bei den Verbindungen für die allgemeine Freiheit kommt es nicht auf höhere Motive an. Privatinteresse und Nebenumstände haben das Meiste gethan. Uns kann gleichgültig sein, ob König Wilhelm aus Privathaß, aus Ruhmbegierde oder aus staatskluger Sorge für Europa die Projecte Frankreichs gehemmt: edel genug, wenn er seinen Leidenschaften die gemeinnützigste Richtung gab. Solange Menschen sein werden, läßt sich kaum eine bessere Lage der Geschäfte denken, als worin das öffentliche Gute zugleich der Weg für das Privatglück sei. Staatsverbindungen beruhen weniger auf dem Charakter des Urhebers, als daß wir uns folgende Fragen wohl beantworten: Was ist unser und sein Interesse? sind sie dieselben? hat er den Geist solches zu fühlen und Macht uns zu helfen?" — Die deutschen Fürsten hatten Recht, sich in ihrem Kampfe gegen den

Kaiser auf Gregor 7. zu stützen. „Niemand konnte so wie der Papst ihrer Association Consistenz geben. Seine Theologie beurtheile die Kirche, seine Privatabsichten der Richter der Lebendigen und der Todten; aber wer hat wider den alldrohenden Despotismus der klügsten, der thätigsten und mächtigsten Kaiser beharrlicher und wirksamer gearbeitet? Unsere Reichsverfassung, die ihre Stärke jetzt in sich selbst, und in welcher Europa seine Sicherheit findet, sind wir dem Papst schuldig. Weder weltliche noch geistliche Universaldespotie ist gut: vielleicht aber hat diese folgenden wichtigen Vorzug. Alle Herrschaft, welche auf der Meinung beruht, besteht nur solange sie erträglich verwaltet wird; was hat es nicht gekostet, um die Welt von den Cäsaren zu befreien. Als dem Norden der Papst nicht mehr gefiel, so entzog er sich ihm." Darum tritt er auf Seite der Welfen, auf Seite Heinrich des Löwen. „Die Gesetze können sich nicht selber helfen; Glück genug, wenn ein großer Fürst für sie interessirt ist, und wenn mehrere Fürsten vom zweiten Rang ihn bei der guten Sache unterstützen." Doch war die Macht der Welfen beim Fall der Hohenstaufen zu gering, um die Anarchie abzuwehren. „Dies wird vermieden, wenn ein Reichsfürst groß genug ist, um wider den größten zu schirmen, und nicht so groß, daß ihm das Reich gleichgültig sein könne." Mit Begeisterung schildert er die moderne Idee des europäischen Gleichgewichts. „Wie dem gewaltigsten so dem geringsten Staat werden durch die Theilnehmung der zunächst interessirten und ferner der übrigen Staaten seine Rechte gesichert. Verträge soll keiner unter irgendeinem Vorwand eigenmächtig verändern. In unbestimmten Fällen wird nach allgemeinem Interesse entschieden. Am aufmerksamsten werden die Schritte des Mächtigsten beobachtet; man darf ihm nicht erlauben, was Geringern hingehen könnte; die kleinste Uebertretung von ihm wird allgemeine Sache." — Das europäische Gleichgewicht wird hauptsächlich durch die östreichische Universalmonarchie bedroht. Schon durch Karl 5. Man fand gegen ihn das richtige Mittel der Union; aber diese säumte zu lange. „Die Protestanten waren überzeugt, ihre Sache sei gut, sie sei die Sache Gottes. Man führt eine gute Sache selten so klug und fleißig als eine böse; die menschliche Trägheit überredet uns, was gut ist, gehe von selber: ein Irrthum sowol wider die Schrift als wider die Ordnung der Natur." Denselben Fehler beging die Union gegen Ferdinand 2.; und rücksichtsloser betrat nach ihrem Fall die östreichische Monarchie den Weg des Despotismus. Auch diesmal mußte Frankreich helfen wie gegen Karl 5.; schlimm genug, aber es war nicht zu vermeiden. „Der westfälische Frieden, den Umständen der Zeit so angemessen, in seinem Geist so umfassend und systematisch, daß er das erste Studium der Staatsmänner sein muß, befestigte die Gesetze der Deutschen und die europäische

Freiheit." Der Vollender dieses Staatensystems war Wilhelm von England, der die Uebermacht Ludwig's 14. brach. „Seither wird für das Gleichgewicht so entscheidend am Ganges wie am Rhein gestritten, und der ist nicht mehr ein vollkommener Staatsmann, dessen Kenntniß und Blick nicht alle Staatenverhältnisse auf dem Erdboden umfaßt." Dieses Staatensystem, „worin die Macht unter mehrere Fürstenthümer und Republiken so vertheilt ist, daß kein Staat ungerecht sein dürfe, ist in einer bedenklichen, doch nicht verzweifelten Lage". Es wird wiederum durch Oestreich bedroht. Dieser Gefahr zu begegnen ist vor allem nöthig, den Begriff der Reichsgewalt zu untersuchen. „Die Reichsverfassung ist eine große Eidgenossenschaft ungleicher Mitglieder, die, bewogen durch den Wechsel der Zeiten, sich zusammen einverstanden auf gemeines Recht und gemeine Hülfe." — Und wenn sie bedroht wird? — „Jede Verfassung, welche eine Erneuerung ihrer Kräfte nöthig hat, findet sie am besten in der Natur ihres Grundsatzes: die Deutschen haben sich in allen Krisen durch Associationen geholfen." — Am größten ist die Gefahr, seit das Haus Lothringen in Oestreich regiert. Ungescheut wird seitdem die Nichtigkeit aller Verträge, die ausschließliche Berechtigung des momentan Zweckmäßigen gepredigt. Zunächst empfinden die geistlichen Fürsten Kaiser Joseph's Uebergriffe. Die Entscheidung dieser Fragen liegt in den „Gesetzen der katholischen Kirche, nach welchen jene auf das Ewige und Innere zielende Macht, von der so viele Staaten ihre erste Aufklärung und moralische Bildung haben, in den Bisthümern unabhängig existirt: ewig nach den katholischen Lehren, und wenn sie umgeändert werden müßte (setzt doch der Protestant hinzu), gewiß nicht von Einem, sondern durch die Nation, durch Geist und Kraft und nie mit Feuer und Schwert." „Wenn die Hierarchie ein Uebel wäre, besser doch als Despotie: sie sei eine leimerne Mauer, sie ist's doch gegen Tyrannei. Der Priester hat sein Gesetz, der Despot hat keines; jener beredet, letzterer zwingt; jener predigt Gott, dieser sich. Man spricht wider den Papst, als ob ein großes Unglück wäre, wenn ein Aufseher der christlichen Moral dem Ehrgeiz und der Tyrannei befehlen könnte: bis hierher und nicht weiter!" — Alle Stände werden durch die östreichische Usurpation gleichmäßig bedroht: die Fürsten, die Städte, die Ritter; Müller ruft die Schweizer zu Hülfe, ja im Nothfall die Franzosen; er weist endlich auf den natürlichen Schutz des Reichs, auf Preußen. „Seither sammelte Friedrich Bürgerkronen als der Wohlthäter seiner Preußen; die öffentlichen Angelegenheiten betrachtete er mit jenem Blick, dem nichts entging, was er sehen wollte, mit einem offenen festen Heldenblick, in dem nichts Aengstliches, nichts Unstetes war, da er gegen die vorkommenden Schwierigkeiten in seinem großen Geist gemeiniglich mehrere Gegenmittel fand, und meist nur die wählte, deren

Gebrauch ganz von ihm abhing. Die Rolle Preußens ist nicht die Frucht besonderer Tugend, welche, so herrlich sie an dem oder diesem hervorleuchtet, nicht selten mit ihm stirbt. Vielmehr gründet sie sich auf die Lage dieser Monarchie; solange diese bleibt und ein König sie kennt, solange müssen die Preußen die Erhaltung des Reichs wollen, das Können hat Friedrich hinterlassen." — Der Fürstenbund wird endlich, wenn er seine Aufgabe löst, als der Stolz der Gegenwart, die Hoffnung der Zukunft bezeichnet. — Bei Hof scheint die Schrift gefallen zu haben; man weihte den Verfasser tiefer in die Geheimnisse der Politik ein und verwandte ihn ausschließlich zu Staatsgeschäften. Umsonst warnte ihn Herder, der Einfluß, den er erlangt zu haben glaubte, schmeichelte ihm zu sehr. Zunächst handelte es sich in Mainz um die Wahl eines Coadjutors, es sollte für Dalberg gewirkt werden und zu diesem Zweck schrieb Müller im April 1787 die Briefe zweier Domherren, in denen die Capitel als eine Stütze der aristokratischen Verfassung Deutschlands dargestellt wurden. In demselben Geschäft wurde er im folgenden Monat nach Rom geschickt; er fand, daß der heilige Vater für seinen Segen erstaunlich viel Geld verlange. Im Spätherbst desselben Jahres machte er eine Reise nach Schaffhausen: der Magistrat hatte ihm ein Jahr vorher für die Uebersendung seiner Schweizergeschichte viel Artigkeiten gesagt und man bot ihm eine Stadtschreiberstelle an. Er erwog die Sache lange hin und her; doch wurde dieser Erwägung ein Ende gemacht, als ihn der Kurfürst 25. April 1788 zum wirklichen geheimen Legationsrath mit einem bedeutenden Gehalt ernannte. Seine Stelle bei der Bibliothek erhielt auf seinen Vorschlag Georg Forster.*) — Diesem begegnen wir August 1784 auf seiner Durchreise nach Polen in Wien, wo sich der Kaiser sehr huldvoll mit ihm unterhielt; aus dem grübelnden Rosenkreuzer ist ein frischer Lebemann geworden. „Ich bin sinnlicher als du, schreibt er an Sömmering, seitdem ich der Schwärmerei auf immer Adieu gesagt und eingesehen habe, daß es Thorheit sei, um des ungewissen Zukünftigen willen das sichre Gegenwärtige zu verscherzen. Wahres Glück ist nach meiner Meinung jetzt, alles zu genießen was mir selbst und andern nicht schadet." Diese glückliche Stimmung wurde bald verkümmert, als er November 1784 in Wilna ankam und nun im vollsten Sinn des Worts „polnische Wirthschaft" kennen lernte. Er hätte die Stelle schnell wieder aufgegeben, wenn er nicht von der polnischen Regierung sehr erhebliche Vorschüsse empfangen hätte, die er abzuzahlen unvermögend war. Er tröstete sich in der Weise Müller's: „Ich sehe die Jahre, die ich hier zu bleiben ver-

*) Heinse war auf seine und Jacobi's Verwendung schon 1786 als Vorleser des Kurfürsten in Mainz angestellt.

sprochen habe, als eine neue Vorbereitungszeit an, in welcher ich mich für eine dereinstige bessere Lage, wo ich mehr Gelegenheit zu nützen finden möchte, durch meine Studienforschung anschicke." Gleich bei seiner Abreise hatte er sich bei Heyne um die Hand seiner Tochter Therese beworben; von übertriebener Wärme scheint das Verhältniß auf beiden Seiten nicht gewesen zu sein: Forster erklärte sein Verhältniß zu Sömmering für viel tiefer und leidenschaftlicher als das zu seiner Braut, und Therese hat auch ziemlich kühl gewählt. Trotz der Bedenken des Vaters führte er sie August 1785 nach Wilna heim. Gleich im Anfang dieser Ehe treten Spuren jenes ungeordneten Haushalts hervor, durch den sie auch später verkümmert wurde; der stets sich steigernde Unmuth über seine Stellung kam dazu, und er sah sich ungeduldig nach allen Seiten um, um seiner Lage zu entfliehn.*) Endlich Juni 1787 kam Hülfe aus Rußland. Es wurde eine neue Expedition in die Südsee projectirt und Forster sehr glänzende Anerbietungen gemacht. Die Hauptsache war, daß Rußland Forster's Schuld und Verbindlichkeit an die polnische Regierung mit 2000 Dukaten einlöste und ihn auf diese Weise befreite. Mit Freuden griff Forster zu und reiste Mitte August 1787 zunächst nach Göttingen ab. Dort mußte er freilich vernehmen, daß wegen des ausbrechenden Türkenkriegs die Expedition aufgegeben sei, aber jene Summe wurde ihm geschenkt und bald darauf verschaffte ihm J. Müller die Stelle in Mainz. Ganz in der Manier dieses Freundes schreibt er nach Gotha: bin ich nach Jahren geschickter, brauchbarer geworden als jetzt, und bietet sich mir dann eine bequemere, angenehmere Lage dar, so hindert mich nichts, sie anzunehmen. Aus dieser ersten Periode seines mainzer Aufenthalts schreibt sich das Fragment: „An des Jahrhunderts Neige stehen wir; dies allgemeine Sehnen nach Aenderung der gegenwärtigen Form, nach Abhülfe der so häufigen Mängel, dieses Suchen hierhin und dorthin; dieses Auflehnen der Vernunft gegen den politischen Zwang; dieser Zwang der Vernunft, der das Gefühl beherrscht; diese Erziehungsinstitute zur Bildung vernünftiger Maschinen; diese Con=

*) Seine Abneigung gegen die Philosophie steigerte sich mit seiner Abneigung gegen alles Theologische. „Im Cirkel menschlicher Begriffe lag es freilich, daß unsere Gattung sich einmal mit speculativen Ideen herumtummeln mußte, und zur Entwickelung der Denkkraft hat es freilich genug beigetragen, insofern jede Uebung des Geistes dahin abzweckt. Aber gut ist es doch, daß wir endlich diesen Wust ins Reine haben, wissen, man komme nimmermehr auf diesem Wege weiter, daß wir die jämmerliche Metaphysik auf ewig unter die Bank werfen und uns an das reelle Sinnliche halten." Seine Fehdeschrift gegen den „Archisophisten und Archischolastiker" Kant „über die Menschenracen" sandte er an Herder, der große Freude daran hatte.

vulsionen des Glaubens an Wunderkräfte außer dem Gebiete der Vernunft; dieser Kampf der Aufklärung mit der Religion; diese allgemeine Gährung verkündigt einen neuen Lehrer und eine neue Lehre." — In Mainz trieben die Reste der aufgelösten Jesuiten und Illuminaten ihr Wesen. In religiöser Beziehung dachte der Kurfürst gerade so frivol wie ein Zeitgenosse Leo's 10., der Dichter des Ardinghello war sein Liebling, und wenn er der jesuitischen Partei, der er seine Erhebung verdankte, schicklichkeitshalber einmal nachgab, so geschah es in den möglichst nichtssagenden Formen, z. B. als er einmal Forster wegen antichristlicher Aeußerungen durch Müller einen Verweis ertheilen ließ. Forster hatte ein gutes Gehalt und sein Amt gab ihm hinlängliche Muße, seiner schriftstellerischen Thätigkeit nachzugehn. Das Princip der Humanität, das er in sich ausgebildet, war noch keineswegs exclusiv. Als die berliner Jesuitenriecher einen katholischen Bekehrer heftig angegriffen, trat er im Herbst 1789 im Einverständniß mit Jacobi und W. von Humboldt, der ihn besuchte, im Interesse der Toleranz für die Katholiken in die Schranken. Wie alle Welt begrüßte er die ersten Symptome der Revolution als die Hoffnung einer bessern Zeit; doch keineswegs in leidenschaftlichen Formen, und noch 1790 nahm er Gelegenheit, eines seiner Werke dem Kurfürsten mit ehrfurchtsvollem Dank zu widmen. In dieser Zeit schreibt sein Schwiegervater an ihn: „Daß Sie in Ihrer Thätigkeit Ihre Zufriedenheit suchen, freut mich. Allmählich, sehe ich, werden Sie auch von der Chimäre geheilt, in der man sich so gern verstrickt, als müßten wir alle in das Große, in das Ganze wirken, sonst hätten wir Ursache misvergnügt und mit dem Gang der Dinge unzufrieden zu sein, wenn wir einen kleinen Wirkungskreis haben. Ich weiß keinen sichtbarern Beweis von Schwäche." — Es scheint, daß Forster sich zu wenig um die Leitung des Hauswesens kümmerte. Sein junger Hausfreund, der Legationssecretär Huber, der ihm aufrichtig zugethan war und Therese leidenschaftlich liebte, mußte oft seine Stelle vertreten, er war der Helfer, der Vermittler, der Vertraute und stand bald Theresen näher als ihr Mann. Die innere Entfremdung wurde noch größer, als Forster mit A. von Humboldt im Frühling 1790 eine Reise durch Holland, England und Frankreich machte; jene Reise, deren Frucht die Ansichten vom Niederrhein waren, Forster's vollendetstes Werk und eins der schönsten Erzeugnisse der deutschen Prosa überhaupt. Als Forster von dieser Reise zurückkehrte, hatten ihn bereits die politischen Bewegungen tiefer ergriffen, in einer Abhandlung über Burke setzte er seine Ansichten über die Revolution auseinander. „Die Natur der willkürlichen Gewalt läßt sich nicht verkennen, sie werde von einem Tyrannen und seinen Satelliten oder von einer zwölfhundertköpfigen Hydra verübt; sie trotze auf Erbrecht, Herkommen und Vorurtheil oder sie trage die Lanze

der alles richtenden Vernunft. Im großen Gange menschlicher Begebenheiten liegt weit mehr Unwillkürliches, als das stolze denkende Thier in seinem Freiheitstraum zugestehn will. Die Revolution ist anzusehn als ein Werk der Gerechtigkeit der Natur. Der Stolz der Vernunft mit seiner Gleichheit, seinen Rechten der Menschheit, seinen metaphysischen Theorien ist jetzt an die Reihe gekommen; sonst war es der Stolz der Geburt und der Heiligkeit, womit man sich für besser als andere ausgab, um ungestraft schlechter sein zu können. Nicht die Weisheit oder die Thorheit der Nationalversammlung hat den in Lüsten erschlafften hohen Klerus und den mark- und hirnlosen Adel vernichtet, sondern die gänzliche Unfähigkeit dieser beiden Gesammtheiten hat sie gestürzt. Wenn es Sterblichen vergönnt ist, sich Wege des Schicksals, der Vorsehung, der Gottheit zu denken, so sind es gewiß nicht die armseligen Combinationen, die eine menschliche Klugheit dafür ausgibt; sondern die Geschichte des Vergangenen kann sie lehren, wo sie uns Revolutionen aufbewahrt, die den allzu sichern Frevler überraschten." — In derselben Zeit übersetzte er die Sakontala nach der englischen Bearbeitung, eins der ersten Bücher, welches die Freunde der deutschen Dichtkunst auf jene exotische Pflanze der indischen Poesie aufmerksam machte, die später bei uns einen so großen Boden gewinnen sollte. — Bald nach Forster's Ankunft in Mainz erschien eine der seltsamsten Staatsschriften, welche die Literatur kennt. Im Fürstenbund hatte die Stellung der Betheiligten sich geändert: Mainz war jetzt der Treiber, und Preußen legte der Entwickelung jedes mögliche Hinderniß in den Weg. In Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde zeigt Müller, daß er recht klar und vernehmlich sprechen kann, wenn es ihm einmal gelingt, das Zagen seines Herzens und die Bedenken seiner Staatsklugheit zu überwinden. In der Einleitung geiselt er mit bitterm Spott die deutsche Neigung, sich mit blindem Vertrauen der ersten besten Phrase eines Fürsten hinzugeben. „Wenn die deutsche Union zu nichts Besserm dienen soll, als den gegenwärtigen Statum quo der Besitzungen zu erhalten, so ist sie unter den mancherlei politischen Operationen, die in Deutschland vorgenommen wurden, wirklich die uninteressanteste. Sie ist wider die ewige Ordnung Gottes und der Natur, nach der weder die physische noch moralische Welt einen Augenblick im Statu quo verharren, sondern alles in Leben, ordentlicher Bewegung und Fortschreitung sein soll, um nicht durch Stockung in Verwesung überzugehn. Sie kann keinen vernünftigen Menschen interessiren. Ohne Gesetz noch Justiz, ohne Sicherheit vor willkürlichen Auflagen; ungewiß unsre Söhne, unsre Ehre, unsre Freiheiten und Rechte, unser Leben einen Tag zu erhalten; die hülflose Beute der Uebermacht, ohne wohlthätigen Zusammenhang, ohne Nationalgeist zu existiren, so gut bei solchen Umständen einer mag — das ist unsrer

Nation Status quo. Und diese Union wäre da, ihn zu befestigen! Diese weltgepriesene Union reducirte sich also am Ende auf zwei Punkte: zu machen, daß Baiern das Glück habe, statt Joseph's 2. den Herzog von Zweibrücken zum Landesvater zu bekommen! wenn Kaiser Joseph mit rascher Hand, ohne zuvor ein Menschenalter hindurch über die Form zu deliberiren, einen eingewurzelten Misbrauch hinwegreißen will, diesen Misbrauch aufs äußerste zu vertheidigen, damit er doch seine funfzig Jahre noch stehen und wirken möge!"*) — Vom Fürstenbund sei überhaupt nichts zu erwarten, wenn er nicht im ersten Feuer das Nöthige durchführe. „Ich kann nicht begreifen, wie Deutsche Verstand und Muth verloren haben sollten, endlich einmal den Machtsprung zu thun, hinaus über die Jahrhunderte alten Pedanterien zu ordentlichen Kammergerichtsvisitationen, einer wohleingerichteten Reichshofrathsvisitation, festen Vorschriften und einem subsidiarischen Gesetzbuch; zu einer zweckmäßigen, billigen und beständigen Wahlcapitulation, einer thätigern Reichsverfassung, einer guten Reichspolizei, einer angemessenen Defensivanstalt; zu echtem Reichszusammenhange; alsdann auch zu gemeinem Vaterlandsgeiste, damit auch wir endlich sagen dürften: Wir sind eine Nation!" — „Zu einer andern Zeit eine weitere Schilderung des Reichs, was Satire scheint, ist leider Geschichte." Und doch ist für den Augenblick nicht die geringste Hoffnung, daß von seiten der verbündeten Höfe etwas geschehe. „Hier stehen meine Gedanken still; ich weiß nichts mehr. Ich sehe ein graues Dunkel, ein Chaos von Widersprüchen vor mir, über welchen ohne Zweifel ein Geist der Weisheit brütet, aus dem aber eine gewöhnliche Weltklugheit kein Licht hervorzurufen vermag." Sollte auch die neueste Hoffnung verschwinden, „so haben wir zum wenigsten gelernt, denen nie mehr zu vertrauen, die bald nicht helfen wollen, bald nicht können. Sie mögen stehen oder fallen; der Enthusiasmus für ihre Unionen und Waffen höre auf. Verflucht sei der Mann, Schande komme über sein Haupt, der dem Säumigen das Wort redet". — Diesmal hatte Müller die strengste Anonymität bewahrt, Jacobi hatte (Mai 1788) die Herausgabe der Schrift vermittelt. Sie verfehlte nicht großes Aufsehn zu machen, war

*) Auch diesmal bezeichnet Müller die Annäherung der beiden Religionsparteien als nothwendig zum Fortschritt der deutschen Cultur. „Doctor Luther's Werk war nothwendig und gut. Aber es gab, zumal nach dieses großen Mannes Tod, die Erbitterung der beiden Religionsparteien dem deutschen Geist eine schiefe Richtung. Ueber Bestimmung des Unergründlichen wurde das vor den Füßen Liegende vergessen; die Theologen und Jesuiten wußten den vaterländischen Verstand solchermaßen zu verrücken, daß nicht nur aller Fortgang der echten Lebensweisheit und des guten Geschmacks versäumt und hintertrieben, sondern auch ein Fürst mehr und mehr von dem andern, jedermann aber vom Vaterlandsgefühl entfremdet wurde."

doch an einer Stelle, wenn auch nur abwehrend, von der Möglichkeit die Rede, die Einheit Deutschlands einmal in republikanischen Formen zu suchen. Namentlich war der preußische Hof ungehalten. Was die merkwürdige Umwandlung in Müller's Ansichten betrifft, so spielten wol endliche Motive unbewußt mit: er hatte die Idee des preußischen Dienstes aufgegeben. Die Hauptsache aber war das Vorgefühl des Sturmes, der in Frankreich bald losbrechen sollte und von dem sein empfängliches Gemüth in mächtigen Schwingungen erschüttert wurde.*) — In eine

*) An Füßli, 29. Juli 1789: — „Der 14. Juli war der wichtigste Tag seit der Schlacht bei Philippi. Es ist ein lange nie gesehenes Schauspiel, Freiheit als Tochter des Lichts, gegründet auf Gesetze, an der Spitze des größten Volks in Europa zu sehn. Die Convulsionen sind stark; aber eine freie Verfassung ist für das nicht zu theuer. Was hat die englische, die holländische, unsre nicht gekostet! Nun aber nimmt mich doch wunder, ob die Deutschen sich nicht bald schämen werden, ihrer Solidität, ihres superioren Verstandes sich gegen die frivolen Franzosen zu rühmen? — Im übrigen ist's äußerst aufmunternd zu sehn, daß, was Montesquieu vor vierzig Jahren gesäet, nun aufblüht. Es wird nichts Gutes vergeblich gesäet; denn, wer sein wartet, derselbe stirbt nicht. Darum frisch zu, auch wir! denn selbst Helvetien wird nicht allezeit schlummern." — 6. August: „Welch eine Scene in Frankreich! Gesegnet sei ihr Eindruck auf Nationen und Regenten! Ich hoffe, mancher Sultan im Reich werde heilsam erzittern, und auch manche Oligarchie lernen, daß man es nicht zu weit treiben darf . . . Kann's eine Frage sein, ob ein luftreinigendes Donnerwetter, wenn es auch hier und da einen erschlägt, nicht besser sei als die Luftvergiftung, als Pest?" — 14. August: „Der 14. Juli ist der schönste Tag seit dem Untergang der römischen Weltherrschaft. Das vorige Säculum ahmte französische Frivolität nach, das künftige wird Muth an ihnen lernen. Um wenige Burgen reicher Barone, um die Köpfe weniger, meist schuldiger Großen, ist diese Freiheit wohlfeil erkauft. Sie wird eine Kraft in ihre Charaktere legen, wodurch die politische Macht wieder furchtbar emporsteigen wird. Mögen sie denn fallen, die, welche zittern, ungerechte Richter, überspannte Tyranneien! es ist recht sehr gut, daß die Könige und Räthe gewahr werden, sie seien auch Menschen . . . und daß die Vorsehung sie aus dem Schlaf rüttelt, in welchen die lange Geduld der Nationen sie eingewiegt. Nur sollten die Eigenthumsrechte und die Justiz nicht so gar verletzt werden! da sie in Frankreich beide so schrecklich leiden, so wird auch mir bald unglaublich, daß dasselbe Werk bestehen könne. Es ist nicht gleich dem englischen vor hundert Jahren. Verstand präsidirte letzterm; diesem Witz, Systeme, Phraseologie." — „Mir gefällt weder die Verschmähung aller Erfahrungen voriger Zeiten und andrer Völker, noch die belletristische Phraseologie, die ich oft kaum verstehe." — 8. Februar 1790: „Der französische Schwindel hat alle Köpfe so verwirrt, daß Geistliche und Edle kaum wünschen dürfen, frei zu werden, aus Furcht, ihr Ruin sei dabei. Es ist zu befürchten, daß die unmäßigen Forderungen der Demagogen den Despotismus befestigen, wo er noch jung ist, und seine Wiederkehr befördern, wo er verbannt schien; ich gestehe,

Flut von Geschäften stürzte ihn der Tod des Kaiser Joseph und die darauf folgende Kaiserwahl. Die unnützen Formalien, bei denen er als Protestant nicht einmal die erste Stelle bekleiden konnte, verdrossen ihn zwar, indessen fühlte er sich doch nicht wenig geschmeichelt, „an diesem großen historischen Ereigniß theilzunehmen, und dadurch für seine historischen Studien neue Anschauungen zu gewinnen". Durch den Tod des Kaisers war Müller's Stellung zu Oestreich wesentlich verändert. Was ihn unter Joseph zum Feinde dieses Staats gemacht, die Vertheidigung der Geistlichkeit und das conservative Princip überhaupt, empfahl ihn der neuen Regierung als Bundesgenossen. Sein Ruhm hatte jetzt seine Höhe erreicht und er erschien als eine wünschenswerthe Acquisition. Schon im December 1790 wurde mit ihm unterhandelt, ihn nach Wien zu ziehn, wo er mit dem Titel eines kaiserlichen Raths eine ansehnliche Pension beziehen und so lange ohne öffentliche Geschäfte bleiben sollte, bis sich ein literarischer Platz für ihn finden sollte. Der kaiserliche Abgeordnete verwunderte sich über nichts so sehr, als daß man Müller mit Finanzsachen und Aehnlichem plage, worüber seine Zeit und Geisteskraft unnütz verschwendet werde. Müller fing sofort Feuer, ergriff eine beliebige Gelegenheit, um gegen den Kurfürsten seine Unzufriedenheit auszusprechen und bot, als dieser sich ungnädig äußerte, sofort seine Entlassung. Indeß wünschte man von Wien aus, daß Müller nicht ohne Einwilligung des Kurfürsten seinen Dienst verlasse. Der Kurfürst ernannte ihn zum wirklichen geheimen Staatsrath und Müller schrieb nach Wien, zu einer andern Zeit hoffe er von Sr. Majestät Gnade den seinem Herzen erwünschten Gebrauch zu machen. Gleichzeitig warb man um ihn für die berliner Akademie und für die Bibliothek in Hannover: beide Höfe suchte er bei guter Disposition für die Zukunft zu erhalten. Der Kaiser erhob ihn bei dieser

---

daß ich von der Consistenz dieser überspannten Ideen mir keinen Begriff machen kann." — 10. März 1790: „Viele hoffen oder fürchten, der Fall des Throns werde auch den Altar mit umreißen. Ich gestehe, daß ich dieses nicht eben für das größte Unglück halte: in Christi Religion sind weder Priester noch Altare . Indessen wird etwas Aeußerliches immer doch auch sein müssen: Ich glaube dieses aber etwas Neues; das Alte bedurfte einer Wiederauffrischung; es müssen periodische Revolutionen kommen, sonst schlummert alles in Sinnlosigkeit ein." — 14. Juli 1790: „Heute ist nun das Freiheitsfest. Ich gestehe, daß ich doch bisweilen glaube, es werde Bestand haben. Gott scheint mir dieses Werk zu thun; er will einmal eine neue Ordnung der Dinge. Die Reformation von 1517 schien anfangs auch nicht sich behaupten zu können. Der Freiheitssinn ist zu tief und allgemein in die Völker gefahren, und zu offenbar gewinnen sie dabei, um sich's wieder entreißen zu lassen. Partialrevolutionen wird das Werk noch viele leiden, aber der Geist wird wol bleiben."

Gelegenheit in den Adelstand. (Januar 1791.) Indeß näherte sich immer drohender das Unwetter der französischen Revolution. Die Franzosen wollten augenscheinlich den Krieg, und der Kurfürst von Mainz, der Beschützer der Emigranten, war zunächst bedroht. Müller's Betrachtungen über die Revolution wurden immer ängstlicher, bis endlich die Katastrophe einbrach.*) — „Bald nach dem Anfang des Revolutionskrieges, ohngefähr

*) 16. Juli 1791: „Ich bekenne, daß ich in der französischen Revolution viel Gutes finde: aber erstlich, nachdem ich lange überlegt, wie ich mich benehmen soll, habe ich gefunden, daß ich den Posten behaupten muß, den die Vorsehung mir angewiesen, und welchem zufolge die Abschaffung aller geistlichen und weltlichen Herren, erblichen Adels und herkömmlicher Macht von mir nicht unterstützt werden darf; zweitens finde ich die Franzosen auf einem mir als Privatmann schon äußerst fatalen Weg; abstracte Theorien sind ihnen alles: ich sehe auf das, was war und ist; drittens, hiernächst weiß und sehe ich, daß sie den Namen Jesu Christi als einen Namen Gottes nicht mehr genannt wissen wollen, und ich glaube, daß der Herr, auf eine uns unbegreifliche Art, für uns, Gott ist, und bete ihn an, kann auch nicht glauben, daß sie ohne Gott auslangen werden. Weil ich daher glaube, daß ihre Sache, so wie sie jetzt ist, böse ist, so wünsche ich nicht die Herstellung (†††) des Despotismus, aber eine Verfassung wie jene, unter der Addison, Pope und Newton ohne Spott haben Christen sein dürfen, und welche meine großen Lehrer, Tacitus und Macchiavelli für die beste erklärt haben: eine balancirte, mit einer Mittelmacht. Du aber laß dich nicht hinreißen durch Schein der Lehre und falsches Feuer der Worte." — August 1791: Le nouveau système des Français pouvait être bon au sortir de l'arche de Noë, ou plutôt avant la dépravation du genre humain par des besoins et des plaisirs sans fin, qui ont fait inventer aux sages de tous les siècles des moyens, pour en modérer l'excès et la trop grande violence. Eux, à présent, veulent reprendre tout le fil des égaremens, par lesquels ont passé les divers Etats jusqu' à l'èpoque, où ils ont pris une assiette fixe; et ce sera le destin des arrière-neveux de revenir, après des combats et des dévastations innombrables, au point où il eût été si aisé de se tenir aujourd'hui. Ce que je déplore, c'est que cette révolution n'est rien moins que favorable aux sciences morales; toutes celles qui furent employées pour le soutien et l'explication de la religion, toutes celles qui illustrèrent l'antiquité des loix, toute l'histoire qu'on cesse de considérer comme une source de leçons politiques, tous les arts de la paix, filles de l'abondance, la politesse, jadis née dans les cours des rois de France, et le goût même, vont faire place à une incompréhensible et sèche scholastique sur les gouvernemens, des raisonnemens à priori sur la conduite des états et la minutieuse dissection d'idées impraticables. — 13. Mai 1792: „Es ist kein Staatsmann in der Welt fähig, den Ausgang vorzusehn, denn sehr viel beruht auf dem Grad moralischer Kraft in den Anhängern der neuen Constituante. Doch scheint mir unmöglich, den seit einem halben Jahrhundert in Europa vorbereiteten Geist nun mit Bajonneten zu vertilgen. Es wäre vielleicht das größte Unglück für die Menschheit." — September 1792: — „Um gewiß zu sein, fehlt

sechs Wochen vor dem Einfall der Franzosen unter Custine, als Müller, dazumal geheimer Staatsrath und Staatsreferendar in gehäuften Geschäften und nicht geringen Sorgen zu Aschaffenburg bei dem Kurfürsten war und eben von Herder einen erfreulichen Besuch hatte, wurde er ganz unerwartet eingeladen, sich nach Wien zu begeben (28. August 1792). Viele Jahre nach diesem ist ihm glaubwürdig erzählt worden, daß ein sehr verehrungswürdiger, seinem Glauben äußerst anhänglicher Mann, der Müller schätzte und liebte, dessen ungeheuchelte Ehrfurcht für eben diesen Glauben, seine Meinung für die Brauchbarkeit gewisser Anstalten und seine von dem herrschenden Leichtsinn sehr verschiedene Religionsweise für eine Neigung zu einem Schritt gehalten, woran er nicht gedacht, und hierdurch zu diesem Beruf wesentlich beigetragen habe. Damals kannte Müller weder diesen Umstand, noch das bestimmte Vorhaben, und begab sich mit Bewilligung des Kurfürsten als zu einer Berathung über eine politische Maßregel nach Wien. Allda bemerkte er bei der ersten Aufnahme einen gewissen, ihm nicht erklärbaren Misverstand. Bald zerstreuten ihn größere Dinge, das Misgeschick der coalisirten Waffen, die Gefahr der Stadt Mainz, die Entfernung des Kurfürsten, Verwirrung, Noth in allen vordern Kreisen; worüber, ohne über seine Sachen Erklärung abzuwarten, er hinauseilte. Er vernahm zu Straubingen die Uebergabe von Mainz, wo alle Früchte seiner Lebensmühe, zwanzigjährige Sammlungen, Briefe und die Acten seiner Geschäftsführung waren. Er wurde doch hineingelassen, er sah den grauenvollen Jammer, sah den Freiheitsrausch, hörte den Trotz und eilte, Zudringlichkeiten sich entreißend, hin, wo im treuen Eichsfeld der Kurfürst weniger seinen Verlust als das Ganze betrauerte."

In diesen Wirren suchte sich **Forster** anfangs neutral zu halten. „Wie sollte es mir einfallen, einen Umsturz herbeiführen zu wollen, den

---

mir ein Datum von Wichtigkeit, nämlich die Kenntniß des wahren (nicht durch Furcht erkünstelten) Enthusiasmus der Franzosen für **diese** Verfassung, einer Monarchie ohne Kopf, oder einer Republik ohne Centrum, Religion und Sitten, eines Systems durchgängiger Gleichheit für 25 Millionen leidenschaftlicher Menschen. Haben sie hierfür eine Begeisterung, gleich jener der alten Araber für den Koran, so sage ich nicht, daß sie sich behaupten, sondern daß sie dem ganzen Europa dieses Evangelium bringen werden. Sind hingegen unter ihnen viele nur darum jakobinisch, weil sie die Laterne fürchten, gibt es viele ruhige, vernünftige Menschen, die freien Briten ähnlich zu sein sich zufrieden gäben, dann werden die Jakobiner bezwungen, Frankreich und Europa kommen wieder zur Ordnung und Ruhe . . . Alles ist so einzig in seiner Art, und jedermann, der agirt oder agiren sollte, handelt so wenig seiner Rolle gemäß, daß man nicht weiß, ob die Welt ein großes Bedlam überhaupt werden soll, oder ob die Vorsehung aus so vieler Thorheit und Schwäche ein noch nie gesehenes Meisterwerk hervorzubringen vorhat."

ich selbst nicht wünsche, sondern für ein so großes Unglück in Deutschland halte, daß ich alles aufbiete, um es abzuwenden.“ Noch 1792 erhielt er eine nicht unbedeutende Gehaltzulage und gleichzeitig eröffneten sich ihm andere Aussichten. Er hatte für einen berliner Buchhändler die Darstellung der Begebenheiten von 1790 übernommen. Dies brachte ihn in Verbindung mit dem ehemaligen preußischen Minister Herzberg, der ihm reichliche Materialien gab und ihm Hoffnungen für den preußischen Dienst machte. Forster, für jedes Experiment schnell bereit, wäre dem Rufe gefolgt, wenn die Umstände ihm nicht bereits eine andere Richtung gegeben hätten. Da man sein sanguinisches Wesen kannte, drang man sehr lebhaft in ihn, sich der Emigration anzuschließen, er widerstand und sprach sich mit großer Entrüstung über die Feigheit aus, die schöne Stadt dem Feind preiszugeben. Den 21. October rückten die Franzosen ein. Forster grüßte vor dem Thor einige Soldaten mit dem Zuruf: vive la république! Elle vivra bien sans vous! fluchte der Franzose zur Antwort. Gleich darauf sah man Professoren mit der dreifarbigen Cocarde auf den Straßen und ein Club wurde errichtet, in welchen Forster jedoch nicht eintrat, obgleich man ihn wegen seines guten Französisch zu Unterhandlungen mit den neuen Behörden verwandte. Aber mehr und mehr wurde ihm die Unthätigkeit unerträglich, seine Stimmung immer exaltirter. „Seit der Erscheinung des Christenthums hat die Geschichte nichts Aehnliches aufzuweisen, dem Enthusiasmus, dem Freiheitseifer kann nichts widerstehen als etwa die in Stupidität versunkene Verfassung Asiens.“ — Dennoch hielt er Deutschland noch immer nicht für reif: unser armes rohes, ungebildetes Volk kann nur wüthen, aber nicht sich constituiren. Inzwischen glaubte er zu bemerken, daß die Sache der Freiheit in Mainz populär würde. Er trat in den Club und forderte 15. November in einer öffentlichen Rede die Mainzer auf, sich für die Republik zu erklären. Der Rhein sei die natürliche Grenze Frankreichs und die Franzosen seien berechtigt, diese Grenze als Entschädigung zu fordern.*) Den 20. November übernahm er eine Stelle in der von den Franzosen eingesetzten proviso-

*) In dieser Rede sagte er u. a.: „Ich habe euch treu und redlich meine Gesinnungen gesagt, und ich freue mich hinzusetzen zu können, daß ein Mann, den die mainzer Bürgerschaft immer hoch geachtet hat, ein Staatsbeamter, der unter dem letzten Kurfürsten so viel Gutes gethan und so viel Böses verhindert, als sich unter einem Kurfürsten thun und verhindern läßt, im Herzen ein Freund der Freiheit und Gleichheit — daß Johannes Müller über diese Grundsätze vollkommen einstimmig ist, und euch, Mitbürger, durch meinen Mund, als sein Abschiedsvermächtniß zurufen läßt — ohne Bedenken mitzuwirken und ohne Zaudern der Freiheit und Gleichheit zu schwören.“ Müller reclamirte dagegen, aber nur schwach,

rischen Verwaltung des Rheindistricts. Obgleich man im stillen diese Wendung erwartet, verbreitete sich doch unter seinen auswärtigen Freunden ein großer Schreck über diesen Entschluß. Sein alter Vater gerieth in den äußersten Zorn; Stolberg schrieb an Jacobi: „Ich bitte dich, laß Forster deinen Schutz nicht länger angedeihn! Laß sein Andenken zugleich mit Kotzebue's Büste in irgendeiner Rumpelkammer vergessen sein!" Selbst von Sömmering traf ein sehr bitterer Brief ein, der den alten Freund für alle Excesse des Pöbels gegen das Eigenthum verantwortlich machte. Nur wenige Tage nach seinem Abfall kam ein Brief von Herzberg mit einer Gratification und dem Wunsch, Forster möge ein guter Preuße bleiben. Forster lehnte das Geschenk zuerst ab, nahm es aber doch später an, als man ihn belehrte, jener Wunsch sei keineswegs eine Bedingung. Er bedurfte es mehr als je, denn für sein Amt bezog er kein Gehalt und es gleich seinen Collegen zu Erpressungen zu benutzen, dazu war er nicht der Mann. Ein ehrlicher Mann spielt überhaupt in Revolutionen eine misliche Rolle, wo das Gesindel sich an die Spitze drängt: das Schlimmste ist, daß es ihm doch nur in den seltensten Fällen gelingt, sich ganz rein zu erhalten. Das sollte Forster bald erfahren. Wie in allen Revolutionen, sollte das souveräne mainzer Volk frei entscheiden, ob es eine Republik werden wolle; um aber die öffentliche Meinung zu redigiren, wandte man die gewöhnlichen Gewaltmittel an, und alle diese wurden von Forster durch seine Betheiligung und ausdrücklich gutgeheißen. Den 22. October überfielen die Franzosen Frankfurt, erpreßten eine Million und wollten noch mehr, bis sie endlich von dem deutschen Militär im Verein mit den Bürgern herausgeschlagen wurden. Ueber diesen „Verrath" sprach sich Forster mit größter Leidenschaft aus. Die Stimmung in Mainz wandte sich immermehr gegen die Franzosen, Forster dachte schon daran, nach Frankreich auszuwandern, da kam ein Vorschlag von Huber, der der Emigration gefolgt war: Forster solle sich von Therese trennen, um sowol dem Vorwurf zu entgehn, daß er die Seinigen in Gefahr gebracht, als um in seiner jetzigen Lage sich selbst zu erleichtern. Dafür machte der Freund sich verbindlich, sein Schicksal mit dem der Frau und Kinder zu vereinigen. Forster schwankte; er „fühlte, daß er von Therese das Opfer, mit ihm zu leben und zu sterben, nicht fordern könne!!" Alle Freunde drängten ihn. Therese selbst schied nicht ungern. Sie fühlte sich „mit ihren sehr weiblichen Gewohnheiten, mit sehr gepflegtem Gefühl für häusliche Ordnung und auserlesenen

und die Bitterkeit, mit der er sich gegen seinen Bruder 7. December 1792 über Forster ausspricht, verräth kein gutes Gewissen.

Umgang unbehaglich bei den jetzigen Erfordernissen von Forster's täglichem Leben". Sie lebte einsamer als je; ihr gesellschaftlicher Abendcirkel war durch die Flucht der Gesandtschaften mit Einschluß Huber's auf ein paar weibliche Bekannte beschränkt. Dafür waren die mainzer Patrioten eingetreten, zwar ehrenwerthe Männer, die man aber sehr schonen mußte und „die keineswegs eine angenehme Theegesellschaft machten". Dabei führten Forster's Verhältnisse so viel Landleute, Bürger, Beamte ins Haus, daß sie sich ganz aus ihrer Sphäre gestoßen fühlte. 7. December reiste Therese ab nach Strasburg, wo sie bei einem eifrigen Jakobiner untergebracht wurde; aber auch hier blieb sie nicht lange, noch zu Ende des Jahres reiste sie nach Neufchatel, also auf preußisches Gebiet, zum großen Schrecken Forster's. Dort vereinigte sich Huber mit ihr, der ihr seine amtliche Stellung, alle seine bisherigen Verbindungen opferte und nur für sie lebte. Forster willigte schließlich ein, er hatte auf das Recht verzichtet Einspruch zu thun. Er war jetzt Präsident des Clubs. Die Zustände desselben waren nicht sehr erbaulich, der eine Patriot klagte immer den andern gemeiner Unterschleife an, die französischen Behörden drohten einem nach dem andern abwechselnd mit dem Galgen. Forster, jetzt ganz den Jakobinern verfallen, empfing mit großem Schreck einen Brief seiner Frau, worin sie sich heftig gegen die Hinrichtung des Königs aussprach. Er antwortete: „Eins merke ich freilich, daß du durch und durch feuillantisirt bist, und da hätte ich doch lieber gesehn, daß du geradezu Royalistin geworden wärst. Einmal ist es doch gewiß nicht gleichgültig, welche Grundsätze man hat; zweitens haben Verschiedenheiten der politischen Meinungen jetzt mehr Einfluß als je auf Privatverhältnisse . . . . Ich wiederhole meine dringende Bitte, neige dich nicht auf die Seite dieser ohne Zweifel gefährlichsten Partei im Staate, dem wir jetzt zugehören müssen. Bist du aber von ihnen schon gewonnen und überzeugt, so traue ich deiner Rechtschaffenheit gegen mich zu, daß du mich es wissen lässest, weil wir unsre gegenseitigen Maßregeln danach nehmen müßten." — Endlich kam der Tag, wo das Verfassungswerk erledigt werden sollte. Am 8. März erklärte die souveräne Versammlung unter Forster's Leitung den ganzen Strich Landes von Landau bis Bingen für frei, unabhängig und unzertrennlich. Alle in diesem Strich regierende Fürsten und Grafen, geistliche und weltliche Körperschaften sollten ihrer Ansprüche verlustig und ihre durch Usurpation angemaßten Souveränetätsrechte auf ewig erloschen sein. In der folgenden Sitzung wurde die Einverleibung der neuen Republik in die französische beschlossen. Forster wurde bevollmächtigt, diesen Beschluß zu überbringen und zugleich mit dem Entwurf des Schreibens beauftragt, dessen Anfang wir mittheilen. „Nicht den Sturz eines einzelnen Despoten verkündigen wir euch heute; das rheinisch-deutsche Volk hat die sogenannten Throne zwanzig kleiner Tyrannen, die

alle nach Menschenblut dürsteten, alle vom Schweiß des Armen und Elenden sich mästeten, auf einmal niedergeworfen. Auf den Trümmern ihrer Macht sitzt das souveräne Volk; es hat seine Magistrate und Stellvertreter gewählt, es hat sich mit seinem Vertrauen und mit der Fülle seiner Gewalt gerüstet. Die Stellvertreter des rheinisch-deutschen Volks, nachdem sie als Nationalconvent in Mainz zusammengetreten waren, und vor aller Welt die ehemaligen Tyrannen dieser Gegenden aller ihrer angemaßten Rechte verlustig erklärt hatten, haben gegen diejenigen die Todesstrafe erkannt, die es wagen würden, daselbst wieder aufzutreten, um jene Rechte zu behaupten. Allein diese Aeußerungen der Volkssouveränetät sollen nur Vorläufer eines noch wichtigern Schritts sein. Es heißt in der That sehr wenig, das Gebäude der alten Tyrannei niederzureißen; das neue der öffentlichen Glückseligkeit mußte man aufbauen. Die Stellvertreter des Volks kannten den einmüthigen Wunsch ihrer Committenten; sie thun in diesem Augenblick weiter nichts, als das Gefühl ausdrücken, welches alle Herzen erfüllt, indem sie von euch die Vereinigung ihres Landes mit der Frankenrepublik verlangen. Bürger, Gesetzgeber von Frankreich und bald von ganz Europa! Nie werden die Deutschen des Rheinufers vergessen, daß die Franzosen ihre Ketten zerbrochen; daß sie im Schatten der dreifarbigen Fahne ihre Wahlen vollbringen konnten. Das Gewitter tobte ringsumher; die Tyrannen und ihre Haufen knirschten, während tiefer Friede über unsern fruchtbaren Gefilden herrschte und mit seinen schützenden Flügeln unsre Dörfer bedeckte. Die unüberwindliche Schutzwehr der Krieger der Freiheit umringte uns von allen Seiten; da sprach Frankreich: werde frei! und wir sind frei. Bürger! ihr, die ihr täglich der Vortrefflichkeit der menschlichen Natur huldigt, möge die Frucht eurer Wohlthaten, möge die Dankbarkeit eines guten und gerührten Volks euern Herzen ein Opfer scheinen, das des Hauptaltars der Freiheit würdig ist" u. s. w. — Man mag dem Parteigeist viel nachsehen; hier wird man ein um so strengeres Urtheil nicht zurückhalten können, da Frankreich damals bereits der verworfensten Sansculottenherrschaft verfallen war. Für den wohlgesinnten Franzosen blieb Frankreich trotzdem mit Recht immer das Vaterland, aber den Deutschen, der sich so wegwarf, kann kein politischer Idealismus entschuldigen. Am 25. März reiste Forster mit seinen Collegen nach Paris ab. Seine Verblendung hielt nicht lange an. Er sah die verruchte Wirthschaft in der Nähe und sein Fanatismus schwand vor dem Eindruck der Wirklichkeit. „Nach so vieljähriger angestrengter Arbeit ist mir nunmehr alles, was ich zu meinem Fortkommen unternommen hatte, fehlgeschlagen und ich fange die Welt gleichsam von neuem an, ohne zu wissen, wie und womit, da ich von ganz Europa abgeschnitten, mit Schulden überhäuft, hier ohne alle Mittel, ohne alle Unterstützung

und fast ohne Aussicht bin. Ich habe mich anheischig gemacht, alles anzunehmen, was man mir anbieten würde." „Seit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution ist, ekelt es mich an. Ich konnte fern von allen idealischen Träumereien mit unvollkommenen Menschen zum Ziele gehn, unterwegs fallen und wieder aufstehn und weiter gehn: aber mit Teufeln und herzlosen Teufeln, wie sie hier sind, ist es mir eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Licht der Sonne." — „Mich überzeugt jeder Tag und jede Stunde mehr, daß meine politische Laufbahn beendigt ist. Die Periode, wo man sich schmeicheln durfte, absolute Freiheit in Europa und besonders hier ruhig und fest gegründet zu sehn, ist vorüber; es ist keinem kaltblütigen, keinem hellsehenden Beobachter verhohlen, daß wir uns täglich weiter davon entfernen . . . Die Leidenschaften müssen entweder einen Zügel bekommen, oder die Anarchie verewigt sich. Das Letztere ist unmöglich auf die Länge: also das Erste. — Hätte ich vor acht Monaten gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne allen Zweifel nach Hamburg, nach Altona gegangen, und nicht in den Club. Das ist ein Wort, dessen Stärke ich wohl und ganz erwäge, indem ich es ausspreche." — „Aller Aufwand von Kräften, was vermag er im Schicksal des ganzen Geschlechts, was im Schicksal eines Einzigen zu ändern? Wird nicht alles unaufhaltsam fortgerissen, zu leiden und leiden zu machen, bis die Federkraft abgenutzt oder zersprengt ist? Wenn ich täglich frühstücke, zu Mittag esse, Thee trinke, zu Bette gehe und auf hunderterleiweise meine Abhängigkeit von der Natur erkennen muß, erschrecke ich vor mir selbst, wenn ich das Wort Tugend oder Sittlichkeit ausspreche. Alles dies ist so gefährlich nicht, wie es scheint, aber es führt auf einen hohen Gesichtspunkt, aus welchem die Vorurtheile und die geschwätzigen Moralprediger unsers Zeitalters mir so unbeschreiblich klein und verächtlich werden." — Man weiß kaum, ob man seinen frühen Tod 12. Januar 1791 beklagen soll. Therese verheirathete sich gleich darauf mit Huber, mit dem sie noch zehn Jahre zusammenlebte. Der alte Heyne, der Forster's Schwächen wohl durchschaute, zeigte auch hier wieder durch die herzliche Theilnahme, die er laut und offen erklärte, seine ehrenwerthe Gesinnung.*) — Forster verdammen

---

*) Ueber Forster's wissenschaftliche Bedeutung spricht sich der Mann, dem vor allem ein Urtheil zusteht, A. von Humboldt aus: „Durch ihn begann eine neue Aera wissenschaftlicher Reisen, deren Zweck vergleichende Länder- und Völkerkunde ist. — Mit einem feinen ästhetischen Gefühle begabt, in sich bewahrend die lebensfrischen Bilder, welche auf Taheiti und andern damals glücklichern Eilanden der Südsee seine Phantasie erfüllt hatten, schilderte Georg Forster mit Anmuth die wechselnden Vegetationsstufen, die klimatischen Verhältnisse, die Nahrungsstoffe in

kann nur ein Pharisäer dessen trocknem Gemüth jener qualvolle Kampf der Selbstentzweiung fremd geblieben ist, dem gerade starke Naturen nicht selten unterliegen. Er verdient jenes tiefe Mitleid, das man einem tragischen Geschick nie versagen darf; aber was er gethan, soll uns nicht als Vorbild, sondern als Warnung dienen.

Eine andere nicht minder sonderbare Wendung nahm Müller's Schicksal. Er war wieder nach Wien gegangen, der Kaiser wünschte, ihn als Hofrath bei der Staatskanzlei in seinen Dienst zu ziehn. An dem nämlichen Tage, wo Müller vor sieben Jahren das Schicksal für Mainz entschieden wurde, endigte zuletzt seine größere Verlegenheit ein Schreiben, durch welches der Kurfürst ihn dem Kaiser überließ (12. Februar 1793). „Guten oder bösen Erfolg mag der Mensch durch die Erfahrung erkennen; was geschehen sein würde, wenn er sich anders entschlossen hätte, das kann er nicht wissen.“ So war nun der Verfasser der Schweizergeschichte und des Fürstenbundes im Dienst desjenigen Hofes, den er bisher am leidenschaftlichsten bekämpft hatte.

Wenn man in unsern Tagen über Klopstock, Stolberg und die andern, die im Beginn der Revolution in einen Freudentaumel ausbrachen und dann durch den unerwarteten Ausgang enttäuscht, ihren ehemaligen Götzen mit Schmach überhäuften, den Stab bricht, so versetzt man sich dabei nicht gehörig in die Lage jener Zeit. Wir haben über das Wesen und den Verlauf einer Revolution eine bedeutende Erfahrung voraus und der wilde Taumel der Demokratie, sowie die spätere Militärherrschaft erscheinen uns ganz begreiflich; aber das vorige Geschlecht war von einem festen Glauben an die Ideale ausgegangen, und daß diese Ideale sich in eine Fratze verkehrten, mußte es an der menschlichen Natur irre machen. Nur ein Mann hatte den umgekehrten Weg eingeschlagen, der Historiker Spittler, der durch seine Studien belehrt, im Anfang vor der blinden Macht der Abstraction warnte, dann aber, als alle Welt gegen die Jakobiner predigte, das Naturgemäße der Entwickelung und die Aussicht auf einen wirklichen Fortschritt scharf hervorhob. In Göthe's Kreis, dessen stilles Künstlertreiben durch dies Unwetter gewaltsam gestört wurde, brachte die Revolution eine heillose Verwirrung hervor, und Göthe wurde selbst an seinem geliebten Fürsten irre. — Unter allen denkbaren Zufällen hatte wol keiner einen providentiellern Charakter als der, welcher Göthe und Karl August zusammenknüpfte. Und doch entdeckt man bei einem nähern Zusehn einen leisen Schatten auf dem Bild dieser beiden idealen Menschen. Wenn Göthe in Weimar nicht ganz an seinem Ort war, so gilt

---

Beziehung auf die Gesittung der Menschen, nach Verschiedenheit ihrer ursprünglichen Wohnsitze und ihrer Abstammung.“

das noch mehr vom Herzog. Es schlummerten Kräfte in ihm, die einen größern Schauplatz verlangten, und ihn unruhig und unbehaglich machten. Es war nicht blos der Ungestüm der Jugend, der ihn verzehrte, wie es Göthe aufzufassen scheint, es war der Thatendrang, der mit dem Bewußtsein einer richtigen Einsicht und eines starken Willens verbunden, den edeln Fürsten wenn auch nur instinctmäßig fühlen ließ, daß er seine richtige Sphäre nicht gefunden habe. In höherm Grad als irgendein Fürst seiner Zeit besaß der Herzog, was Göthe fast ganz abging, das politische Nationalgefühl. Es ist eine Thorheit und ein Frevel, Göthe die deutsche Gesinnung überhaupt absprechen zu wollen, er war trotz einzelner unmuthigen Ausfälle gegen Deutschland nicht blos in seinem tiefsten Herzen ein Deutscher, er wußte nicht blos die schönen Gestalten der vaterländischen Vorzeit in kräftigen Farben wiederzugeben, sondern er hatte auch ein warmes Herz für das Volk, ein scharfes Auge für seine unmittelbaren Bedürfnisse und griff hülfreich ein, wo es noth that. Allein sein Gesichtskreis, sein Gefühl beschränkte sich auf das Privatleben. Weder die reichsständischen Zustände in Frankfurt noch das geniale Treiben am weimarer Hof hatte ihn mit einem historischen Blick ausgestattet, er betrachtete die Geschichte nur als ein Schatzkästlein für interessante Herzensconflicte, und den Staat nur als ein äußeres, an und für sich gleichgültiges Mittel für die Beförderung des Glücks des Einzelnen. Wenn der Blick des Fürsten tiefer reichte, so stand er damit in seinem Kreise vereinsamt. Auch Göthe verstand ihn nicht, als er in preußische Kriegsdienste trat, er sah darin, er gesteht es ziemlich offen, nichts Anderes als das unselige Interesse der deutschen Fürsten am Soldatenspiel. Vielleicht hat der Herzog sich im ersten Augenblick selbst nicht ganz klar gemacht, was eigentlich dabei seine Absicht war, aber namentlich durch seinen Verkehr mit dem Fürsten von Anhalt-Dessau, in dem er einen verwandten Geist freudig begrüßte, stellte sich in seinem Bewußtsein, was Deutschland noth that, mit überzeugender Deutlichkeit heraus. Es ist noch nicht lange her, daß man über seine Beziehungen zum Fürstenbund umfassende Nachrichten hat; seitdem wissen wir, daß dieser edle Mann, an dessen Namen sich die Blüte unserer Literatur knüpft, auch politisch seinem Zeitalter vorangeeilt war, daß er die Principien, zu denen sich erst zwei Menschenalter später die Gebildeten durchgearbeitet, durch eignes Nachdenken schon damals gefunden hatte. Im Mittelalter, wo die Kraft des deutschen Reichs sich noch nicht ganz in die Gewalt der großen Fürsten aufgelöst hatte, wurde es zuweilen den kleinen Fürsten möglich, was bessere Einsicht und redlicher Wille ihnen eingab, unmittelbar durchzusetzen. Diese glückliche Rolle ist ihnen in neuerer Zeit versagt. Um den deutschen Fürstenbund in einer Weise zu beleben, aus der eine Verjüngung der Nation hätte hervorgehn kön-

nen, mußte er sich an die preußischen Staatsmänner wenden, und hier begegnete ihm, was auch die Patrioten von 1819 erfahren mußten: man billigte im allgemeinen die gute Meinung, man hatte aber weder die Hochherzigkeit, das Sonderinteresse des eignen Staats dem Besten des Gesammtvaterlandes aufzuopfern, noch die Willenskraft, die entgegenkommenden Wünsche und Hoffnungen Deutschlands in den Dienst der speciellen, historisch entwickelten und berechtigten Zwecke Preußens zu ziehn; — beides käme ungefähr auf dasselbe heraus. So war Karl August, dem wir mittelbar die schönsten Früchte unsers Lebens verdanken, das unmittelbare Eingreifen, das doch den Mann allein befriedigt, versagt; er that, was er konnte, er knüpfte als ehrlicher Soldat sein Schicksal an das Schicksal des Staats, in dem er Deutschlands Zukunft sah, bis jeder weitere Kampf unnütz wurde und dieser Staat ihn selbst seiner Pflicht enthob. War es ihm aber versagt, eine große Rolle zu spielen, so spielte er wenigstens eine edle, und die Haltung, die er dem französischen Eroberer gegenüber zeigte, wirkt wohlthuender auf unser Gefühl als die Haltung seines Freundes, des großen Dichters. — In dem Feldzug der verbündeten Armeen gegen Frankreich, befehligte der Herzog den Vortrab. Er ließ Göthe ins Lager kommen, und diesem Aufenthalt verdanken wir eins der schönsten Werke deutscher Prosa, aus dem unsre Geschichtschreiber noch immer lernen können, den Gegenstand rein nach der Natur ohne fremdartige Farben abzuschreiben. Am 20. August kam Göthe durch Mainz und sah Forster zum letzten mal; beim Heer angekommen, ahnte er bald das Unheil und konnte beim Rückzug aus der Champagne seinen Freunden zurufen: von diesem Tag datire eine neue Weltepoche! In dieser Lage traf ihn ein Brief aus Frankfurt, der ihm eine Rathsherrnstelle in seiner Vaterstadt anbot. Daß er es ablehnte, war natürlich, aber es machte ihn doch einen Augenblick betroffen, und nur sein Glaube an „das Waltende“ mochte ihn darüber beruhigen, daß er bei seiner Wahl nur seinem Stern gefolgt. — Auf der Rückkehr verlebte er bei Jacobi, dem alten Freund, den er lange nicht gesehn, einige gute Wochen. Gingen auch die Ansichten noch ebenso auseinander als früher, war Göthe heidnischer und Jacobi mystischer als je, so erneuerte sich doch das alte persönliche Interesse. Göthe setzte dem Freund seine häuslichen Verhältnisse auseinander, die er ihm bis dahin verschwiegen, und das alte Vertrauen schien wiederhergestellt. Von da besuchte Göthe in Münster die Fürstin Galizin, die 1786 zum Katholicismus übergetreten und streng gläubig geworden, aber noch immer die schöne Seele geblieben war und mit der er sich daher, wenn auch in etwas spielenden Formen, leicht

verständigte.*) Im December 1792 langte er wieder in Weimar an, wo ihm der Herzog sein neues Haus stattlich hatte ausbauen lassen: es gibt einen Blick in die Verhältnisse der damaligen Zeit, daß dieses Haus wie ein Palast angestaunt wurde. Heinrich Meyer, der inzwischen aus Italien zurückgekommen war, wurde sein Haus- und Tischgenosse, der Helfer und Theilnehmer seiner Studien über Kunst und Alterthum, Herder trat ihm wieder näher, mit verschiedenen Naturforschern, namentlich mit Lichtenberg, wurde ein Briefwechsel angeknüpft. Freilich wollte die goldene Zeit nicht wiederkehren. „Wo sind die schönen, zierlichen Gedichte geblieben, die sonst so oft aus den Brieftaschen unsrer jungen Frauenzimmer zur Freude der Gesellschaft hervorkamen? Wohin haben sich die unbefangenen philosophischen Betrachtungen verloren? Ist die Lust gänzlich verschwunden, mit der ihr von euern Spaziergängen einen merkwürdigen Stein, eine uns wenigstens unbekannte Pflanze, ein seltsames Insekt mitbrachtet und dadurch Gelegenheit gabt, über den großen Zusammenhang aller vorhandenen Geschöpfe wenigstens angenehm zu träumen?" — Die Noth trat ihm von allen Seiten näher; er mußte der Belagerung von Mainz beiwohnen Mai bis Juli 1793, sah hier die Zerstörung aller Verhältnisse; die Freunde bereiteten sich zur Auswanderung vor, Jacobi entwich Herbst 1794 ins Holsteinische, Schlosser folgte bald. In solchen schlimmen Tagen war ihm Reineke Fuchs eine angenehme Zerstreuung (1793).**) Dieser Dichtung ist nicht das hinreichende Recht widerfahren. Man hat auf die schlechten Hexameter zu viel Gewicht gelegt, indem man bei dieser Versform immer nur die Nachbildung des Griechischen vor Augen hatte und sich nicht daran erinnerte, daß sie gewissermaßen aus dem Genius der deutschen Sprache neu geboren wurde.***) Das Bestreben, das Versmaß des Origi-

*) „Ich stelle mich nicht fromm, schreibt er ihr, ich bin es am rechten Ort; mir fällt nicht schwer, mit einem klaren unschuldigen Blick alle Zustände zu beobachten und sie ebenso rein wieder darzustellen. Jede Art fratzenhafter Verzerrung, wodurch sich dünkelhafte Menschen nach eigner Sinnesweise an dem Gegenstand versündigen, war mir von jeher zuwider. Was mir widersteht, davon wend' ich den Blick weg: aber manches, was ich nicht gerade billige, mag ich gern in seiner Eigenthümlichkeit erkennen, und da zeigt sich denn meist, daß die andern ebenso Recht haben, nach ihrer eigenthümlichen Art und Weise zu existiren, als ich nach der meinigen."

**) Du hast wol Recht, schreibt ihm Knebel December 1793, daß man sich aus dem Geist der jetzigen Zeit heraussetzen müsse, um nur leben zu können. — Knebel beschäftigte sich mit dem Lucrez.

***) „Der Hexameter, schreibt Voß in seinen Jugenderinnerungen, dessen wohlgefügte Bewegung der Grieche erfand, muß unabhängig von der griechischen Sprache gedacht werden, er ist für sich ein rhythmischer Satz in schönen und bedeu-

nals festzuhalten, hätte nothwendig in die Irre geführt, denn so etwas ist wol bei einer fremden Sprache denkbar, aber nicht bei einer veralteten Form der Muttersprache. Wie das Gedicht uns nun vorliegt, ist es eine freie Nachschöpfung, aus einem Guß hervorgegangen und trotz seiner derben Naivetät der vollendeten deutschen Bildung angemessen. Auch thut man Göthe Unrecht, wenn man gelegentliche Aeußerungen über die „unheilige Weltbibel" als seine ernsthafte Meinung auffaßt. Bei dem unreifen Idealismus, der damals in den Köpfen spukte, der jeder greifbaren Gestalt feindlich war, und der, wie die gute Gesellschaft, zu dem kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gab, konnte das anscheinend ernsthafte Zurückgehen auf die unbefangene Schelmerei nur heiter wirken. An dem Schelm, der sein Handwerk mit Behagen treibt, wird das Volk immer ein gerechtes Wohlgefallen finden, ohne die Motive desselben zu Grundsätzen der Moral zu erheben. Die nachmalige von der Romantik inficirte Gelehrsamkeit hat in der mittelalterlichen Poesie viel wunderbare Schätze entdeckt, aber etwas so ursprünglich Deutsches, aus dem innersten Kern des Volkswitzes Hervorgegangenes hat sie kaum wieder zu Tage gefördert. Die isolirte Stellung, in der Göthe sich befand, machte ihn für eine neue, folgenreiche Freundschaft empfänglich, die er sich am wenigsten hätte träumen lassen.

Am 10. November 1759 zu Marbach geboren, trat Friedrich Schiller 1773 als Offizierssohn in die neuerrichtete Militärakademie, um die Rechte zu studiren, welches Studium er bald darauf mit der Medicin vertauschte. Weder das Institut noch sein Beschützer, der Herzog von Würtemberg, verdienen den schlechten Ruf, in dem sie stehn, im vollen Umfang. In der Akademie wurde die Dressur nicht mehr angewandt als in ähnlichen Anstalten, wenn man von den militärischen Formen absieht, und der Herzog war in seiner Weise wohlgesinnt: freilich so durchdrungen von den Ideen fürstlicher Hoheit, daß er misliebige Personen, um sie zu bessern, ohne weiteres einkerkern ließ und keinen Anstand nahm, auch im Privatrecht die Gesetze nach Belieben umzuwerfen. Für die Schüler der Akademie war es kein Segen, daß sie sein Augapfel war, und daß er soviel als möglich persönlich eingriff. Er beschränkte sich mit seinen Ansprüchen nicht auf Subordination, er wollte gemüthlich angeregt sein. Die Eleven mußten ihm und seiner zur linken Hand ange-

---

tenden Verhältnissen, eine Art Trommelweise, die mit reichem Wechsel der Zeitfüße und Einschnitte einen vielfachen Ausdruck von Anmuth und Kraft umfaßt."

trauten Gemahlin an bestimmten Festtagen feurige Lobreden halten und ihre Gesinnungen gegen ihn mit voller Freiheit offenbaren. Zu den beliebtesten Festrednern in Prosa und Versen gehörte Schiller. Die Ausdrücke seiner Verehrung grenzten an Vergötterung, und er fuhr darin doch noch bis 1781 fort. Seine poetische Kraft war zuerst durch Klopstock geweckt, dann hatten die Dichter der Sturm- und Drangperiode ihn fortgerissen. Ugolino, Julius von Tarent, Clavigo, konnte er fast auswendig, die Stücke von Lessing, Klinger und Shakspeare waren seine beständige Lectüre, und tragische Ereignisse der Gegenwart, wie der Selbstmord eines nassauischen Studenten, regten ihn sofort zu dramatischer Gestaltung an. In seinen lyrischen Gedichten bewegte er sich am liebsten in Leichenhausphantasien, aber auch Gemälde excentrischer Sinnlichkeit quollen aus seiner erhitzten Einbildungskraft. In der Ueberschwenglichkeit seines Stils wird man am meisten an Klinger und Schubart erinnert, auch Rousseau fiel ihm in die Hände und gab seinen Gedanken einen idealen Schwung, während seine Vorstellungen und Bilder mehr als wünschenswerth von den Erfahrungen des Mediciners gefärbt waren. „Man wähne ja nicht, erzählt ein Jugendfreund, daß seine frühern Dichtungen leichte Ergießungen einer immer strömenden Einbildung gewesen seien. Erst nach langem Einsammeln und Aufschichten von Eindrücken, Vorstellungen und Beobachtungen, erst nach vielen Bilderjagden und den mannichfaltigsten Schwängerungen seines Geistes hob er sich so weit, daß scharfsinnige Prüfer den künftigen Dichter in ihm ahnten." Der Herzog war mit seiner Rhetorik im ganzen wohl zufrieden. Als Schiller 1779, um seinen medicinischen Cursus zu vollenden, eine Dissertation über die Philosophie der Physiologie einreichte, gab der Professor das Gutachten: „Zweimal habe ich diese weitläufige und ermüdende Abhandlung gelesen, den Sinn des Verfassers aber nicht errathen können. Sein etwas zu stolzer Geist, dem der gefährliche Hang zum Besserwissen allzu viel anklebt, wandelt in so dunkel gelehrten Wildnissen, wo hinein zu folgen ich mich nimmermehr getraue .... Uebrigens gibt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften und sein alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten jugendlichen Gährungen einen nützlichen Gelehrten". Der Herzog resolvirte, der junge Mensch habe viel Schönes gesagt und besonders viel Feuer gezeigt. „Ebendeswegen aber und weil solches wirklich noch zu stark ist, denke Ich, kann die Abhandlung noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Daher glaube Ich, wird es auch noch recht gut vor ihm sein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, sodaß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, ein recht großes Subjectum werden kann." So hatte Schiller denn noch ein Jahr

hindurch die Aufgabe, Lobreden und Lobgedichte zu verfertigen; bei der neuen Probearbeit über den Zusammenhang der thierischen und geistigen Natur des Menschen hütete er sich vor Ueberschwenglichkeiten und so wurde er im Januar 1781 als Regimentsmedicus in Stuttgart angestellt. — In dieser Zeit war seine Tragödie, durch welche der deutschen Dichtung ein neuer Impuls gegeben werden sollte, bereits fertig. Die Farben dazu entnahm Schiller aus einer Erzählung Schubart's im Schwäbischen Magazin 1775, die Ausarbeitung begann er 1777. Auf eigne Kosten, wozu seine Freunde beisteuerten, erschienen die Räuber August 1781. Erst in der Ausgabe des folgenden Jahres findet sich auf dem Titelblatt der zornige Löwe mit dem Motto: in Tyrannos! Schon in der ersten Ausgabe war manches gemildert*), obgleich sich noch immer Stellen darin vorfinden, die alle sonstigen Leistungen der Sturm- und Drangperiode überbieten. Das große dramatische Talent in diesen seltsamen Erfindungen konnte niemand verkennen, einzelne Scenen, namentlich der Tod des schlimmen Bruders, sind von hinreißender Wirkung; die so häufig getadelte Amalie zeigt wenigstens den offnen Heroismus der Liebe und in einigen Nebenfiguren der Räuber ist wirkliche Physiognomie, im übrigen sind die Motive ebenso ungeheuerlich und unwahr als die Charaktere; über jeder Scene waltet eine besondre Stimmung und die Phrase geht nicht blos mit den Handlungen, sondern auch mit dem Gefühl durch. Karl Moor ist nicht, was der Dichter wollte; er ist ein weicher Gefühlsmensch, der sich an einem wunderlichen Phantasiegebilde berauscht und mit der Einsicht endigt, daß sich mit dem wirklichen Leben nicht spielen läßt. Sein Leben war ein wüster Traum, in dem sich bunte und unvollständige Erinnerungen aus der Wirklichkeit zwecklos durcheinander warfen. Aber dieser unbestimmte Abscheu gegen die Wirklichkeit war es gerade, was die Jugend so mächtig ergriff. Der Erfolg war ungeheuer, der größte seit Werther. Die ganze Jugend jauchzte dem verwegenen Dichter zu, aber was merkwürdiger ist, auch die gute Gesellschaft. Der berüchtigte pietistische General Rieger führte Schiller bei dem gefangenen Schubart ein und ergötzte sich an der gegenseitigen Begeisterung. Unter den Damen, die von dem neuen Talent angeregt wurden, war für Schiller die wichtigste Be-

*) Franz hatte, wie er im 3. Acte gedroht, Amalie in ein Kloster gesperrt. Karl Moor läßt das geweihte Asyl von seiner Bande umzingeln und dringt mit Waffengewalt hinein. Die zitternden Nonnen beten, Karl steht der Geliebten gegenüber und fordert sie als sein Eigenthum zurück. Man will sie ihm weigern, doch er droht, bei dem geringsten Widerstand die ganze Kirche auf einen Wink in ein Bordell umzuschaffen. Das ist nicht gerade ästhetisch, aber es stimmt doch besser zu dem Ton des Ganzen als mancher spätere Zusatz.

kanntschaft Frau von Wolzogen (geb. 1744), die sich durch ihren Sohn Wilhelm, einen Eleven der Akademie, den jungen Dichter vorstellen ließ und ihm eine dauernde Freundschaft bewahrte. Dalberg, der Intendant des aufstrebenden manheimer Theaters, einigte sich mit dem Dichter über eine Umarbeitung fürs Theater, in welcher die Handlung aus dem 18. ins 17. Jahrhundert verlegt wurde; freilich war dadurch die leidenschaftliche Beziehung zu den Zuständen der Gegenwart abgestumpft und die Worte Karl Moor's, die eigentlich die Grundstimmung der ganzen Tragödie enthalten: „mich ekelt vor diesem tintenklecksenden Säculum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen", hatten keinen Sinn mehr. Die Aufführung fand in Schiller's Gegenwart, der zum Ueberfluß ein moralisches Avertissement an das Publicum erließ, den 13. Januar 1782 statt. Iffland*), damals erst 23 Jahr alt, spielte den Franz, und die großen Scenen der beiden letzten Acte rissen die Menge zu stürmischem Entzücken hin. Die übrigen deutschen Theater folgten dem manheimer Beispiel und auf die Flut der Ritterromane und Ritterstücke folgte nun eine noch ungestümere von Räuberromanen und Räuberstücken. — Es ist eine Eigenthümlichkeit Schiller's, die ihn scharf von Göthe unterscheidet, daß er nach Vollendung eines jeden Werks sich getrieben fühlte, es sich kritisch zurecht zu legen. Das Würtemberger Repertorium enthält eine anonyme Selbstkritik der Räuber: der Dichter geht mit seinem eignen Werk gar nicht zart um, und zeigt bereits das deutliche Bestreben, über den eben gewonnenen Standpunkt hinauszugehn. Ebenda kritisirte er auch seine lyrischen Gedichte. Schon 1781 hatte er den Venus-Wagen herausgegeben, eine greuliche Zusammenstellung häßlicher Bilder; es folgte die Anthologie auf das Jahr 1782 „gedruckt zu Tobolsko" mit einer wild humoristischen Widmung an den Tod. Von dem Ton dieser Gedichte hat man in den aufbewahrten Gedichten an Laura nur noch einen schwachen Nachklang. An Laura's Bild (die Witwe Vischer war nicht schön) hatte die Phantasie den Hauptantheil. Bemerkenswerth ist in diesen Gedichten die fieberhafte Glut, in der man den spätern Idealisten nicht vermuthen dürfte. „Ueberspannt sind sie alle, sagt Schiller in der Selbstkritik, und verrathen eine allzu unbändige Imagination; hier und da bemerke ich auch eine schlüpfrige sinnliche Stelle in platonischen Schwulst verschleiert." Freilich, setzt er hinzu: „der Ton ist zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unsern zuckersüßen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte." Die

*) Geb. 1759 zu Hannover, entfloh in seinem achtzehnten Jahr dem Studium der Theologie und wurde Schauspieler, 1779 Mitglied des manheimer Nationaltheaters.

Sammlung fand keinen Beifall und verdiente ihn auch nicht; gegen die Leistungen Göthe's und Bürger's war sie ein ungeheurer Rückschritt. Auch den Herzog verdrossen einige von den Gedichten, namentlich das auf die schlimmen Monarchen sehr erheblich. Schiller hatte ihm noch sonst Grund zur Unzufriedenheit gegeben, seine Reise nach Manheim ohne Urlaub kam dazu und so wurde ihm verboten, etwas Anderes als medicinische Schriften drucken zu lassen. Was man von seinem wüsten Leben in Stuttgart erzählt, mag übertrieben sein, jedenfalls war seine Phantasie in einer bedenklichen Verwilderung, und er war Kritiker genug, das zu fühlen. Dalberg hatte ihm Aussicht auf eine Anstellung in Manheim gemacht, der äußere soldatische Druck war ihm unerträglich und der Dichter des Karl Moor fühlte das Bedürfniß einer That. So erfolgte die Flucht aus Stuttgart 17. September 1782 mit allem Aufwand theatralischen Costüms. Sie war nicht ohne Gefahr, denn man konnte ihn als Deserteur behandeln; doch hat der Herzog nie daran gedacht ihn zu verfolgen. Aber Dalberg, auf dessen Großmuth er gerechnet, zeigte sich kleinlich und eigennützig; das neue Stück, das er mitgebracht, misfiel vom theatralischen Standpunkt und er wäre in die äußerste Noth gekommen, wenn nicht Frau von Wolzogen ihm eine Zuflucht auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen angeboten hätte. (30. November 1783.) Hier scheint seine Neigung sich zwischen Mutter und Tochter getheilt zu haben; Gefühle wie sie in solchen Zuständen natürlich sind, Mismuth und Entzücken, Hitze und Kälte wechselten miteinander, die Verhältnisse wurden zuletzt unbehaglich, sodaß er sich entschloß, einer neuen Einladung Dalberg's Juni 1783 nach Manheim zu folgen. Fiesco war zu Anfang des Jahres im Druck erschienen; Cabale und Liebe war fast fertig und schon warf sich Schiller, der eine Zeit lang zwischen Maria Stuart und Don Carlos geschwankt, mit seiner gewöhnlichen Leidenschaft auf das letzte Thema. „Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakspeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leisewitz's Julius und den Puls von mir." — Schiller wurde als Theaterdichter angestellt; zunächst ging es an die theatralische Umarbeitung des Fiesco. Auf den Stoff war er durch Rousseau aufmerksam gemacht worden. Er nannte sein Stück ein republikanisches Trauerspiel und in der That war er damals Republikaner, aber nicht Demokrat, er hat den Plebejer Verrina der Geschichte zu einem Aristokraten gemacht und das Volk ungefähr in der Art des Shakspeare'schen Coriolan dargestellt. Die republikanische Gesinnung ist in dem Stück nur der subjective Idealismus vornehmer Seelen. Fiesco ist gerade wie Karl Moor ein empfänglicher, durch jeden Eindruck leicht bestimmbarer Charakter, er geht ausschließlich auf große Effekte aus, so in der Scene mit dem Maler, so in der Mondscheinträumerei beim Anblick Genuas, so in

der Scene mit dem alten Doria; jede neue Gemüthswallung läßt ihn seinen Plan vergessen. Er ist nicht der Mann einer Staatsumwälzung, denn nicht blos seine Gedanken und Empfindungen, sondern auch die Gedanken und Empfindungen andrer spielen mit seinem Willen. Alle Welt sehnt sich nach heroischen Stimmungen und der beglückte Ausruf Burgognino's: ich habe einen Tyrannen! versinnlicht vielleicht am deutlichsten den Sinn dieses sonderbaren Intriguenspiels. Die Umarbeitung, zu der ihn Dalberg veranlaßte, war von einer seltnen Sinnlosigkeit. Nachdem Fiesco's Revolution gelungen ist, nachdem die Genueser ihn zum Herzog ausgerufen haben und Verrina an diesem Volk verzweifelt, zerbricht Fiesco plötzlich das Scepter und überrascht das Publicum mit der Erklärung, nichts sein zu wollen als Genuas glücklichster Bürger. Die Scenen mit Julia sind gemildert, wodurch freilich eine Seite des Helden, die Schiller sehr stark hervorheben wollte, ganz in den Hintergrund tritt; Leonore bleibt am Leben und von Bertha wird das Aergste abgewendet. In dieser verkümmerten Gestalt ward Fiesco 11. Januar 1784 mit großer Zurüstung aufgeführt; Iffland spielte den Verrina. Das Stück fand keinen Beifall, nur die Rolle des Mohren setzte sich durch. „Republikanische Freiheit, schreibt Schiller, ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name: in den Adern der Pfälzer fließt kein römisch Blut.“ Desto glänzender war der Erfolg in Berlin März 1784, wo der geniale Fleck*) den Intriganten in einen wirklichen Helden verwandelte. — Durch die Einführung des Hausvaters von Diderot hatte Lessing die Deutschen auf das Feld hingewiesen, das für sie in der nächsten Uebergangsperiode das fruchtbarste sein sollte. Seinem Vorbild war der Freiherr von Gemmingen 1780 im deutschen Hausvater gefolgt; Iffland eröffnete am 9. März 1784 mit Verbrechen aus Ehrsucht die Reihe seiner bürgerlichen Rührstücke, und Schiller folgte mit Cabale und Liebe 15. April. Der Erfolg auf dem Theater war durchgreifend und allgemein, eine vereinzelte sehr bittere Kritik („alles was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase“) war von Moritz. Das Stück macht einen sehr peinlichen Eindruck, nicht blos durch die eigentlichen Bösewichter, die eine lange unglückliche Nachkommenschaft von verruchten Präsidenten und Secretären und von albernen Hofmarschällen erzeugt haben, sondern hauptsächlich wegen der Gefühlsverwirrung der Helden. Ferdinand zwischen Luise und Lady Milford ist wiederum Fiesco zwischen Julia und Leonore und der spätere Don Carlos zwischen der Königin

*) Geb. zu Breslau 1757, studirte 1776 zu Halle Theologie, trat dann zuerst in Leipzig als Schauspieler auf, wurde 1779 Mitglied der hamburger Bühne, an welcher Schröder glänzte, und kam 1783 nach Berlin.

und der Eboli, und es ist charakteristisch für das Streben des Dichters, im Verbrecher die Spuren einer edeln Natur nachzuweisen, daß die fürstliche Maitresse mit einem heroischen Ausgang schließt. Sonst ist in diesem bürgerlichen Trauerspiel trotz der einseitigen Farbe viel mehr realistischer Gehalt als in Schiller's übrigen Stücken, und mit Recht hat man die Musikantenfamilie als ein echtes Stück deutschen Lebens bewundert. — Der große Erfolg reichte aber nicht aus die Stellung des Dichters zu sichern. Dalberg's Eifer war bald wieder abgeschwächt, er fuhr fort den Dichter, der noch keinen sichern Halt in sich selbst gefunden, durch kleinliche Behandlung zu erniedrigen. Von den schlimmsten Geldverlegenheiten gedrückt*), mit seinem eignen Leben hinter den Coulissen nicht sehr zufrieden, dachte Schiller daran, sein Brotstudium wieder aufzunehmen. Eine starke Leidenschaft hatte ihn damals gehoben, aber sein Gefühl noch mehr verwirrt. Charlotte von Ostheim, geb. 1761, gehörte zu den starkgeistigsten Frauen dieser Zeit. Eine schöne glänzende Gestalt, geistig reich begabt und vielseitig belesen, von den schwersten Prüfungen in ihrer Familie heimgesucht, hatte sie eine Ueberzeugung von ihrem Werth, die stark über das Maß des Wirklichen hinausging. Sie hatte sich um die geheimen Orden gekümmert und in den Symbolen aller möglichen Glaubensbekenntnisse verborgene Weisheit gesucht. Im November 1783 ohne Neigung mit dem Major von Kalb verlobt, kam sie 8. Mai 1784 in Manheim an; den folgenden Tag wurde ihr Schiller vorgestellt und sofort entspann sich zwischen ihnen ein Verhältniß, von dessen Beschaffenheit Schiller in der Freigeisterei der Leidenschaft ein hinlängliches Zeugniß ablegt.*) Dies Gedicht erschien später in der rheinischen Thalia, einer Zeitschrift, in welcher Schiller, mit Beseitigung seiner bisherigen

---

*) Für jene Zeit ist es bezeichnend, daß der Titel eines weimarischen Raths, den er 27. December 1784 nach einer Vorlesung des Don Carlos erhielt, seine Gläubiger einen Augenblick vertröstete und ihn in seinen eignen Augen nicht wenig hob.

**) „Woher dies Zittern, dies unnennbare Entsetzen, wenn mich dein liebevoller Arm umschlang? Weil dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen, in fremde Fesseln zwang? Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen, des Zufalls schwere Missethat geweiht? Nein — unerschrocken trotz' ich einem Bund entgegen, den die erröthende Natur bereut. O zittre nicht — du hast als Sünderin geschworen, ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht; das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren; mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht... Weil du bist, schuf mich Gott! Er widerrufe, oder lerne Geister morden! .. Besticht man dich mit blutendem Entsagen? Durch eine Hölle nur kannst du zu deinem Himmel eine Brücke schlagen? nur auf der Folter weckt dich die Natur? O diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen" u. s. w.

Stelle, sich dem Volk in die Arme warf. „Das Publicum, sagt er in der Ankündigung 11. November 1784, ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an, vor diesem und keinem andern Tribunal werd' ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andre Fessel zu tragen als den Ausspruch der Welt." In der Thalia nennt er die Räuber eine Geburt, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt gesetzt; er habe Menschen schildern wollen, bevor er noch Menschen gekannt, denn in der Akademie seien ihm nur Uniformen entgegengetreten. Aehnlich empfand der Altmeister des deutschen Theaters Schröder, der 1784 an Dalberg schrieb: „Ich hasse Schiller, daß er wieder eine Bahn eröffnet, die der Wind schon verweht hatte." — Die Thalia hatte wenig Erfolg, aber die unerträglich gewordenen Verhältnisse in Manheim abzubrechen, bot sich endlich ein andres Mittel. 7. Juni 1784 hatte er aus Leipzig von vier Unbekannten, von Körner, Huber und ihren Bräuten einen sehr freundschaftlichen Brief mit Geschenken erhalten. An diese neugewonnenen Freunde wandte er sich um Rath und Hülfe, März 1785 erfolgten die zur Deckung seiner Hauptschulden nöthigen Wechsel, und im folgenden Monat eilte er nach einem herzzerreißenden Abschied von Charlotte von Kalb nach Leipzig, wo er von Huber (14. April; Körner kam erst im Juli aus Dresden an) aufs herzlichste empfangen wurde. Bald breitete sich seine Bekanntschaft aus, er ward als eine Celebrität angestaunt, und manche waren verwundert, daß der Dichter der Räuber wie andere Muttersöhne aussehn sollte; wenigstens rundgeschnittne Haare, Kurierstiefeln und eine Hetzpeitsche hätte man erwartet. Er selbst hatte solidere Plane, noch in demselben Monat bewarb er sich bei seinem Verleger Schwan um die Hand seiner Tochter, um mit dessen Hülfe ein Brotstudium zu beginnen. Glücklicherweise wurde der Antrag abgelehnt. Dem Sommeraufenthalt in Gohlis bei Leipzig verdankt das Lied an die Freude seinen Ursprung, das großen Beifall fand, obgleich mehr Trunkenheit als Freude darin herrscht. Der Dichter sucht durch das Aufbieten der seltsamsten Erscheinungen sich künstlich zur Freude zu exaltiren, sie kommt nicht aus seinem Herzen. September 1785 folgte Schiller seinem Freunde Körner, der sich verheirathete und als Appellationsrath nach Dresden ging. Zum ersten mal kam er mit einem Mann in Berührung, dessen geistige Ueberlegenheit er damals anerkennen mußte und der sein hingebender Freund war. Mit starker Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne ausgestattet, in welchen Formen es ihm auch entgegentrat, sehr vielseitig gebildet und belesen, selbst in die Kantische Philosophie eingeweiht, besaß Körner einen unerschütterlichen gesunden Menschenverstand

und ein starkes Rechtsgefühl, das sich weder durch die Schulformen der Metaphysik noch durch die Ueberschwenglichkeiten der damaligen Empfindungsweise irren ließ. In der Achtung dieses edeln Menschen gewann Schiller, was ihm bisjetzt in seinem titanischen Trotz nicht selten gefehlt hatte, Selbstachtung. Körner's Besonnenheit leitete ihn auch auf dem Weg der Speculation, auf den es ihn damals hindrängte, und die philosophischen Briefe zwischen Julius und Raphael enthalten zum Theil Gespräche mit Körner. Sie gehn vom Spinozismus aus, und betrachten die Welt als eine Hieroglyphe der Substanz; der letzte Brief, der erst 1789 zugesetzt wurde und in die Kantische Kritik ausmündet, ist von Körner. — Noch fehlte viel, daß Schiller in seinen Gefühlen zur Klarheit gekommen wäre. Die feurigen Liebesbriefe an Frau von Kalb dauern fort und gleichzeitig ergreift ihn eine andere weniger würdige Neigung zu einem Fräulein Julia von Arnim, die er später, als ihm die Augen aufgegangen waren, zum Modell der Griechin im Geisterseher benutzte. Die verworrene Gemüthsstimmung jener Tage spricht sich in der düstern Resignation aus, die etwas ganz Anderes enthält, als man nach dem Titel erwarten sollte. Wenn der Dichter den Spiritualisten, der dem Himmel seine irdischen Freuden opfert, mit den Worten tröstet: „du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen, der Glaube war dein zugewognes Glück"; so ist das doch nur ein schlecht verhüllter Hohn, nur eine andre Wendung für die Freigeisterei der Leidenschaft. Vielleicht schwebte ihm ursprünglich ein andrer Gedanke vor, wenigstens läßt der Schluß: die Weltgeschichte ist das Weltgericht, einen andern Eingang erwarten; aber die Leidenschaft übermannte ihn, und so wurde jener vieldeutige Satz nachträglich angeklebt. — Körner's Theilnahme förderte auch den Don Carlos. Das Stück, nach einer Novelle von St. Réal angelegt, war ursprünglich ganz im Sinn der Räuber, des Fiesco und der Luise Miller gedacht. Wie in jenen Stücken kämpfte auch hier die Stimme der Natur gegen die steife Pedanterie des Gesetzes, das durch alle Schrecken der Inquisition verstärkt und vor den Augen der Welt gebrandmarkt werden sollte. Es war ein wichtiger Fortschritt zum Idealismus, daß Schiller das Stück in Versen schrieb, die einigermaßen den wilden Naturalismus der Sprache verdeckten. Die Liebe zu Frau von Kalb bereicherte seinen Stoff, und nach des Dichters eignem Geständniß sind ganze Scenen für sie geschrieben. Auch die kleine Untreue des Don Carlos mit der Eboli gehört in das Reich der Selbstbekenntnisse. Die drei ersten Acte waren in der Thalia abgedruckt und hatten das Publicum aufmerksam gemacht: nun aber trat in den Gesinnungen des Dichters ein merkwürdiger Umschwung ein. Aus den Empfindungen und Leidenschaften ging er zu Begriffen und Ideen über. Das Interesse

an den individuellen Beziehungen trat hinter der Idee der Menschheit zurück und der philosophische Idealist Posa nahm die Stelle des träumerischen, leidenschaftlich erregten Don Carlos ein.*) Das Merkwürdigste war, daß Schiller auch dabei nicht stehen blieb, daß er auch die ihm so lieb gewordene Figur des Maltesers kritisch zersetzte und daß sich zuletzt als eigentlicher Held der Tragödie der König herausstellte. — Wenn der subjective Idealismus in das Gebiet der Geschichte übergreift, so ist er doch ebenso wenig historisch gedacht als die Räuber, und Posa ist ebenso wenig der Mann, eine europäische Staatsumwälzung herbeizuführen als Fiesco, weil ihm der unmittelbare Eindruck über alles geht und weil die jedesmalige Stimmung seinen Plan fortwährend verrückt. Dem König gegenüber geht die Zunge mit ihm durch und er vergißt, was er mit dem Kronprinzen vorhatte, und nach einer ziemlich ungeschickten Intrigue bestimmt ihn das Bedürfniß des Heroismus, sich für einen Zweck aufzuopfern, der ihm selber sehr unsicher vorkommen muß. Es ist in ihm weder echte Naturkraft, noch der kalte, entschlossene Verstand eines Intriganten, der seiner Idee alles Leben opfert: das Gefühl und die Idee liegen im beständigen Streit und sein Tod ist nichts Anderes als die Flucht aus dieser qualvollen Entzweiung. Aber wenn seine Ideale auch mehr der Phantasie als dem Verstand angehören, so hat er für sie doch einen edeln und beredten Ausdruck gefunden, und es darf niemand befremden, daß in einer Zeit, wo die große Umwälzung, die bald in die Wirklichkeit eintreten sollte, sich in den Gemüthern der Menschen vorbereitete, diese Rhetorik eine mächtige Wirkung hervorbrachte. — Frau von Kalb hatte sich nach Schiller's Abreise an Frau von Laroche und deren Freunde Bonstetten und Matthisson angeschlossen; auch Jung-Stilling hatte sie in Heidelberg besucht und unter seinem Einfluß die Geschichte von der dunkeln Nelke ausgearbeitet, die später ihrem Roman Cornelia verwebt ist. Die Familie war durch die Schuld ihres Hauptes, des Präsidenten Kalb, in immer drückendere Umstände gekommen, Charlotte selbst war ernstlich krank gewesen und schon damals in Gefahr zu erblinden. Im Anfang des Sommers 1787 kam sie nach Weimar, wo sie sich an Frau von Stein anschloß, deren Verhältniß zu Göthe ihr als ein Vorbild vorleuchtete, und von hier aus drängte sie Schiller zur Rückkehr. Schiller mochte wol darauf rechnen, daß der Herzog von Weimar seines Raths nicht vergessen haben würde, so kam er den 21. Juli 1787 in Weimar an und begab sich sofort zu Charlotte. „Unser erstes Wiedersehen hatte so viel Gepreßtes, Betäubendes, daß es mir unmöglich fällt, es euch zu beschreiben.

*) Don Carlos erschien Anfang 1787 und wurde zweimal in Manheim gegeben, ohne Erfolg.

Charlotte ist eine große sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größern Geist als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Hier ist, wie es scheint, schon ziemlich über mich und Charlotte gesprochen worden. Wir haben uns vorgesetzt, kein Geheimniß aus unserm Verhältniß zu machen. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen." Man betrachtete sie als zusammengehörig und selbst die Herzogin Amalie lud sie stets zusammen ein. Bei Wieland, der ihn für die Redaction des Mercur gewann, und Herder fand Schiller freundliche Aufnahme, aber er trat Beiden niemals näher, und der mehr niederhaltende als anerkennende Ton in den geselligen Cirkeln trieb ihn bald in sich selbst zurück. „Göthe's Geist, schreibt er an Körner August 1787, hat alle Menschen, die sich zu seinem Cirkel zählen, gemodelt; eine stolze philosophische Verachtung aller Speculation mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und eine Resignation in seine fünf Sinne, kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Sekte." — Eine Reise nach Meiningen zu seiner verheiratheten Schwester October 1787 brachte ihn wieder mit seiner alten Freundin Frau von Wolzogen und ihrem Sohn Wilhelm zusammen. Der letztere führte ihn auf der Rückkehr in Rudolstadt bei Frau von Lengefeld ein, für deren ältere Tochter Karoline Frau von Beulwitz er eine geheime Neigung hatte. Die jüngere Tochter Charlotte hatte „durch eine unglückliche Liebesneigung viel gelitten, deren Hoffnungslosigkeit den Geliebten über die See nach einem andern Welttheil getrieben hatte. Die Entsagung hatte ihrem Wesen eine ideale Ruhe gegeben; sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie". Doch erregte zunächst die ältere Schwester Schiller's größeres Interesse. Es war in dem Verkehr mit Frau von Kalb etwas Gequältes, und er betrachtete als eine Art Erlösung Mai 1788 einen Sommeraufenthalt in Volkstädt bei Rudolstadt, den ihm die Familie Lengefeld bereitet hatte. Von da aus schrieb er an Frau von Kalb einen Brief, worin er sie in der Idee der Scheidung bestärkte; sie antwortete sehr ausführlich mit der Andeutung, sie sei bereit ihr Schicksal mit dem seinigen zu vereinen. Schiller ließ diesen Brief unbeantwortet; an Körner schreibt er: „ich widerrufe nicht was ich von ihr geurtheilt habe, sie ist ein geistvolles edles Geschöpf, ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen." — In Volkstädt schrieb Schiller die Briefe über Don Carlos*), die unter der Form

---

*) Im Mercur Juli 1788 mit Wieland's großem Beifall abgedruckt, der dem Don Carlos keinen Geschmack hatte abgewinnen können.

einer Apologie eine Kritik enthielten. Er hatte sich darüber klar gemacht, daß Posa's Freundschaft für Carlos nur ein Aushängeschild für sein Weltbürgerthum war und daß auch dem letztern der dunkle Trieb zu Grunde lag, durch ein großes Opfer unsterblich zu werden. Gefühlt hatte er es wohl schon früher, er hatte es sogar Frau von Kalb sehr verargt, daß sie die Worte der Königin: „gehen Sie! ich schätze keinen Mann mehr!" nicht verstanden habe; aber daß er es jetzt so energisch aussprach, zeigt, wie schnell und ernstlich sich der Proceß der Selbstbildung bei ihm vollzog*). — Streng gegen sich selbst glaubte er es auch gegen andere sein zu dürfen. Die Recension des Egmont enthält bei aller warmen Anerkennung, namentlich der realistischen Scenen, doch einen scharfen Tadel des unsittlichen Individualismus und namentlich der eingemischten symbolischen Motive. Das tändelnde opernhafte Spiel mit den sittlichen Mächten, die er immer tiefer auffaßte, erschien ihm als eine Entheiligung. — Diese Recension war bereits gedruckt, als Göthe kurz nach seiner Rückkehr aus Italien 7. September 1788 mit Herder und Frau von Stein die altbefreundete Lengefeld'sche Familie besuchte. Die Freundinnen hofften viel von dieser Zusammenkunft, allein die Männer standen sich fremd und kalt gegenüber. Don Carlos hatte Göthe's Verstimmung über die Räuber keineswegs gemindert. „Ich zweifle, schreibt Schiller, ob wir je einander sehr nahe rücken werden. Vieles was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Selbstentwickelung und Lebenserfahrungen) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang an anders angelegt als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige, unsre Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden." — Und doch waren bereits Anknüpfungspunkte vorhanden, die beide nur nicht ahnten. Göthe war aus Italien seinen Empfindungen nach ganz als Grieche zurückgekommen, Schiller, bisher in diesen Dingen gänzlich unwissend und auf die Antike nur durch Plutarch aufmerksam, wurde jetzt durch den

*) „Die moralischen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideal von Vortrefflichkeit hergenommen sind, liegen nicht natürlich im Menschenherzen, und sind eben darum einem schädlichen Misbrauch ausgesetzt. Durch praktische Gesetze, nicht durch gekünstelte Geburten der theoretischen Vernunft, soll der Mensch bei seinem Handeln geleitet werden. Schon daß jedes Ideal doch nie mehr ist als eine Idee, die an dem beschränkten Gesichtspunkt des Individuums theilnimmt, und in ihrer Anwendung der Allgemeinheit nicht fähig sein kann, in welcher der Mensch sie zu gebrauchen pflegt, schon dies müßte sie zu einem sehr gefährlichen Instrument machen."

Voß'schen Homer und Pater Brunoy's französischen Euripides*) auf das griechische Leben geführt und das Gefühl der Entzweiung, welches in der Freigeisterei der Leidenschaft und in der Resignation so wild geschäumt, verklärte sich in den Göttern Griechenlands zu dem beruhigenden Bild eines idealen Contrastes. Dieses Gedicht, welches März 1788 in Wieland's Mercur erschien, eröffnete die Reihe der glänzenden lyrischen Leistungen Schiller's. Seine Jugendgedichte sind fast ohne Unterschied roh und unmusikalisch, auch an seinen reifsten Werken vermißt man immer etwas, sei es nun an der Einheit der Stimmung, an dem Rhythmus der Gedanken, oder auch an dem Wohllaut der Form; sie verrathen die Arbeit, und zwar eine Arbeit, die nicht fertig geworden ist. Ein flüchtiges Gefühl durch Ton und Bild festzuhalten, war ihm nicht gegeben, er mußte ins Breite gehn und durch Glanz der Schilderungen oder durch Fülle der Gedanken die individuelle Empfindung ergänzen. Es war sein Beruf, Gedanken und Perspectiven, die sich der intellectuellen Anschauung als unmittelbare Wahrheiten in der Form eines Bildes versinnlichen lassen, der Einbildungskraft einzuprägen. Wenn diese Gedichte nicht mehr im Volk fortleben, so ist das freilich in der Ordnung; sie waren nur für die feinste Bildung berechnet. Für diese werden sie ein ewiger Erwerb bleiben, und wenn einmal der Denkproceß jener Periode aus der Erinnerung der Literatur schwinden sollte, so wird man ihn in seinen hauptsächlichen Umrissen aus Schiller's Gedichten wiederherstellen können. Hauptsächlich die Götter Griechenlands gehören trotz einzelner Härten zu den edelsten Gebilden unsrer Phantasie. Freilich wird man durch die Masse der mythologischen Namen an Ramler erinnert. Allein Ramler hat die Dichtkunst aus Horaz gelernt und wendet die Formen und Figuren an, die er in seinem Vorbild findet, ohne daran zu denken, daß sie für unser Klima und unsre Vorstellungen nicht mehr passen; Schiller faßt diese verschwundene poetische Welt als den Gegensatz gegen unsre gewohnten Vorstellungen auf, die er ausführlich schildern muß, um sie wieder gegenwärtig zu machen. Der Dichter vermißt in der modernen Naturanschauung die individuelle Belebung und Bewegung des natürlichen Lebens. Die Wissenschaft hat alles in Gesetze und Beziehungsbegriffe aufgelöst und den heitern Gestalten der Dichtung allen Raum genommen; die entgötterte Natur dient knechtisch dem Gesetz der Schwere, während bei den Griechen das kleinste Leben die Spur eines Gottes zeigte, oder mit andern Worten, als individuelle Existenz aufgefaßt wurde. Sodann ist die Einheit des natürlichen und des heiligen Lebens verloren gegangen.

*) Danach bearbeitete Schiller auch die beiden Stücke 1789, zunächst für seine Freundinnen.

Bei den Griechen war Tugend die zwar maßvolle und schön geformte, aber doch freie und kräftige Entwickelung der angebornen Leidenschaften, in unsrer Welt steht die Tugend mit der menschlichen Natur im harten Kampf, und als erste Pflicht wird dem Menschen zugemuthet, die Stimme der Natur in seinem Innern als sündhaft zu ersticken. Die Welt des Ideals widerspricht unsern Wünschen und Hoffnungen; fremde unverstandene Entzücken schaudern uns aus jenen Welten an, und der Maßstab des Heiligen ist dem Leben feind, während bei den Griechen selbst das Reich des Todes sich den zarten Regungen der Menschlichkeit empfänglich zeigte. „Nach der Geister schrecklichen Gesetzen richtete kein heiliger Barbar, dessen Augen Thränen nie benetzen, zarte Wesen, die ein Weib gebar u. s. w." — In der ersten Ausgabe schließt das Gedicht mit einer schreienden Dissonanz. Der Dichter fordert den Gott, „dessen Strahlen ihn darnieder schlagen", „das Werk und den Schöpfer des Verstandes", auf, ihn mit seinen heiligen Wahrheiten zu verschonen. In der zweiten Ausgabe (1794) ist diese Wendung gemildert. Der Dichter behauptet zwar, daß die entfliehenden Götter Griechenlands alles Schöne und Hohe, alle Farben und Lebenstöne mit fortgenommen und uns nur das entseelte Wort gelassen haben, aber: „aus der Zeitflut weggerissen, schweben sie gerettet auf des Pindus Höhn; was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehn." — Daß sich über dies moderne Heidenthum einzelne Stimmen des Unwillens erhoben, nimmt uns weniger wunder, als daß diese Stimmen nicht lauter wurden. Stolberg trat als leidenschaftlicher Ankläger auf, wofür ihn Schiller mit der Xenie bedachte: „Als du die griechischen Götter gelästert, da warf dich Apollo aus dem Parnasse, dafür tratst du ins Himmelreich ein." Wir dürfen uns weder durch den christlichen Eifer noch durch den guten Witz bestimmen lassen, wir müssen untersuchen, inwieweit jenes schöne heidnische Gedicht Wahrheit enthält. Die erste Ausgabe entzieht sich der allgemeinen Betrachtung, da der Dichter nur seinen individuellen Verdruß ausspricht, nicht in einer Zeit geboren zu sein, wo man an die Nymphen und Dryaden glaubte, und wo alles Schöne und Kräftige auch als gut galt. Diesen Verdruß, dem verkümmerten Pietismus gegenüber, kann man ihm nicht verargen, da er doch in der Wirklichkeit nicht daran dachte, dem olympischen Zeus Altäre aufzurichten und das durch mühselige Arbeit gewonnene Gesetz der Schwere durch mythische Spielereien zu ersetzen. Daß er die griechischen Götter zu concret, und den christlichen Gott zu abstract auffaßte, wird man einer unfertigen Bildung nachsehn, da in der Hauptsache der Gegensatz richtig getroffen ist. Die wiedererwachende Dichtkunst strebte nach Harmonie und Idealität des Lebens, während ihr in der herrschenden Religion der Glaube begegnete, das Leben sei ein Jammerthal und die ver=

meintliche natürliche Tugend eine Sünde. Gegen diese Selbstentfremdung des Herzens hatte sie Recht, die Schattenwelt der griechischen Götter heraufzubeschwören. Allein der versöhnende Schluß der zweiten Ausgabe enthält eine praktische Wendung. Im wirklichen Leben den Göttern Brandopfer zu bringen oder den Kalender nach Homerischen Voraussetzungen einzurichten, unternahmen unsre Dichter allerdings nicht, wohl aber versuchten sie es in der Kunst. Sowie das Gemüth in den Voraussetzungen der Gegenwart keine Nahrung fand, so glaubten sie aus denselben auch für die Kunst keinen Inhalt gewinnen zu können, und um das Reich des Schönen herzustellen, flüchteten sie zu den Todten in das Reich der Schatten, weil hier allein das wahrhaft poetische Leben gefunden werden könne. „Das irdische Leben flieht, heißt es im Siegesfest, und die Todten dauern immer.“ Aber das Leben ist nur bei den Lebendigen, aus der Schattenwelt geht keine wahre Bewegung, aus den Gräbern keine echte Poesie hervor. Die Kunst blüht nur aus dem Glauben auf. An die griechischen Götter, an die griechische Sittlichkeit, an das griechische Schicksal, an die griechische Naturanschauung konnten unsre Dichter nicht glauben, sie konnten sie also auch nicht in lebendigen Kunstwerken darstellen. Was sie darstellten, war nur der Schmerz um die verlorne Zeit der Kindheit, nicht diese Kindheit selbst. Die farbenreichen griechischen Götter empören sich mit der vollen Kraft des Gefühls gegen das finstre Reich der Abstraction, das jetzt die Welt beherrscht. Zu ohnmächtig, um Widerstand zu leisten, fliehen sie mit ihrer Jugend und ihrer Poesie aus dieser farblosen Welt der Schmerzen in das freie Reich der Kunst, und alle Dichter, d. h. alle echten Menschen folgen ihnen nach und verlassen den Altar des Einen, der „freundlos sondergleichen einsam in dem Strom der Zeiten nur sein eignes Bild sieht“, um Götter anzubeten, die darum ewig leben, weil sie nie gelebt haben, die der Zeitflut entrissen im Aether der Dichtkunst als ewige Symbole der reinen Menschheit frei sich bewegen. Malen wir uns dies Reich der Schatten aus, so erkennen wir den Venusberg des Mittelalters, das unheimliche Asyl der alten Götter, die in böse Geister verwandelt mit dem sinnlichen Schein ihres alten Lebens den Christen in die Hölle verlocken. Die Hölle wollen wir dahingestellt sein lassen, aber ein Abweg war es jedenfalls. Eine ideale Welt, die auf das geschichtliche Leben der Zeit keine Wirkung ausübt und sie nicht ausüben kann, entwickelt nur eine rasch vorübergehende Blüte und hinterläßt eine unproductive Sehnsucht. Es ist dem Menschen nicht erlaubt, in der Sehnsucht zu leben. Aus der Sehnsucht einer bleichen, entgötterten Zeit entsprungen, wurde diese dichterische Religion allmählich nachsichtig gegen alles, sie ertrug unterschiedlos alle Göttergestalten in sich und sträubte sich ebenso wenig als die Religion des römischen Kaiserreichs, auch den bleichen

gekreuzigten Gott der Christen neben Isis und Osiris in das Pantheon der olympischen Götter aufzunehmen. Wenn unsre Dichter, um der pietistischen Schönseeligkeit zu entfliehen, bis zum Homerischen Zeitalter zurückkehrten, so verloren sie damit jene Sicherheit in den Ideen, jene feste, auf der Uebereinstimmung des Ideals mit dem natürlichen Gefühl beruhende Gesinnung, die Shakspeare nicht blos zum größten, sondern auch zum verständlichsten Dichter aller Zeiten macht. Sie empfanden schön und edel, aber sie hatten nicht die Unmittelbarkeit des Glaubens, die sich durch die Mannichfaltigkeit der Gesichtspunkte niemals irren läßt; ja sie sahen sich wol gar genöthigt, um die verletzte Einheit des Herzens wiederherzustellen, ihren eignen Idealen als Kritiker gegenüberzutreten. — Auch als Schiller 13. November 1788 nach Weimar zurückkehrte, kam er mit Göthe in keine persönliche Berührung. Die abgöttische Verehrung, welche dessen neugewonnenen Freunde Moritz und Meyer aussprachen, verstimmten den jüngern Dichter. „Oefters um Göthe zu sein, schreibt er an Körner, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, den Menschen zu fesseln und durch kleine sowol als große Attentionen sich verbindlich zu machen, aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben." (Februar 1789.) — „Ich will mich gern von Dir kennen lassen, wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Göthe ist mir einmal im Wege, und erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!" (März 1789.) — Aber wie siegreich er in diesem Kampf vorgeschritten war, zeigen die Künstler, die im Herbst des vorigen Jahres begonnen, März 1789 im Mercur erschienen. Durch den unerschöpflichen Gedankenreichthum dieses Glaubensbekenntnisses, der sich hinter den reizendsten Bildern versteckt, wird jedes Gemüth gefesselt. Leider fehlt auch hier die letzte Hand. Die allmähliche Entstehung der Künste aus der freien Nachbildung der Natur ist in großem Sinn dargestellt, allein die Macht der Kunst wird überschätzt. Schiller, der ausschließlich das griechische Leben vor Augen hat, behauptet, daß die Kunst

zuerst den Menschen aus der Wildheit gerissen habe, und schreibt ihr also nicht blos eine prophetische, sondern eine schöpferische Kraft zu: sie habe die Religion des Grauens und der Furcht in eine Religion der Liebe verwandelt. Als Gott den Menschen in die Sterblichkeit verbannte, „und eine späte Wiederkehr zum Lichte auf schwerem Sinnenpfad ihn fühlen ließ", folgte von allen himmlischen Geistern ihm nur die Kunst, und da dem Wilden, der nur durch die Fessel der Begierde an die Erscheinungen gebunden war, unempfunden die schöne Seele der Natur entfloh, löste die Kunst mit leiser Hand das Bild, den Schatten von den Dingen ab, „von ihrem Wesen abgeschieden, ihr eignes liebliches Idol"; und aus den Freuden der Ferne, die seine Gier nicht reizten, erkannte der Mensch zum ersten mal seine Freiheit. Die Kunst sammelte die verschiedenen Strahlen der menschlichen Natur in einem Bilde und brachte so die wahre Religion hervor. „Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten, er liebte seinen Widerschein." Die Sittlichkeit wie die Wissenschaft nährten sich an den Symbolen der Kunst; von den Schrecken des Lebens durch das schöne Spiel befreit, lernte der Mensch das unverständliche Schicksal ertragen, und als nun die Barbaren diese schöne Zeit zerstörten, wurde (im 14. und 15. Jahrhundert) der letzte Opferbrand den entheiligten Altären des Orients entrissen und durch ihn der neue Tag herbeigeführt. Kühne Geister haben sich dann bemüht, durch die Macht des Gedankens dies Licht zu nähren, aber ihre wahre Bestimmung werden sie erst erfüllt haben, wenn die Wahrheit in gefälligem Dienst zu Füßen der Schönheit liegt. — Es ist das eine hohe und schöne Auffassung, aber sie ist nicht ganz richtig. Nicht der frei sinnende dichterische Geist des Homer hat die griechischen Götter geschaffen, sondern der bereits gebildete Volksgeist, der in seinem Propheten zum höchsten, aber doch zum natürlichsten Ausdruck kam. In der herrlichen Zueignung hat Göthe durch die bescheidnere Aufgabe, die der Kunst zugetheilt wird, die richtigere und dauerhaftere Bedeutung derselben ausgedrückt. Der Schleier der Dichtung, „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit", kann nur aus der Wahrheit Hand dem Menschen geschenkt werden.

Wenn Schiller zunächst in dem Gebiet der schönen Kunst die Ergänzung für seine abstracten Ideen suchte, so lag es nahe, daß er sich in der Geschichte nach neuem Stoff umsah. Daß der eigentlich historische Sinn nicht in ihm lag, hat er offen genug ausgesprochen. „Mir für meine kleine stille Person erscheint die große politische Gesellschaft aus der Haselnußschale, woraus ich sie betrachte, ungefähr so, wie einer Raupe der Mensch vorkommen mag, an dem sie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Respect vor diesem großen drängenden Menschenocean; aber es ist mir auch wohl in meiner Haselnußschale. Mein Sinn, wenn ich

einen dafür hätte, ist nicht geübt, nicht entwickelt, und solange mir das Bächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht versiegt, werde ich von diesem großen Ocean ein neidloser und ruhiger Bewunderer bleiben.“ Aber bei seiner Abneigung gegen das alltägliche Leben war es ihm nothwendig, für seine physiologischen Entwürfe größere Umrisse und Perspective zu suchen. Schon in seiner Darstellung von Moses, Solon und Lykurg besteht seine Kunst hauptsächlich darin, die psychologischen Motive und den Plan der Helden zu entwickeln, wobei ihn sein dramatischer Instinct bald zu einer glücklichen Divination leitet, bald ihn auf Irrwege führt: es sind geschichtlich vertiefte Studien über das Thema des Marquis Posa. Die Vorarbeit zum Don Carlos bestimmte ihn 1788 die Geschichte des Abfalls der Niederlande zu schreiben, wobei er zugleich sein Humanitätsideal entwickeln konnte, und wenn der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs 1790—93 eine zufällige Aufforderung zum Grunde lag, so trieb ihn doch zugleich das Bedürfniß eines dramatischen Stoffs, den er auch glücklich entdeckte. Bei seiner Neigung zur Rhetorik und bei seiner ungenügenden Quellenkenntniß blieb das Werk unvollkommen, auch hat sein Beispiel auf die jüngern Historiker meist ungünstig eingewirkt; dennoch ist sein Verdienst, in dem größern Publicum das Interesse für Geschichte erweckt zu haben, nicht hoch genug anzuschlagen, und dieser Umstand erklärt die Begeisterung, mit welcher Johannes von Müller diese Versuche besprach. — Die historischen Studien hatten noch die weitere Folge, daß sie seinem Leben und Wirken einen äußern Mittelpunkt gaben. Für Eichhorn, der nach Göttingen berufen war, hoffte man in Jena in Schiller einen Ersatz zu finden, namentlich Göthe betrieb die Berufung mit vielem Eifer, und beruhigte Schiller, der sich nicht verhehlte, daß mancher Student in der Geschichtskenntniß ihm überlegen sein würde. Am 26. Mai 1789 eröffnete Schiller seine Vorlesungen als außerordentlicher Professor der Philosophie unter ungeheuerm Zulauf mit der Antrittsrede: was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte. Gleich Herder ist ihm die Humanität das Höchste; aber während jener bei dem Naturleben der Völker stehen bleibt, faßt Schiller die Humanität als eine That der Freiheit auf, er sieht in der Nationalität eine Schranke, über welche die Vernunft uns erheben muß. „Das vaterländische Interesse ist nur für unreife Nationen, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geist ist diese Schranke unerträglich, er kann bei einer so wandelbaren zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit nicht still stehn. Er kann sich nicht dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbege-

benheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist.“ Bald erkannte er, wie nützlich es für seine dichterische Phantasie war, sich in die Thatsachen zu vertiefen, da er bisher nur in Empfindungen und Ideen gelebt. Freilich betrachtete er die Geschichte nur als Magazin für seine Phantasie und die Thatsachen mußten sich gefallen lassen, was sie unter seinen Händen wurden. Seines Gegensatzes gegen die herkömmliche Geschichtschreibung bewußt, pflegte er zu behaupten, daß der Geschichtschreiber, wenn er alles Thatsächliche in sich aufgenommen, nun den so gesammelten Stoff erst wieder aus sich heraus zur Geschichte construiren müsse. Eine Thatsache läßt sich ebenso wenig zu einer Geschichte, wie die Gesichtszüge eines Menschen zu einem Bildniß blos abschreiben. Wie in dem organischen Bau und dem Seelenausdruck der Gestalt, gibt es in dem Zusammenhang selbst einer einfachen Begebenheit eine lebendige Einheit, die am sichersten von demjenigen erkannt wird, der seinen Blick an philosophischer und poetischer Nothwendigkeit geübt hat, denn auch hier steht die Wirklichkeit mit dem Geist in geheimnißvollem Bunde. — Nach langem Zaudern erklärte sich Schiller Juli 1789 gegen Charlotte von Lengefeld, und als der Herzog von Meiningen ihm den Hofrathstitel, der Herzog von Weimar ein kleines Gehalt verlieh, gab die Mutter ihre Zustimmung. Den 22. Februar 1790 wurde Schiller getraut. „Ich sehe, schreibt er an Körner, mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir die Tage dahin.“ Und das war nicht blos die Empfindung der ersten Tage, sie reichte für sein ganzes Leben aus. — Schwer und hart war der Bruch mit Frau von Kalb, der Schiller wenige Tage vor seiner Hochzeit die Sache eröffnete. Nach einem sehr heftigen Ausbruch ließ sie sich ihre Briefe zurückgeben und verbrannte alles; ihre Stimmung drücken die Verse aus: „Erstarrt hält an im Lauf die Erde, im Leichenantlitz blickt der Mond durch die entseelte Sternenheerde: vom Tode bleibt nichts unverschont. Von allem, was da ist gewesen, lebst du allein in dieser Nacht, vernichtet hab ich alle Wesen.“ Doch erhob sie die Elasticität ihres Geistes bald wieder über diese Niedergeschlagenheit. Sie gab ihre Scheidungsgedanken auf, wurde in den Cirkeln von Weimar heimisch, namentlich bei der Herzogin Luise, die sie sehr verehrte, trat mit Herder, Göthe und Wieland in einen innigen Verkehr und söhnte sich auch mit Schiller aus; sodaß nun eine wirkliche Freundschaft das alte leidenschaftliche Verhältniß ersetzte. In seine Liebesbriefe mischten sich fortwährend philosophische Speculationen; durch Körner und Rein-

hold*), der das Kantische System in Jena verbreitete, war seinen Ideen eine bestimmte Richtung gegeben. Wenn in der praktischen Welt die kritische Philosophie vergebens nach einem befriedigenden Abschluß suchte, so that Kant in der Kritik der Urtheilskraft (1790) den großen Schritt, für die Einheit der Idee und Realität, der Freiheit und Nothwendigkeit einen symbolischen Ausdruck zu finden, und es zeigt die Wahlverwandtschaft des philosophischen Denkens mit der gleichzeitigen politischen Gährung, daß sie dies Symbol in der Kunst fand. Schon bei der Analyse des Schönen zeigt sich, daß die höchste und reinste Lust des menschlichen Geistes ohne alle Beziehung zur Wirklichkeit gedacht werden kann. Schön nennen wir, was ein uneigennütziges Wohlgefallen hervorruft, was uns als zweckmäßig erscheint, ohne Vorstellung eines bestimmten Zwecks, und was als Gegenstand eines allgemeinen und nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird, ohne begriffliche Analyse. Obgleich also die Kunst nur ein Spiel ist und außerhalb des Zusammenhangs der gewöhnlichen Zwecke liegt, gibt sie doch dem menschlichen Geist Befriedigung, und dieser ist sich bewußt, indem er genießt, zugleich der Schöpfer seines Genusses zu sein. Am deutlichsten entwickelt sich die Freiheit des Geistes von den Bedingungen der Natur durch das Vermögen des Ideals im Erhabenen. Kein Gegenstand der Natur ist an sich erhaben, weil es kein absolutes Maß gibt. Eben darum, daß in unserer Einbildungskraft ein Bestreben zum Fortschritt ins Unendliche, in unsrer Vernunft aber ein Anspruch auf absolute Totalität liegt, wird durch den Widerspruch das Gefühl eines übersinnlichen Vermögens in uns erregt, und diese Geistesstimmung, nicht aber ihr Gegenstand, ist erhaben zu nennen. Es gehört zu unsrer Bestimmung, was die Natur als Gegenstand der Sinne für uns Großes enthält, in Vergleichung mit den Ideen der Vernunft für klein zu achten, und erhaben ist, was das Gefühl dieser übersinnlichen Bestimmung in uns rege macht und das Gemüth bestimmt, sich die Unzulänglichkeit der Natur zur Darstellung von Ideen zu denken. „Wir erfahren, sagt Schiller (1801), durch das Gefühl des Erhabenen, daß sich der Zustand unsers Geistes nicht nothwendig nach dem Zustand des Sinnes richtet, und daß wir ein selbständiges Princip in uns haben, welches von allen sinnlichen Rührungen unabhängig ist. Wir ergötzen uns an dem sinnlich Unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen und der Verstand nicht mehr begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Gern lassen wir die Ima-

*) Geb. 1758 zu Wien, bei den Jesuiten erzogen, denen er 1783 entfloh; nach Weimar 1784; Wieland's Schwiegersohn und Mitarbeiter am Mercur 1785; Professor in Jena; Briefe über die Kantische Philosophie; neue Theorie des Vorstellungsvermögens 1789.

gination im Reich der Erscheinungen ihren Meister finden, denn es ist doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphirt; aber an das absolut Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen. Das Erhabene verschafft uns einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gefangen hielt. Nicht allmählich, sondern plötzlich und durch eine Erschütterung reißt es den Geist aus dem Netz los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umstrickte, und das um so fester bindet, je durchsichtiger es gesponnen ist. Also hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem verzärtelten Geschmack, der über das ernste Angesicht der Nothwendigkeit einen Schleier wirft und, um sich bei den Sinnen in Gunst zu setzen, eine Harmonie zwischen dem Wohlsein und Wohlverhalten lügt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen!" Durch diese kritische Selbstbefreiung des Geistes war der Weg angebahnt, die dichterische Welt der Griechen wieder aufzufinden. Die jugendliche Ungeduld hatte sich ausgetobt, und aus der unbedingten Heiligung des Instincts wurde die Resignation einer schönen Seele. Die titanischen Bestrebungen hatten nichts weiter hervorgerufen als eine neue thränenreiche Spießbürgerei, einen siechen Pietismus des Herzens, der, unfähig, sich an Idealen emporzurichten, in seiner eignen Erbärmlichkeit schwelgte. In stolzer Zurückhaltung entzog sich nun die Kunst dieser schlechten Wirklichkeit und floh in die Welt des Scheins, die sie den Griechen nachbildete. Die Kunst lebte in Bildern, die Philosophie in Ideen; und wenn die Kunst anscheinend in ihrer griechischen Schönheitsfülle sich zu einem harmonischen Dasein gestaltete, so lag doch darin, daß sie auf die Wirklichkeit resignirte, eben jener leise schmerzliche Zug, den die Philosophie als Idee begriff. Entschiedener als irgendeine frühere Lehre trat die Kantische Philosophie aus der anscheinenden Befriedigung des Lebens heraus, denn sie machte die Idee, deren Wesen eben darin besteht, daß ihr die Wirklichkeit niemals gerecht werden kann, zum höchsten Lebensprincip des Geistes; aber wenn die Kunst in sich selbst einkehrte, so mußte sie erkennen, daß sie selbst nur in Ideen lebte, und daß ihr Lebensprincip mit dem der neuen Philosophie zusammenfiel. Die allmähliche Entwickelung dieses Bewußtseins ist der eigentliche Inhalt des Bundes zwischen unsern beiden größten Dichtern, in denen der philosophische Idealismus und der künstlerische Realismus endlich seine Versöhnung fand. — Wider seinen Willen wurde dazu Moritz der Vermittler. Ende 1788 in einem höchst verwahrlosten Zustand aus Italien zurückgekehrt, hielt er sich bis zum 1. Juli 1789 in Weimar bei Göthe auf, worauf er durch dessen Empfehlung in Berlin eine Stelle an der Kunstakademie erhielt.*)

*) Dort starb er 1793. Von seinem Buch sagte Schiller zuerst: „es ist schwer

Vorher hatte er 1788 die Schrift über die bildende Nachahmung des Schönen veröffentlicht, die aus den römischen Gesprächen mit Göthe hervorgegangen, auf Schiller den nachhaltigsten Einfluß ausübte. Nach dieser Schrift ist das echte Schöne nicht blos in uns und unsrer Vorstellung, sondern in den Gegenständen. Durch die Theorie wird das Auge auf einen gewissen Punkt geheftet, aus welchem das Schöne betrachtet werden muß, um gehörig empfunden und geschätzt zu werden. Jedes echte Kunstwerk hat einen solchen Punkt in sich, durch den alle seine Theile und ihre Stellungen gegeneinander nothwendig werden, und aus ihm betrachtet, sich auch als nothwendig darstellen. Je strenger die Nothwendigkeit die Theile des Kunstwerks zusammenhält, desto schöner ist das Werk, je mehr, unbeschadet des Ganzen, hinzugethan oder abgenommen werden kann, desto weiter steht das Werk von der Vollkommenheit ab. Die vollkommenste Darstellung der vollkommensten menschlichen Bildung ist der höchste Gipfel der Kunst, nach welchem sich alles Uebrige abmißt. Der Zusammenhang der ganzen Natur würde für uns das höchste Schöne sein, wenn wir ihn einen Augenblick umfassen könnten. Jedes schöne Ganze ist im kleinen ein Abdruck des höchsten Schönen im großen Ganzen der Natur. Der geborne Künstler begnügt sich nicht, die Natur anzuschauen, er muß ihr nachstreben und bilden und schaffen wie sie. Der höchste Genuß des Schönen läßt sich nur in dessen Werken aus eigner Kraft empfinden. Je vollkommener der Geschmack für eine gewisse Gattung des Schönen ist, um desto mehr ist er in Gefahr sich zu täuschen, sich selbst für Bildungskraft zu nehmen und durch tausend mislingende Versuche den Frieden mit sich selbst zu stören. Was uns allein zum wahren Genuß des Schönen bilden kann, ist das, wodurch das Schöne selbst entstand: ruhige Betrachtung der Natur und Kunst als eines einzigen großen Ganzen; was die Vorwelt hervorgebracht, ist nun mit der Natur verbunden für uns eins geworden und soll mit ihr vereint harmonisch auf uns wirken. — In ähnlichen Betrachtungen erging sich damals Göthe. Nach einer Unterredung mit demselben über Kant berichtet Schiller*) 1. November 1790: „Interessant ist's, wie er alles in seine eigne Art kleidet und überraschend

---

zu verstehen, weil er keine feste Sprache hat und sich mitten auf dem Weg philosophischer Abstraction in Bildersprache verirrt, zuweilen auch eigne Begriffe mit anders verstandenen Wörtern verbindet. Aber es ist vollgedrängt von Gedanken.

*) Er hielt in dieser Zeit Vorlesungen über den Oedipus und die Tragödie überhaupt nach Anleitung des Aristoteles, den er eifrig studirte. Mit Reinhold hatte er sich entzweit, desto leidenschaftlicher warf er sich auf das Studium der Kantischen Schriften, das ihn sofort zur Productivität anregte: „Ich bin auf dem Weg, Kant's Behauptung, daß kein objectives Princip des Geschmacks möglich sei, dadurch zu widerlegen, daß ich ein solches aufstelle."

zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgendetwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch, und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz: sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen und strebt sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht ihn mir zum großen Mann." — Für Schiller waren diese Studien nur die Darstellungen eines idealen sittlichen Läuterungsprocesses. Ein freilich harter Ausdruck desselben war die Recension über Bürger (1791)*) Daß er dem Gegenstand nicht ganz gerecht geworden, fühlte er später selbst. Er hatte dem Dichter über sein Talent viel gute Worte gesagt, allein er hatte es nicht zergliedert, wie es doch die Aufgabe des Kritikers ist. Wenn Bürger über jene Kritik außer Fassung gerieth, so war zum Theil die verletzte Eitelkeit daran schuld, hauptsächlich aber die persönliche Wendung, die Schiller der Sache gab. Er hatte den Mangel an dichterischer Vollendung aus der unfertigen geistigen und moralischen Bildung des Dichters hergeleitet. Der Dichter könne uns nichts geben als seine Individualität: diese müsse zur reinsten Menschlichkeit geläutert sein, ehe er die Menschheit zu rühren unternehme; kein Talent könne dem Kunstwerk verleihen, was seinem Schöpfer abgeht. Der Dichter müsse ferner seinen Gegenstand idealisiren, er müsse von der Empfindung, die ihn bedrängt, erst frei sein, ehe er wagte sie zu besingen; er müsse damit anfangen, den Gegenstand seiner Begeisterung von seiner Individualität loszuwickeln, seine Leidenschaft aus einer mildernden Ferne anzuschauen. Das Idealschöne wird schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes möglich, welche die Uebermacht der Leidenschaft aufhebt. — Die Wahrheit, die in diesen Worten liegt, so bitter sie Bürger im geheimen Gefühl seiner moralischen Unfertigkeit empfinden mußte, ist auf alle Fälle eine einseitige. Die Härte, mit welcher sie ausgesprochen wird, erklärt sich daraus, daß Schiller seine eigne unreife Vergangenheit im Auge hat. Der strenge

*) Der unglückliche Dichter (geb. 1748, seit 1784 Docent in Göttingen, der in Lenore, dem wilden Jäger, des Pfarrers Tochter von Taubenhain, dem braven Mann u. s. w. der deutschen Lyrik die edelsten Blüten geschenkt, büßte die schwere Schuld seiner ersten Ehe (1774—84) durch den Tod der geliebten zweiten Frau (1786) und durch die Schmach der dritten, poetischen Ehe (1790—92). Völlig gebrochen starb er 8. Juni 1794. A. W. Schlegel, in Göttingen sein Schüler und Günstling, hat in der Recension von 1800 seine unendlichen Verdienste um die Entwickelung der deutschen Kunst, mit scharfer Hervorhebung seiner Schwächen, musterhaft auseinander gesetzt.

Läuterungsproceß, dem er seine Seele unterwarf, machte ihn auch gegen andere hart. Daß eine glückliche Natur eines solchen Läuterungsprocesses nicht bedarf, war ihm noch nicht in eigner Erfahrung aufgegangen, und gegen den Dichter, an dem er es sich wohl hätte klar machen können, war damals seine Seele noch mit Bitterkeit erfüllt. Wenn Bürger auf einer Altersstufe, die den Gedanken an eine wesentliche Umschaffung des Charakters ausschloß, über die persönliche Wendung der Kritik erbittert war, so war ihm dieses nicht zu verargen: es ist immer ein Misbrauch, wenn man eine dichterische Erscheinung, statt sie in ihrem vollen Umfang zu würdigen, nur zur Entwickelung allgemeiner Ideen benutzt. — In weiterer Selbstbildung lehrt Schiller (über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen): die Kunst wirkt nicht deswegen allein sittlich, weil sie durch sittliche Mittel ergötzt, sondern weil das Vergnügen selbst, das sie gewährt, ein Mittel zur Sittlichkeit wird; sie befreit die Seele, indem sie die Empfindung aus ihrer Unmittelbarkeit reißt und sie durch Vorstellungen ohne physische Nothwendigkeit vermittelt. Es kommt ihm mehr darauf an, nachzuweisen, was die Menschheit für ihre höhern Interessen in der Kunst zu suchen habe, als dem Künstler Fingerzeige zu geben, wie die menschliche Natur zu rühren und für seine Zwecke zu gewinnen sei. „Diejenige Tragödie wird die vollkommenste sein, in welcher das erregte Mitleid weniger Wirkung des Stoffs, als der am besten benutzten tragischen Form ist." In diesem Glaubensbekenntniß, mit welchem der künstlerische Idealismus sich gegen die bisher allgemein herrschende Naturwahrheit der Dichtung und Empfindung empörte, liegt bereits die freilich noch nicht bestimmt ausgesprochene Voraussetzung, daß der Stoff für den wahren Dichter wol etwas Gleichgültiges sein könne, mit andern Worten, daß die Kunst im Stande sei, den Menschen seiner gewöhnlichen sittlichen Empfindungsweise vergessen zu lassen. — Von der Schrift über Anmuth und Würde (1793) sprach Göthe noch später ziemlich bitter. „Die Kantische Philosophie, welche das Subject so hoch erhebt, indem sie es einzuengen scheint, hatte Schiller mit Freuden in sich aufgenommen; sie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie als selbständig, lebendig vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten. Gewisse harte Stellen sogar konnte ich direct auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntniß in einem falschen Licht; dabei fühlte ich, es sei noch schlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich gesagt worden; denn die ungeheure Kluft zwischen unsern Denkweisen klaffte nur desto entschiedener."

Göthe's Ueberzeugung ging auf die Einheit der Seele mit der Natur, Schiller's Ueberzeugung auf die Befreiung der Seele von der Natur durch die Idee. „Es ist dem Menschen zwar aufgegeben, eine innige Uebereinstimmung zwischen seinen beiden Naturen (Wille und Empfindung) zu stiften und immer mit seiner vollstimmigen ganzen Menschheit zu handeln, aber diese Charakterschönheit ist blos eine Idee, welcher gemäß zu werden er mit anhaltender Wachsamkeit streben, aber die er bei aller Anstrengung nie ganz erreichen kann. Bei dem Thier folgt auf die Begierde ebenso nothwendig Handlung, als Begierde auf Empfindung; bei dem Menschen ist noch eine Instanz mehr, das übersinnliche Vermögen des Willens; das Thier muß streben, den Schmerz los zu sein, der Mensch kann sich entschließen, ihn zu behalten. Uebereinstimmung mit dem Vernunftgesetz ist im Affect nicht anders möglich, als durch einen Widerspruch mit den Forderungen der Natur, und da die Natur ihre Forderungen aus sittlichen Gründen nie zurücknimmt, so ist hier keine Zusammenstimmung zwischen Neigung und Pflicht möglich." Diese und ähnliche strenge Ideen, die damals Göthe zur Verzweiflung brachten, werden zwar im Lauf des Artikels eingeschränkt, aber da Schiller über sein Material nicht frei gebietet, geht sein Princip aus seiner Anschauung nicht organisch hervor, und so begreifen wir, daß Göthe die vermittelnde Ausführung übersah und nur auf den harten Widerspruch des Princips seine Aufmerksamkeit richtete. Bereits in der Abhandlung über das Pathetische (1793) spricht Schiller seine Neigung für das Schöne, Harmonische und Natürliche im Gegensatz zum Erhabenen aus und findet das Erstere bei den Griechen realisirt. Noch schwebt ihm diese Schönheit und Harmonie der Natur nur als eine Idee, als Sehnsucht vor, die in der Gegenwart nicht mehr realisirt werden könne; aber die Neigung hat sich doch schon bestimmt erklärt.

Zu Anfang 1791 verfiel Schiller in eine schwere Krankheit, der Vorbote eines Leidens, das erst mit seinem Tod endigen sollte. In Deutschland verbreitete sich die Nachricht seines Todes; die allgemeine Freude über seine Genesung verschaffte ihm, durch Baggesen's Vermittelung, jenes ehrenvolle Geschenk vom Herzog von Augustenburg (December 1791), das ihm für die nächsten Jahre eine sorgenfreie Existenz bereitete. Nachdem er im Winter 1792—93 seine Vorlesungen für immer geschlossen, machte er August 1793 bis Mai 1794 eine Reise nach seiner schwäbischen Heimat; während derselben starb der Herzog, der seine Anwesenheit „ignorirt" hatte. Auf seine alten Freunde machte er einen bedeutenden Eindruck. „Sein jugendliches Feuer war gemildert; er hatte viel mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle der vormaligen Nachlässigkeit war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt,

sein blasses kränkliches Ansehn vollendete das Interessante seines Anblicks. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich durch Krankheitsanfälle gestört." Diese waren so stark, daß er — jetzt zum letzten mal in seinem Leben — in eine Entmuthigung verfiel, von welcher der Briefwechsel mit Körner erschreckende Zeugnisse ablegt. Trotzdem arbeitete er ununterbrochen fort, die Kritik der Urtheilskraft kam nicht von seinem Tisch, seine Briefe sind mit tiefsinnigen Untersuchungen über die Kunst angefüllt. Die Politik der Franzosen trat ihm immer ferner; schon zu Anfang der Revolution hatte er über die republikanische Gesinnungen Bedenken, jetzt sah er in ihr nur ein ideeloses Werk der Leidenschaften: „Die eigentlichen Principien, sagte er, die einer wahrhaft glücklichen Verfassung zu Grunde gelegt werden müssen, sind noch nicht so gemein unter den Menschen; sie sind (indem er auf die Kritik der Vernunft wies) noch nirgend anders als hier." — Immer tiefer suchte er in Griechenland einzudringen; in diese Zeit fällt seine Umarbeitung der „Götter"; von seinen alten Stücken mochte er nichts hören, sein Ideal war Göthe's Iphigenie. — Auf dieser Reise machte er auch die Bekanntschaft Cotta's und verabredete mit ihm ein periodisches Unternehmen, welches die ersten Größen der Nation zu kräftigem Wirken vereinigen sollte.

Daß die beiden Dichter sich einmal finden würden, hätte aus ihren ersten Versuchen niemand geahnt. Bei Göthe's Jugendwerken vermißt man kaum die vollendete Reife der Bildung; sein poetischer Ausdruck ist hinreißend und überzeugend, seine Einsicht hat sich später unendlich erweitert, aber kaum vertieft. In Schiller's frühern Stücken begegnet man neben unleugbarer Kraft, wenn man selbst von den Roheiten absieht, der hohlsten Declamation, die den Sinn schief ausdrückt oder sich auch wol des Sinns ganz überhebt. Und was hat er aus sich gemacht! Während Göthe seinen Genius immermehr an kleine Aufgaben verschwendet, in der Composition immermehr die Kunstform aufgibt, stellt sich Schiller mit jedem neuen Werk in der Technik sicherer und mit der errungenen Meisterschaft nimmt auch seine Productivität immer zu. Aus einer wilden und unreifen Jugend erhob sich der Dichter durch die Kraft des Willens zu jener vollendeten sittlichen Gestalt, die wir noch heute verehren, während Göthe nie daran dachte, seinen angebornen edeln Instinct durch allgemeine Ideen zu befestigen. Göthe war ein Günstling der Natur; das Herrlichste, wonach der Mensch begehrend die Hände ausstreckt, ward ihm im Traum gewährt; weder in der Kunst noch im wirklichen Leben hat er je die bittre Nothwendigkeit angestrengter Arbeit empfunden. Seine Seele war wie ein Spiegel, der alle Eindrücke der Welt verschönert widerstrahlte. Er ließ die Bilder flüchtig vorübergehn, zufrieden, wenn das eine oder das andere sich fragmentarisch fixirte. Er sah die Welt nur in seinen Freunden, die dem Dichter

huldigten, weil sie den Menschen verehrten. Die objective Wirkung seines Kunstwerks war ihm gleichgültig und durfte ihm gleichgültig sein. Schiller sah nichts, was er nicht mit Anstrengung suchte, er begriff nichts, was er nicht methodisch durchdrang. Bei ihm konnte die Bildung nur die Frucht sauern Schweißes sein, aber ein eiserner Wille ersetzte diese Unvollkommenheiten seiner Natur, wenn man sie so bezeichnen darf, und fast möchte man es ein Glück nennen, daß er äußerlich genöthigt war, die Wirkung seiner Werke auf die Menge zu berechnen, und zu diesem Zweck sich mit vollem Bewußtsein die Kunst anzueignen. Mit reichem Talent waren beide Dichter von der Natur ausgestattet, aber die Gabe der Schönheit empfing der eine noch als halbes Kind aus ihren Händen, die sie dem andern als fernes Ziel auf einem dornenvollen Pfade vorhielt. Wer wollte entscheiden, welcher von beiden der Begünstigtere war.

Wenn der Bürgerssohn das Ideal harmonischer Bildung nur in der Sehnsucht gegenwärtig haben konnte, so hatte das Schicksal Wilhelm von Humboldt günstiger gestellt; seine Geburt und seine Lage befähigten ihn zu leben, was die meisten unsrer Dichter nur denken durften. Geboren 1767 aus einer angesehnen preußischen Familie zu Potsdam, zwei Jahre vor seinem Bruder Alexander, war er durch eine Reihe tüchtiger Lehrer frühzeitig in die mannichfaltigsten Kreise des Wissens eingeführt. Schon damals begann eine Reaction gegen die Schule Nicolai's und seiner Anhänger, deren Mittelpunkt die schönste Frau von Berlin war, die Jüdin Henriette Herz.*) In diesen Kreis, der die geistreichsten und empfindsamsten Frauen Berlins umfaßte, wurde Humboldt eingeführt und feierlich in einen Tugendbund aufgenommen, obgleich er gestehen mußte, desselben nicht mehr würdig zu sein. Hier lernte er die neu aufstrebende Poesie würdigen, die von den Nicolaiten scheel angesehn wurde. Im Herbst 1787 ging er mit seinem Bruder auf die Universität Frankfurt, die Rechte zu studiren, Ostern 1788 nach Göttingen. Hier schloß er sich an Heyne an, der eine besondere Gabe besaß, das philologische Interesse in strebsamen Dilettanten zu erwecken. Auch seiner Tochter Therese trat er näher, wie es scheint sogar leidenschaftlich, und wurde durch sie mit Forster bekannt, der eben aus Wilna zurückkehrte. Von dem Streben nach Menschenkenntniß getrieben, welches Lichtenberg nicht weniger als Lavater,

*) Geb. 1764, im sechzehnten Jahr an einen alten aber geistreichen Arzt verheirathet, gest. 1847.

Nicolai nicht weniger als Jacobi verfolgten, ließ sich Humboldt durch Forster in Mainz bei Johannes Müller und Heinse, in Düsseldorf bei Jacobi einführen, und lernte so einen neuen Kreis kennen, der gegen seine berliner Lehrer in der leidenschaftlichsten Opposition begriffen war; seine Bildung erweiterte sich, während sein Verstand die Unabhängigkeit wahrte. Mit Campe, seinem ehemaligen Hofmeister, der die Leichenfeier des französischen Despotismus mit eignen Augen ansehn wollte, ging er Juli 1789 nach Paris und trat dann nach einem längern Besuch bei Forster, der ihm in Bildung und Gesinnung am nächsten stand, und einer Schweizerreise zu Anfang 1790 in Staatsdienste. In Berlin waren mittlerweile die Geisterbanner und Supranaturalisten mächtig geworden, und Humboldt hatte als Beamter Gelegenheit, sich der altenfritzischen Opposition anzuschließen. Die freiern Sitten ließ er sich wohl gefallen und fand einen Genossen an Gentz*), dem größten Virtuosen des Lebensgenusses. Scharfsinnig, voll nervöser Empfänglichkeit für alles Schöne, leidenschaftlich und vom lebhaftesten Bewunderungstrieb erfüllt, ergab sich Gentz völlig dem neuen Freunde, in dem er eine Art von dämonischem Wesen verehrte und fürchtete, und von dem er in einem Brief an Garve eine überschwengliche Schilderung entwirft, die er noch viele Jahre darauf gegen Rahel für vollkommen treffend erklärte. Im Geist jener Zeit, die für das Staatsleben keinen Sinn hatte, wollte Humboldt nur sich leben, indem er seinen Kräften die höchste harmonische Ausbildung gab. An Forster, dessen unbestimmten Drang, für das Ganze der Menschheit zu wirken, wir bereits kennen, schreibt er: „Ins Große und Ganze wirkt jeder, sobald er auf sich und blos auf sich wirkt; man sei nur groß und viel, so werden die Menschen es sehen und nutzen. Wenn unter uns so wenig geschieht, so ist es nicht, weil unsre Lage und Verhältnisse uns hinderten zu wirken, sondern weil sie uns hindern, zu werden und zu sein. Der wahren Moral erstes Gesetz ist, bilde dich selbst, und nur ihr zweites, wirke auf anderes durch das was du bist. Alles Thun und Treiben in der Welt dient nur als Mittel

*) Geb. 1764 zu Breslau, studirte in Königsberg Rechtswissenschaft und Kantische Philosophie, und übte seine Empfindsamkeit in dem seltsamen Freundschaftsverhältniß zu Elisabeth Graun, die von ihrem Mann halb geschieden war und später Stägemann heirathete. Er setzte 1785, als er nach Berlin ging und sich dort den tollsten Ausschweifungen ergab, das Verhältniß brieflich fort: er klagte ihr, wie in kraftlosem Streben nach einem Schatten von Glückseligkeit sein zerrütteter Geist in tausend Labyrinthe elender geschmackloser Beschäftigungen und falscher Freuden irre: wie er hülflos den Schwachheiten und Leidenschaften, den glühenden Phantomen seines unruhigen Kopfs überlassen, sich in allen Thorheiten der abscheulichen Welt herumwälze. Er setzte den Genuß dieser Selbstanklagen fort, bis die Revolution ihn zu einem neuen Idealismus anregte.

zur Bereicherung unsrer Ideen.“ Bei diesem Lebensprincip war es natürlich, daß Humboldt nur die Beendigung seines Probejahrs abwartete, um seinen Abschied zu nehmen. Gleichzeitig verheirathete er sich Juli 1791 mit Karoline von Dacheröden, einer schönen hochgebildeten Dame, deren Bekanntschaft ihm sein alter Tugendbund vermittelt hatte, und die ihm zuletzt durch ihre Freundin Karoline von Beulwitz, Schiller's Schwägerin, zugeführt war. So kam er zuerst mit Schiller in Berührung, von dessen Persönlichkeit er sogleich einen mächtigen Eindruck empfing. Mit seiner jungen Frau zog er sich auf ein Landgut bei Mansfeld zurück, las mit ihr den Homer und Pindar in der Ursprache und machte sie zur Theilnehmerin an seinen philosophischen Studien. Kant und Plato waren seine Lieblingslectüre und namentlich der erste gab den Resultaten seiner Neigung und seines Instincts die Rechtfertigung der philosophischen Formel. Der größere Theil der deutschen Schriftsteller, selbst die aus Abneigung gegen die Gewaltthaten Gegner der Revolution wurden, billigten doch das Bestreben, den Staat nach Begriffen der reinen Vernunft einzurichten; Humboldt zeigte in einem Sendschreiben (August 1791), die Vernunft habe wol die Fähigkeit, einen vorhandenen Stoff zu bilden, aber nicht neuen zu erzeugen. Diese Kraft ruhe allein im Wesen der Dinge. Nur eine solche Verfassung kann gedeihen, die aus dem Kampf des mächtigern Zufalls mit der entgegenstrebenden Vernunft hervorgeht. Der Zufall ist die gesammte individuelle Beschaffenheit der Gegenwart, die vorhandene Summe individueller menschlicher Kräfte; der Vernunft bleibt nur das Geschäft, jene Kräfte zur Thätigkeit zu reizen und sie zu lenken. — Das weitere Nachdenken über die Nothwendigkeit eines irrationellen Moments in der Geschichte veranlaßte ihn Mai 1792 zu den Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen. — Diese Schrift, die erst nach seinem Tod vollständig herauskam, bewegt sich ganz in Kantischen Ideen, aber in einer freien und eigenthümlichen Sprache. Die Bestimmung des Menschen ist die höchste und gleichmäßige Bildung aller seiner Kräfte zu einem Ganzen, das ist seine Tugend und seine Glückseligkeit. Dies Ziel zu erreichen ist Freiheit die unerläßliche Bedingung. Alle Zwecke, die sich die Staatskunst in der Regel vorsetzt, Macht, Blüte, Wohlstand, fallen demjenigen Staat von selbst zu, der durch Gewährung der höchsten Freiheit die eigentlich schöpferische Kraft sich entwickeln, erhöhen und veredeln läßt. Gerade diese Kraft, der Endzweck, um dessentwillen erst alle jene Lebensgüter wünschenswerth erscheinen, gerade der lebendige Mensch wird verletzt, wo Wohlstand und Aufklärung unmittelbar hervorgebracht und von der allein thätigen Regierung den Bürgern aufgedrungen werden. Die Staatseinrichtung ist nicht Zweck, sondern nur Mittel zur Bildung des Menschen. Der Staat ist eine

Sicherheitsanstalt, damit die vielgliederige, von den mannichfaltigsten Bedürfnissen bewegte Gesellschaft Gelegenheit habe, durch freie Vereine ihren Zwecken nachzustreben und jene Vielfältigkeit der Situationen hervorzubringen, die eins ist mit der Freiheit. Die würdigste Aufgabe des Staats ist, sich selbst entbehrlich zu machen, die Menschen durch Freiheit dahin zu führen, daß leichter Gemeinheiten entstehen, deren Wirksamkeit an Stelle des Staats treten könne. Aehnlich faßt Humboldt die Kirche auf. Er läßt die Religion gelten als eine wichtige Seite des innern Menschen und freut sich mit liebevollem Eingehn auf die Zustände religiös gestimmter Gemüther des Einflusses, der aus solcher Stimmung auf die Ideenform wie auf die Handlungsweise der Menschen übergeht; aber er fordert gleiche Berechtigung auch für diejenige Gemüthsverfassung, die sich religiöser Ideen gänzlich glaubt entschlagen zu können, die sich an der Idee der Vollkommenheit genügen läßt, ohne die Summe alles moralisch Guten in ein Ideal der Gottheit zusammenzufassen. Er selbst ist es, der in der Kraft der Jugend durch die Fülle seiner Ideen und das Bewußtsein seiner innern Stärke sich über den Wandel der Dinge erhaben fühlt. Er läßt diejenigen gewähren und weiß sie zu verstehen, die es unwiderstehlich von der Sinnenwelt zum Ahnen eines übermenschlichen Wesens fortreißt, aber er selbst entschädigt sich für das Entbehren jener hoffenden Erwartung durch das ihn immer begleitende Bewußtsein eines festen Strebens. Wie Kant findet er in der Kunst den höchsten Ausdruck schöner Individualitäten. Das ästhetische Gefühl, wonach die Sinnlichkeit Hülle des Geistigen und das Geistige belebendes Princip der Sinnenwelt ist, macht das wahre Gepräge der Menschennatur aus und das ewige Studium dieser Physiognomik der Natur bildet den echten Menschen. Alle Stärke stammt aus der Sinnlichkeit, sie zu beherrschen und zur Harmonie zu lenken ist die Aufgabe des Lebens. Es ist die innere Kraft des Menschen, die in der Kette der Geschlechter sich auslebt um in wunderbarer Vielseitigkeit das Wesen des ewig Menschlichen an den Tag zu bringen; sie ist zugleich die Macht der Geschichte. — Diese ästhetische Auffassung der Geschichte führte ihn wieder auf die Studien des Alterthums, die er zuerst auf Heyne's Anregung nach Lessing und Winckelmann getrieben, die er jetzt mit Hülfe F. A. Wolf's wieder aufnahm. Er hatte den großen Philologen schon 1790 kennen gelernt, ein näheres Verhältniß knüpfte sich im Sommer 1792 bei einem Besuch in Halle, der dann öfters erneuert, erwidert und durch einen ununterbrochenen Briefwechsel fortgesetzt wurde. Beide begegneten sich in dem hohen Begriff von der Bedeutung des Alterthums für unser jetziges Leben; Wolf brachte seine tiefe Gelehrsamkeit und seine geniale Kraft, Humboldt, der sich ihm gegenüber ganz als Schüler fühlte, den Ideenreichthum mit. In einem

kleinen Aufsatz, dessen Grundsätze seitdem Wolf zu den seinigen machte, weist er nach, wie das philosophische Studium des Menschen mit dem Studium der griechischen Welt zusammenfalle. Der Mensch tritt uns überall bei den Griechen entgegen, während die moderne Zeit die Aufmerksamkeit viel mehr auf Sachen als auf Menschen, mehr auf Classen als auf Individuen richtet. Der Mensch, den die griechischen Schriftsteller darstellen, ist aus lauter einfachen, großen und schönen Zügen zusammengesetzt. Diese einheitliche Cultur ist ein wesentliches Correctiv für unsre heutige Bildung, die durch die Menge ihrer Richtungen alles Schönheitsgefühl zu verwirren droht. — So vorbereitet kam Humboldt April 1793 mit Schiller zusammen, der gleich ihm mit ästhetischen Untersuchungen beschäftigt, ihn ebenso wie Körner in seinen Gedankenkreis hineinzog. Zuerst in Dresden im Verein mit Körner, dann auf seinem Landgut nahm Humboldt das Studium der Kantischen Philosophie wieder vor; hauptsächlich um sich auf den Verkehr mit Schiller vorzubereiten, für den er ein ganzes Jahr bestimmt hatte. Februar 1794 kam er mit seiner Familie nach Jena; den 15. Mai kehrte Schiller aus Schwaben dahin zurück, und nun entwickelte sich ein höchst inniges Verhältniß. Die beiden Familien kamen bis Juli 1795 täglich zweimal zusammen und die tiefsten Angelegenheiten der Menschheit wurden in ernsten und heitern Gesprächen durchgearbeitet. Humboldt war nicht eigentlich eine enthusiastische Natur, er hatte einen scharfen Blick für die Schwächen der Menschen, allein dieser wurde getrübt, so oft er eine Saite entdeckte, die stark in ihm selbst widerklang. In Schiller sah er das Bild des reinen Idealisten, der zugleich mit schöpferischer Kraft ausgerüstet war: der Gedanke war das Element seines Lebens und er betrachtete sein Streben als etwas Unendliches, während selbst das Gewöhnliche durch die Größe der Ansicht geadelt wurde. Humboldt schmiegte sich weiblich der stärkern Natur an, deren Schöpfungsdrang er eine unendliche Virtuosität des Empfangens entgegenbrachte. Für Schiller war der Umgang mit dieser reichen sinnigen Natur, deren dialektische Gewandtheit die schlummernde Idee weckte und zur schärfsten Bestimmtheit nöthigte, vom größten Segen. Da nun Schiller den Plan, den er in Schwaben mit Cotta entworfen, die Herausgabe der Horen, jetzt ernstlich in Angriff nahm, wurde Humboldt neben Körner sein eifrigster Berather. Es war ein großartiges Unternehmen. In Jena schlossen sich außer Herder und Knebel die neuangekommenen Fichte und Woltmann an; Göthe, Jacobi, ja selbst der alte Kant, der sich sehr für Schiller interessirte, verhießen Beiträge. Auch Humboldt wurde genöthigt aus sich herauszugehn.*) — An Göthe

*) Er wählte einen Gegenstand, der seiner Natur am nächsten lag und den er

erging die Aufforderung Juni 1794. Das stark bewegte Leben, das dieser seit jener Zeit geführt, hatte ihn die Abneigung gegen Schiller's philosophische und poetische Thätigkeit allmählich vergessen lassen. Er fühlte sich sehr isolirt. Der Fortgang der Revolution, den er aus widerwärtiger Nähe angeschaut, scheuchte ihn von der Wirklichkeit zurück. „Ich hielt mich fest an die naturwissenschaftlichen Studien, wie an einen Balken im Schiffbruch, denn ich hatte nun zwei Jahre unmittelbar das fürchterliche Zusammenbrechen aller Verhältnisse erlebt. Robespierre's Greuelthaten hatten die Welt geschreckt, und der Sinn für Freude war so verloren, daß niemand über dessen Untergang zu jauchzen sich getraute, am wenigsten da die äußern Kriegsthaten der im Innersten aufgeregten Nation unaufhaltsam vorwärts drängten, ringsumher die Welt erschütterten und alles Bestehende mit Umschwung wo nicht mit Untergang bedrohten. Indeß lebte man doch in einer traumartigen, schüchternen Sicherheit.“ Unter diesen Umständen mußte ihm ein Bündniß der gemeinsam für das Gute wirkenden Talente, wie es von Schiller angeregt wurde, als ein wünschenswerther Halt erscheinen. Die beiden Dichter begegneten sich im entscheidenden Augenblick auf einem Gebiet, wo man es am wenigsten hätte erwarten sollen, auf dem Gebiet der Naturwissenschaft. Vielleicht war es ein günstiger Umstand, daß Schiller auf demselben gar nicht zu Hause war, sodaß die Trennung, die er auch hier zwischen Idee und Wirklichkeit machte, Göthe nicht so unmittelbar verletzte. Schiller hielt alle fest, die sich ihm näherten; die gemeinschaftlichen Arbeiten an den Horen kamen dazu. „Für mich, erzählt Göthe, war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschossenen Samen und Zweigen hervorging.“ — Der erste Schritt zur Befestigung des neuen

auch mit seinem Bruder bereits häufig durchsprochen hatte: über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur. Er bemühte sich den Geschlechtsunterschied, man weiß nicht recht ob bildlich oder realistisch auf die allgemeinen Verhältnisse der Menschheit und der Natur zu übertragen. Der Aufsatz enthielt eine Reihe der feinsten und tiefsten Bemerkungen, machte es dem Leser aber nicht leicht irgendeinen Abschluß zu gewinnen. Auch Kant konnte, wie er an Schiller schrieb, ihn sich nicht enträthseln, ein so guter Kopf ihm auch der Verfasser zu sein schien; ihm selbst sei jene Natureinrichtung, alle Fortpflanzung an die Duplicität des Geschlechts zu knüpfen, jederzeit als erstaunlich und wie ein Abgrund des Denkens für die menschliche Vernunft aufgefallen. Körner bemerkt, daß der Gegenstand zu viel Deutlichkeit nicht vertrage. Es seien weder allgemeine Begriffe noch Erfahrungen allein, wovon man ausgehe; nur der feinste Duft der Erfahrungen sei zu brauchen, und diesem müssen die Begriffe der höchsten Abstraction in einer Art von Anschauung begegnen. — In diesem Zwielicht zwischen sinnlicher Anschauung und begrifflicher Abstraction bewegt sich Humboldt's Philosophie durchaus.

Verhältnisses war ein Brief Schiller's an Göthe, 23. August 1794, in welchem er diesem sein eignes Wesen zergliederte. „Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich den verwickeltsten von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgne Technik einzudringen. Wären Sie als ein Grieche geboren, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen und so gleichsam von innen heraus in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo sich die Seele aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur geleitet nach dem bessern Muster ergänzte. Das konnte nicht anders als nach leitenden Begriffen von statten gehn. Sowie Sie von der Anschauung zur Abstraction übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringt." Göthe nahm diese Auseinandersetzung nicht blos mit Wohlgefallen, sondern mit Rührung auf. Es schloß sich sehr bald ein persönlicher Verkehr daran*), und aus der Annäherung wurde eine Freundschaft, die in der Geschichte der Literatur nicht ihresgleichen hat. Es war eben keine Jugendfreundschaft, die von einer gemeinsamen Vergangenheit zehrt, sondern die Freundschaft männlichen Alters, die in der gemeinsamen, von einem gleichen Glauben bewegten Arbeit ihre Erfüllung findet. Was Göthe und Schiller in jenen schönen Jahren miteinander trieben, hat seine Bedeutung nicht blos in

*) 14. bis 25. September 1794 brachte Schiller in Weimar in Göthe's Hause zu.

der Größe der Leistung, sondern darin, daß es der edelste Ausdruck für den Idealismus war, der alle strebsamen Geister der Nation erregte. Ihr Nachdenken über die Kunst mit der stetigen Beziehung auf Griechenland, wenn sie selber es auch nur als eine Vorarbeit für ihre Werke betrachteten, war zugleich die freie Fortsetzung der philosophischen Bewegung, die dem Heil, wonach das Volk zu streben habe, eine klar umrissene Gestalt suchte. Es war providentiell, daß dieser Bund in einem Augenblick eintrat, wo auch die Alterthumswissenschaft ihre höchste Staffel erstieg.

Fr. A. Wolf, gleichzeitig mit Schiller 1759 geboren, unter Heyne in Göttingen gebildet, Professor in Halle 1783—1807, war während dieses Zeitraums der Mittelpunkt der Alterthumswissenschaft. Auf sein Urtheil berief man sich bei allen Streitigkeiten, in seiner Methode arbeitete man, ja selbst durch seine Neigungen ließ man sich leiten. Die bedeutendsten der jüngern Philologen, Böckh, Immanuel Bekker, Heindorf, sind aus seiner Schule hervorgegangen. Am umfangreichsten war seine Einwirkung auf diejenigen Männer, welche, ohne Philologen von Profession zu sein, die Philologie zur Grundlage ihrer Bildung machten. Was Wolf auszeichnete, erzählt Varnhagen, war die hohe Eigenthümlichkeit seiner vollständigen, durch und durch in alle Bezüge seines Wesens gedrungenen, gleichmäßig nach allen Richtungen seines Wollens und Thuns belebten, ununterbrochenen Geistesbildung. In der Lebensäußerung dieser Eigenthümlichkeit gab es keine Lücken, keine Stillstände; er hatte sich immer selbst, er hatte sich immer ganz, und keine seiner Eigenschaften war ihm nur fragmentarisch verliehn. Daher die Ueberlegenheit, mit welcher er allen Begegnissen des geistigen Lebensverkehrs gegenüberstand, sie prüfend aufnahm, mit treffendem Urtheil an ihren Platz stellte, und mit geistreichen Zügen festhielt oder entließ. Daher die heitere Gelassenheit, in welcher er dem Witz, der ihm zu Zeiten entgegentrat, den Verlegenheiten, welche Zufall oder Absicht ihm zuwenden mochte, mit glücklichem Ueberbieten stets so leicht und siegreich zu entsteigen wußte. Die Wendung seines Geistes war in den geringsten Dingen merkwürdig; ja bis in den kleinlichsten, durch die er bisweilen, mehr der scherzenden Nachrede doch als dem eigentlichen Tadel Raum gab, blieb sie noch immer mit dem Reiz seiner Größe behaftet. Er war umgänglich und mittheilend; allzu reich, um zu kargen, gab er willig jeder Ansprache von seinen geistigen Schätzen, und verschmähte nicht zu empfangen, wo er schon längst besaß. Eine neuerschlossene Ansicht, ein bedeutend leitendes Wort von ihm, hat bis auf die letzte Zeit Männer und Jünglinge in seiner Umgebung mehr als manche anderweite vielfache Anstrengung gefördert. Seinen Werth kannte er, wie jeder Tüchtige aus innerer Thatsache sich als solchen fühlt und kennt. Und wie hätte er seinen Ruhm nicht kennen sollen,

der ihm aus allen Ländern Europas zurückstrahlte, aus allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst! — Wolf faßte die Philologie im Sinn der großen Humanisten des 16. Jahrhunderts auf: die Alten verstehn, hieß ihm sich völlig einleben in ihre Zeit. Auch in der Abneigung gegen die Erschütterungen des wirklichen Lebens glich er seinen Vorbildern: wie Erasmus flüchtete er aus den Drangsalen der Gegenwart gern in seine ideale Welt. — Anders als bei dem Künstler, zersplittert sich das Leben eines großen Gelehrten in eine Reihe unscheinbarer Thätigkeiten, deren Bedeutung und Zusammenhang nur der Ebenbürtige übersieht; glücklich, wer in einer einzelnen That gewissermaßen die Strahlen seines Geistes sammelt, daß sie auch dem Unkundigen sichtbar werden. — Schon 1779 als zwanzigjähriger Jüngling hatte Wolf seinem Lehrer Heyne einen Aufsatz vorgelegt, in welchem die Einheit des Homer angezweifelt wurde. Seit der Zeit blieb diese Frage der Hauptgegenstand seines Nachdenkens; aber er war selber über die Kühnheit seiner Idee erschrocken und ließ sie nicht laut werden. Wie befremdend mußte für jene Zeit die Vorstellung sein, die Homerischen Heldengedichte seien nicht ein Kunstwerk, sondern eine allmähliche Zusammenstellung fragmentarischer epischer Gedichte, da Boileau doch nur scheinbar überwunden war. Man konnte sich den Begriff der Zweckmäßigkeit nicht anders denken, als mit einem Plan und einer Regel verbunden; und so wie man die Zweckmäßigkeit in der Natur mit der Vorstellung eines ordnenden und prüfenden Werkmeisters verknüpfte, so stellte man sich den Homer, als er die Ilias dichtete, immer mit der ars poetica des Horaz in der Hand vor. Der Begriff des Kunstmäßigen war mit dem Homer so fest verwachsen, daß z. B. der ehrliche Claudius erst im Ossian die echte Natur zu haben glaubte. Erst in seiner italienischen Reise ging Göthe durch die Anschauung auf, wie die Homerischen Bilder und Gleichnisse nicht eigentlich poetisch sondern rein sinnlich aufzufassen wären. Für Wolf war die Entdeckung, daß zur Homerischen Zeit die Schreibkunst noch nicht erfunden war, der erste Bestimmungsgrund; sodann die innern Widersprüche in der Composition. Die neue Ausgabe des Homer, die er veranstalten mußte, bestimmte ihn 1795, seine Prolegomena herauszugeben. Seit dieser Zeit steht unser Ruf im Ausland fest, daß wir unruhige Skeptiker sind, die auch das Ausgemachteste in Frage stellen; und in der That ist Wolf der Vorläufer von Niebuhr, Otfried Müller, David Strauß u. s. w. Wir dürfen es uns aber zur Ehre schätzen, daß wir dadurch in die Natur des menschlichen Schaffens einen tiefern Blick geworfen haben, daß das zufällige planvolle Machen dem naturkräftigen Werden gewichen ist, und daß uns die Geschichte nicht mehr als eine Reihe vereinzelter Begebenheiten, sondern als das stetige Emporwachsen einer und derselben Naturkraft er-

scheint. Die gewaltige Neuerung rief zunächst eine unbehagliche Verwunderung hervor; man wurde verstimmt, in den gewohnten Vorstellungen gestört zu sein, und erschrak vor dieser zersetzenden Kritik, die auch das Heiligste anzutasten keine Scheu tragen würde. Wenn Wolf sich von unverständigen Gegnern misshandelt sah, so konnten die neugewonnenen Anhänger ihm auch nicht immer zur Freude gereichen. Der Einzige, dessen Beistimmung ihm von Gewicht erscheinen mußte, war Wilhelm von Humboldt, der zwar gegen die einzelnen Gründe, die Wolf angeführt, vieles einzuwenden hatte, sich aber dem Gesammteindruck derselben ergab. Göthe's und Klopstock's Befriedigung rührte eingestandenermaßen davon her, daß die Größe des einen Homer sie früher gedrückt hatte; Göthe nahm später seine Ansicht zurück. Fichte ließ dem großen Philologen durch seinen Schüler Hülsen melden, er sei auf dem Wege der Speculation zu ähnlichen Resultaten über die Entstehung eines volksthümlichen Epos gekommen. Wolf lächelte darüber, obgleich nicht ganz mit Recht, denn bei so verwickelten Untersuchungen dringt die eigentliche Gelehrsamkeit nicht bis ins Innere ein, und die allgemeine Betrachtung über die Natur der Dinge hat auch eine Stimme. Es war ein nicht unwichtiges Phänomen, daß in einem bestimmmten Punkt die Gegensätze der Philosophie und des Hellenismus sich berührten. Die griechische Bildung war constructiv und suchte das individuelle Leben und die Natur in ihr ursprüngliches Recht einzusetzen; die neue Philosophie dagegen war durchaus zersetzend, sie verleugnete die Natur und die Individualität und ging lediglich auf die Welt der Ideen aus; aber auf ihrem höchsten Gipfel verließ die Philologie die überlieferte individuelle Gestalt, vertiefte sich in die Natur des menschlichen Schaffens und löste dasselbe in seine ewigen ideellen Momente auf. Im Jugendalter der Welt entsteht die epische Dichtung nicht auf die Weise, wie man in reflectirten Perioden Gedichte macht, daß man überlegt, durch welche Stoffe und nach welcher Behandlung das Publicum am meisten zu gewinnen sei, und nun nach Regel und Plan verfährt. In jener Zeit ist der Dichter vielmehr wirklich ein Seher, und seine Gesichte werden ihm vom Volk überliefert. Der wahre Dichter der Homerischen Gesänge ist das griechische Volk, das sich aus der Natursymbolik zur Freiheit menschlicher Heldensagen losriß.

Als der Bund mit Schiller geschlossen wurde, war Göthe gerade an die Durcharbeitung seines vor 17 Jahren begonnenen Romans W i l h e l m M e i s t e r gegangen (1794 bis Juni 1796); Bogen für Bogen wurde mit dem neugewonnenen Freund durchsprochen, und diesem ging aus dem reinen Eindruck des schönen Kunstwerks das erfrischte Gefühl hervor, daß auch er ein Dichter sei. „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, schreibt er 7. Januar 1795, wie peinlich mir das Gefühl ist, von einem Product

dieser Art in das philosophische Wesen hineinzusehn. Dort ist alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr; hier ist alles so strenge, so abstract und höchst unnatürlich, weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Antithesis ist. Zwar darf ich mir das Zeugniß geben, in meinen Speculationen der Natur so treu geblieben zu sein, als sich mit dem Begriff der Analyse verträgt, ja vielleicht bin ich ihr treuer geblieben, als unsre Kantianer für erlaubt und für möglich halten. Aber dennoch fühle ich nicht weniger lebhaft den innerlichen Abstand zwischen dem Leben und dem Raisonnement, und kann mich nicht enthalten, in einem solchen melancholischen Augenblick für einen Mangel meiner Natur auszulegen, was ich in einer heitern Stunde blos für eine natürliche Eigenschaft der Sache ansehn muß. So viel ist indeß gewiß: der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Caricatur gegen ihn." — Wenn es auf den ersten Augenblick überrascht, daß dem Dichter der „Künstler" gerade durch den Anblick des Wilhelm Meister dies Gefühl aufging, so erklärt sich das aus dem künstlerischen Bewußtsein, das von entgegengesetzten Seiten ausgegangen, in diesem Augenblick bei beiden auf denselben Punkt angekommen war. — Das höchste Lebensprincip, in welchem die Kantische Philosophie wie die classische Dichterschule ihre Befriedigung suchte, war die harmonische Ausbildung einer schönen Seele, die sich selbst genügt. Die Eingliederung des Einzelnen in ein organisches Ganze, die Uebereinstimmung mit den Sitten und Gesetzen seiner Nächsten wurden nicht als Zweck, sondern als Mittel betrachtet, und wenn das Mittel dem Zweck widersprach, so wurde es wol als unnütz und schädlich beiseite geworfen. Zur Uebereinstimmung mit sich selbst war Freiheit von den dunkeln Trieben der Natur, Freiheit von den willkürlichen Voraussetzungen der Gesellschaft nothwendig. Da beides nur der Gebildete erreicht, so war das Streben nach Bildung das höchste Lebensmotiv. Der unsichtbare Orden der Gebildeten sah wie der Adel des Mittelalters in den Gebildeten aller Nationen seine Glaubensbrüder, während er mit den ungebildeten Schichten des eignen Volks in keinem Zusammenhang stand. Die Freiheit und Uebereinstimmung mit sich selbst hört auf, sobald man sein Leben an einen äußern Zweck verpfändet. Da nun die gegenstandlose Freiheit in sich selbst verkümmert, so kam es darauf an, eine Sphäre zu finden, in welcher der Geist bei sich selbst bleibt und doch schafft: diese Sphäre fand die Kritik der Urtheilskraft in der Kunst, und als das Evangelium dieses neuen Glaubens hatte Fr. Schlegel nicht Unrecht, den Meister als ebenbürtige Erscheinung neben die französische Revolution und die Wissenschaftslehre zu stellen.*) — Der Roman ist

*) Freilich war man nicht ohne Gefühl für das Bedenkliche einer blos ästhe-

nicht organisch aus dem Charakter, der Situation oder dem sittlichen Problem aufgewachsen, sondern nach dem Bedürfniß der Farbe und Stimmung zusammengesetzt. Daraus erklärt sich, daß aus der zersplitterten Arbeit von zwanzig Jahren, in denen die Gemüthsbildung des Dichters die mannichfaltigsten Wandlungen durchmachte, eine Art von künstlerischer Einheit hervorgehn konnte. Auch die Freunde freuten sich hauptsächlich über die wohlthuende Harmonie und die wohlthuenden Contraste in Farbe und Stimmung. Um die Reinheit und den Adel der Sprache zu würdigen, stelle man ein beliebiges Werk jener Jahre daneben*); der Abstand ist ungeheuer. Wer sich aus Wilhelm Meister ein Bild von der Bildung der damaligen Zeit machen wollte, würde dieser schmeicheln. Die gegebenen Bildungselemente sind durchaus idealisirt, in eine höhere poetische

---

tischen Bildung. In einer damals sehr gelesenen Schrift hatte Garve zu den Vorrechten des adelichen Jünglings auch seine frühzeitige Competenz zum Umgang mit der großen Welt angeführt: „soviel auf diesem Weg, entgegnet Schiller 1795 (über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen), an Form zu gewinnen ist, soviel wird an Materie versäumt, und wenn man überlegt, wie viel leichter sich Form zu einem Inhalt, als Inhalt zu einer Form findet, so dürfte der Bürger den Edelmann um die Prärogative nicht beneiden. Wenn es freilich auch fernerhin bei der Einrichtung bleiben soll, daß der Bürgerliche arbeitet und der Adeliche repräsentirt, so kann man kein passenderes Mittel wählen als diesen Unterschied in der Erziehung; aber ich zweifle, ob der Adeliche eine solche Trennung sich immer gefallen lassen wird. Ueberhaupt ist es bedenklich, dem Geschmack seine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verstand geübt und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geschmack nur auf die Behandlung und nicht auf die Sache sieht, so verliert sich da, wo er der alleinige Richter ist, aller Sachunterschied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität und setzt endlich allen Werth in die Form und in die Erscheinung. Daher der Geist der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man sehr oft in solchen Cirkeln herrschen sieht; die sich sonst nicht mit Unrecht der höchsten Verfeinerung rühmen. Zu diesem gefahrvollen Extrem neigt die ästhetische Verfeinerung den Menschen, sobald er sich dem Schönheitsgefühl ausschließend anvertraut und den Geschmack zum unumschränkten Gesetzgeber seines Willens macht. Dafür, daß bei dem ästhetisch verfeinerten Menschen die Einbildungskraft auch in ihrem freien Spiel sich nach Gesetzen richtet, und daß der Sinn sich gefallen läßt, nicht ohne Beistimmung der Vernunft zu genießen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienst verlangt, in ihrer Gesetzgebung sich nach dem Interesse der Einbildungskraft zu richten und nicht ohne Beistimmung der sinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die zufällige Zusammenstimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als nothwendige Bedingung festgesetzt, und so die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet." —

*) Z. B. Agnes von Lilien 1798. Der Roman, von Karoline von Wolzogen, Schiller's Schwägerin, war anonym erschienen und wurde selbst von den Schlegel Göthe zugeschrieben.

Region erhoben. Philine sagt einmal von einem Fremden, in welchem alle Welt einen Bekannten herauszuerkennen glaubt, er sehe eben nicht aus wie Hans oder Kunz, sondern wie ein Mensch. Dasselbe kann man von den meisten Figuren des Romans sagen. Wer glaubt nicht einmal einer Philine, einem Serlo, einer Madame Melina, einer Barbara begegnet zu sein? Und doch sind es Schöpfungen des Dichters, in welchen die im Leben zerstreuten Elemente durch eine Kunst, wie sie sonst nur die Griechen kennen, von ihren Zufälligkeiten befreit und in ihrer idealen Reinheit dargestellt sind; sie sind Typen und doch individuell. Ihr Licht empfangen sie durch die klare leuchtende Sinnlichkeit, die mit den bescheidensten Mitteln ein so bestimmtes Verständniß eröffnet, daß man glaubt, der Dichter habe eine ausführliche Beschreibung gegeben, während er doch nur der Einbildungskraft die Richtung gibt, sein Werk selbständig zu ergänzen. Jeder einzelne Zug trägt das Gepräge einer Meisterhand; jeder einzelne Zug erinnert an das schöne Maß der griechischen Kunst. Der Dichter wagt sich in die bedenklichsten Sphären: aber niemals werden wir beleidigt, nie unheimlich berührt. Einen Schritt weiter, und wir wären im Schmuz: man denke sich z. B. die Nachgeschichte der Philine, die Vorgeschichte der Marianne. Aber diese Nebengedanken dürfen wir nicht dem Dichter zur Last legen. Uns fällt so etwas immer ein, weil wir überall nach Wahrheit streben, der Dichter aber wollte nur Schönheit zeigen; wir gehn darauf aus, das Wesen zu ergreifen, der Dichter blieb bei der Erscheinung stehn. Dies ist die ungeheure Kluft, welche den Wilhelm Meister von unsrer Bildung trennt; und das möge man nicht vergessen, wenn man die Kritik Pustkuchen's aus dem Jahre 1822 richtig würdigen will. Dieser täppische Gesell griff mit so plumpen Händen in die zarten Gebilde der Göthe'schen Poesie, daß wir unwillig zusammenschaudern; aber er that es in einer Zeit, wo die Noth das deutsche Volk bereits beten gelehrt. Die Menschen in jenem Zauberkreise haben ebenso wenig ein Schicksal oder eine Geschichte als eine sittliche Bestimmtheit; aber dieses Schicksal wird durch ein reizendes dämonisches Spiel des Zufalls ersetzt, durch eine anmuthige Verknüpfung des Grundlosen und des Wesentlichen, die uns überrascht, bezaubert und täuscht. Die Figuren des Romans bewegen sich inmitten der sonderbarsten Verwickelungen mit einer Freiheit und Anmuth, die uns ganz vergessen läßt, wie unterwühlt die Fundamente sind, auf denen die Gesellschaft ruht. Der Held des Romans, unfertig und inhaltlos wie er ist, bringt den Erscheinungen ein ehrliches Zutrauen, ein warmes Herz und eine offne Empfänglichkeit entgegen, und in der Künstlerwelt wie in der guten Gesellschaft eröffnet sich ihm eine zierliche Bilderreihe, in der es nicht musterhaft aber heiter zugeht. Den Humor, der ohne stark aufgetragene Farben nicht denkbar ist, ersetzt der

Dichter durch eine wohlwollende Ironie, welche den romantischen Inhalt auflöst und uns zur reinsten Sphäre der Bildung erhebt. Eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten sehn wir geschäftig, auf bald zweckmäßige, bald unzweckmäßige Weise den fehlenden idealen Gehalt des Lebens nothdürftig herzustellen. — Wie in kurzer Zeit die innere Bildung des Dichters sich umgewandelt hatte, zeigt der Vergleich mit dem Werther. Werther sucht die Einheit seines Gemüths in der Flucht aus den Schranken der Gesellschaft, die ihn in letzter Consequenz zum Selbstmord treibt, Meister in der Unterwerfung unter die Formen der Gesellschaft, die ihn zu einer glänzenden Stellung, aber auch zur Unfreiheit führt. Er wird glücklich, aber er läßt sich sein Glück schenken. Man hat die Schwächen Wilhelm's richtig herausgefühlt, man hat sie sogar übertrieben: aber fast allgemein hat man übersehn, daß ihn der Dichter ironisch behandelt. Er gibt, wie im Werther, die Geschichte seines eignen Denkens und Empfindens, aber die Geschichte, von der er durch eine tiefe Kluft getrennt war. Unendlich liebenswürdig ist diese Schalkhaftigkeit in der Darstellung des Verhältnisses zwischen Wilhelm und Philine, einem der reizendsten Gemälde, welche die sinnliche Poesie hervorgebracht. Häßlich und unwahr dagegen erscheint die Ironie bei dem Tod Aureliens. Wilhelm nimmt sich vor, dem Verführer seiner Freundin ins Gewissen zu reden; der Dichter drückt seinen Spott über dieses Vorhaben dadurch aus, daß er ihn seine Strafpredigt aufsetzen und memoriren läßt. Nun tritt ihm der Verführer entgegen, behandelt den Tod seiner ehemaligen Geliebten wider Erwarten als eine Bagatelle; und anstatt dadurch zu heftigerer Erbitterung gereizt zu werden und seine Strafpredigt, gleichviel ob verdient oder unverdient, zu schärfen, geräth Wilhelm in Verwirrung und schämt sich zu Tode. Der leichtfertige Edelmann imponirt dem ehrlichen Bürger. Das ursprüngliche Gefühl Meister's war richtiger als seine Reflexion. Mit den Lydien und Theresen mochte sich der Baron Lothario ins Reine stellen; vor einem edlern und stärkern Gemüth hätte seine vornehme Art, Gefühle und Beziehungen obenhin zu behandeln, nicht Stich gehalten. Diese Unsicherheit in den Gefühlen, diese verschämte Schüchternheit des Gewissens gibt zugleich den Leitfaden für den Zusammenhang zwischen den Reflexionen über Hamlet und dem ernstern Theil des Romans. Hamlet ist der Schlüssel zum Charakter des Helden und die Bande Melina's der Schlüssel zum Verständniß der adelichen Welt. Um von der künstlerischen Bestimmung des Schauspielers einen höhern Begriff zu geben, war die Zerlegung eines Meisterwerks, zu welchem die Nation, obgleich sie es nicht verstand, sich durch einen wunderbaren Zauber hingezogen fühlte, das zweckmäßigste Hülfsmittel. Göthe zeigte, wie man mit sicherer Hand aus dem Labyrinth verworrener Eindrücke das Wesentliche herausgreifen müsse. Allein der

Inhalt des Stücks wurde ihm, ohne daß er daran dachte, wichtiger als sein künstlerischer Zusammenhang. Hamlet hatte nach allseitiger Ausbildung gestrebt, er hatte seine Reflexion frei gemacht, aber dadurch war sein Wille bestimmungslos geworden, und als ihn nun ein gewaltiges Schicksal zur That aufrief, erlag er der Größe seiner Bestimmung. Wilhelm Meister und sein Dichter erkannten in sich selbst die nämliche Geistesrichtung. Es war die Geistesrichtung der gesammten Nation, es war das Schicksal des deutschen Volks; nur daß ein Volk ein längeres Leben und eine dauerhaftere Natur hat, daß es, was das Individuum vernichten muß, durch allmähliche Entwickelung überwinden kann. Wenn die spätere Barbarei der deutschen Literatur, welche das griechische Maß der Schönheit aufgab, um die Lebensbeziehungen zur Wirklichkeit wiederzufinden, einer Rechtfertigung bedarf, so liegt diese in Wilhelm Meister. Der Roman strebt in seiner Darstellung der deutschen Gesellschaft nach Allseitigkeit, und doch fehlt das wichtigste Moment des deutschen Volkslebens, das Bürgerthum. Werner, der Repräsentant desselben, ist ein armseliges Zerrbild. Die Arbeit, die sich einem bestimmten Zweck hingibt und diesem Zweck alle Kräfte opfert, erscheint als ein Widerspruch gegen das Ideal, weil sie ein Widerspruch gegen die Freiheit und Allseitigkeit des Bildungstriebs ist. Nur der Adel, nur die Classe der Genießenden, die ihre Freiheit an keinen bestimmten Beruf verpfändet, hat Theil an der Poesie des Lebens. Dies Herausstreben des bürgerlichen Lebens aus seiner Sphäre droht allen Halt der Gesellschaft zu zerstören. Der Stand, welcher ihre Grundlage bilden muß, hat den Glauben an sich verloren. Es ist nicht allein die Zwecklosigkeit seiner Beschäftigungen, nicht blos der unstete Dilettantismus des Lebens, was uns bei Wilhelm verletzt, sondern vor allen Dingen die Leichtfertigkeit seines Verhältnisses zur Grundlage aller sittlichen Entwickelung, zur Familie, die völlige Lösung von dem Kreise, zu dem er gehört, und seinen Pflichten. Nun war die Abwendung der Poesie von dem beschränkten Bezirk des bürgerlichen Lebens für den Augenblick nicht zu vermeiden: der pietistischen Verkümmerung des Volks mußte die Aristokratie als ein glänzendes Ideal erscheinen, in dem sich das Leben der Nation in seiner reichsten Fülle zusammendränge. Aber ein Unglück für unsre Dichtung war es, daß die gute Gesellschaft ihr so gar keinen Inhalt entgegenbrachte, gar kein nationales Leben, gar keine festen sittlichen Ueberlieferungen. Die ideale Welt, welche sich dem Bürgerthum entgegenstellt, eröffnet keine sehr erbaulichen Aussichten. Keine Spur von den höhern Interessen, die den Adel anderer Nationen über den gemeinen Haufen erheben: das Vaterland und die großen Weltverhältnisse schauen kaum wie im Traum in dies unlustige Privatleben hinein; man denkt daran, Landbesitz in Amerika zu erwerben, um nöthigenfalls den drohenden Ereignissen zu entfliehn. Alles Dichten

und Trachten geht darauf aus, eine spielende Beschäftigung zu finden, um dem drückenden Gefühl der Langeweile zu entgehn. Am meisten befremdet die Abwesenheit aller stärkern Leidenschaft. Eigenheiten, Grillen, Neigungen und kleine Interessen finden wir in Menge; auch Wohlwollen und Humanität: daß aber einmal ein Mensch aus sich herausginge und von einem gewaltigen Drange ergriffen sich selbst und die Umstände vergäße, davon zeigt sich keine Spur. Das Blut des Lebens pulsirt träge, die Nerven sind abgespannt. Wenn bei historischen Völkern selbst in der Depravation die höchste Schicht der Gesellschaft zuweilen eine außerordentliche Gewalt der Leidenschaft entwickelt, die noch in ihrer Krankhaftigkeit reizend ist, so scheint hier die Erwägung der Rücksichten, die Reflexion und Entsagung den Gedanken abzublassen, noch ehe er ans Licht der Welt tritt.*) Man male sich einmal die Zustände aus. Der Graf und die „gnädigen Damen" reden die Schauspieler in der dritten Person an; sie lassen sich von ihnen die Hand küssen. Wilhelm, der ihrer Ansicht nach mit zur Bande gehört, wird als schöner junger Mann in das Boudoir der Gräfin bestellt, um ihr in dem Schlafrock ihres Gemahls allerlei Liebkosungen zu erzeigen, Lothario, ihr Bruder, das Ideal eines echten Edelmanns, kennt das Verhältniß und gibt ihm die andere Schwester zur Frau. Friedrich, der andere Bruder, dient bei Philinen, die seiner Schwester die Hand küßt und ihr die Schuhe zuknöpft, als Friseur, muß ihre Liebhaber bedienen, wird zuweilen von ihnen geohrfeigt und soll einmal öffentlich ausgepeitscht werden. Seine Familie läßt sich diese Streiche ruhig gefallen; sie hat auch nichts dagegen, als er Philine später heirathet. Jarno, der Offizier und Weltmann, heirathet die abgelegte Maitresse seines Freundes. Die Misheirathen erscheinen als Regel. Nathalie und Therese wetteifern um die Hand des Bürgerlichen. Dieser wird von seinen Lehrjahren freigesprochen, als er seinen unehelichen Sohn wiederfindet. Ist denn Felix sein Sohn? die geheime Gesellschaft versichert es, aber ohne ihre Quelle anzugeben, und es werden noch andere Ansprüche auf ihn gemacht. — Die einseitigen Figuren des Adels, der Graf und die Gräfin, der Baron und die Baronesse, Jarno werden uns in sinnlichster Klarheit gegenwärtig, während wir von den idealen Charakteren, Lothario und Nathalie, nur ein

*) Das ganze Buch ist ein Gewächs, um den Kern herumgewachsen: o wie sonderbar ist es, daß dem Menschen nicht allein so manches Unmögliche, sondern auch manches Mögliche versagt ist!.... Mit einem Zauberschlage hat Göthe die ganze Prosa dieses infamen kleinen Lebens festgehalten und uns noch anständig genug vorgehalten...... Ans Theater mußte er, an Kunst und auch an Schwindelei den Bürger verweisen, der sein Elend fühlte und sich nicht mit Werther tödten wollte. Den Adel, der den andern als Arena vorschwebt, wo sie hinwollen, zeigt er beiläufig gut und schlecht, wie es fällt u. s. w. (Rahel 1804.)

blasses Schattenbild erhalten. Kaum ist Meister einige Tage auf dem Schloß Lothario's, so erzählt er, erst jetzt habe er wahre Bildung angetroffen, erst jetzt seine Ideale lebendig vor sich gesehn: aber worin diese Idealität besteht, vergißt der Dichter zu beschreiben. In den Verhältnissen, die sich aus dem Umgang des strebsamen Bürgers mit den vornehmen Leuten entwickeln, ist kein einziges, das uns mit dem warmen Gefühl der Wahrheit durchdränge. In den Kreis dieser dilettantischen Lebensvirtuosität gehört die geheime Verbindung, die eine Ironie auf sich selbst ist: denn sie wendet die abenteuerlichsten Mittel auf, um der individuellen Natur nachzuhelfen, d. h. um Alles geschehen zu lassen, wie es eben geschieht.*) Daß der intriguante Abbé und sein geheimnißvoller Zwillingsbruder an diesem Possenspiel Gefallen finden, mögen wir begreifen; was aber Jarno und Lothario dabei suchen, ist unverständlich. Nun wendet der Dichter zwar gleichfalls die Ironie an, aber gerade die abgeschmacktesten Possen erzählt er mit einer gewissen Rührung. Bei den damaligen Dichtern wurde der hellste Verstand durch ihre Beziehung zum Freimaurerorden verwirrt. Die wahre Bildung erfüllt sich im Markt des wirklichen Lebens: damals aber glaubte man die Humanität zu verbreiten, indem man die humane Gesellschaft von der menschlichen Gesellschaft isolirte. — Die Ahnung einer tiefern Poesie dämmert in zwei idealen Gestalten, wenn auch nur räthselhaft, in diese Welt des Scheins. Der tiefe, dämonische Eindruck geht zunächst aus den Liedern hervor, die uns in die Tiefen ihres Gemüths einführen: Stimmen aus einer höhern Welt; wunderbare Accorde, in denen nicht blos das Wort, sondern der Gedanke zur Melodie wird. Die übrige Erscheinung der beiden schlingt sich in seltsamen Arabesken um diese Poesie des Tons. Solange sie ihr Geheimniß in ihr Inneres verschließen, stehn wir wie vor einer ahnungsvollen Zauberwelt, die um so mehr anlockt, je dunkler es in ihr aussieht. Die Auflösung befremdet, sie überzeugt nicht. Je mehr wir über die seltsame Vorgeschichte der beiden Menschen nachdenken, desto tiefer empfinden wir, daß man ein frevelhaftes Spiel mit ihnen getrieben hat; ihre poetische Erscheinung war ein Misbrauch heiliger Menschenrechte, und der Dichter ist nicht unbefangen genug, uns diesen Zusammenhang zu verbergen. Der tiefere Grund dieses Misverhältnisses wird uns deutlich, wenn wir die Art und Weise ins Auge fassen, wie die Religion in diesem Werk angewendet ist. Betrachten wir die Religion als das, was sie sein soll, als die tiefere Quelle der

*) Die Irrationalität der aufgewandten Mittel zum Zweck fiel doch selbst Schiller auf: Göthe entschuldigte sie durch „einen gewissen realistischen Tic, durch den er seine Existenz, seine Handlungen und Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich fände“.

Gemüthsbewegungen und der sittlichen Bestimmung, so könnte man vom Wilhelm Meister sagen wie vom Macchiavell, es sieht so aus, als ob das Christenthum nie in der Welt gewesen wäre. Als Erscheinung dagegen hat es allerdings seine Stelle im Roman gefunden. Die Vorgeschichte Augustin's, die Nachgeschichte des Grafen und der Gräfin, endlich die Bekenntnisse einer schönen Seele; in all diesen Episoden ist das Christenthum als pathologische Erscheinung begründet. Dem Anhänger Spinoza's war der Naturgott die Substanz, von welcher die Menschen, ihre Leidenschaften und ihre Schicksale nur die Erregungen sind, nicht der christliche Gott, der selber nur als eine Erregung des Gemüths erschien. Die Dichtung ist ein Spiegel dieser Erregungen, über die Erscheinungswelt aber geht sie nicht hinaus; und so steht denn dieses Märchen des Lebens isolirt von den Mächten der sittlichen Welt, die doch allein das Leben bestimmen. Wenn also die Jacobi, Schlosser, Stolberg u. s. w über die Tendenz des Romans entrüstet waren, so kann man das von ihrem Standpunkt wol begreifen*); wie es aber mit ihrem eignen Christenthum

---

*) Gleich ihnen waren auch Herder und Garve aufgebracht, hauptsächlich über die schlechte Gesellschaft, die Mariannen und Philinen, in die Göthe seinen Lehrling einführt. Die reinste Begeisterung entwickelt Schiller; ihm ist jede Spur des Aneinanderschließens völlig verwischt; ähnlich sprachen sich Humboldt und Körner aus. Für die romantische Schule ist das Buch der Canon der Poesie geworden, was sie an Kunst entwickelt, verdankt sie lediglich dem Meister. Doch war ihre Bewunderung nicht ohne Bedenken. Novalis, der nicht aufhören konnte, an diesem künstlerischen Evangelium zu studiren, schrieb in sein Tagebuch: „W. Meister's Lehrjahre sind durchaus prosaisch und modern; das Romantische geht zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt blos von gewöhnlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt, die Musen werden zu Komödiantinnen gemacht, und die Poesie selbst spielt eine Rolle wie in einer Farce. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buchs; es ist ein Candide gegen die Poesie; undichterisch in hohem Grade, was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist." — Fr. Schlegel, der bei dem Erscheinen des Romans in einen überschwenglichen Hymnus ausbrach, schrieb 1808, nach seiner Bekehrung: „W. Meister hat auf die deutsche Literatur wie wenig andere eingewirkt, indem er dieselbe mit dem Geist der höhern Gesellschaft in Berührung brachte. Einige haben das Ganze einer antipoetischen Richtung beschuldigt. Aber was als das Höchste aufgestellt ist, die Bildung, ist, wie sehr auch der Verstand darin dominiren mag, nicht ohne das andere Element des empfänglichen Sinns, offenbar also als ein Mittleres zwischen Gefühl und Verstand gemeint. Diese Bildung muß als eine durchaus künstlerische gedacht und durch den Geist ergänzt werden, der namentlich die antiken Gedichte Göthe's beseelt. Es ist ein Roman gegen das

beschaffen war, zeigt am deutlichsten, daß sie die Bekenntnisse einer schönen Seele von diesem Anathem ausnahmen. In Beziehung auf die Subjectivität der Pflicht standen sie auf einer Stufe mit Göthe. Unsre Zeit wäre, im Gegensatz zu beiden, das schöne Wort des Plutarch einzuschärfen: „Fremdling, die Gesetze und Gebräuche der Menschen sind verschieden; einigen heißt dieses schön und gut; andern jenes: aber das gilt allgemein, ist schön und gut für alle, daß jeder unter seinen Mitbürgern, was gemeine Sitte ist, verehre, und diese Ehrfurcht in allen seinen Handlungen beweise."*)

Gleichzeitig mit Wilhelm Meister schrieb Göthe für die Horen die

---

Romantische, der auf dem Umweg des Modernen (wie durch die Sünde zur Heiligkeit) zum Antiken zurückführt. Freilich ist das Streben der jungen Menschen nach sogenannter Bildung, da sie auf ihren Fähigkeiten und Empfindungen herumprobiren, welches wol die rechte sein möchte, meist mehr eine vorläufige Anstalt zum Leben als selbst Leben; und wenn der Genius des Werks die einzelnen Gestalten nicht immer blos mit einer sanften Ironie zu umschweben, sondern schonungslos oft seine eignen Hervorbringungen zu zerstören scheint, so ist dadurch nur der natürliche Erfolg jener Bildungsexperimente mit sich und mit andern der Wahrheit gemäß vorgestellt." — Göthe selbst sagt später: „Die Anfänge des W. Meister entsprangen aus einem dunkeln Vorgefühl der großen Wahrheit, daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, unternehmen und ausüben, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn abzustehn, er kann aber mit sich nicht ins Klare kommen und wird auf falschem Weg zu falschem Zweck getrieben, ohne daß er weiß, wie es zugeht. Und doch ist es möglich, daß alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hinführen."

*) Als Jacobi 1794 von Woldemar eine neue Ausgabe veranstaltete, fügte er eine zärtlich enthusiastische Widmung an Göthe hinzu; aber das Werk bildete auch in der neuen Bearbeitung gegen die heitere Welt des Wilhelm Meister einen zu starken Contrast, als daß es wohlthuend hätte wirken können. Gleich darauf entwich Jacobi den Kriegsunruhen nach dem Holsteinischen, wo er nun mit Claudius, Stolberg, Reinhold, der Gräfin Julie Reventlow in immer engere Verbindung trat und der neuen Kunst, wie sie im Wilhelm Meister und in Schiller's ästhetischen Aufsätzen sich zeigte, auf das entschiedenste entgegentrat. Man kann den Idealisten Woldemar als eine indirecte Rechtfertigung des Realisten W. Meister betrachten; selbst Fr. Schlegel begriff, eine wie tiefe Unsittlichkeit sich hinter dieser Gefühlsschwelgerei versteckt. Er bezeichnet mit Recht jeden Denker als einen Sophisten, für den Wissenschaft und Wahrheit keinen unbedingten Werth haben, der ihre Gesetze seinen Wünschen nachsetzt, sie zu Zwecken eigenmächtig misbraucht, mögen diese Wünsche und Zwecke so erhaben sein als sie wollen. „Es ist nicht blos müßige Speculation, deren auch noch so unmoralische Resultate dem wahrheitliebenden Philosophen nie zum Verbrechen gemacht werden können; in ihnen lebt, athmet und glüht ein verführerischer Geist vollendeter Seelenschwelgerei, eine grenzenlose Unmäßigkeit, welche trotz ihres edeln Ursprungs alle Gesetze der

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Hier konnten sich die Freunde nicht verhehlen, daß der Reiz der Arbeit ein geringer war, wenn auch einzelne Geschichten wunderlieblich erzählt sind, mit jener antiken Einfachheit und Frische, die er dem Boccaccio abgelauscht hatte, und mit einer nicht geringern sinnlichen Freiheit. Die Einschachtelung in die „Unterhaltungen", das Vorbild vieler spätern Dichtungen, des Phantasus, der Serapionsbrüder, ist nicht geeignet, das Interesse zu fördern. Die Unterhaltungen selbst in ihrer objectiven Politik, die bald diesen, bald jenen Gesichtspunkt hervorkehrt und keinen recht zu Ende führt, sind unerquicklich wie alles, was Göthe in jener Zeit über die Revolution geschrieben hat. Desto ungetheilter war das Lob, welches man den berühmten Märchen, dem Schluß der Unterhaltungen, ertheilte. Am beredtesten wird diese Bewunderung, in welcher das ganze literarische Weimar und Jena einig war, von A. W. Schlegel in der Literaturzeitung von 1796 ausgesprochen. „Eine Reihe der lieblichsten Bilder zieht uns fort; sie gehn zuweilen in eine lächelnde Charakteristik und dann wieder ins Rührende über: doch liegt das Rührende mehr in der holden Zartheit der Schilderung als im Mitleiden, das der Gegenstand erweckt. Nie gab es einen liebenswürdigern Schmerz als den der süßen Lilie; überhaupt erregt sie ein Gefühl, als wenn man den Duft der Blume, deren Namen sie führt, in freier Luft einathmete. Die Zeichnung erschöpft, was sie darstellen soll, und gleitet doch leicht hinweg, wie die Nymphe über die Spitzen des Grases. Bei der Flüchtigkeit, die man sonst nur den

Gerechtigkeit und der Schicklichkeit durchaus vernichtet. Das Streben nach dem Genuß des Unendlichen mußte einen Hang zur beschaulichen Einsamkeit erzeugen, der durch die Seelenlosigkeit der Umgebungen leicht verstärkt werden konnte. Versunken in sich selbst mußte der nach Ewigkeit Lechzende bald zum Bewußtsein eines göttlichen Vermögens gelangen, seine Empfindungen davon in Begriffe auflösen, und diese Begriffe nach seiner ursprünglichen Unmäßigkeit, die immer alles in einem Wirklichen suchte, ins Unendliche erweitern. Daher die Lehre von der gesetzgebenden Kraft des moralischen Genies, von den Licenzen hoher Poesie, welche Heroen sich wider die Grammatik der Tugend erlauben dürften; gefährlicher Indifferentism gegen alle Form; Mysticism der Gesetzesfeindschaft; daher die Liebe zum Alterthum, an dem er nur die Natürlichkeit und den lebendigen Zusammenhang des Verstandes und des Herzens kennen und schätzen konnte: denn für das Classische, Schickliche und Vollendete, für gesetzlich freie Gemeinschaft fehlt es diesem Modernen durchaus an Sinn. Der allgemeine Ton, der sich über das Ganze verbreitet und ihm eine Einheit des Colorits gibt, ist Ueberspannung: eine Erweiterung jedes einzelnen Objects der Liebe oder Begierde über alle Grenzen der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Schicklichkeit ins unermeßliche Leere hinaus." Wenn Humboldt in der gleichzeitigen, sehr geistvollen Recension einen ganz andern Ton anschlägt, so sagte er doch im Grund dasselbe.

Landsleuten der Irrlichter zutrauen sollte, schimmert ein gewisser Ernst durch, der nicht schwer wird über allem, sondern eben hinreicht, eine desto angenehmere Erinnerung der empfundenen Lust zurückzulassen u. s. w." — Wir können uns diesem Lob nicht anschließen. Die Irrlichter, die Schlange, die schöne Lilie, die vier Könige, der versteinerte Mops, der Fuhrmann mit seinen drei Kohlköpfen, drei Artischocken u. s. w. sind keine märchenhaften Figuren, an denen man ein unbefangenes Interesse nehmen könnte; sie treten anspruchsvoll und mit bedeutenden Ahnungen auf, und selbst die Feierlichkeit der Sprache weist auf einen tiefen verborgenen Zusammenhang hin; aber der Dichter läßt den Faden nirgend blicken, und trotz aller Versuche, die Weise und Thoren gemacht haben, ihn zu finden, sind wir überzeugt, daß keiner vorhanden ist. Dem Dichter kommt es nur auf eine künstlerische Gruppirung von Farben und Linien an, die aber keinen Gegenstand ausdrücken; und es ist charakteristisch für jene Periode, daß man an dem seltsam räthselhaften Spiel dieser Schnörkel und Arabesken eine so große Freude fand. Einen desto wohlthuendern Eindruck macht die Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini, welche Göthe 1797 für die Horen übersetzte. In der Sprache dieses Werks liegt ein unnennbares Etwas, welches uns das Behagen versinnlicht, mit dem Göthe die Schicksale dieses ruchlosen aber liebenswürdigen Heiden nachfühlt, der denn doch vor Ardinghello den großen Vorzug des Naturwüchsigen hat.

In schönem Wetteifer ging nun auch Schiller an die Vollendung seiner Kunstphilosophie. Die erste reife Frucht des Bundes mit Göthe waren die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen (Horen 1795). Göthe las sie mit großer Aufmerksamkeit und bekannte zunächst seine völlige Uebereinstimmung mit der Deduction, dann prüfte er sie an seinem künstlerischen Gewissen und an der Erfahrung seines Lebens und Dichtens und fand nichts in ihnen, was seiner Empfindungsweise Anstoß geben könne. Eine gleich innige Theilnahme fanden sie bei Humboldt, und der Alte in Königsberg drückte seinen Beifall aus. Die Form ist nicht vollendet, es fehlt nicht an rhetorischen Wendungen, an ungeschickten Versuchen, die Schulsprache zu reden; aber aus dem innersten Kern der Gesinnung hervorgegangen, ist die Schrift der vollendetste Ausdruck des künstlerischen Idealismus. Schiller gesteht ein, daß anscheinend der Geist der Zeit den künstlerischen Beschäftigungen widerstrebt. Die Menschen sind in den Ideen jetzt so weit gekommen, daß sie nicht ohne Aussicht auf Erfolg daran denken, aus dem Naturzustand, in dem sie bisher gelebt, herauszutreten und die Wirklichkeit nach dem Maßstab der Idee einzurichten. Allein die Aufhebung der bestehenden Einrichtungen bringt einen vorübergehenden Zustand der Anarchie hervor, und trotz aller Aufklärung ist die sittliche Bildung noch nicht so weit, ohne den Zwang des Staats

sich selber Gesetze zu geben. Die Revolution findet ein unvorbereitetes Geschlecht. In den niedern Classen herrschen elementare Zustände, welche die ganze Cultur, wenn sie losgebunden werden, ins Chaos zu stürzen drohen, in den höhern Classen die noch schlimmere Depravation des Charakters. Den Grund dieser Verwilderung findet Schiller in der Theilung der Arbeit, welche die harmonische Ausbildung und damit die Freiheit der Person gestört habe. Indem jeder Einzelne eine bestimmte Stelle innerhalb des Staats auszufüllen, sich nur für eine bestimmte Arbeit vorzubereiten habe, sei er dadurch unfähig geworden, sich selbst zu bestimmen, sobald das äußere Band des Staats gelöst sei. Eine Verjüngung der Gesellschaft durch eigne Kraft ist also unmöglich, solange nicht jene griechische Einheit des Denkens und Empfindens wiederhergestellt und der Mensch dadurch befähigt wird, sich auch nach dem Fall des Staats selbst und mit Freiheit zu bestimmen. Dies durchzuführen, gebe es nur ein Mittel, die schöne Kunst, und ihre unsterblichen Muster bei den Griechen. „Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen; wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er eine fremde Gestalt in sein Jahrhundert zurück, aber nicht um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen. Wie verwahrt sich der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er überlasse dem Verstand, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen, er aber strebe das Ideal zu erzeugen; dieses präge er aus in allen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealen Gehalts in deinem Herzen versichert bist. Ohne die Schuld deiner Zeitgenossen getheilt zu haben, theile mit edler Resignation ihre Strafen und beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie noch; ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz, und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Roheit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgib sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit, und die Kunst die Natur überwindet.“ — Es war nicht die Kunst allein, welche sich berufen

glaubte, die verlorne Würde der Menschheit herzustellen; in den gleichzeitigen Vorlesungen Fichte's über die Bestimmung des Gelehrtenstandes wurde der Wissenschaft dieselbe Bedeutung beigemessen. Die Rhetorik war noch glänzender, und die Meinung gewiß ebenso gut. Beide Männer irrten nur darin, daß sie die geistige Thätigkeit hervorragender Köpfe als etwas betrachteten, das sich vom Zusammenhang der allgemeinen Thätigkeit loslösen könne. Indem nun Idealismus und Realismus ihre Versöhnung feierten, ohne doch ineinander aufzugehn, mußte es ihnen wichtig erscheinen, ihr Verhältniß zueinander in klaren Umrissen festzustellen. Dies geschah in der berühmten Abhandlung Schiller's über naive und sentimentale Dichtung (Horen 1795—96). Schiller geht von der Frage aus, wie es käme, daß die Empfindung der Natur, die unsre Dichter so lebhaft beschäftige, bei den Griechen, die doch viel natürlicher und kindlicher waren als wir, sich fast gar nicht vorfindet. „Nicht unsre größere Naturmäßigkeit, sondern im Gegentheil die Naturwidrigkeit unsrer Zustände treibt uns an, dem erwachenden Trieb nach Wahrheit und Einfalt in der physischen Welt eine Befriedigung zu verschaffen, die in der moralischen nicht zu hoffen ist. Der Dichter ist entweder Natur, oder er wird sie suchen; jenes macht den naiven, dieses den sentimentalischen Dichter. Jener ist mächtig durch die Kunst der Begrenzung, dieser ist es durch die Kunst des Unendlichen.“ — Er selbst gesteht mit einer gewissen Scham, daß ihm zu Anfang Shakspeare ebenso fremd gewesen sei als Homer, gerade wegen der großen Natürlichkeit seiner Darstellung; durch Göthe hat er nun das Wesen der griechischen Kunst begriffen, zugleich aber im Gegensatz gegen seinen großen Freund die Berechtigung des Ideals für die neue Kunst, und die Möglichkeit einer höhern Kunstform erkannt, die durch Ueberwindung der in der Cultur liegenden Widersprüche zu einer tiefern Durchdringung des Geistes, zu einer erhabenen Freiheit sich aufschwinge. — Durch diese philosophischen Forschungen mit reichstem Stoff erfüllt, schoß nun 1795 Schiller's Lyrik plötzlich zu einer gewaltigen Blüte auf. Wie freilich auch dieser herrliche Farbenglanz in seiner fremdartigen Pracht aus dem Treibhaus hervorgegangen ist, lehrt das Reich der Schatten, in welchem der Dichter die tiefsten Mysterien der Kunst offenbart zu haben glaubte. Er schickt die Gabe seinem Freund wie eine geheimnißvolle Offenbarung, die man nur in geweihter Stunde einsam genießen dürfe, und Humboldt empfängt sie in demselben Sinn: er fühlt sich prophetisch angehaucht und aus den Fesseln des Erdenlebens entrückt. Wer sich bei Schiller darüber beklagt, er gebe in seinen Gedichten nur den versificirten gesunden Menschenverstand, kann sich hier der tiefsten Mystik erfreuen, einer Mystik, die sich in so luftleeren Höhen verliert, daß uns zuweilen der Athem ausgeht. Mit

Neid sieht der Mensch auf das spiegelreine Leben der seligen Götter. Es wird ihm nun offenbart, wie er sich ihnen nahen könne. Kein Gesetz der Zeit fesselt diejenigen, die von ihren Gütern nichts berühren. Wer in dem Reich des Todes frei sein will, muß sich am Schein genügen lassen: selbst der Styx fesselte Proserpina nicht, aber als sie den Apfel genossen, war sie auf ewig an den Orcus gebannt. „Nur der Körper eignet jenen Mächten, die das dunkle Schicksal flechten; aber frei von jeder Zeitgewalt, die Gespielin seliger Naturen, wandelt oben in des Lichtes Fluren, göttlich unter Göttern, die Gestalt. Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben, werft die Angst des Irdischen von euch! fliehet aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich! Und vor jenen fürchterlichen Scharen euch auf ewig zu bewahren, brechet muthig alle Brücken ab. Zittert nicht, die Heimat zu verlieren: alle Pfade, die zum Leben führen, alle führen zum gewissen Grab. Opfert freudig auf, was ihr besessen, was ihr einst gewesen, was ihr seid, und in einem seligen Vergessen schwinde die Vergangenheit." — Das sind harte Anforderungen an den Menschen, und er weiß nicht recht, wie er sie erfüllen soll, wenn ihm auch herrliche Güter dafür in Aussicht gestellt werden, z. B. daß in diesem Heiligthum jede Pflicht, jede Schuld und jeder Schmerz aufhört. Das wirkliche Leben ist stets ungenügend. Wenn die Menschheit in ihrer traurigen Blöße vor dem Gesetz steht, dann muß die Tugend vor der Wahrheit erblassen, vor dem Ideal muß die That beschämt zurückweichen. „Aber flüchtet aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken, und die Furchterscheinung ist entflohn, und der ew'ge Abgrund wird sich füllen; nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron." Die Menschheit soll denselben Verjüngungsproceß durchmachen wie Hercules, der im Leben die größten Plagen erduldete, — „bis der Gott, des Irdischen entkleidet, flammend sich vom Menschen scheidet und des Aethers leichte Lüfte trinkt. Froh des neuen ungewohnten Schwebens, fliegt er aufwärts, und des Erdenlebens schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt". — In der Glut seiner neuen priesterlichen Weihe hatte Schiller vor, die Vermählung des verjüngten Hercules mit Hebe in einem Idyll zu feiern, welches das Maximum der Poesie werden sollte. Der kampfesfreudige, an Löwen- und Drachen gewöhnte Gott würde in der ewigen Heiterkeit dieser seligen Schattenwelt eine unerquickliche Rolle gespielt haben. Jene Verklärung paßt wol für einen sehnsuchtsvollen Jüngling, wie ihn Göthe im Ganymed so lieblich schildert, aber nicht für den Gewaltigen, der schon als Säugling die Schlangen zerdrückte und den dreiköpfigen Höllenhund, als er ihm den Ausgang wehrte, lachend über die Schulter warf. — Lassen wir das Mythische beiseite und suchen für die Symbolik den realen Ausdruck, so hat Schiller nichts Anderes gemeint, als

daß die Kunst dem Schmerz und der Befangenheit der irdischen Leidenschaften entfliehn müsse. Es ist nicht ohne Bedenken, daß man Philosopheme poetisch zu verklären sucht. Wenn Kant für das Schöne ein interesseloses Wohlgefallen verlangte, meinte er damit das schlechte endliche Interesse des Einzelnen. Wenn aber die Kunst den wahren Eindruck machen soll, so muß sie unser Herz ebenso mächtig bewegen als das Leben. Nicht unsre zufällige Noth soll sie uns zeigen, aber was der ganzen Menschheit zugetheilt ist; sie soll uns Menschen formen nach unserm Bilde: zu leiden, zu weinen, zu genießen und sich zu freuen. In der seligen Schattenwelt der ewig gleichen Götter ist keine Bewegung möglich, also auch keine Poesie. Die Kunst soll nicht dem Schmerz entfliehn, sie soll ihn concentriren und ihn adeln; und wenn sie das Kreuz des Lebens hinter Rosen versteckt, so soll dieses Kreuz doch mit seinen Formen deutlich genug hervortreten, um uns im tiefsten Innern zu erschüttern. Das verkannte unsre Dichtung, als sie uns den Mächten des wirklichen Lebens entrücken und uns auf den griechischen Olymp entführen wollte. — Die übrigen Gedichte dieser Zeit gruppiren sich als anmuthige Erläuterungen um dies düstere romantische Reich der Schatten; so die Elegie: die Ideale, in welcher die Wirklichkeit alles wahren Inhalts entkleidet und auf hoffnungslose Beschäftigung eingeschränkt wird; die Sänger der Vorwelt, wo von dem neuern Dichter gesagt wird, er vernehme kaum noch im Herzen die himmlische Gottheit, die dem alten im Leben erschien. „Weh ihm, wenn er von außen es jetzt noch glaubt zu vernehmen, und ein betrogenes Ohr leiht dem verführenden Ruf! Aus der Welt um ihn her sprach zu dem Alten die Muse; kaum noch erscheint sie dem Neu'n, wenn er die seine — vergißt.“ — Die Macht des Gesanges entwickelt in einer prächtigen Schilderung die Flut der Poesie, von welcher die Menschheit nicht weiß, woher sie rauscht. Das Mädchen aus der Fremde stellt in einer lieblichen Allegorie die Poesie wiederum als eine Gottheit aus dem Jenseits dar, deren Spur im Leben schnell verloren geht. In Natur und Schule wird der schönen Seele das Recht zuertheilt, in der Weise der Griechen der Stimme der Natur zu folgen, die dem Leben schweigt, weil in der entadelten Brust das Orakel verstummt ist. Noch glänzender ist dieser Freibrief des Dichters in dem Gedicht: das Glück ausgeführt. Das Ideal wird nur durch ein Wunder ins Leben geführt, während das Menschliche mühsam wächst und reift, und dem Genius, dem Liebling der Götter, fügen sich die Gesetze der Welt. Der Idealismus erreicht seinen Gipfel in dem Zuruf an Columbus: die Küste müsse sich zeigen. „Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer: wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor. Mit dem Genius steht die Natur

in ewigem Bunde: was der eine verspricht, leistet die andre gewiß." Das ist dem Naturgesetz zu viel zugemuthet. Columbus hat Amerika entdeckt, weil er das Naturgesetz richtig berechnete, sich mit Andacht der Wirklichkeit fügte; dem Genius, der die Wirklichkeit vermessen in seinen Dienst zwingen wollte, würde es gehn wie dem Jüngling im verschleierten Bild zu Sais. Schiller erzählt in diesem dunkeln, romantischen aber anziehenden Gedicht nicht, was er gesehn, Novalis vermuthet, er habe sich selbst gesehn, und dieser Gedanke ist nicht ohne Sinn, denn auch in neuerer Zeit, wo man vermessen den Schleier von dem Unendlichen reißen wollte, erblickte die Menschheit voll Schrecken in dem Göttlichen ihr eignes verzerrtes Bild. — Alle diese Gedichte sind von 1795. Die reifste Frucht des Jahres ist der Spaziergang. Die Entwickelung der Cultur ist an eine Naturanschauung geknüpft, die sich in gefälligen Bildern aneinander reiht. Auch diesmal muß die griechische Bildung dem Dichter ihre Symbole leihen; und obgleich ihm die modernen Zustände vorgeschwebt haben, bis zur französischen Revolution, so erscheinen doch Ceres, Hermes, Minerva, selbst die alte Cybele, um diesem Kreislauf des Lebens einen poetischen Reiz zu verleihen. Aber diesmal sind die griechischen und die deutschen Vorstellungen so harmonisch ineinander verwebt, daß Farben und Stimmungen einander wechselseitig verklären. Mit frischem Leben tauchen die Bilder der griechischen Mythologie aus der unbeseelten Natur hervor, und wunderbar durchschlingen die Arabesken der griechischen Kunst die Gedankenwelt, in welcher der heidnische Naturdienst in üppiger Fülle wieder aufgeht. — Göthe's Kenntniß der Griechen war viel eindringender als die seines Freundes, wenn auch nicht eigentlich gelehrt. Die Gestalten des Alterthums waren ihm lebendige Gegenwart, er konnte sie im großen und ganzen auffassen und hatte nicht nöthig, durch einzelne mühsam zusammengesuchte Farben und Striche den Schein des griechischen Lebens hervorzubringen. Schiller empfand nur die Sehnsucht nach der griechischen Harmonie, da er sich seiner eignen reflectirten und unharmonischen Bildung mit einem gewissen Schmerz bewußt war: Göthe dagegen fühlte, soweit es einer nordischen Natur erlaubt ist, wirklich als Grieche; er konnte das gegenwärtige Leben mit griechischen Augen ansehn und diejenigen Züge herausfinden, die der allgemein menschlichen Natur angehörig, von den Voraussetzungen der Zeit befreit, sich bequem in die Einfachheit eines griechischen Gemäldes fügten. Bei Schiller spricht immer nur die Wehmuth über den Verlust der goldnen Zeit, Göthe sucht, soweit es angeht, die goldne Zeit in seinem individuellen Leben und Dichten wiederherzustellen. Er lernte dem Alterthum jene sinnliche Gestaltungskraft ab, die seine Elegien zu ewigen, jedem Zeitalter gleich verständlichen Kunstwerken macht, während man sich bei Schiller erst mühsam zum Aether des grie-

chischen Denkens erheben muß.*) Wenn Göthe die Kunst zum Gegenstand der Dichtung machte, bemühte er sich nicht, den philosophischen Sinn derselben, sondern ihre endliche Erscheinung zu versinnlichen; er dichtete als Künstler, nicht als Philosoph. Das Gebiet, welches er ausschließlich idealisirt, ist die Natur in ihrem organischen Zusammenhang: hier ist er unermüdlich, das Leben, das in allen einzelnen Erscheinungen pulsirt, zu vergöttlichen, sich mit inniger Liebe in den Schos der unendlichen Mutter zu versenken, deren Gestalt ihm bei jedem neuen Anschauen werther und deutlicher wird. — Von einem der schönsten seiner Gedichte, der Wanderer, welches das Verhältniß zwischen Kunst und Natur in so außerordentlich sinnigen und gemüthvollen Farben ausführt, sollte man vermuthen, es sei die Frucht unmittelbarer lebendiger Anschauung, so klar treten diese Tempeltrümmer im Waldgebüsch, zwischen denen der Bauer seine Hütte aufgeschlagen hat, wie die Schwalbe ihr Nest, vor die Seele. Aber das Gedicht war gleichzeitig mit Werther entstanden. Nicht die Anschauung Italiens, sondern die Anschauung Lottens hatte es hervorgerufen, und der Segen, den der Künstler über den Knaben herabrief, der über den Resten heiliger Vergangenheit geboren war, ihr Geist möge ihn umschweben, damit er in Göttergelbstgefühl jedes Tags genieße, war eine Stimme der Sehnsucht. Die Sehnsucht nach dem Lande, wo die Citronen blühn, durch die Beschreibungen des Vaters in dem Knaben angeregt, spricht sich schon in der Liebe Werther's zum Homer aus, die mit der Liebe zur Kinderwelt und zur Natur überhaupt Hand in Hand geht; sie athmet ebenso in dem Klagelied Iphigeniens. Die deutschen Lieder aus Göthe's Jugend, die schönsten, die je ein Volk gedichtet, und die als ein ewiges Zeugniß unserer Jugend auf die Nachwelt übergehn werden, haben fast durchgehends einen leisen Zug von Sehnsucht: man denke an den Fischer, an Ganymed, die Mignonlieder. Der Aufenthalt in Italien lehrte ihn die Poesie des Genusses. Auch diese zweite griechische Jugend hat eine freie und hohe Poesie entfaltet. Wenn unsre ältern Dichter das Vorbild des Horaz und Anakreon vor Augen hatten, so stammelten sie ihnen nach, ohne sie innerlich zu empfinden; wie gelehrte Männer, die aus künstlerischen Zwecken einmal in ihrer Empfindung und Anschauung über die Schnur hauen.

*) In den Kreis dieser Dichtungen gehört Knebel's Uebersetzung des Properz 1795, seine Elegien in den Horen 1796 und namentlich seine größern Elegien: die Hügel, die Wälder, die Stunden 1799. — Knebel in seiner Abneigung gegen Schiller's Idealismus und gegen seine metrischen Rivale Voß und Schlegel schloß sich mehr und mehr der Opposition Herder's an. Er gab der weimarischen Gesellschaft Februar 1798 durch seine Heirath mit Luise von Rudorf, mit der er schon lange gelebt, ein ähnliches Aergerniß wie Göthe mit seiner „Gewissens-Ehe“.

Göthe hatte vom Feuertrunk der griechischen Muse so stark gekostet, daß in seinen Adern griechisches Blut klopfte, daß die Vorstellung der Heimat ihm nur wie ein dunkler Traum vorschwebte. „O wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten, da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing, trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte, farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag, und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes düstere Wege zu spähn, still in Betrachtung versank. Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne; Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor. Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen, und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag." — Wenn sich Niebuhr über die Gleichgültigkeit Göthe's gegen alles historische Leben bitter beklagt, so hat er in seiner Weise Recht, aber auch dem Dichter darf man einen Standpunkt nicht verargen, der allein fähig war, ihm das Leben in seiner Fülle aufzuschließen. In den Elegien geht alles bunt durcheinander, die Herrlichkeiten der alten Kunst, die schöne Natur, das leichtsinnige aber heiter bewegte Menschenleben, das katholische Maskenspiel. Es fällt dem Dichter nicht ein, zu sondern und zu zergliedern, sein Führer ist der schalkhafte kleine Gott Amor, der ihm in der Verwesung der italienischen Cultur das frischeste Leben hervorzaubert. Aus der pietistischen Verkümmerung des deutschen Privatlebens flüchtete der Dichter in die Säulenhallen der griechischen Kunst. Er vertiefte sich in diese Bilder, um sein von dem nordischen Nebel umwölktes Auge zu erquicken, aber er opferte diesem heidnischen Bilderdienst keineswegs sein Gemüth. Einzelne Verirrungen beiseite, hat die Liebesempfindung nirgend einen wärmern und innigern Ausdruck gefunden als in seinen Elegien. Sein plastischer Sinn bedurfte einer bestimmten Gestalt; unter dem vaterländischen Himmel konnte er diese nicht finden, denn ein langes Siechthum hatte hier alles organische Leben verkümmert. Aber die neuen Götterbilder, die er auf den Altar hob, waren doch nur die verklärten Formen seiner eigensten Empfindung. Spinoza lehrte ihn die Natur als ein Ganzes auffassen, das sich niemals widersprechen könne, wenn nicht ein anmaßendes Misverständniß der Menschen einen Widerspruch hineinlegt, und die Resignation, mit der in seinen reifsten Werken die stärksten Empfindungen sich vor dem Walten der Götter bescheiden, ist nichts Anderes als die Anerkennung dieser Naturnothwendigkeit, in welcher der Schmerz nur eine Erscheinung ist. — Nun lernte er in dem schönsten Freundesbund die Ideenwelt zunächst als psychologische Erscheinung schätzen und lieben; er verehrte zunächst den Idealisten und das machte ihm auch die Ideen vertraut. Sein Denken versöhnte sich mit seinem Empfinden, und die reinsten Dichtungen quollen aus seiner Seele. Alexis und Dora (1796) hält sich durchaus in den

griechischen Formen. Nicht blos das wirklich darin geschilderte Leben, sondern auch die herkömmlichen Betrachtungen (z. B. der Donner im Augenblick des höchsten Glücks) sind den griechischen Dichtern entlehnt, und doch darf man das Gedicht deutsch nennen, denn es drückt die allgemein menschliche Empfindung mit einer Glut und einem Adel aus, wie sie nie ein anderer Dichter wiedergefunden hat. Die Schilderung des Augenblicks, wo in Alexis zuerst das Gefühl der Liebe erwacht, ist eins von jenen süßen Geheimnissen der Poesie, die uns den Glauben an eine wirkliche Schöpfung einflößen, obgleich auch hier der Dichter nur die Natur belauscht. Ebenbürtig schließt sich Euphrosyne (1797)*) an. Hier erzählt der Dichter ein Fragment aus seinem eignen Leben, er hat zur Wiedergabe der Stimmung griechische Farben angewendet, aber sie sind im schönsten Ebenmaß mit seinem Gefühl, und der milde Dämmerungston der Wehmuth macht einen um so reinern Eindruck, da er nicht im mindesten unkräftig ist, da die stärkste Regung des Herzens das schöne Ebenmaß der Natur nicht stört. An diese beiden herrlichen Dichtungen würden wir als dritte nicht den neuen Pausias reihen, der in seiner Nachbildung des griechischen Idylls gar zu äußerlich ist, sondern die liebliche kleine Elegie Amyntas, in welcher die Gefahr der Liebe und die Süßigkeit der Liebesschmerzen mit einer Anmuth und Wärme entwickelt ist, die uns vergessen läßt, daß dem Inhalt selbst nur eine bedingte Wahrheit beiwohnt. — In dies erfreuliche Kunsttreiben trat ein Augenblick der Verstimmung ein. Die Horen, auf welche die beiden Freunde so große Hoffnungen gebaut und die im Anfang einen günstigen Erfolg verhießen, hatten bald das gesammte Publicum gegen sich, so viel erlaubte und unerlaubte Mittel man auch aufbot, sie zu stützen. Schiller's philosophische Abhandlungen und Gedichte, Göthe's Unterhaltungen, Elegien und Episteln fanden nirgend Anklang; den meisten Beifall gewannen Schiller's Belagerung von Antwerpen und Engel's Lorenz Stark, ein Roman, den man Göthe zuschrieb, und der in der That in seiner nüchternen hausbacknen Weise als Verherrlichung des Bürgerthums ein Gegengewicht gegen Wilhelm Meister bilden konnte. Außer diesen Beiträgen enthielten die Horen von Herder Abhandlungen über Homer und Ossian und „das Fest der Grazien", von Alexander von Humboldt „die Lebenskraft oder der rhodische Genius", von Jacobi zerstreute Ergießungen eines einsamen Denkers, von Körner eine

*) Bekanntlich ist Euphrosyne die Schauspielerin Christiane Neumann-Becker, die September 1797 in der Blüte ihrer Jugend starb. Göthe erhielt die Nachricht auf seiner Schweizerreise, wo er in Zürich mit Meyer zusammentraf. Die Kriegsunruhen vereitelten seine Absicht nach Italien zu gehn.

Kritik des Meister, von Meyer Ideen zu einer kritischen Geschichte der Musik, von A. W. Schlegel Briefe über Poesie, Silbenmaß und Sprache und Abhandlungen über Dante und Shakspeare nebst Proben einer Uebersetzung. Neben diesen gehaltvollen Beiträgen war aber vieles ganz unbedeutende aufgenommen, und das Publicum wurde darüber um so mehr verstimmt, je anspruchsvoller das Unternehmen angekündigt war. Von einer wahrhaft poetischen Tendenz war auch nicht die Rede, und daß die beiden wichtigsten Gegenstände des menschlichen Nachdenkens, Religion und Politik ganz ausgeschlossen waren, konnte das Interesse nicht fördern. In dieser Beziehung dachten Göthe und Schiller ganz gleich, und wenn der letztere 1794 schreibt: „Ich habe über den politischen Jammer noch nie eine Feder angesetzt, und was ich in den ästhetischen Briefen davon sage, geschah blos, um in alle Ewigkeit nichts mehr davon zu sagen"; so war das ganz in Göthe's Sinn. Ende 1797 wurde das Unternehmen aufgegeben, vorher hatte man aber noch an den offnen und heimlichen Gegnern Rache ausgeübt. — Gleichzeitig mit den Horen hatte Schiller einen Musenalmanach herausgegeben, in dem er ein sehr bedeutendes Redactionstalent entwickelte, in der Weise Ramler's, aber viel gebildeter. Der Almanach enthält Gedichte von Schiller, Göthe, Conz, Pfeffel, Woltmann, Kosegarten, Hölderlin, Langbein, Matthisson, Humboldt, Gries, Tieck, Sophie Mereau, Amalie von Imhof u. s. w. Um ihm ein größeres Interesse zu verleihen, beschlossen die beiden Freunde schon im December 1795 eine Anzahl satirischer Gedichte aufzunehmen, deren Redaction August 1796 vollendet war, die Xenien. In der kurzen Zeit ihres Zusammenlebens hatte die griechische Bildung sie so weit genähert, daß man ihre Beiträge nur noch historisch unterscheidet. — Schnell war die erste Auflage von zweitausend Exemplaren vergriffen, es mußte eine zweite und dritte veranstaltet werden. Ganz Deutschland kam in Bewegung. Es erschienen eine Reihe von Gegenschriften, eine immer gemeiner als die andere, und die ganze Literatur verwandelte sich auf ein Jahr in erbitterte und boshafte Polemik. Göthe wurde im ganzen wenig davon berührt, aber auf Schiller wirkten die fortgesetzten Beleidigungen doch störend, und er hatte nicht übel Lust, gegen die Widersacher die Polizei zu Hülfe zu rufen. Daß die Form eine unangemessene ist, fühlten auch die Wohlmeinenden heraus, denn wer angreift, soll Gründe vorbringen; ein kurzes absprechendes Wort überzeugt niemand. — Man kann nach den Xenien die Gegner, mit welchen die neue Kunst zu kämpfen hatte, ziemlich vollständig classificiren. Die erste Classe sind die Nüchternen und Platten, die fortwährend das ABC des gesunden Menschenverstandes herbeteten und jeden, der darüber hinausging, für einen Schwärmer und Querkopf ausgaben: an ihrer Spitze Nicolai, dem man die Grobheiten der Xenien

wohl gönnen mag, wenn sie nur etwas witziger wären. Seitdem man zu der Ueberzeugung zurückgekehrt ist, daß der gesunde Menschenverstand doch ein wesentliches Moment der Bildung vertritt, fühlt man sich leicht versucht, sich dieses sonderbaren Mannes anzunehmen, da man vieles, was er damals tadelte, auch heute tadeln muß; allein wenn man sich die Mühe gibt, in der endlosen Bibliothek, die seine Schriften ausfüllen, zu blättern, so wird man bald andern Sinnes. Es kann dem gesunden Menschenverstand nichts Schrecklicheres begegnen, als wenn ein Thor sich seiner annimmt, und der gute Geschmack hat keinen ärgern Widersacher als den Hans Ungeschlacht, der ihn reinigen will. Als Schriftsteller verdient Nicolai alle die Geiselhiebe, mit denen man ihn gezüchtigt hat; allein über seine sociale Stellung macht man sich gewöhnlich falsche Vorstellungen. Er war einer der reichsten Männer von Berlin, sein Haus das gesuchteste und sein schriftstellerisches Ansehn bei Vornehm und Gering sehr groß. Außerdem war er, wenn auch ein schlechter Schriftsteller, ein edler Mensch, und die großmüthige Hülfe, die er Voß leistete, obgleich er auch von diesem stark genug angegriffen war, ist nicht der einzige schöne Zug seines Charakters. Auf die übrigen Vertreter des Philisterthums einzugehn, ist überflüssig: Schiller und Göthe hätten sich wohl ersparen können, nichtigen Menschen den Handschuh hinzuwerfen und sie dadurch gewissermaßen sich ebenbürtig zu machen. — Die zweite Classe waren die Politiker, die in dem Lärm und der Hast ihrer Parteiung das Stilleben der Kunst störten und ihre demokratischen Ueberzeugungen durch cynische Formen zu bethätigen suchten. Diesen Aufwieglern gegenüber, welche um der Gleichheit willen alles Große zum Pöbel hätten herabziehn mögen, waren beide Dichter gleich aristokratisch gesinnt, wie es jeder wahre Künstler sein wird, dem es darauf ankommt, das Schöne und Erhabene vor der Barbarei zu bewahren. Wenn als Vertreter dieser Classe vorzugsweise Reichardt gegeiselt wird, so lag das zum Theil in der persönlichen Abneigung Schiller's. — Die dritte Classe sind die alten Freunde Göthe's aus der Sturm- und Drangperiode, die nun bekehrt für das Himmelreich Propaganda machten; namentlich Stolberg, die schönste aller schönen Seelen, trifft die Pritsche höchst ergötzlich. Auch hier ist es vorzugsweise der Dichter der Götter Griechenlands, der die Sache der Freiheit und Aufklärung vertritt; daß aber Göthe ebenso dachte, und daß die alten Freunde ihm ein Greuel und Abscheu waren, zeigen hundert Stellen seiner Briefe. Stolberg wird übrigens hier schon vorausgesagt, daß er im Katholicismus enden werde. Noch boshafter springen die beiden Dichter mit Lavater*) um, und Claudius, Stilling, Jean

*) Die Erbitterung Göthe's über diesen alten Freund hatte sich seit der italie-

Paul, Schlosser werden gelegentlich bedacht. — Glücklicherweise haben unsre Dichter den Plan, die Xenien fortzusetzen, bald aufgegeben. Sie haben durch große positive Leistungen unendlich günstiger auf die Literatur eingewirkt, als wenn sie einen neuen Sturm heraufbeschworen hätten. Göthe hat noch einige harmlose Späße gemacht, die ohne weitläufigen Commentar gar nicht zu verstehn sind, wie in Oberon's und Titania's goldner Hochzeit, und wenn er sich in spätern Jahren zum Epigramm zurückwandte, so geschah das mehr, um ernste Wahrheiten in einer gefälligen Form, wie es dem Alter ziemt, zu verkünden, als um Personen wehe zu thun; Schiller hat sich nie wieder mit Polemik abgegeben. Man hat später behauptet, aus den Xenien wäre eine wohlthätige Revolution in der deutschen Poesie hervorgegangen. Es ist nicht abzusehn inwiefern, wenn man nicht etwa die Neigung zu Persönlichkeiten und die gehässige Polemik einen Fortschritt nennen will. Von Principien war in den Xenien wenig die Rede, und wenn man den Uebermuth der jungen Dichterschule entschuldigen mag, so darf man ihn doch weder rechtfertigen noch zur Nachahmung empfehlen. In der That war damals in der Verdammung derselben alles einig, was sich früher irgendwie in der Literatur ausgezeichnet hatte, auch diejenigen, die sich nicht im mindesten getroffen fühlten. Anerkennung fanden sie nur theils bei dem unbetheiligten Publicum, welches an gelehrten Zänkereien sein Vergnügen findet, theils bei den unmittelbarsten Anhängern Göthe's und Schiller's.

Nach seiner Abreise aus Weimar im Juli 1795 lebte W. von Humboldt auf seinem Landgut Tegel und in Berlin hauptsächlich mit der Lectüre, Bewunderung und Kritik der neuen Stücke seines Freundes beschäftigt. Die alte Schule Mendelssohn's war bei den Geistreichen gänzlich in Miscredit gekommen, sie verstand weder die neuen Empfindungen noch die neuen Ideen. Der jüngere Kreis, an den sich Humboldt anschloß, darunter namentlich Rahel und Gentz, kam ihm zwar mit warmer Liebe entgegen und ging ganz auf die neuere Poesie ein, wie denn namentlich Gentz im Geschmack der Horen und im Sinn der Schiller'schen Aesthetik seine neue auf Burke gegründete Politik bearbeitete; aber das geistreiche Sprühfeuer dieses Kreises konnte ihm den ruhigen Verkehr mit

nischen Reise immer gesteigert, er sprach sich über ihn mit der rücksichtslosesten Verachtung aus, während Lavater noch immer auf seine Bekehrung rechnete. Auf einer Reise nach Kopenhagen 1793 hatte er sein Andenken in Weimar wieder aufgefrischt; der Kreis Jacobi's stand fast ganz auf seiner Seite. Auch sein Tod (Januar 1801) bestimmte Göthe nicht, eine bittere Bemerkung über ihn zu unterdrücken; in Dichtung und Wahrheit ist der Ton viel milder, weil Göthe mittlerweile wieder ein anderer geworden war.

Schiller nicht ersetzen. Die Art und Weise, wie Schiller speculative Gedanken in die Dichtung, poetische Bilder in die Philosophie übertrug, erschien ihm damals als die Krone der Bildung. Es war eine glückliche Zeit für Schiller, die verschiedenen Gruppen seiner Bewunderer ergänzten sich allseitig und förderten ihn indem sie ihn erhoben. Er war für sie ein Ideal geworden, für Göthe wie für Humboldt, und das Bild dieser Periode hat sich dann der Nachwelt überliefert. Den 1. November 1796 kam Humboldt nach einem Besuch bei Wolf in Halle wieder nach Jena, wo er sich sechs Monate aufhielte. Auch sein Bruder Alexander fand sich daselbst ein, und da nun Schiller seine alten Freunde dem verbündeten Dichter zuführte, da durch Humboldt auch Wolf in den Kreis gezogen wurde, so war der schönste Kreis echter Bildung zusammen, den man bisher in der deutschen Literatur gekannt hatte. Sahen auch die alten Heroen von Weimar, namentlich Herder und Wieland*), scheel auf den neuen anspruchsvollen Bund, so wußte sie Göthe doch immer wieder aufzusuchen und niemals konnten sie seinem Zauber widerstehn. — Am eifrigsten arbeiteten an der Propaganda des classischen Idealismus zwei jüngere Männer, deren Bedeutung nun immer mehr hervortritt. — A. W. Schlegel, geb. zu Hannover 1767, in einer Literatenfamilie, aus welcher in der vorigen Generation bereits drei Brüder Antheil an der Entwickelung der deutschen Literatur genommen hatten**), studirte 1786 in Göttingen anfangs Theologie, dann Philologie, war Mitglied des philologischen Seminars unter Heyne, gewann Bürger's Freundschaft und schrieb für dessen Akademie Gedichte, für die Göttinger Gelehrten Anzeigen Recensionen über schönwissenschaftliche Gegenstände. Nach Ablauf seiner Studien nahm er eine Hauslehrerstelle in Amsterdam an, wo er drei Jahre (1793 — 95) blieb. — Mittlerweile hatte sein jüngerer Bruder Friedrich, geb. zu Hannover 1772, die kaufmännische Laufbahn, zu der er zuerst bestimmt war, aufgegeben und in Göttingen und Leipzig Philologie studirt. Von

*) Wieland, durch Herder gegen die Kantianer und Schiller eingenommen, namentlich gegen die Horen, eröffnete die Ausgabe seiner Werke 1794 durch die Erklärung, er habe seine schriftstellerische Laufbahn, die beinahe ein halbes Jahrhundert umfasse, begonnen, als eben die Morgenröthe unsrer Literatur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden angefangen, und er beschließe sie, wie es scheine, mit ihrem Untergang. Solche Erklärungen, die sich im Mercur wiederholten, regten die junge Literatur gegen ihn auf, das Athenäum sprach ihm alle Poesie ab, und er legte diesen Ton, nicht ganz mit Unrecht, den Xenien zur Last, die auch Herder, Knebel und die übrigen aufs äußerste entrüstet hatten. 1797—1803 hielt er sich auf seinem Landgut Osmannstedt auf.

**) Wie er später den freiherrlichen Adel seiner Familie ausfindig machte, ist uns nicht bekannt.

da begab er sich nach Dresden, wo er mit Körner bekannt und durch ihn an Schiller empfohlen wurde. Den Horen waren die ästhetischen Abhandlungen der beiden Brüder um so willkommener, da sie in Form und Inhalt mit den Tendenzen der classischen Dichterschule übereinstimmten. Schiller, Göthe, Körner, W. von Humboldt, Knebel, Einsiedel, Herder, Woltmann, Fichte u. s. w. waren entzückt über die neue Acquisition. A. W. Schlegel siedelte sich 1796*) in Jena an, hielt daselbst Vorlesungen, lieferte in Schiller's Musenalmanach Gedichte, in die Horen Abhandlungen und schrieb zahllose Artikel für die Allgemeine Literaturzeitung ganz im Sinn, ja im Dienst der classischen Schule.**) Schon in seinen Jugendschriften hatte er ein feines Verständniß und eine vollständige Uebereinstimmung mit den Schiller'schen Principien entwickelt; und wie wenig er damals noch an Reaction dachte, zeigt unter anderm eine Recension des Vossischen Musenalmanachs von 1797, in welcher er eine poetische Denunciation Stolberg's besprach und mit der gebührenden kalten Verachtung Stolberg's Poesie als frostiges Prahlen mit Empfindung, als ohnmächtige Schwärmerei, leeres Selbstgefühl, gigantische Worte und kleine Gedanken charakterisirte. Wenn ein Mann, der so innig in den Zusammenhang der classischen Entwickelung verwebt war, später die Tramontane verlor und sich als Führer einer Schule geberdete, die alle bisherigen Begriffe von Kunst und Poesie über den Haufen warf, so lag der nächste Grund in persönlichen Verhältnissen. Schiller, der seine jungen Mitarbeiter von vornherein mit einem gewissen Argwohn betrachtet hatte, brach bei einer Gelegenheit, die des Aufhebens nicht werth war, auf eine Weise mit Schlegel, die nicht wieder gut zu machen war***), und Schlegel war klein-

---

*) Eben hatte er die geschiedene Karoline Böhmer geb. Michaelis geheirathet, eine höchst anziehende und geistvolle Frau, die ihn bei seinen Recensionen unterstützte und bei einem Theil der Gesellschaft den Ton angab.

**) Dazu gehören die Kritiken über Hermann und Dorothee (1797), Knebel's Properz (1798), der Wettstreit der Sprachen (1799). Vortrefflich sind die satirischen Berichte über Iffland, Geßner, Lafontaine u. s. w.

***) Den 31. Mai 1797. Die Veranlassung gab Fr. Schlegel. Doch zeigen schon die Xenien, wie bedenklich Schiller die Apostel seiner eignen Doctrinen ansah. „Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere, kühnere Wahrheit laut zu sagen: sogleich stellt man sie euch auf den Kopf." — „Eine würdige Sache verfechtet ihr; nur mit Verstande, bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird!" — „Jahrelang bildet der Meister, und kann sich nimmer genug thun; dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschert." — „Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren; o was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!" — „Unsre Poeten sind seicht, doch das Unglück ließ sich vertuschen, hätten die Kritiker nicht ach! so entsetzlich viel Geist." — „Griechheit, was war sie? Ver-

lich genug, sich durch dieses persönliche Verhältniß auch in seinen Ansichten bestimmen zu lassen. Schiller trat in der neuen Poesie das Zerrbild seines eignen Idealismus entgegen, und er wandte sich mit jener Heftigkeit davon ab, die das Bewußtsein einer geheimen Mitschuld hervorruft. Göthe stand diesem Treiben unbefangener gegenüber; für ihn war die Poesie in der That nur ein Spiel. Er freute sich an dem glänzenden Farbenspiel Calderon's ebenso naiv wie an der Brechung der Lichtstrahlen, die er spielend zu einer Wissenschaft zu erweitern glaubte. Dazu kam, daß trotz aller Innigkeit des Freundschaftsbandes zwischen beiden Dichtern doch jeder einen eignen Anhang hatte. Die Naturalisten und Rationalisten neigten sich Schiller zu; es war also Göthe sehr bequem, die leidenschaftlichen Huldigungen eines gebildeten Kreises zu empfangen, der sein Ansehn in Deutschland verbreitete. Der unterdrückte Unmuth, den Schiller über die Fortdauer dieses Verhältnisses empfand, spricht sich deutlich genug in vielen Stellen seiner Briefe an Göthe, Humboldt und Körner aus. Aber bei Göthe's vermittelnder Natur konnten die Beziehungen zu den jungen Philosophen keine innigen werden. Trotz aller Bemühungen gelang es den Schlegel nicht, anders als auf dem Fuß wohlwollender Höflichkeit mit dem gefeierten Dichter zu verkehren. So sahen sie im Gefühl ihrer eignen Unproductivität sich genöthigt, sich andern aufstrebenden Talenten anzuschließen. — Nächst Schiller hätte sie unter den ältern Berühmtheiten Herder am meisten zum Anschluß auffordern sollen; es war nicht blos Uebereinstimmung in den Principien, sondern, was viel wichtiger ist, Uebereinstimmung in den Naturen. Auch Herder war es nicht um das scharfe und folgerichtige Eingehn in die Ideen zu thun, die Vielseitigkeit seines Sinns und seiner Bildung regte ihn nur an, überall den feinen Blütenstaub abzuschöpfen, und wenn die Grundlage seiner Bildung classisch und in Bezug auf die Religion deistisch war, so führte ihn seine Empfindung meist zu Stoffen, die dieser Richtung entgegengesetzt waren. Schon in seinen griechischen Studien hob er die dunkle, mythische Seite hervor; er feierte in Pindar den Boten der Götter, in Homer das Product eines ganzen Zeitalters.*) Gern wandte er sich unbekannten Größen zu, in

---

stand und Maß und Klarheit! Drum dächt' ich, etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh' ihr von Griechheit uns sprecht!" — Auch das intime Verhältniß Fr. Schlegel's zu Reichardt trug dazu bei, Schiller zu erbittern; in das Journal desselben „Deutschland" schrieb Fr. Schlegel, durch die Xenien gereizt, eine ziemlich scharfe Recension des Schiller'schen Musenalmanachs; Körner hatte vergebens zu vermitteln gesucht.

*) Zum großen Verdruß F. A. Wolf's, dessen Ideen er entlehnt hatte, ohne seinen Namen zu nennen.

denen er eine freie eigenthümliche Natur fand, gleichviel welcher Richtung sie angehörten. Er gab eine geistvolle Uebersetzung der Jesuiten Balde und Sarbievius heraus, von denen der erste ein wüthender Feind des Protestantismus war, nach dem Grundsatz, daß der Geschmack sich durch die sittliche Sympathie nicht dürfe bestimmen lassen; Schlegel zeigte das Buch (1798) in der Literaturzeitung mit großer Verehrung an. Seine Erklärung des Hohen Liedes und der Sakontala, wenn auch das Lob übertrieben ist, zeugen für seine Gabe, sich in fremdartige Zustände zu versetzen. Es war nicht der sittliche Inhalt, was ihn anzog, sondern die leuchtende Farbe des Morgenlandes, und bei seinen Kritiken wie bei seinen Uebersetzungen sieht es fast so aus, als ließe sich die Farbe von der Zeichnung völlig ablösen. Es war Vorliebe für die sinnliche Farbe, wenn er bei seiner im Grund nüchternen Denkart die Einflüsse der orientalischen Sinnesweise in Europa verfolgte und Mystiker wie Swedenborg gewissermaßen neben Kepler und Newton reihte. Diese feine Empfänglichkeit, die sich jedem Eindruck fügt, ist nicht blos mit einem innern Schwanken in den Ideen, sondern auch mit einer principiellen Abneigung gegen die Ideen im allgemeinen verbunden, weil jede Idee ausschließt und einschränkt. Mit reizbarer Leidenschaftlichkeit vertrat er überall die Subjectivität des Geschmacks gegen Regel und Gesetz und drängte den Begriff des Kunstwerks auf den volltönenden Ausdruck einer individuellen Natur zurück. Seine Theorie des Epos, des Märchens, der Fabel, der Dichtung überhaupt gibt nur dem Naturwalten Raum, und das bewußte künstlerische Wirken scheint vom Genius ausgeschlossen. Es ist eigen, daß gerade solche Kritiker geneigt sind, für das Naive und Naturwüchsige zu schwärmen, die von diesen Gaben am wenigsten besitzen. In Herder's eigenen Dichtungen ist alles Reflexion. Seine Blumen, Seufzer, Parabeln, Paramythien, allegorischen Balladen, namentlich aber seine dramatischen Versuche (z. B. Prometheus, Pygmalion u. s. w.), sind nur die Bemühungen einer unproductiven Natur, den subjectiven Empfindungen, die frühere Kunstwerke in ihr erregt haben, Luft zu machen: unfertige Gedanken, die in die Bildlichkeit flüchten. So haben auch seine prosaischen Schriften etwas Bildliches, Unstetes und Geziertes, und wo er darstellen will, wirkt sein eigner Dilettantismus auf die Gegenstände ein: sie erscheinen abgeschwächt und schattenhaft, und was von Kraft darin zurückbleibt, sieht wie Laune aus. In dieser Natur liegt so viel Verwandtes mit der jüngern Schule, daß man sich wundert, wie so übereinstimmende Richtungen auseinander gingen. Aber Herder gehörte der ältern Literatur an, er stand mit Wieland, Jacobi, ja selbst mit Nicolai in unmittelbarer Verbindung, und da allmählich die Literatur als Parteisache betrieben wurde, so mußten ihn die Jüngern als Gegner auffassen. Die Schlegel hatten eine gründ-

lichere Schule durchgemacht, und wenn sie sonst in der Ausübung ihres Talents dilettantisch verfuhren, in dem Felde, das sie als Specialität betrieben, in der Uebersetzung, waren sie Meister und Herder's gefürchtete Rivalen. Dazu kam Herder's erbitterter Kampf gegen die Kantische Philosophie. Bei ihm war dieser Kampf innere Nothwendigkeit. Daß A. W. Schlegel auf die entgegengesetzte Seite trat, war ein Zufall, denn er hatte im Grund nicht das geringste speculative Interesse; aber dieser Zufall übte auf ihn eine bindende Kraft aus, da die Fahne der neuen Schule einmal aufgestellt war, und so stand diese gegen alle ältern Richtungen der deutschen Literatur in entschiedener Opposition. — Die Schlegel sind die eigentlichen Gründer des modernen Literatenthums; aber ihr Dilettantismus liegt keineswegs in einer mangelhaften Bildung, sondern in dem Ueberwiegen der allgemein ästhetischen Bildung über die bestimmte technische Bildung, des Wissens über das Können (auch in der Wissenschaft), des Schöpfungsdranges über die Schöpfungskraft, des Anempfindens über Gefühl und Urtheil. Sie sahen schnell den Gegenständen die poetische Seite ab, aber die Ausführung blieb hinter der Absicht zurück; sie empfanden das Schöne in jeder Form, aber sie wußten es nicht zu ihrer Gesinnung in ein klares Verhältniß zu setzen. Sie fühlten sich gedrückt sowol durch die Dichter, deren Leistungen sie irgendetwas an die Seite stellen, als durch die Philosophen, deren Systeme sie gern durch ein neues bereichern wollten, und da ihr Talent nicht im Gestalten, sondern im Combiniren lag, so suchten sie sich durch das Ungewöhnliche, Unerhörte und Unmögliche Geltung zu verschaffen. Daher besonders bei dem jüngern Bruder das rastlose unruhige Suchen nach einer neuen wunderbaren Leidenschaft und Schwärmerei — bei einer ursprünglich leidenschaftlosen und schwachen Natur — die hastige Receptivität und der Wankelmuth in den Ideen. Was ihren Ansichten schnelles Gehör schaffte, war die elegante Form. Fast niemals haben sie ein größeres wissenschaftliches Werk in Angriff genommen; sie haben ihre Meinung theils in Zeitschriften, theils in Vorlesungen vor einem „gebildeten" Publicum dargestellt. Bei ihrem unruhigen Wanderleben haben sie fast in jeder größern Stadt Deutschlands mit dieser neuen Art wissenschaftlichen Geschäftsbetriebs Aufsehn erregt, wie sie auch unermüdlich waren in der Gründung immer neuer Journale. In den Vorlesungen dachten sie wenig daran, zu motiviren; sie hoben einzelne auffallende Gesichtspunkte hervor und verknüpften dieselben auf eine sehr geschickte Weise. Bei ihrem vielseitigen Wissen verschmähten sie, auf die Gesetze des bestimmten Gegenstandes einzugehn, den sie gerade behandelten; sie bemühten sich nur, durch leicht hingeworfene Bilder und durch Vergleichungen die Liberalität des Urtheils zu fördern. Wem es darauf ankommt, sich selber zum freien und eignen Studium anzuregen, nicht

fertige Urtheile eines noch so gebildeten Mannes als geprägte Münzen hinzunehmen, wird bei ihnen selten befriedigt. Dagegen war diese Methode der vornehmen Welt gerade recht, die sich bequem eine Fertigkeit im ästhetischen Urtheil aneignete; sie wollte leicht, lebhaft, aber auf eine gefällige Weise angeregt sein; so wurde durch die Schlegel in den höhern Ständen das Interesse an der Literatur geweckt und dadurch die unerläßliche Wechselwirkung zwischen der Kunst und der Gesellschaft gefördert. Die bisherigen Kritiker setzten den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft den nüchternen Verstand entgegen; die Schlegel wiesen darauf hin, daß man, um über Poesie zu urtheilen, die Poesie verstehn müsse, und daß dazu Einbildungskraft und Gefühl unerläßlich sei. Gewiß stiftet nur derjenige Kritiker Nutzen, der von dem Großen und Schönen tiefer durchdrungen ist als das Publicum, das er zu leiten unternimmt. Aber er darf bei der Empfindung nicht stehn bleiben, er muß sein Gefühl zergliedern, sein Urtheil begründen; er hat zunächst die Aufgabe, die wahre und ideale Empfindung über ein Kunstwerk auszudrücken, dann aber diese Empfindung zu rechtfertigen. Der Kritiker kann nur durch Analyse wirken. Dazu haben sich die Schlegel nur selten verstanden; sie begnügten sich, die Poesie in poetisirender Prosa zu reproduciren. Bei ihrem lebhaften Schönheitsgefühl glaubten sie, das nüchterne Zeitalter durch Paradoxien und allenfalls durch Ironie aufrütteln zu müssen. Darüber verloren sie mehr und mehr den positiven Inhalt und wurden im Kampf gegen die Aufklärung von ihrem Gegensatz abhängig; sie verleugneten, was Nicolai bejahte, und verehrten, was Nicolai verachtete. Jede laut und stolz ausgesprochene Ironie gegen das bürgerliche Bewußtsein galt als genial. Allmählich kam es der Kritik weniger darauf an, ihrem Gegenstand gerecht zu werden, als etwas Geistreiches darüber zu sagen. An sich war es sehr zweckmäßig, den nüchternen Stil der bisherigen Recensionen durch eine belebte und blühende Sprache zu ersetzen; denn die Prosa gewinnt an Klarheit, Eindringlichkeit und Ueberzeugung, wenn sie individuell belebt und erwärmt ist. Allein in der Prosa wie in der Poesie muß die schöne Form aus dem Inhalt hervorgehn: die Schlegel wandten sie als äußern Zierath an und verwirrten den Inhalt durch die Form, die Form durch den Inhalt. Durch Wilhelm Meister waren Gespräche über Kunst und Literatur beim Publicum in Umlauf gekommen; was bei glücklichern Nationen nur als der leichte Blütenstaub des Lebens erscheint, sah man in Deutschland als seinen innersten Kern an. Angeregt durch dieses Vorbild und bestärkt durch das Beispiel Plato's, mit welchem sich der jüngere Bruder damals lebhaft beschäftigte, wetteiferten die Schlegel, ihre Ansichten in dialogischer Form vorzutragen. Nun ist die Gesprächsform, die bei den Griechen durch die Gewohnheit des öffentlichen Lebens und durch

die im ganzen gleichförmige Bildung möglich gemacht war, bei uns eine künstliche; wir setzen im Gespräch unsre ganze Persönlichkeit ein, und jedes Individuum hat seine eigne philosophische Grundanschauung, die sich geltend zu machen strebt. Eine logisch geordnete Unterhaltung ist bei diesen Voraussetzungen nicht möglich. Noch bedenklicher war eine andere Neigung, die sich gleichfalls von Göthe herschreibt. Göthe liebte es, die Resultate seines Nachdenkens aphoristisch abzurunden. Es liegt dabei die Gefahr nahe, durch Auslassung der vorhergehenden Deduction, der Mittelglieder, der Beziehungen u. s. w. aus einer bedingten Wahrheit eine unbedingte zu machen und sie dadurch in ein falsches Licht zu stellen. Göthe vermeidet diese Gefahr, indem er in der Art der alten deutschen Spruchweisheit verfährt, und um richtig zu urtheilen, selbst die Trivialität nicht scheut. Den Schlegel dagegen kam es darauf an, durch ungewöhnliche Behauptungen zu blenden. Diese Gewohnheit hat für den aphoristischen Denker das Gefährliche, daß er sich selber betrügt: wenn er im Anfang die Menge im stillen verlacht, die ihn nur darum nicht versteht, weil sie nicht weiß, was er sich hinzudenkt, so vergißt er zuletzt selber diese Ergänzung. Das aphoristische Denken hat wesentlich zu der Trennung der romantischen Schule von der classischen beigetragen. — Fr. Schlegel war 22 Jahr alt, als er es unternahm, eine Geschichte der griechischen Poesie zu schreiben.*) Es wird niemand wunder nehmen, daß man bei der Ausführung auf Spuren einer unfertigen Bildung trifft; man wird durch glückliche Divinationen und eine seltne Freiheit der Anschauung entschädigt. Schlegel warnt vor der Verwechselung des Sentimentalen mit dem Lyrischen: nicht jede poetische Aeußerung des Strebens nach dem Unendlichen sei sentimental, sondern nur eine solche, die mit einer Reflexion über das Verhältniß des Idealen und Realen verknüpft ist. „Die charakteristischen Merkmale der sentimentalen Poesie sind das Interesse an der Realität des Ideals, die Reflexion über das Verhältniß des Idealen und Realen und die Beziehung auf ein individuelles Object der idealisirenden Einbildungskraft des dichtenden Subjects." Der modernen Poesie fehle es nicht an einzelnen Schönheiten, wohl aber an Uebereinstimmung und Vollendung, an einer beharrlichen Schönheit; sie strebe weniger nach dem Schönen als nach dem Charakteristischen und Interessanten, und ihre Geschichte sei anscheinend vom Zufall bestimmt. Niemals sei die Anarchie so deutlich hervorgetreten als gegenwärtig in Deutschland. „Die Philosophie poetisirt und die Poesie philosophirt; die Geschichte wird als Dichtung, diese als Geschichte behandelt. Selbst die Dichtarten verwechseln gegenseitig ihre Bestimmung, eine lyrische Stim-

*) Das erste Fragment erschien 1794.

mung wird der Gegenstand eines Drama und ein dramatischer Stoff wird in lyrische Form gezwängt. Gleichgültig gegen alle Form und nur voll unersättlichen Durstes nach Stoff verlangt auch das feinere Publicum von dem Künstler nichts als interessante Individualität. Wenn nur gewirkt wird, wenn die Wirkung nur stark und neu ist, so ist die Art, wie, und der Stoff, worin es geschieht, dem Publicum gleichgültig. Die Kunst thut das Ihrige, um diesem Verlangen Genüge zu leisten. Wie in einem ästhetischen Kramladen steht Volkspoesie und Bontonpoesie beisammen, und selbst der Metaphysiker sucht sein eignes Sortiment nicht vergebens; nordische oder christliche Epopöen für die Freunde des Nordens und des Christenthums; Geistergeschichten für die Liebhaber mystischer Gräßlichkeiten, und irokesische oder kannibalische Oden für die Liebhaber der Menschenfresserei; griechisches Costüm für antike Seelen und Rittergedichte für heroische Zungen; ja sogar Nationalpoesie für die Dilettanten der Deutschheit!" — Indem nun Schlegel auf den Grund dieses Unterschiedes eingeht, zeigt er, daß die griechische Kunst der reifste und vollendetste Ausdruck der griechischen Natur war. In dieser Beziehung blühte die Menschheit nur einmal und nie wieder. Die neuere Poesie ist das Resultat einer verunglückten natürlichen Bildung. Schon in der frühesten Zeit des Mittelalters war das lenkende Princip der ästhetischen Bildung nicht der Trieb, sondern gewisse dirigirende Begriffe. „Die Phantasterei der romantischen Poesie hat nicht etwa wie orientalischer Bombast eine abweichende Naturanlage zum Grunde, es sind vielmehr abenteuerliche Begriffe, durch welche eine an sich glückliche, dem Schönen nicht ungünstige Phantasie eine verkehrte Richtung genommen hatte." — Was waren das für Begriffe? — „Der Keim der künstlichen Bildung war schon lange vorhanden, in einer künstlichen, universellen Religion, in dem unaussprechlichen Elend selbst, welches das endliche Resultat der nothwendigen Entartung der natürlichen Bildung war." — Die Romantik ging also daraus hervor, daß die natürliche Entwickelung der nationalen Gefühlsbildung durch gewisse dirigirende Begriffe, mit andern Worten, durch das Christenthum verwischt wurde. Solange nun das Christenthum in vollem Glauben lebte, zeigt die Physiognomie der verschiedenen Völker eine gewisse Verwandtschaft. Allein wie dunkel immer die Ideen des Christenthums sein mochten, sie waren doch nicht die Ausflüsse des Gefühls, sondern ein Proceß der Reflexion, und dieser ging in unendlichen Anstrengungen immer weiter fort, bis die endliche Frucht eine durchgängige Anarchie, eine vollendete Charakterlosigkeit war. — Da der Charakter der modernen Poesie aus der Reflexion hervorgegangen ist, so kann er auch nur durch eine gründliche Durcharbeitung der Reflexion vollendet werden. „Der bessere Geschmack der Modernen soll nicht ein

Geschenk der Natur, sondern das selbständige Werk ihrer Freiheit sein." Phänomene wie Göthe's Faust deuten darauf hin, daß die Zeit für eine ästhetische Revolution reif ist. Das erste Organ dieser Revolution kann nur die Kritik sein. Die griechische Dichtkunst bleibt das Ideal einer natürlichen Poesie, wir können aber nicht unmittelbar an sie anknüpfen, da sie aus einer uns fremden Bildung hervorging; sie lehrt uns, daß die Grundlage der Kunst auf dem Mythus, d. h. auf der Bildlichkeit der Empfindungen beruht, und so wie im Alterthum sich die Philosophie aus der Dichtkunst entwickelte, so soll die moderne Menschheit durch das Medium der Philosophie zur Dichtkunst zurückkehren. In dem transscendentalen Idealismus ist zu dieser Umkehr zur Poesie der Weg gezeigt. — In dieser merkwürdigen Schrift widerspricht bei der unruhigen und unsteten Weise des Verfassers sehr häufig das eine dem andern; aber die Hauptsache ist klar genug, und Schiller hatte keinen Grund, in den Xenien jene Widersprüche so scharf hervorzuheben*), da er selber nicht frei davon war. — Die Fortsetzung dieser Studien, die Geschichte der Poesie der Griechen und Römer (1798) ist durch die Prolegomena angeregt. Bei Wolf war die Vorstellung von der rhapsodischen Entstehung des Epos die Frucht vieljähriger Studien, Schlegel bringt einem fertigen und frappanten Princip eine noch unvollkommene Bildung entgegen; er verfällt daher öfters in Widersprüche; doch sind die Grundlagen seiner Ansicht geistvoll entwickelt und in dem entschiedensten Gegensatz zu den spätern Ausgeburten der Romantik, den naturphilosophischen Speculationen. Für die epische Poesie, welche durchaus mythisch und nicht naturphilosophisch war, ist ihm Homer der einzige echte Repräsentant der griechischen Nationalität. Zwar leugnet er den Einfluß der Naturbeobachtung auf die Entstehung des griechischen Göttersystems keineswegs, aber er schiebt diese theils, wie die Orphische Poesie, in eine dunkle Vorzeit zurück, theils erklärt er sie, wie die Hesiodische, als ein Resultat späterer Verwilderung. Die wenigen Momente dieses Princips, die sich im Homer vorfinden, erscheinen als letzte Trümmer einer noch nicht ganz überwundenen Vorzeit, oder als Einmischung späterer Philosophen. Die Homerischen Werke sind nicht das Product der Kunst, sondern das Product der Natur. Diese Naturschöpfung wurde als Begeisterung, Eingebung und Besessenheit des Poeten dargestellt, noch im Platonischen Jon. Die Ilias ist die Inspiration nicht eines einzelnen Dichters, sondern eines gesammten dichteri-

*) Wir Modernen, wir gehen erschüttert, gerührt aus dem Schauspiel; mit erleichterter Brust hüpfte der Grieche heraus. — Oedipus reißt die Augen sich aus, Jokaste erhängt sich, beide schuldlos; das Stück hat sich harmonisch gelöst. U. s. w.

schen Zeitalters. Die Recension der Homerischen Gedichte, wie sie uns vorliegt, gehört dem Solonischen Zeitalter an, welches zu der ursprünglichen nationalen Bildung, die durch eine dazwischenliegende Verwilderung zum Theil verwischt war, wieder zurückkehrte. Es hatte sich theils die ionische Lyrik, theils die Hesiodische Dichterschule der Poesie bemächtigt, die reine Homerische Form in Vergessenheit gebracht und durch Anwendung der Naturspeculation jene furchtbaren Gestalten geschaffen, die von der spätern Kunst wieder aufgenommen wurden. Als nun die Reflexion immer weiter in Griechenland eindrang, brach die Feindschaft zwischen der Philosophie und der Poesie aus, zwischen der Platonischen und Homerischen Vorstellung von den Göttern, und das war zugleich die Auflösung der natürlichen Bildung, die in der Geschichte der Menschheit nie wiederkehren sollte. „Im einzelnen ihrer Bildung wie im ganzen führte die Gunst der Natur die Hellenen auf jene Höhe der vollständigen Entwickelung, welche die Mitwelt nur beneiden und die Nachwelt nur bewundern konnte. Dann ergriff sie aber der eherne Arm des unerbittlichen Schicksals, und zwang sie wieder abwärts zu gehen auf der vorgezeichneten Bahn." — 18 Jahr nach dem Erscheinen seines Erstlingswerks stellte Fr. Schlegel in den Vorlesungen über alte und neue Literatur seine Ansichten über die griechische Poesie noch einmal zusammen. Es ist merkwürdig, daß bei dem stärksten Wechsel in seinen Principien im einzelnen eine große Uebereinstimmung herrscht. Bei einer normalen Entwickelung findet das Umgekehrte statt: das aus dem Gewissen hergenommene Grundprincip bleibt, dagegen wird durch vielseitiges Studium manches Einzelne ergänzt und berichtigt. Allein Schlegel, der seine Laufbahn mit einem eisernen Fleiß begann, verfiel bald in Trägheit; statt gründlich fortzustudiren, dachte er nur an unmittelbare Anwendung seines Wissens; seine Stimmungen änderten sich, die Erweiterungen seines Wissens hielten damit nicht gleichen Schritt.

Als Schiller die Götter Griechenlands schrieb, war es nicht die Kenntniß des Alterthums, was ihn beseelte, sondern ein innerer Instinct, der durch den Pietismus und das Formenwesen der Gegenwart verletzt, sich aus halbverstandenen Bruchstücken ein Ideal ausmalte. Da er nun tiefer in das Wesen der griechischen Kunst eingedrungen war, wurde ihm der Hellenismus seiner Jünger zur Last, und wie er sich überhaupt am leidenschaftlichsten gegen solche Richtungen auszusprechen pflegte, die er selbst angeregt, dann aber als einseitig beiseite geworfen hatte, schonte er die Gräcomanie ebenso wenig als den Pietismus. Und in der That war beides eine Krankheit. Mitunter ging sie, wie bei Heinse, in etwas noch Schlimmeres über, und selbst über die schönsten Blüten, die wir ihr verdanken, breitet sich eine wehmüthige Färbung. Wie seltsam sich in

dieser Form die alte Wertherstimmung erneuerte, sieht man an Hölderlin. Geb. 1770 im Würtembergischen, auf dem Stift zu Tübingen Hegel's und Schelling's genauester Freund, kam er October 1793 als Hauslehrer nach Waltershausen in das Haus der Frau von Kalb. Trotz des großen Eindrucks, den sie auf ihn machte, trieb ihn ein unklares Ringen nach etwas Außerordentlichem, das in seiner Seele zehrte, Ende 1794 nach Jena, wo er Schiller's eifrigster Schüler wurde. Schon damals krankhaft verstimmt, durch eine unglückliche Neigung völlig zerrüttet, begab er sich 1798 auf die Wanderschaft und kehrte 1802 geistig und körperlich gebrochen nach Deutschland zurück, wo der Wahnsinn sich völlig ausbildete. Bis zum Jahr 1843 hat er in diesem Zustande gelebt; das seltsame Ideal vieler jüngern Dichter, die seines subjectiven Unglücks wegen gewissermaßen die Nation in Anklagestand setzten. Die großen Vorstellungen, die man jetzt an ihn zu knüpfen pflegt, werden durch die unbefangene Anschauung seiner wirklichen Leistungen nicht ganz gerechtfertigt. Seine beiden Werke, Hyperion oder der Eremit in Griechenland (1797) und die Elegien an Diotima zeigen uns einen sehr beweglichen, scharf zugespitzten Verstand, eine Phantasie, die sich mit den größten Intentionen trägt, und einen gewissen Sinn für die Form, aber daneben einen so vollständigen Mangel an Gestaltungskraft und eine so unheilbare Verkümmerung des Gemüths, daß es doch unmöglich erscheint, irgendwelche Hoffnungen daran zu knüpfen. Wie die gesammte poetische Jugend wurde er von einer ungestümen Sehnsucht nach ganzen, vollen, harmonischen Menschen verzehrt, die er in unserm verkümmerten Leben vergebens suchte. Seine Poesie war die Romantik des Griechenthums, die einem schönen Schattenbild zu Liebe alle Hoffnungen und allen Glauben des wirklichen Lebens hingab. Seine Phantasie strebte nach Griechenland, aber mit krankhafter Hitze, es war etwas vom Icarus in ihm. Manchem unserer modernen Kunstkritiker hat ihn das gerade interessant gemacht, da sie noch immer von der Idee erfüllt sind, das Genie sei etwas Abnormes, dem wirklichen Leben Widersprechendes und daher dem Wahnsinn verwandt. Für uns aber, die wir in dem Genie nichts Anderes sehen als die höchste Concentrirung der Kraft und Gesundheit, kann ein solches Schicksal wol bedauernswerth sein, aber nicht zur Empfehlung gereichen. Wer wollte dieses unglückliche Schicksal einer krankhaften Natur dem künstlerischen Idealismus beimessen? Aber ein Zusammenhang war in der That vorhanden; indem die Dichtung verschmähte, sich in den Inhalt des Volks zu vertiefen, kam sie dadurch in einen Gegensatz gegen das wirkliche Leben, der ihr selbst nicht heilsam sein konnte, und der auf die weitere Entwickelung unsers wirklichen

Lebens den nachtheiligsten Einfluß ausgeübt hat.*) — Wenn Schiller die gesammte moderne Poesie im Gegensatz zur antiken als sentimental bezeichnet, so war das ein Irrthum, den man durch eine unvollkommene Kenntniß der Thatsachen entschuldigen, den man aber nicht mehr nachsprechen darf. Desto treffender ist jene Bezeichnung für die Poesie des 18. Jahrhunderts. Sentimentale Perioden der Literatur, d. h. Perioden, in denen der Geist der höhern Gefühls- und Verstandesbildung mit dem Gesetz der Wirklichkeit zerfallen war, hat es zu allen Zeiten gegeben, aber sie treten erst dann in das Leben einer Nation ein, wenn die poetische Kraft abgeschwächt war. Das Eigenthümliche des 18. Jahrhunderts — wenigstens für Deutschland — liegt darin, daß der Gegensatz zwischen der innern und äußern Welt im Augenblick der höchsten poetischen Kraftanstrengung eintrat. Da der neuen Poesie kein bestimmtes Ziel vorschwebte,

*) Um zu verstehn, was Göthe, Schiller und ihren dichterischen Zeitgenossen bei ihrem griechischen Ideal vorschwebte, nehme man Lehrs' Aufsätze aus dem Alterthum zur Hand. Mit unvollkommner Kenntniß, aber einer glücklichen Divination ausgestattet, vertieften jene sich in einzelne Schöpfungen des Alterthums und lauschten ihnen Geheimnisse ab, die manchem wirklichen Gelehrten entgingen. Hier tritt nun ein Gelehrter im strengsten Sinn des Worts auf, der aus einer unermeßlichen, ihm selbst freilich noch immer nicht genügenden Fülle des Wissens schöpft. Was wir am meisten bei ihm bewundern, ist nicht seine Gelehrsamkeit, sondern eben jene Kraft der Divination, die unsre classischen Dichter auszeichnet. Indem er sich mit einer Andacht, die man wol fromm nennen darf, in den griechischen Vorstellungskreis vertieft, findet in seinem Innern derselbe Proceß statt, den er so schön bei den Alten nachweist: die Begriffe verwandeln sich ihm in Anschauungen, die Anschauungen in plastisch ausgeführte Gestalten, man sieht, wie in diesem Proceß seine ganze Seele thätig ist, und was bei einem wissenschaftlichen Buch wol selten der Fall sein mag, man kann seine Schrift nicht ohne Rührung aus der Hand legen. Bei dieser nervösen Empfänglichkeit, in welcher das griechische Leben mit leidenschaftlicher Erregung nachzittert, kann man die Abneigung gegen eine andere Schule der Philologie, die im Alterthum hauptsächlich das geschichtliche Leben aufsucht und vom historischen und philosophischen Standpunkt den Untergang jener wundervollen Zauberwelt begreift und rechtfertigt, kann man auch die Bitterkeit, mit der er sich zuweilen über sie ausspricht, wol erklären. Es geht dem geistvollen Philologen wie seinen Vorgängern, den Dichtern: ihrer vorwiegend ästhetischen Empfindungsweise ist das geschichtliche Leben nicht blos fremd, es ist ihnen, ohne daß sie sich völlig darüber klar werden, verhaßt. Oefters werden wir an das Phänomen der schönen Seele erinnert. Indem Lehrs sich bemüht, den Dichtern bis in die geheimsten Regungen ihres Gemüths nachzuempfinden, wird sein Urtheil so mit dem ihrigen verflochten, daß es nun in der Form der Sympathie auftritt. Daraus erklärt sich die bei einem Verehrer Homer's wunderbare Begeisterung für jene symbolischen Werke Göthe's, denen doch das fehlt, was hauptsächlich die Alten auszeichnet, die Zeichnung.

so war ihr Charakter sentimental, schwermüthig, verstimmt, und es begegnete ihr nicht selten, die Schwäche zu feiern, wo sie die Kraft zu verherrlichen glaubte. Als Erbin des Pietismus, als Zeitgenossin der Revolution eröffnete die deutsche Dichtung, im Gegensatz zur prosaischen Wirklichkeit, den Schacht des Gemüths, und da sie für die Fülle desselben keine reale Gestalt vorfand, so legte sie Masken an, die bald der homerischen Welt, bald dem Mittelalter, bald auch einem phantastischen Traumleben entnommen waren. Der Zauber, den die mächtige Persönlichkeit unsrer Dichter auf die unreife Masse ausübte, rief nicht blos zahllose Nachahmer hervor, die gleich ihren Vorbildern starke Velleitäten mit schöpferischer Kraft verwechselten, sondern sie hat in einer Periode, wo man sich in bloßen Idealen nicht mehr einwiegen mochte, das öffentliche Leben verwirrt, da nun die Werther, die Moor, die Ardinghello, die Allwill, die Faust u. s. w. anfingen auf der Gasse zu predigen und an den Staat die Zumuthung stellten, er sollte jeden gemüthlichen Einfall verwirklichen, den ihnen irgendein Dämon eingab.

Die man später die Führer der Romantik nannte, waren damals entschiedene Hellenisten; sie lehrten, was die eigentlichen Dichter wirklich versuchten: das deutsche Leben in griechische Formen darzustellen. Zu den schönsten Gedichten, die dies Streben rechtfertigen, gehört Göthe's Widmung zu Hermann und Dorothee*): „Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert? daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten? daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?“ Er will den Musen und den Griechen treu bleiben; aber das Alter treibt ihn, häusliche Stoffe zu suchen. „Deutschen selber führ' ich euch zu, in die stillere Wohnung, wo sich, nach der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht.“ Hier sollte sich nun Schiller's Spruch bewähren, daß die Sonne Homer's auch uns leuchtet. In dieser Widmung weist der Dichter dankbar auf zwei Männer hin, die auf die Verbindung des Alterthums mit der neuen Dichtung den segensreichsten Einfluß ausgeübt haben, auf Wolf und Voß. — Johann Heinrich Voß war 1751 in einem mecklenburgischen Dorf in beschränkten, aber gesunden Verhältnissen geboren. Schon früh lernte er das Volksleben in der Schenke kennen, er wurde mit dem Plattdeutschen vertraut, zugleich mit der Bibel und den Griechen. Der alte Fritz vermittelte sein vaterländisches Gefühl, ein rationalistischer Pastor führte ihn ins Christenthum ein. Alle Momente seiner Bildung, Studien, Gewohnheiten und Vorurtheile stimmten miteinander überein, selbst der Judenhaß des Knaben, den noch der Mann nicht los wurde.

*) December 1796; Schiller sträubte sich, sie in den Musenalmanach aufzunehmen, um nicht eine neue Polemik hervorzurufen.

Als armer Junge, der gern die Universität besuchen wollte, nahm er eine Hofmeisterstelle bei einem Edelmann an und lernte früh den Uebermuth der Junker kennen, ohne dadurch niedergedrückt zu werden, denn er prügelte seine Pfleglinge tapfer, trotz des Verbots. Ein paar Gedichte, die er an Kästner und Boie einschickte, empfahlen ihn dem Poetenkreise in Göttingen, man griff ihm theilnehmend unter die Arme, er bezog Ostern 1772 die Universität, wurde rüstiger Theilnehmer am Hainbund, fand in der Schwester seines Freundes, Ernestine Boie, schnell eine passende Braut, schüttelte das Studium der Theologie ab und ergab sich völlig seinen Lieblingsneigungen, der Philologie und Dichtkunst. Nirgend finden wir ein so charakteristisches und ansprechendes Bild jener närrisch gutmüthigen Zeit als in seinen Briefen, in denen er mit Begeisterung die wunderlichen Sitzungen der Klopstock'schen Poetenschule schildert. Voß stand in einem unendlichen Vortheil gegen die übrigen Bundesbrüder. Bei diesen lag die poetische und die praktische Beschäftigung auseinander; sie trieben Poesie in ihren Mußestunden und bewarben sich, da man von der Poesie nicht wohl leben konnte, gleichzeitig um ein Amt, an dem sie keinen innerlichen Antheil hatten. Bei Voß ging das wissenschaftliche Studium mit dem poetischen Hand in Hand, und seine Lebensfrische und sein Glaube wurden niemals, wie bei den übrigen seiner Freunde, durch Zweifel und Anempfindelei gestört. Man ist gegen diese tüchtigen norddeutschen Naturen noch immer nicht gerecht: der deutsche Sinn spricht sich doch bei ihnen am schärfsten aus. — Mit schnellem Entschluß heirathete Voß, der sich damals bei Claudius in Wandsbeck aufhielt, schon 1777 seine Geliebte, trotz seiner gedrückten Lage, die er mit ehrlichem Ernst sofort zu verbessern sich bemühte. Er faßte seine Pflicht nicht in der genialen Weise Bürger's auf, sondern mit streng sittlichem Ernst; er hat im Schweiß seines Angesichts gearbeitet und ist in seinem schönen, wenn auch hausbacknen Familienleben unter unsern Dichtern der getreueste Repräsentant des Bürgerthums. Er wußte, daß er von seiner Hände Arbeit leben müsse, und fand in dieser Arbeit zugleich das Ideal seines Lebens und seiner Dichtung. 1778 erhielt er eine Rectorstelle zu Otterndorf, die er 1782 mit einer ähnlichen in Eutin vertauschte, wo er mit Friedrich Stolberg, seinem Freunde aus dem Hainbund, und dessen liebenswürdiger Gemahlin Agnes gute Tage lebte, so lächerlich die Stellung des Bürgerstandes zum Adel in jenem Lande war. Stolberg, eine gutmüthige, weiche und daher reizbare Natur, den man leider, weil er der erste Graf war, der sich mit Poesie abgab, für ein Genie gehalten hatte, machte ihm zuweilen das Leben sauer. Daß er den Grafen weniger vergaß, als der ehrliche Voß sich einbildete, sehn wir schon aus Dichtung und Wahrheit. Er hatte einen edeln und schönen Kern, aber seiner Stellung gemäß sah er das Leben und dessen Gesetze

etwas vornehm und oberflächlich an. Außerdem war er durch sein geistreiches Wesen früh in religionssüchtige Kreise gekommen, und der bäuerische, derb rationalistische Voß gab ihm so viel Anstoß, daß man sich wundert, wie das Verhältniß so lange dauerte. Die beiden Frauen thaten das Beste; als Agnes 1788 starb, war es innerlich gelöst. — Die Verdeutschung des Homer betrachtete Voß schon früh als seine Lebensaufgabe.*) 1781 erschien die Odyssee, der gesammte Homer durchweg überarbeitet 1793; er ist schon frühzeitig ein Handbuch für die Gebildeten geworden und hat auf die Ausbildung der Sprache fast ebenso bedeutend eingewirkt als Schlegel's Shakspeare. Vor allem schlug die Odyssee durch, deren Ton der treuherzige deutsche Idyllendichter am besten traf und deren Inhalt den neuen Freunden der Natur und des Landlebens am verwandtesten erschien. Die aufeinander folgenden Bearbeitungen der Ilias zeigen das fortgehende Bestreben, dem Urtext auf Schritt und Tritt so genau als möglich nachzugehen. Die älteste Ausgabe hatte noch etwas Naturalistisches, Voß hatte sich in seinen metrischen Grundsätzen noch nicht festgesetzt, und es kam ihm mehr darauf an, den Dichter in seinen großen Zügen, als in seinen Einzelheiten nachzubilden. Mehr und mehr aber vertiefte er sich in die Geheimnisse des Versmaßes und eignete sich eine Technik an, die um so mehr Bewunderung abnöthigt, da er verhältnißmäßig sehr schnell arbeitete. Am entschiedensten waren seine neuen Grundsätze in der Ausgabe von 1793 angewendet. Um der Treue willen hat er nicht selten die deutsche Sprache in Wendungen gebracht, die der griechischen abgelernt waren, und die zwar nicht ihrer Correctheit, aber wohl ihrem leichten Fluß schadeten; namentlich hat seine Wortfolge etwas Gewaltsames. Dabei kam ihm aber die Originalität der Mundart, der er angehörte, zu statten. Viele von seinen Ausdrücken, die sich scheinbar an das Griechische anlehnen, sind Reminiscenzen aus alten norddeutschen Formen. Klopstock, der festen Ueberzeugung, er habe den classischen Hexameter geschaffen, war über die Neuerungen seines Schülers empört, in Weimar und Jena war man wenigstens bedenklich, besonders als in der Literaturzeitung von 1796 A. W. Schlegel's Recension erschien. Schlegel verwahrte sich gegen die Neuerungen, die dem Genius der deutschen Sprache widersprächen. „Daß einzelne Dichter durch ihr Beispiel einen großen Einfluß auf die Ausbildung der Sprache haben

*) Zu Wolf's Ansicht konnte er sich nicht bekehren. Er hatte sich zu lebhaft in den Dichter vertieft, als daß er an eine Zusammensetzung desselben durch eine nachträgliche Recension hätte glauben können. Es schien ihm nicht unbegreiflich, daß ein Homer auch ohne Schrift endlich ein so großes Werk aus einem einfachen Keim zu entwickeln und alles mit Leben zu erfüllen vermocht.

können, beweist die Geschichte. Auch hat man vieles anfangs als sprachverderbt verschrien, was nachher Eingang gefunden und sich als wahre Veredelung bewährt hat; nur darf das vorgeschlagene Neue nicht in Widerspruch mit dem entschieden Festgesetzten stehn. Die Sprache ist ein geordnetes Ganze, nach Gesetzen der Aehnlichkeit und Verwandtschaft zieht alles in ihr sich an oder stößt sich ab, allgemeine Formen gehen durch sie hin, beleben den Stoff und üben dagegen eine bindende Gewalt an ihm aus." Durch zu ängstliche Nachbildung des Einzelnen sei der Charakter des Ganzen beeinträchtigt: Voß habe mehr das Aeußerliche der Redefügungen als den innern Kern der Homerischen Poesie, Natürlichkeit und sinnliche Klarheit ins Auge gefaßt. Durch jene Aengstlichkeit der Nachbildung komme in die Dichtung etwas Mosaikartiges, was im Original nicht vorhanden sei. — Wolf, gewiß der competenteste Richter, wie er es auch in seinen spätern Fragmenten aus dem Homer gezeigt hat, gab dem Kritiker Unrecht; Göthe und Schiller waren froh, der lästigen Fessel entledigt zu sein, und Wieland, der leicht von einem Extrem ins andere übersprang, sprach sich 1797 im Mercur über Voß geradezu geringschätzig aus. Schlegel selbst wurde später an seinem Urtheil wieder irre. Durch seine eignen Arbeiten drang er immer weiter in die Technik ein und gewann die Ueberzeugung, daß man die Urbilder auch in den Einzelheiten nachahmen müsse und daß diese Treue eine gewisse Freiheit in den herkömmlichen Redefügungen wohl rechtfertige. Da er sich selber mit der romanischen Literatur beschäftigte, die der deutschen Sprache weit mehr widerstrebt als die griechische, so ist die öffentliche Zurücknahme seines frühern Urtheils (1801) zu begreifen. Allein wir können ihr nicht beitreten. Es handelt sich nicht um das Verdienst des Uebersetzers, das unendlich groß bleibt, sondern um ein Princip. Eine poetische Uebersetzung wird nicht für die Kenner des Originals geschrieben, die derselben nicht bedürfen, sondern für die Masse, und wenn sie ihren Zweck erfüllen soll, so muß sie auf diese ungefähr denselben Eindruck machen wie der übersetzte Dichter auf seine Landsleute. Das ist nicht möglich, wenn sie Sprachformen anwendet, die dem Ohr, dem Verständniß nicht geläufig sind. Der poetische Uebersetzer hat in Beziehung auf Spracherweiterungen dasselbe Recht, als der Dichter, aber kein Haarbreit mehr, und eine Redewendung, die in einem Originalgedicht nicht erlaubt wäre, wird durch Beziehung auf ein fremdes Original nicht gerechtfertigt. — Die Uebersetzung der Ilias und die Mythologischen Briefe 1794 hatten Voß nicht blos unter den Gelehrten, sondern auch im Volk großes Ansehn verschafft, und als er, seine angegriffene Gesundheit herzustellen, 1794 mit seiner Frau eine Rundreise durch Deutschland unternahm, wurde er überall ehrend empfangen, besonders bei Gleim in Halber-

stadt, bei Nicolai in Berlin, die sich beide hülfreich gegen ihn benahmen, bei Wolf in Halle und auch im Kreise von Weimar und Jena. Damals war eine Reise noch nicht eine so einfache Sache als jetzt, im Leben eines stillen Mannes war sie ein Ereigniß. Ein Besuch in dem Hauptort der deutschen Poesie war fast nothwendig um in den Orden aufgenommen zu werden; und daß Voß seine Persönlichkeit in Weimar-Jena empfohlen hatte, trug nicht wenig zum Erfolg seiner Luise (1795) bei. Es war das erste mal, daß ein größeres Gedicht das Stilleben des Volks zum Gegenstand nahm. Den krampfhaften Zuckungen des Lebens und dem Dunstkreis der Städte entfloh der Dichter, um auf dem Dorf Natur zu suchen. Auf dem Land sind die Zustände stets einfacher, dauerhafter, antiker; und will man nicht zu tief herabsteigen, so gibt das Leben eines Landpastors das anmuthigste Idyll. Voß, der in seinen Neigungen niemals schwankte, zeichnet einen aufgeklärten Geistlichen, der den Glauben an Gott und an die Tugend ebenso warm in seiner Lehre vertritt als im wirklichen Leben, frei von den pietistischen Zuckungen der Zeit. Bescheidenheit der Wünsche und ein gewisses bäuerisches Behagen an sich selbst ist der Charakter dieses Genrebildes, dem es freilich an lebhafterer Bewegung fehlt. In neuerer Zeit sind wir durch größere Virtuosität im Detail gegen diese anspruchslosen Skizzen blasirt; damals war es ein sehr reales Verdienst, das Idyll aus der Geßner'schen Schäferwelt ins bürgerliche Leben abzulenken. Die Luise gehört zu den Schriften, die dem deutschen Volk zuerst Gefallen an sich selber eingeflößt haben; gern mag man zugeben, daß die Weitschweifigkeit der Erzählung, das Behagen an Speise und Trank, zuweilen recht unerquicklich ist, daß der ehrwürdige Pfarrer zu viel predigt und daß die gute Gesinnung über die Anmuth dominirt. In kleinern Gedichten, z. B. im siebzigsten Geburtstag, hat Voß seinem Gegenstand eine viel liebenswürdigere Seite abgewonnen, wie denn überhaupt das Idyll eine zu große Breite nicht erträgt. — Das Hauptverdienst der Luise war, daß es Göthe zu Hermann und Dorothee anregte. In der Vorrede, wo der bekannte Toast auf Wolf ausgebracht wird, der „kühn vom Namen Homer's uns befreiend, auch uns in die vollere Bahn ruft“, weist der Dichter dankbar auf Voß hin, der ihn zur Verbindung griechischer Formen mit dem deutschen Leben zuerst ermuthigt habe. Im übrigen geht das Gedicht weit über sein Vorbild hinaus, obgleich der gute Voß ehrlich gestand, die Luise sei lange nicht erreicht. Noch weniger hat Göthe seiner Quelle zu danken, der Geschichte der Salzburger Ausgewanderten, welche die moderne Philologie glücklich aufgespürt: er hat nichts als die Anekdote und einzelne Züge daraus genommen. Von der ersten Zeit seines Entstehens

an*) ist dies Gedicht Veranlassung zu ausführlichen Commentaren geworden, obgleich es dem Anschein nach am wenigsten dazu einlud. In den übrigen Werken Göthe's findet sich vieles Räthselhafte, weil der Dichter so manche Beziehung verschweigt, die das einfache Nachdenken schwerlich zu ergänzen im Stande ist; in Hermann ist alles vollkommen klar und verständlich. Der Dichter bleibt über keinen Umstand Auskunft schuldig, und die Figuren sind von einer so kräftigen Gesundheit, daß jeder Leser sich in sie hineinleben muß. Den Auslegern ist es auch weniger darauf angekommen, Unverständliches zu erklären, als auf die vielen verborgenen Schönheiten aufmerksam zu machen, über welche der gewöhnliche Leser schnell hinwegeilt, weil er sich wol der Wirkung, aber nicht der Gründe bewußt wird. Solche Commentare sind denjenigen zu empfehlen, die das Gedicht zwar im allgemeinen loben — und wer in Deutschland hätte es nicht gelobt! — die es aber den titanischen und den vornehmen Dichtungen Göthe's nachsetzen. Wer sich die Mühe gibt, die Lebensfülle zu zergliedern, die sich in diesem kleinen Rahmen versteckt, die künstlerische Reife, die sich mit der Gesundheit der Natur im reinsten Ebenmaß vermählt, wird Anstand nehmen, ein so vorschnelles Urtheil zu unterschreiben. Das leitende Streben jener Periode war, den griechischen Geist mit dem deutschen zu vermählen. Wie schöne Einzelheiten daraus hervorgegangen sind, im großen und ganzen mußte es fehlschlagen, weil man nicht gelernt, im griechischen Geist das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden. Hermann und Dorothee ist das einzige Gedicht, in dem es bis zur Vollendung gelungen ist. Der Dichter hat durch sorgfältiges Studium gelernt, wie Homer seinen Stoffen entgegentrat, und ist seinem Stoff auf dieselbe Weise entgegengetreten. Er bemüht sich, wie Homer, die Verhältnisse auf das einfachste, ursprünglichste Maß zurückzuführen und sie mit sinnlicher Klarheit anzuschauen. Seine Figuren haben in ihren Betrachtungen, Gesinnungen u. s. w. nichts Subjectives, sie zeigen davon nur so viel, als nothwendig ist, um sich über die ihnen entgegentretenden Ereignisse und Zustände klar zu werden. Ihre Bildung erleben wir mit, denn sie geht aus der Natur der Sache hervor. Dadurch tritt auch im Gegenstand eine gewisse Verwandtschaft hervor, und viele Stellen könnten sich wohl im Homer vorfinden; während von der Achilleis Homer keinen Vers geschrieben haben könnte. Die Achilleis ist eine Modellmalerei nach antiken Vorbildern, Hermann und Dorothee eine freie Zeichnung nach der Natur; so wird, wenn man sich der künstlich erzeugten Empfindungen entschlägt,

*) Begonnen August 1796, im Manuscript geschlossen Mai 1797. Gleichzeitig entstanden die Plane zu den epischen Dichtungen Tell, Achilleis und die Jagd.

der Grieche wohl den Deutschen verstehn. Was nun das deutsche Leben betrifft, so darf man es keineswegs blos in Aeußerlichkeiten suchen, die Göthe nach dem Vorbild Vossens mit wunderbarer Kunst vergegenwärtigt hat, vom Ackerhof bis in die kühle Weinstube hinein: die Hauptsache ist das deutsche Gemüth, das in keiner deutschen Dichtung sich so rein und lebenswarm entfaltet hat. In der Regel schließen sich Idealität und Humor einander aus, weil der eine gewöhnlich kalt, der andere gewöhnlich excentrisch ist. Göthe hat aber gezeigt, daß sie eigentlich nur in ihrer Verschmelzung den künstlerischen Stil bilden. Jede seiner Figuren hat eine gelinde humoristische Färbung, weil diese Färbung unerläßlich zum deutschen Leben gehört, und doch ist jede derselben mit einer Andacht und Liebe empfunden, die einem nicht ganz stumpfen Gemüth leichter Thränen entlockt als der Jammer und die Rührung, denen wir im deutschen Roman leider so häufig begegnen. Wer da behauptet, das deutsche Leben überhaupt oder wenigstens in Göthe's Zeit habe sich der poetischen Bearbeitung entzogen, der wird durch dies Gedicht auf das schlagendste widerlegt, dessen sonnenhelle Landschaft durch die leise angedeuteten drohenden Wolken des Hintergrundes in schönem Contrast gehoben wird; wer ferner behauptet, daß Göthe keinen Sinn für das deutsche Leben gehabt, oder wenigstens nur in der Zeit des Werther und Göt, der muß vor diesem leuchtenden Zeugniß verstummen. Wir mögen es beklagen, daß Göthe durch eine falsche Bildung, durch ein verhängnißvolles Schicksal dem deutschen Leben, das kräftiger in seiner Seele lebte als irgendwo anders, entfremdet wurde; aber wenn er weiter nichts geschrieben hätte als dieses Gedicht, so würde sein Andenken von unsern Enkeln gesegnet werden, die aus ihm lernen können, wie groß das deutsche Volk ist, wenn es bei sich selbst bleibt. — A. W. Schlegel (Literaturzeitung 1797) rechtfertigt die Benutzung antiker Formen für moderne Stoffe auf eine sehr feine Weise. Er nennt das Gedicht in hohem Grade sittlich, nicht wegen seines moralischen Zwecks, sondern insofern Sittlichkeit das Element schöner Darstellung ist. Die Sittlichkeit liegt aber auch darin, daß der Dichter sich mit Ernst in den modernen Lebensinhalt vertieft hat und den Reiz der Phantasie, den man sonst dem epischen Dichter als Pflicht auferlegte, verschmäht. Die neuern Epopöendichter haben das Uebernatürliche gesucht, sie haben das Außernatürliche gefunden und sich zuletzt in der Hölle und im Himmel verloren. Damit die lebendige Wahrheit nicht vermißt werde, muß die epische Dichtung den festen Boden der Wirklichkeit unter sich haben, was nur durch die Beglaubigung der Sitte oder der Sage möglich ist. Beides kommt eigentlich auf eins heraus, denn eine Sage aus fernen Zeitaltern wird nur dadurch zu so einer Behandlung tauglich, daß sich mit ihr ein anschau=

liches Bild von der damaligen Sitte und Lebensweise unter dem Volk fortgepflanzt hat. — Der Eindruck des Gedichts mußte sehr mächtig sein, wenn selbst die Romantiker das ganz richtige sittliche Resultat daraus zogen; doch war das Entscheidende nicht die Wahl des Stoffs, sondern der echt deutsche Geist, mit dem derselbe aufgefaßt war. Die stille Befriedigung, die wir empfinden, entspringt nicht aus der Resignation, die höhern Ansprüchen entsagt, sondern aus der freudigen Zuversicht, ein ähnliches harmonisches Dasein durch eigne Kraft herbeiführen zu können. — „Wenn es je einen Mann gab, dem die Natur ein offnes Auge verliehen hatte, alles was ihn umgibt rein und klar und gleichsam mit dem Blick des Naturforschers aufzunehmen, der in allen Gegenständen des Nachdenkens und der Empfindung nur Wahrheit und gediegenen Gehalt schätzt, und vor dem kein Kunstwerk, dem nicht verständige und regelmäßige Anordnung, kein Raisonnement, dem nicht geprüfte Beobachtung zum Grunde liegt; wenn dieser Mann durch sein ganzes Wesen zum Dichter bestimmt und sein ganzer Charakter so durchaus mit dieser Bestimmung eins geworden ist, daß seine Dichtung selbst überall das Gepräge jener Grundsätze und Gesinnungen an der Stirn trägt, wenn derselbe endlich eine Reihe von Jahren durchlebt hat, wenn er, mit dem classischen Geiste der Alten vertraut und von den besten Neuern durchdrungen, zugleich so individuell gebildet ist, daß er nur unter seiner Nation und in seiner Zeit emporkommen konnte, daß alles Fremde, was er sich aneignet, danach sich umgestaltet, und er sich nur in seiner vaterländischen Sprache darzustellen vermag, in jeder andern aber, und zwar gerade für seine Eigenthümlichkeit, schlechterdings unübersetzbar bleibt; wenn es ihm nun so gelingt, die Resultate seiner Erfahrungen über Menschenleben und Menschenglück in eine dichterische Idee zusammenzufassen, und diese Idee vollkommen auszuführen — dann mußte und nur so konnte ein Gedicht wie das gegenwärtige entstehn." So sprach W. von Humboldt über das Gedicht, das unter seinen Augen entstanden war. Die wunderbare Verbindung von antiker Form und modernem Inhalt hatte ihn so angeregt, daß er wieder productiv geworden war. Aus seiner Recension war ein Buch geworden, in welchem die Principien Schiller's und Herder's über das Wesen der Kunst erweitert und verfeinert waren. Der Verehrer Schiller's hatte jetzt ein neues Ideal: „der Dichter von Hermann und Dorothee ist in einem höhern Grade als irgendein andrer wahrhaft menschlich zu nennen, weil kein andrer noch zugleich in so mannichfaltigen hohen und ungewöhnlichen und doch so einfachen Tönen zu unserm Herzen sprach; in keinem alten Dichter wird man diese hohe und idealische Sentimentalität, in keinem neuern, verbunden mit diesen Vorzügen diese schlichte Natur, diese einfache Wahrheit, diese herzliche Innigkeit antreffen."

Von Schiller war in dem Buch gar nicht die Rede und doch war es Schiller, dem die Abhandlung zuerst zugeschickt wurde und der sie vollständig billigte. Auch für ihn war Hermann und Dorothee ein Ideal; freilich konnte er neidlos zu demselben emporblicken, da er sich eben wieder seinem eigentlichen Gebiet, dem Dramatischen zugewandt und auf demselben das Höchste geleistet hatte. Humboldt's Aesthetik nahm er mit bewundernden Erstaunen auf, er hatte so etwas seinem Freunde nicht zugetraut; aber Interesse hatte diese Metaphysik für ihn nicht mehr. Er hätte die tiefsinnigsten Untersuchungen über das Wesen des Schönen jetzt für die Auffindung eines praktisch anwendbaren technischen Handgriffs gegeben. Sein Urtheil über die Form des Werks macht jedes andere Urtheil überflüssig. „Es fehlt Humboldt an einer gewissen nothwendigen Kühnheit des Ausdrucks für seine Ideen und an der Kunst der Massen, die auch im lehrenden Vortrag so nothwendig sind als in irgendeiner Kunstdarstellung. Weil es ihm daran fehlt, so faßt der Verstand seine Resultate nicht leicht und noch weniger drücken sie sich der Imagination ein. Man muß sie zerstreut zusammenfassen, ein Satz verdrängt den andern, man wird auf vielerlei zugleich geheftet und nichts fesselt die Aufmerksamkeit vollkommen." — Das Buch war für Humboldt der Abschluß seiner ästhetischen Bildung, die er festhielt, als durch die romantische Schule die Phantasie von der Zucht des Verstandes und des Gewissens emancipirt wurde: jenes Ideal der Aufklärung und der Humanität, welches dem Verstand, dem Gewissen und dem Gemüth eine gleiche Berechtigung zugestand. Der Umfang seines Gesichtskreises ist ganz so ins Unendliche gegangen, wie es die Romantik für die Bildung in Anspruch nahm; aber die Form seines Geistes ist stets die classische geblieben. Er hat die historischen Wandlungen des menschlichen Geistes tief durchforscht, aber er hat ihnen gegenüber die Unerschütterlichkeit des Gewissens behauptet. Die unvergängliche Form der Humanität stand in seinem Geist dem Wechsel der charakteristischen Erscheinungen gegenüber: vielleicht das Hauptmerkmal, welches einen classischen Geist von einem romantischen unterscheidet.

Von der Elegie, der Betrachtung des Contrastes, war die Dichtkunst zum Bild übergegangen; das Idyll wurde durch die Romanze ergänzt. Das Jahr 1797 brachte Göthe einige seiner schönsten Lieder. Im Zauberlehrling und Schatzgräber frappirt hauptsächlich der seltsame Ton, der noch mehr ahnen läßt, als der Dichter erzählt; die Bilder aus der Mühle, zum Theil den Franzosen nachgeahmt, kleiden den bedenklichen Stoff in die zierlichsten Formen; der Gott und die Bajadere und die Braut von Korinth — das letzte als Schauergemälde wohl berechtigt, der Lenore an die Seite zu treten — zeigen noch Spuren von dem alten Julianischen Haß, den Göthe aus Italien gegen das Christen-

thum mitbrachte: der neue Glaube rauft Lieb' und Treue wie ein böses Unkraut aus und weidet sich an Menschenopfern; eine Stimmung, die auch in der letzten Walpurgisnacht (1799) anklingt, wo den nordischen Heiden der reine pantheistische Naturdienst, den „dumpfen Pfaffenchristen" dagegen der Aberglaube an Teufel und Gespenster zugemessen wird. Dem Jahr 1797*) gehören Amyntas, Euphrosyne, Pausias, die Metamorphose der Pflanzen an. Göthe war ganz Grieche geworden, und seine alten Freunde hatten ihn aufgegeben. „Ach da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen; da ich dich kenne, bin ich fast allein"; sagt er in der Zueignung. — Auch der Faust tritt in eine Lebensperiode: der Prolog wird concipirt, aus dem schneidenden Contrast wird der Traum eines harmonischen Lebens. (1797.) — Mit rastlosem Eifer betrat Schiller dieselbe Bahn. Den Uebergang macht das Eleusische Fest, in welchem die im „Spaziergang" angedeutete Culturentwickelung in mythologischen Bildern weiter ausgeführt wird. Die Klage der Ceres, eine zart ausgeführte naturphilosophische Mythe von dem Zusammenhang der Ober- und Unterwelt, wird leider durch den weichen, klagenden Ton des Anfangs, wie durch die gesuchten Gräcismen gestört. Die vier Weltalter schildern in der Weise der alten Dichter das allmähliche Heraustreten des Menschen aus der Einheit mit der Natur, bis er in der Kunst die verlorne wiederfand. Als einen gefälligen Nachklang dieser Empfindungen mag man die Dithyrambe betrachten, welche den Besuch der Götter bei dem trunknen Dichter schildert. Mit seinen Balladen hat Schiller die Bahn, welche den deutschen Dichtern durch Bürger vorgezeichnet war, verlassen. Bürger hatte sich der Weise des deutschen und englischen Volksliedes angeschlossen, und wenn er die Formen durch sorgfältige Ausführung erweiterte, aus der springenden, zerhackten Erzählung des Volksliedes eine kunstvoll ausgearbeitete Schilderung machte, so war doch schon durch die Stoffe wie durch den Ton die Verwandtschaft bedingt. Indem nun Schiller die durch Bürger überlieferte Form auf das griechische Alterthum anwandte, war damit zugleich eine andere Weise der Bearbeitung nothwendig gemacht. Die Neigung, naturphilosophische und ästhetische Betrachtungen einzumischen, waltet auch hier ob: am deutlichsten in den Kranichen des Ibycus (1797). Bekanntlich kommt nicht das ganze Verdienst dieses Gedichts Schiller zu: den Stoff verdankte er Göthe, der ihm auch bei der Bearbeitung einige technische Kunstgriffe an die Hand gab; das prachtvolle Citat aus Aeschylus ist fast wörtlich der Humboldt'schen Uebersetzung entlehnt. In der Er-

*) Das reizende Blümlein Wunderschön ist von 1798. — Die Propyläen, in welchen die „Weimarischen Kunstfreunde" Göthe und Meyer ihr antikes Ideal auf dem Gebiet der bildenden Kunst verfochten, erschienen 1798—1800.

zählung tritt manches Moment nicht deutlich genug hervor und einige Härten der Form möchte man wegwünschen. Trotzdem ist es ein schönes Gedicht, von schlagender Wirkung, freilich mehr geistreich gedacht, als unmittelbar poetisch empfangen. In hartem Gegensatz gegen die Kraniche steht der Ring des Polykrates. In den Kranichen wird die griechische Anschauung von dem Eingreifen der seelenlosen Natur in den Lauf des Schicksals, in den Rathschluß der Götter nicht einfach erzählt, sondern unserm Gefühl verständlich gemacht; im Polykrates wird uns die fremdartige Idee von dem Neide der Götter gewissermaßen aufgedrungen, ohne daß unsre Einbildungskraft oder unser Gewissen darauf vorbereitet würde. Den Gedanken selbst hat Schiller in Wallenstein mit unvergleichlicher Hoheit ausgeführt, bei Göthe ist es geradezu der Lieblingsgedanke; denn das dämonische Wesen, das er als Werkmeister der Erde verehrt, hat von jener griechischen Eifersucht auf übermenschliches Glück mehr in sich als von der Idee der christlichen Barmherzigkeit. Einen schönen Tonfall hat das Siegesfest (1803), und der düstre Klang, der sich durch das Gelage der Griechen zieht, ist von einer wunderbaren Färbung, wenn auch den Empfindungen und Trinksprüchen alle Gruppirung fehlt. In Kassandra, einer glühenden prophetischen Version, ist das nachtwandlerische einsame Wesen des Begeisterten, der von seiner Zeit nicht verstanden wird, mit großer Wahrheit dargestellt. Schade, daß sich Schiller als gelehrter Dichter fühlte und durch Anspielungen ersetzte, was vollständig gegeben werden muß, auch wo man es mit einem geläufigern Stoff zu thun hat. Der Schluß ist unbefriedigend, weil die in demselben angeführten Ereignisse zu dem vorher Erzählten in keinem Verhältniß stehn. Die Bürgschaft ist eine lebhafte Erzählung ohne höhern poetischen Werth. In Hero und Leander verliert man über der mühsam ausgeführten Farbe und über der Eintönigkeit des Rhythmus die Umrisse der Gegenstände ganz aus den Augen. — Der Ton, den Schiller in der Ballade angeschlagen hatte, pflanzte sich auf die übrigen Dichter seiner Schule über. Bei A. W. Schlegel würde man an eine Nachbildung glauben, wenn nicht zwei seiner Balladen, Sibylle (1787) und Ariadne (1790), die im Ton sehr stark an Kassandra und Hero und Leander erinnern, vor denselben geschrieben wären. Die Verwandtschaft liegt nicht blos im Stoff, der dem Alterthum entnommen und sentimentalisch behandelt ist, sondern in der Tendenz: auch Schlegel feiert die Kunst und ihre Macht über das Gemüth wie über die Natur. Im Arion (1797) macht sich der Delphin dem Künstler dienstbar, im Pygmalion (1796) beugen sich die Naturgesetze vor der künstlerischen Sehnsucht, in der Kampaspe (1798) trägt der Künstler über den Helden selbst in der Liebe den Sieg davon, in den Lebensmelodien (1797) singen die mythologischen Vögel Griechenlands

den Sterblichen ihre Orakel. Die Ausführung bleibt freilich weit zurück. Schlegel war ein vorzüglicher Sprachkünstler, aber kein geborner Dichter. Seine Einbildungskraft war arm und er konnte nie aus dem Vollen schöpfen. Aber daß die Poesie die höchste, ja im Grund die einzig würdige Thätigkeit des Menschen sei, galt in Weimar für eine ausgemachte Sache. Nun war die Dichtkunst in der Lage, sich mühsam eine Form suchen zu müssen, und selbst bei Göthe und Schiller sahen die Gedichte zuweilen wie Experimente aus, die der Hauptsache, den ästhetischen Gesetzen, zugute kommen sollten. Hier thätig einzugreifen, mußte sich Schlegel mit seinem überwiegend formalen Talent um so mehr versucht fühlen, da er den Vortheil der strengern Methode voraus hatte, und da er seinen warmen Antheil und sein eindringendes Verständniß für innern Beruf hielt. Es ist merkwürdig, wie ihm, der in seinen Uebersetzungen so meisterhaft über die Form gebot, wenn er einen eignen Gedanken ausdrücken wollte, die Zunge gelähmt ist. So wird in dem „Lob der Thränen“ und den „gefangenen Sängern“ die treffliche Idee durch die schülerhaft unbeholfene Form verkümmert. In den drei großen Elegien: die Kunst der Griechen (1799), Neoptolemus an Diokles (1800), und Rom (1805) thut sich Schlegel viel darauf zugute, daß er zuerst im elegischen Versmaß streng rhythmische Vollendung mit einer feinen und fließenden Sprache vereinigt habe; aber wenn wir die Gedichte Schiller's und Göthe's dagegen halten, so erschrecken wir über diese grenzenlose Nüchternheit, welche alle Kunstgriffe des Handwerks anwendet, nur um zu verbergen, daß sie nichts zu sagen weiß. — Mit nicht geringerm Eifer arbeiteten die übrigen Musensöhne in der griechischen Ballade. Am nächsten an Schiller und Schlegel schloß sich Gries an, dessen Phaëton und Danaiden in den Musenalmanach aufgenommen wurden, obgleich Schiller damals schon der Gattung überdrüßig den jungen Dichter ernsthaft vor ähnlichen Versuchen warnte. In jeder beliebigen Anthologie wird man durch gräcisirende Balladen überschüttet. Die Methode Schiller's und Schlegel's ist durchweg beibehalten; aber wenn namentlich der erste den fremden Stoffen überall eine geistreiche Wendung abgewinnt, so kommt es den spätern Dichtern fast ausschließlich darauf an, die hergebrachten, namentlich Plutarchischen Vorstellungen in wohlklingende Phrasen einzukleiden. Die Sagen und Anekdoten von den Dichtern nehmen den breitesten Raum ein: Sappho, Sophokles, Anakreon, Simonides, dann folgen die Philosophen: Plato, Xenophon, Demokrit; aufopfernde Patrioten: Codrus, Curtius; auch die Götter im Geschmack des Prodicus fehlen nicht. Die Namen der Dichter sind zum Theil bereits vergessen, aber sie wirkten durch die Masse, und wir können es der Uhland'schen Schule nicht genug danken, daß sie durch ihre mittelalterlichen Bilder, an die sich doch immer eine bestimmte, wenn

zuweilen auch nur locale Vorstellung knüpfte, diese blassen Schemen des Alterthums verscheucht hat. Wenn die Ballade, die weiter nichts ist als das idealisirte Volkslied, einen poetischen Eindruck machen soll, so muß sie sich in Stoffen bewegen, die unsrer Phantasie und unserm Gemüth geläufig sind, damit der Dichter nicht nöthig hat ins Breite zu gehn. Bei den antiken Stoffen ist darin eine Selbsttäuschung sehr leicht, weil wir von der Schule her an Namen und Anekdoten gewöhnt sind, während doch diese Geschichten für unsre Einbildungskraft gar keinen Inhalt haben. Wenn man eine beliebige deutsche Sage behandelt, so entspringt Ton und Farbe von selbst aus dem Gegenstand; bei den Sagen aus dem Alterthum dagegen, die durchweg auf eine epigrammatische Wendung ausgehn, muß man beides aus eigner Kraft hinzufügen, und daraus entspringt niemals ein organisches Ganze. — Auch Schiller hat in den Balladen, deren Stoff er dem Mittelalter entlehnte, trotz seiner Vorliebe für das Alterthum die Natur mehr begünstigt. Stellen wir z. B. den Gang nach dem Eisenhammer neben den Ring des Polykrates. Die sittliche Anschauung ist in beiden absurd, das Gottesurtheil unsern Begriffen nicht weniger entgegengesetzt als der Neid der Götter, aber das Mittelalter bietet doch der Dichtung eine bestimmtere Farbe. Da sich Schiller überall bemühte, die Schilderungen dem Stoff anzupassen, so ist man oft über seine Sympathien im Unklaren gewesen. Die ausführliche Schilderung des katholischen Rituals im Gang nach dem Eisenhammer hat nicht weniger als die Communionsscene in der Maria Stuart manchen wohlmeinenden Kritiker verführt, dem Dichter katholische Neigungen unterzuschieben; betrachten wir aber aufmerksam diese Beschreibung der Messe, wo Fridolin dem Priester die Stola und das Cingulum umgibt, bald rechts und bald links kniet und genau aufmerkt, um immer zu rechter Zeit zu klingeln, so wird uns ein ironischer Zug nicht entgehn. Freilich paßt dieser ironische Zug wieder nicht zur Tendenz des Ganzen. Nach mittelalterlichen Begriffen handelte der Graf von Savern weise, als er durch den verhängnißvollen Tod Robert's sich von dessen Schuld überzeugen ließ, und in einem alten Volkslied, das die Geschichte unbefangen erzählt, würden wir sie uns gefallen lassen; aber bei dieser ausführlichen Beschreibung können wir das Gefühl der Absurdität nicht unterdrücken. Das Gelungenste ist die Beschreibung des Eisenhammers selbst. In solchen Schilderungen ist Schiller von niemand übertroffen. Seine Naturanschauung selbst war gering, er mußte sie sich erst durch andere vermitteln lassen, aber dann war seine Phantasie sofort geschäftig, ein schönes Ganze daraus zu bilden. Die Tiefe des Meeres im Taucher, die Drachenhöhle im Kampf mit dem Drachen (1798), die wilden Bestien im Löwengarten u. s. w. sind Meisterwerke der beschreibenden Poesie. Freilich wird man in den meisten Fällen schwer

nachweisen können, wie diese Schilderung mit der Tendenz des Ganzen zusammenhängt. Fast in jeder dieser Balladen finden wir zwei Elemente, die zusammengeschweißt, aber nicht organisch aus einander hervorgegangen sind. Eine ganz isolirte Stellung nimmt der Ritter Toggenburg ein, eine Romanze im reinsten Stil, von einem Wohllaut und einer Harmonie der Stimmung, wie wir sie bei Schiller kaum wieder antreffen; doch ist die Empfindung schwächlich und geziert. Im Graf von Habsburg (1803) scheint die unbedeutende Anekdote nur erzählt zu sein, um der prachtvollen Stelle über die Macht des Gesanges Raum zu geben. — Die reichste Fülle von Anschauungen und Empfindungen entwickelt unter den Gedichten, die im deutschen Costüm gehalten sind, die Glocke (1799). Das Gedicht gehörte früher zu den beliebtesten in Deutschland; von Kindheit an wußte es jedermann auswendig, da es in einer melodischen Sprache die Empfindungen darstellt, die jeder im eignen Leben durchgemacht. Gegen diese allgemeine Anerkennung hat sich aber eine Reaction erhoben, der das Gedicht eben nicht geistreich, nicht individuell, nicht räthselhaft genug ist. So wie hier der Dichter empfindet, kann jedermann empfinden, und die Aristokratie des Geistes findet für sich nichts Besonderes. Indessen hat die geistreiche Poesie so viel verschrobene Vorstellungen in der Welt verbreitet, daß man sich mit dieser Trivialität wohl zufrieden geben kann. Freilich hat der Dichter sich von der Macht seiner eignen Schilderung zuweilen zu sehr hinreißen lassen, und indem er mit dem Rhythmus dem Wechsel seiner Empfindungen nachging, jene dichterische Ruhe gestört, die zu der geistvollen Composition so schön stimmen würde: denn wenn die Einzelheiten jedermanns Eigenthum sind, so zeugt die Idee des Ganzen von einem höhern Sinn. Die doppelte Allegorie, die sich durch die einzelnen Schilderungen zieht, theils der Vergleich des Lebens mit dem Naturproceß des Glockengusses, theils mit der Function der Glocke nach ihrer Vollendung ist von einer wunderbaren Schönheit. In dieser Beziehung hat das Gedicht einen großen Vorzug vor dem „Spaziergang“, mit dem es am nächsten verwandt ist. Beide Gedichte stellen die Gesammtentwickelung des Culturlebens dar, das erste die öffentliche, das zweite die individuelle, doch so, daß beide Gebiete sich fortwährend berühren; aber wenn im „Spaziergang“ der Rhythmus (nicht blos das Versmaß) harmonischer und beruhigender ist, so übt die symbolische Idee der Glocke auf die Phantasie einen viel reizendern Eindruck aus. Freilich macht sich in der Verbindung der einzelnen Bilder die Ideenassociation übertrieben geltend, und es fehlt bei diesem Stoff dem Dichter etwas, das er bei der griechischen Weltanschauung des „Spaziergangs“ durch Kunst ersetzen konnte. Die Symbolik der Glocke ist für ihn eine rein sinnliche, es ist, als ob die Glocke nur zufällig wie ein Naturlaut bei

allen wichtigen Angelegenheiten des menschlichen Lebens ihre eherne Stimme vernehmen ließe. Daß die Glocke ein Zeichen der Kirche, d. h. ein Symbol von dem Zusammenhang der irdischen und der überirdischen Welt ist, wußte der Dichter wohl, aber eine eigenthümliche Scheu hielt ihn ab, es darzustellen. Wo es auf griechische oder katholische Vorstellungen ankam, war er mit einer reichen Mythologie bald bei der Hand, gleichviel ob er daran glaubte oder nicht. Hier nun hätten sich die kirchlichen Vorstellungen von selbst aufdrängen sollen, aber er scheuchte sie zurück; und bei dem ernsten, sittlichen Inhalt ist es besser, daß der Dichter bei dem sinnlichen Klang eines Glaubens stehen blieb, der ihm innerlich fremd war, wenn auch seine Symbole ihn ahnungsvoll berührten, als wenn er sich künstlich in eine gemachte Stimmung versetzt hätte. Es war der damaligen Zeit nicht gegeben, die Neigungen des Gemüths mit den sittlichen Ueberzeugungen ins Gleiche zu bringen; aus eigner Kraft ist es der Dichter überhaupt nicht im Stande, und doch wollen wir auch diesen Ton der Glocke als eine warnende Stimme festhalten, die in das griechische Schattenreich eindrang und die in süße Selbstvergessenheit gewiegten Künstler daran erinnerte, daß es noch eine Wirklichkeit gebe.*) —

Es war im Jahr 1790, als der Candidat der Theologie Johann Gottlob Fichte mit Empfehlungsbriefen von Lavater versehen in Weimar ankam. 1762 in großer Dürftigkeit in der Lausitz geboren, hatte er es nur einem günstigen Zufall zu danken, daß ein Baron von Miltiz auf sein Talent aufmerksam wurde und ihn in Jena studiren ließ. Auch seitdem hatte er immer mit Noth und Sorge zu kämpfen, bis er 1787 eine Hauslehrerstelle in Zürich erhielt. Mit einem vier Jahr ältern Mädchen verlobt, einer Nichte Klopstock's, suchte er sich einen Hausstand zu gründen. Seine Bemühungen in Weimar

*) Als die Grabrede jenes Glaubens, die unser classisches Zeitalter belebt, kann man Solger's Rede über den Ernst in der Kunst (1811) betrachten. „Plato stellt so wahr als schön das Anschauen des Schönen als eine Wiedererinnerung dessen dar, was die Seele in einer andern Welt vor ihrem Eintritt in die Zeitlichkeit geschaut hatte. Wer dort vieles schaute, wenn der hier ein Antlitz oder die Gestalt des Leibes erblickt, welche das ewige Schöne nachahmt, so schaudert er zuerst und es kommt etwas über ihn von der Furcht, die er damals bei den Göttern empfand; dann sie länger betrachtend, verehrt er sie wie einen Gott, und fürchtete er nicht den zu großen Schein des Wahnsinns, so würde er dem Schönen wie einem Götterbilde opfern."

schlugen fehl; er ging nach Leipzig, wo er kümmerlich von Privatstunden lebte. Zufällig fanden sich ein paar junge Leute, welche sich mit der Kantischen Philosophie bekannt machen wollten: sie forderten Fichte auf, ihnen darin behülflich zu sein, und das wurde für diesen die Veranlassung, die Hauptwerke Kant's zu studiren. Auf allen Universitäten waren damals die Lehrstühle von Kantianern besetzt, die in den hochklingenden Formeln der Schulsprache die hergebrachten Ideen der Aufklärung vortrugen. Fichte dagegen brachte ein Moment mit, das ihm den großen Sinn der neuen Philosophie aufschloß: den Enthusiasmus des Gewissens, der selbst knabenhaften Entschlüssen eine erhöhte Stimmung gibt, den religiösen Ernst, der aus dem unscheinbarsten Ereigniß einen Gegenstand der strengsten Selbstprüfung macht, und die Entschiedenheit im Denken, die vor keinen Folgerungen zurückbebt. Schon in früher Jugend hegte er eine grenzenlose Verachtung gegen die beliebte Gutherzigkeit, die sich von zufälligen Gefühlseindrücken bestimmen läßt. Lange, ehe er von dem kategorischen Imperativ etwas gehört, übte er aus, was er bis an das Ende seines Lebens fortgesetzt hat: vor jedem Entschluß brachte er die Gründe für und wider, um sie genau zu prüfen, zu Papier, und das Resultat war absolut bestimmend, selbst in Verhältnissen, die sich im gewöhnlichen Leben dieser Dialektik entziehn. — Spinoza hatte seinen Verstand befriedigt, aber sein Gefühl empört, gerade wie bei Jacobi, Schiller, Steffens *), und wenn er auch entschlossen war, sich jedem Lehrgebäude zu unterwerfen, das sein Verstand als richtig anerkannte, wie sehr es seinem Herzen widersprach, so ist eine solche Unterwerfung doch nur bis zu einer gewissen Grenze möglich. Die Wünsche des Herzens gestalten sich zu Zweifeln des Verstandes und die Einheit des Willens und der Empfindung wird gestört. Das höchste Gut, dem Fichte nachstrebte, die Freiheit des Willens und die sittliche Selbstbestimmung, wurde ihm durch Spinoza geraubt. Und hier ging ihm ein Licht in der kritischen Philosophie auf. Kant löste die Gewalt der Natur in bloße Erregungen des Denkens auf und ließ in der Trümmermasse der zerschlagenen gegenständlichen Welt nur einen festen Punkt bestehen, von dem aus der Geist sich wieder orientiren konnte: das Gewissen. Diese Entdeckung erfüllte Fichte mit einem innern Jubel, und er faßte als Grundprincip des ganzen Lebens und Denkens auf,

*) Als ich überzeugt war, Spinoza ganz verstanden zu haben, bemerkte ich erst, wie viel ich verloren hatte. Die lebendige Natur schien mir erblaßt und ergraut; hinter mir lagen alle Wünsche und Hoffnungen, denn ich mußte mir es gestehn, daß sie als solche eine Unwahrheit enthielten, und ihre wahre Bedeutung nur dann erlangen, wenn sie sie schlechthin verlieren sollen. (Steffens, was ich erlebte, 3, S. 289.)

was Kant mit Vorsicht, ja mit einem gewissen Bedenken immer nur im einzelnen entwickelt hatte. Zwei Umstände kamen ihm zu Hülfe, mit sicherm Blick das charakteristische Moment des Systems zu erfassen. Die drei großen Schriften Kant's lagen vollendet vor ihm und wirkten auf ihn massenhaft. Dann lernte er Jacobi's Schrift über den transscendentalen Idealismus kennen (1787), die Kant beschuldigte, er ließe außer dem „Ich" nichts mehr bestehn, die Welt zerflösse ihm in Schatten und Abstractionen. Was das weiche Gemüth Jacobi's schmerzlich bewegt und erschüttert hatte, entzückte den stolzen Geist Fichte's. Er gab die Folgerungen Jacobi's in ihrer härtesten Form zu und erkannte in ihnen sein eignes System. — Endlich zwang ihn die Noth, wieder eine Erzieherstelle in Warschau anzunehmen, aber dies Verhältniß zerschlug sich, er begab sich nach Königsberg und lernte Kant persönlich kennen. Fichte kam dem verehrten Greis mit einer ungestümen Verehrung entgegen, die er übrigens bis an sein Ende bewahrt hat, so schwer ihn Kant später kränkte. Offenbar ist dem alten Mann schon damals diese Verehrung unheimlich gewesen. Seine Gedanken waren von einer revolutionären Kühnheit, aber die Form, die er ihnen gab, hatte, weil sie erst im spätern Alter bei ihm zur Klarheit gekommen war, und weil seine äußern, durchaus kleinbürgerlichen Lebensverhältnisse doch nicht ohne Einwirkung auf ihn blieben, etwas Greisenhaftes, Scheues und Bedenkliches. Der revolutionäre Ungestüm des jungen Mannes, bei der nicht abzuleugnenden Verwandtschaft mit seinen eignen Gedanken, verwirrte und erschreckte ihn, und er nahm in Beziehung auf die heiligsten Mittheilungen, die jener ihm machte, schon damals eine ablehnende Stellung ein, obgleich er im übrigen ihm theilnehmend entgegenkam. Durch seine Vermittelung fand Fichte nach verschiedenen Schwierigkeiten einen Verleger für ein Buch, und bald darauf eine neue Hauslehrerstelle in Danzig. — Jenes Buch erschien anonym 1792: es war die Kritik aller Offenbarung. Die Jenaische Literaturzeitung war überzeugt, daß jede Zeile dieses Meisterstücks die Hand des großen Philosophen von Königsberg verriethe. Kant widersprach den 3. Juli 1792 und zeigte an, daß der „geschickte" Verfasser dieses Buchs ein Candidat der Theologie sei, Namens Fichte, gegenwärtig Informator bei dem Herrn von Krokow. Damit trat Fichte in das literarische Leben ein. — Ein Jahr nach der Kritik der Offenbarung (1793) erschien Kant's Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Die Vergleichung der beiden Schriften ist sehr lehrreich. Fichte hat den Vorzug einer schärfern und einheitlichen Entwickelung; aber an Tiefe und Breite der Anschauungen ist ihm Kant bei weitem überlegen. Fichte entwickelt die objective Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Offenbarung, er weist nach, daß das Menschengeschlecht so verwildern konnte, die Idee der Pflicht

überhaupt zu verlieren, und daß in diesem Fall Gott unmittelbar in einem auf die Sinne wirkenden Factum (Wunder) auftreten mußte, um es darauf aufmerksam zu machen, daß es überhaupt eine Pflicht gebe, und ihm dann zu überlassen, den Inhalt dieser Pflicht im eignen Gewissen zu suchen. Kant dagegen beweist die subjective Nothwendigkeit einer Offenbarung, d. h. die Nothwendigkeit des Glaubens an eine Offenbarung, aus dem radicalen Bösen der menschlichen Natur, welche durch die theoretische Vernunft nie darauf kommen könne, das Göttliche als die moralische Weltordnung, nicht blos als die unbekannte Ursache der Naturkräfte zu begreifen. Was es mit dieser Offenbarung für eine Bewandtniß habe, inwiefern sie physisch möglich sei oder nicht, darauf läßt er sich vorsichtigerweise nicht ein, viel verständiger als Fichte, der mit seiner Deduction der Allmacht des moralischen Weltordners doch sehr auf der Oberfläche bleibt. Im übrigen findet in den Principien eine große Uebereinstimmung statt. — Kurze Zeit darauf kehrte Fichte nach Zürich zurück und verheirathete sich am 22. October 1793. Baggesen vermittelte seine Bekanntschaft mit den Professoren Reinhold und Niethammer*) in Jena, und noch vor Ablauf dieses Jahres erhielt er, als Reinhold nach Kiel berufen wurde, einen Ruf nach Jena an dessen Stelle. Göthe stellt diese Berufung als etwas höchst Verwegenes dar. Bereits in der „Kritik der Offenbarung" hatte sich Fichte als Freidenker gezeigt; ein Umstand, gegen welchen man bei dem Umsichgreifen der revolutionären Gesinnung in Deutschland nicht mehr gleichgültig war. Noch in demselben Jahr erschienen die Beiträge zur Berichtigung des Urtheils über die französische Revolution und Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, zwar anonym, aber das Gerücht deutete sehr bestimmt auf den Verfasser. Es sprach sich darin eine Auffassung des Lebens aus, die weit von Kant abwich. Kant's Rechtsprincip beruhte ganz auf der Unsträflichkeit des Privatlebens, den Staat betrachtete er als ein nothwendiges Uebel. Die Revolution, der man es ewig danken wird, daß sie diese Idee beseitigt, fiel in sein Alter; sie blieb ihm fremd. Fichte dagegen faßte die Idee des absoluten Staats mit Begeisterung auf, und die Ueberzeugung von der Souveränetät des Volks und von der Nothwendigkeit, den Staat seinem Begriff gemäß zu entwickeln, ist ihm auch später geblieben. Im Mai 1794 trat Fichte sein neues Amt in Jena an. Die Bekanntschaft mit Schiller hatte er unterwegs in

*) Niethammer, geb. 1766 im Würtembergischen, 1793—1807 Professor der Philosophie und Theologie in Jena; dann Consistorialrath in Würzburg, Bamberg, München; starb 1848.

Tübingen gemacht; er arbeitete an den Horen mit, aber das Verhältniß wurde bald getrübt. Wo Schiller sich nicht unbedingt hingeben konnte, war es schwer mit ihm zu verkehren. Außerdem führte ihn seine Philosophie nach einer andern Richtung. Wenn Fichte ursprünglich sich auf die Metaphysik warf, so schwebte ihm dabei doch immer ein praktischer Zweck vor, jener Kampf der Freiheit innerhalb des wirklichen Lebens, durch welchen der Geist die Natur überwinden und sich eine irdische Realität erringen sollte. Bei Schiller bestand der Freiheitskampf des Geistes in der Flucht aus der Wirklichkeit. Das Verhältniß Fichte's zu Göthe war viel unbefangener. Göthe schätzte in ihm eine eigenthümliche wenn auch seltsame Erscheinung, die in das Gebiet seines eignen Denkens und Empfindens nicht hemmend eingriff, und Fichte bewunderte in Göthe die völlige Uebereinstimmung mit sich selbst, die nicht wie bei Schiller durch Theilung des Interesses zwischen Philosophie und Dichtung gestört wurde. Durch Göthe wurde die Bekanntschaft mit Jacobi vermittelt, den Fichte nicht blos wegen seines stilistischen Talents verehrte, sondern weil er ihm durch seinen Kampf gegen die Kantische Philosophie das reale Verständniß derselben vermittelt hatte. Die Philosophie vor Kant hatte den gesunden Menschenverstand in keiner Weise irritirt, weil sie sich ganz außerhalb seines Kreises bewegte; Kant dagegen lenkte sie auf einen Gegenstand, von dem alle Welt glaubte, sie besäße ihn bereits, und machte ihr diesen Besitz streitig. Wenn man von der überirdischen Welt verschiedene Ansichten hegte, so war man darüber doch einig, daß man die wirkliche Welt in unmittelbarer Gewißheit gegenwärtig habe. An der Realität der sichtbaren Dinge zweifelte auch derjenige nicht, der die Existenz Gottes in Frage zu stellen unternahm. Nun wies aber Kant nach, daß die unmittelbaren Organe unsrer Wahrnehmung, die Sinne, nur einfache Eindrücke überliefern, von denen wir erst durch einen ziemlich verwickelten Proceß des Denkens annehmen, es entspräche ihnen außer uns etwas; daß die Begriffe Raum, Zeit, Ding, Causalität u. s. w. keineswegs Objecte unserer unmittelbaren Wahrnehmung wären, sondern Formen unsers Denkens, in die wir uns die empfangenen Eindrücke unsrer Sinnlichkeit zurecht legten. Diese über alle Anfechtung richtige Darstellung mußte befremden, da man durch längere Gewohnheit das Bewußtsein jener Seelenthätigkeit verloren hatte und überzeugt war, den Raum, die Zeit, die Gegenstände als solche in unmittelbarer Anschauung zu empfangen. Sie würde ein noch größeres Befremden erregt haben, wenn nicht die Nüchternheit und Schwerfälligkeit in der Sprache Kant's, die Vorsicht in der Formulirung seiner Behauptungen und seine ausgebreiteten Kenntnisse in den concreten Dingen den Gedanken der Paradoxie zurückgewiesen hätten und wenn nicht die ganze Schule gewetteifert hätte, diese Ideen wieder ins Populäre zu

übersetzen, d. h. ihren Sinn zu verschleiern. Erst durch Jacobi, der in seiner phantastisch gemüthvollen Blumensprache den transscendentalen Philosophen anklagte, er verwandle die Welt in eine Fieberphantasie, wurde man auf das Merkwürdige der neuen Lehre aufmerksam. Nun hatte Kant — und das unterscheidet ihn von den eigentlichen Skeptikern — an der Richtigkeit jener Denkgesetze, nach denen wir die Welt, die wir nicht unmittelbar wahrnehmen können, uns construiren, nie gezweifelt: er hatte nur die Menschen zum Bewußtsein bringen wollen, wie sie bei ihrem Denken zu Werke gehn. Er hatte sich den Anschein gegeben, als ob er resignire, und die Frage nach der Gültigkeit der Denkgesetze, die sich noch dazu in ihrer weitern Ausführung widersprächen (z. B. die Idee von der Unendlichkeit oder Endlichkeit des Raums und der Zeit, die wir beide von den Begriffen des Raums und der Zeit nicht trennen könnten), aus dem Grunde beseitigt, weil die Menschen nicht zum Speculiren, sondern zum praktischen Leben geschaffen wären, und hier hätten sie einen sichern Haltpunkt, das Gewissen, welches ihnen als kategorischer Imperativ vorschriebe, was zu thun und zu lassen sei, und ihnen den Glauben an Objecte der Rechtsthätigkeit, d. h. an Sachen und Personen, und den Glauben an Gott, d. h. an eine ewige moralische Weltordnung, aufnöthigte. — Alle diese Dinge sind in Kant enthalten; aber weil die Darstellung in die Breite geht und immer nur das Einzelne ins Auge faßt, wirken sie weniger lebhaft auf die Einbildungskraft. Fichte wagt nun, diese Lehre in ein Grundprincip zu krystallisiren, und die verschiedenen nicht weiter zu begründenden Denkformen (Kategorien) aus einer einzigen herzuleiten. Er glaubte diesen Punkt des Archimedes im „Ich“ gefunden zu haben, jenem merkwürdigen Act des Bewußtseins, in welchem dasselbe zugleich Subject und Object ist, in welchem unmittelbare Wahrnehmung und freies Denken, Idee und Realität sich als etwas absolut Identisches darstellen. Er suchte nachzuweisen, wie aus dem Begriff des Ich, welches eine Einheit und einen Widerspruch enthalte, sich unmittelbar die Nothwendigkeit ergäbe, andere Iche anzunehmen, an denen es seine Bestimmung realisiren könne, endlich ein großes allgemeines Ich, von dem es nur eine vereinzelte Erscheinung sei und an dessen Existenz es seine Realität habe. Er war fest überzeugt, in diesem mit unerhörter Energie durchgeführten System nichts weiter zu lehren, als was Kant gelehrt, und nur die wissenschaftliche Form hinzugefügt zu haben, weshalb er auch seine Philosophie, um sie von der sogenannten Weltweisheit zu unterscheiden, die Wissenschaftslehre nannte, d. h. die Lehre von der wissenschaftlichen Begründung aller Wissenschaft. — Der Gegensatz gegen Kant liegt nicht in der Theorie, sondern in der Gesinnung. Fichte stimmte mit Kant sowol in dem Unglauben an die Zuverlässigkeit der gewöhnlichen Erkenntnißmittel

als in dem Glauben an die moralische Bestimmung des Menschen überein; allein die Empfindung, mit der er beides auffaßt, ist eine verschiedene. Die Kritik der reinen Vernunft verbirgt einen gewissen Schmerz, in der Wissenschaftslehre bricht eine vermessene Siegesgewißheit hervor. Kant hatte mit einer Resignation geschlossen, Fichte begann mit einem an das Frevelhafte streifenden Selbstgefühl, das sich zur souveränen Ironie gegen alles Ueberlieferte steigerte. Wenn Kant auf das dem Menschen angeborne Rechtsbewußtsein den Glauben an die Realität begründete, so blieb bei ihm, der in der Grundrichtung seines Wesens ein strenger Lutheraner war, dieses Rechtsbewußtsein in der Individualität: er faßte das Gesetz zwar als ein allgemeines auf, aber der Einzelne hatte nur dafür zu sorgen, daß er es in seinem Kreise ausführe; ob es in der Welt hergestellt ward, ging ihn nichts an, da die Misverhältnisse des Weltlaufs auszugleichen dem Jenseits überlassen blieb. Fichte, der dieses Jenseits aufgab und die Herstellung des göttlichen Rechts auf Erden als Zweck der Geschichte auffaßte, legte in das Gewissen eine revolutionäre Gewalt. Jeder Einzelne hatte nicht nur mit seiner eignen Rechtfertigung, sondern mit der Rechtfertigung der ganzen Welt zu thun. Darum begann er als begeisterter Vertreter der Revolution. Die Selbstgerechtigkeit Fichte's ist ein stolzes, aber gefährliches Princip, namentlich in einer Zeit, wo die sittlichen Ideen sich durchkreuzen und das Gewissen keinen sichern überlieferten Inhalt findet. Kant's Ueberzeugung ging dahin: über die letzten Gründe unsers reinen Denkens vermögen wir uns keine Rechenschaft zu geben, aber an diesem Denken kann uns auch nur die praktische Seite interessiren, und in dieser haben wir einen Halt, der uns über die objective Sicherheit unsrer Gedanken vollkommen beruhigt, soweit es für unsre Bestimmung innerhalb der praktischen Welt nothwendig ist. Fichte glaubte streng bei der Theorie zu bleiben, wenn er die Existenz der Natur, der Menschheit und Gottes lediglich aus dem Gewissen herleitete. Wenn Kant die Menschen darüber tröstete, daß sie sich die objective Erkenntnißquelle durch das Gewissen ersetzen könnten, so gehört nur eine gewisse Energie der Gesinnung dazu, diesen Trost anzunehmen. Wenn aber Fichte aus dem Gewissen nicht blos die Existenz Gottes und der Welt im allgemeinen, sondern auch der endlichen realen Dinge herzuleiten unternahm, so konnte er die scharfsinnigsten Deductionen anwenden, und doch mußte alle Welt sagen, hier ist irgendein Trugschluß; denn der Glaube an die Existenz der Dinge wird nicht aus dem Gewissen hergeleitet. Dies ist der Punkt, in welchem die Unverständlichkeit der neuern Philosophie gipfelt. Die einzelnen Sätze versteht man vollkommen, aber man ist nicht im Stande, sich das Ziel des Gedankenganges klar zu machen. Fichte hat selber diese Unverständlichkeit, wenn er sie auch zuweilen aus dem

Stumpfsinn der Menschen erklärte, als einen Mangel an Geschick sehr wohl empfunden; er hat mehrere male versucht, die Wissenschaftslehre an einem neuen Punkt aufzufassen; aber seine Klage über den Unverstand des Publicums ist immer die nämliche geblieben. Vielleicht ist die Neigung aller Philosophen seit Spinoza, den Begriff der Wissenschaft aus der Mathematik herzuleiten, schuld an dieser Unverständlichkeit. In allen übrigen Wissenschaften greift man von den verschiedenartigsten Punkten in das Leben hinein, wenn man auch einem letzten einheitlichen Ziel zustrebt; in der Mathematik dagegen beginnt man mit einer einfachen Abstraction und baut auf diese das ganze Gebäude der Wissenschaft fort. Allein die Mathematik bleibt in der That bei der Abstraction stehn, sie geht über den Begriff der Größe nicht hinaus, sie kennt nur identische Sätze; sodann hat sie in jedem Augenblick das Mittel, ihre abstract vorgetragenen und abstract bewiesenen Sätze nachträglich ad oculos zu demonstriren und die Richtigkeit in der Anwendung zu erproben. Beides fehlt der Philosophie; denn im reinen Denken kann sie nicht bleiben, weil es kein reines von der gegenständlichen Welt getrenntes Denken gibt. Sie muß sich mit concreten Gedanken erfüllen und diese kann sie aus ihrem ersten abstracten Princip nicht herleiten. Es zeigt sich das in sämmtlichen metaphysischen Schriften Fichte's. In der von Hegel später aufgenommenen Methode der Trichotomie des Satzes, des Gegensatzes und der Vermittelung quält er sich, aus dem einfachen Gegensatz des Ich und Nicht-Ich herauszukommen; aber es ist vergebens, seine Gedanken sind in dieses Netz eingefangen. So sehr er sich anstrengt, er kommt immer nur zu einem Ich und Nicht-Ich, bis er dann plötzlich abbricht und sich durch einen Sprung in die praktische Philosophie stürzt. Es kam dazu ein ganz merkwürdiger Widerspruch in Fichte's Wesen. Gegen seine Recensenten eiferte er fortwährend, sie sollten sich um ihn gar nicht kümmern, er trage eine Wissenschaft vor, die sie nichts anginge, die mit den Dingen dieser Welt nichts zu thun habe, die sie, wenn sie nicht anders wollten, als eine Gymnastik des Gedankens betrachten sollten: und doch war die ganze Energie seines Geistes aufs Praktische gerichtet. Er hielt häufig Vorträge vor einem ungelehrten Publicum, die in die praktischen Fragen übergriffen, setzte aber jedesmal hinzu, den Beweis seiner Behauptungen könne er nur in der Wissenschaftslehre führen. So durfte es ihn nicht wunder nehmen, daß man seiner praktischen Folgerungen wegen jene Metaphysik argwöhnisch ins Auge faßte und hinter das eigentliche Wesen einer Theorie zu kommen suchte, die in der Anwendung so bedenklich war. Gewiß wird es keinem Ungelehrten einfallen, über Mathematik oder Chemie zu urtheilen, wenn er dieselben nicht vorher studirt hat, da ihn einerseits jene Gegenstände nicht unmittelbar angehen,

und da andrerseits die Gelehrten darüber vollkommen einig sind. Bei der Philosophie dagegen, die sich mit den heiligsten Interessen der Menschheit beschäftigt und bei der fortwährend ein Philosoph den andern für verrückt erklärt, liegt eine Intervention des Publicums zu nahe, und wenn der Philosoph erklären muß, er sei von niemand verstanden, so liegt darin doch wol ein gewisses Schuldbekenntniß. Bei den concreten Begriffen, mit denen es die Philosophie zu thun hat, und bei den Neuerungen in der Form des Ausdrucks wird es dem unbefangenen Urtheil nicht immer klar, ob nicht irgendein Mittelglied ausgelassen und dadurch die ganze Schlußfolgerung verkehrt ist. Fichte liebte, wenn er nicht rhetorisch verfuhr, die Sokratische oder wenn man will sophistische Form der Dialektik; er trieb seinen Gegner durch Syllogismen in die Enge, und war empört, wenn am Schluß des ganzen Gesprächs der Gegner ihm entschlüpfte und, obgleich er seinen Folgerungen nichts entgegenzusetzen wußte, dennoch erklärte, er sei nicht überzeugt. — In seiner amtlichen Wirksamkeit hatte Fichte mit mancher Schwierigkeit zu kämpfen. Von den hervorragendsten Geistern der Literatur zuvorkommend aufgenommen, erregte er das Misbehagen seiner eigentlichen Collegen, zum Theil durch die Neuerungen, die er in das akademische Leben einzuführen suchte. Durch sein außerordentliches dialektisches Talent wußte er sich einen begeisterten Kreis von Zuhörern zu erwerben, welchen er dann nach seiner Weise sogleich praktisch anzuregen suchte. Seine Sonntagsvorträge fanden großen Anklang, aber sie erregten auch Anstoß. Die Eudämonia denuncirte ihn, er wolle einen Vernunftgötzendienst an die Stelle des Christenthums einschwärzen. Er ließ sie daher fallen. Dann bemühte er sich, der Roheit des Studentenlebens dadurch entgegenzuwirken, daß er die Orden zur Selbstauflösung veranlaßte. Er ließ sich in etwas ein, was der akademische Lehrer nie ohne Gefahr versuchen wird, in persönliche Verhandlungen mit den Studirenden, die anfangs scheinbar zu einem glänzenden Resultat führten, ihn aber bald in unleidliche Verdrießlichkeiten stürzten und ihn im Sommer 1795 bewogen, Jena eine Zeit lang zu verlassen. Außerdem war seine Polemik gegen die Collegen aus der Kantischen Schule schon damals sehr gereizt und er sprach seine Verachtung aller Philosophen mit einem so herausfordernden Pathos aus, daß er dem Vorwurf der Selbstüberschätzung schwer entgehen konnte. In der nächsten Zeit erlebte er eine Reihe von Triumphen. Seine persönliche Ueberlegenheit über die Gegner, die sich in den von Jacobs redigirten Annalen sammelten, war augenscheinlich, und bald wuchs die Zahl der Männer, die sich ihm anschlossen. Die Schrift des jungen Schelling „über die Möglichkeit einer Form der Philosophie“ (1795) war eine geistvolle Vertheidigung des transscendentalen Idealismus. In Jena übernahm er mit Niethammer und Forberg

das „philosophische Journal“, welches das Organ der neuen philosophischen Kirche wurde und einen ganz ungewöhnlichen Anklang fand. 1797 trat Reinhold, sein bisheriger Gegner, feierlich zu ihm über, bekannte sich als überwunden und bekehrt und trug durch sein Sendschreiben an Fichte und Lavater sowie durch seine Paradoxien der neuesten Philosophie (1799) dazu bei, die Sache Fichte's in den Augen des Publicums zu fördern. Auch die Allgemeine Literaturzeitung, die bisher in den Händen der Kantianer gewesen war, trat durch zwei Recensionen von Reinhold und Schlegel auf seine Seite. In Jena sammelte sich die junge Dichterschule, welche allen Vorurtheilen des „gesunden Menschenverstandes“ einen unerbittlichen Krieg erklärte und daher die Sache der neuen Philosophie, welche es mit denselben Gegnern zu thun hatte, zu der ihrigen machte. Schiller hatte sich von ihr losgesagt, Göthe ließ sich überhaupt in keine Polemik ein, und so fand sie unter den Berühmtheiten in der Zeit keinen andern Führer als Fichte, der sich willig zu dieser Rolle hergab. Schlegel's Athenäum stellte die „Wissenschaftslehre“ neben der französischen Revolution und dem „Wilhelm Meister“ als die größte Tendenz des Zeitalters dar und suchte durch einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Aussprüche die Einbildungskraft für die Lehren des transscendentalen Idealismus einzunehmen. Am schmeichelhaftesten mußte der offene Brief sein, den Jacobi gegen ihn erließ, und der zwar sein Lehrgebäude als ein falsches und entsetzliches darstellte, es aber zugleich als den einzigen correcten Ausdruck des auf die Vernunft begründeten Philosophirens anerkannte und den Genius des Philosophen selbst mit begeisterter Verehrung begrüßte. — Sein Glaubenssystem entwickelte Fichte am vollständigsten in einer populären Schrift: die Bestimmung des Menschen, deren Wesentliches bereits in den Vorlesungen von 1798—99 enthalten war. Das Buch wird sich gerade darum in der Literatur erhalten, weil es gegen die Absicht des Verfassers eine individuelle Entwickelung des Bewußtseins darstellt, welche freilich, wie jede wahre und tief empfundene Entwickelung einer tüchtigen Individualität, bis zu einer gewissen Grenze auch allgemeine Gültigkeit hat. Fichte erzählt die Geschichte seines eignen Denkens: es wird uns jetzt, da wir im philosophischen Denken geübter sind, ziemlich leicht, die einzelnen Trugschlüsse nachzuweisen; allein als psychologische Entwickelung wird sie jeden Unbefangenen interessiren. Die „Bestimmung des Menschen“ zerfällt in drei Theile: Zweifel, Wissen und Glaube. Der erste erzählt in einer Art Monolog den Eindruck Spinoza's auf ein kräftiges und unverdorbenes Gemüth. Durch das Denken überzeugt sich der Mensch, daß seine Ideen, seine Willensacte, kurz das ganze Gebiet seiner vermeintlichen Freiheit ein nothwendiger Ausfluß des Natur-

gesetzes ist, daß es ein wirkliches Reich der Freiheit so wenig gibt wie ein Reich der Wunder, daß man aber die Entstehung der Freiheits-Idee sehr bequem aus jenem Naturgesetz herleiten kann, weil sie nur ein Ausdruck der Entzweiung ist, die durch die Einwirkung zweier verschiedener Naturkräfte in dem menschlichen Bewußtsein entsteht. Der Mensch empfindet nothwendigerweise die Sehnsucht nach Freiheit, d. h. nach Unabhängigkeit von dem Naturgesetz, aber ebenso unabweisbar drängt sich ihm die Ueberzeugung auf, daß die Freiheit nur eine Illusion sei. So scheint die Bestimmung des Menschen die vollendete Unseligkeit zu sein. — Der zweite Theil ist in dialogischer Form. Ein „Geist" setzt sich mit dem einsamen Denker in Rapport und sucht ihn von dem quälenden Gedanken der Nothwendigkeit zu befreien, indem er nachweist, die Natur sammt ihrem Gesetz sei für ihn nirgend anders als in seinem eignen Denken. In diesem Abschnitt wird vortrefflich der Eindruck der „Kritik der reinen Vernunft" auf ein von Zweifeln gequältes Gemüth geschildert. Die vermeintlichen Naturgesetze und Naturgewalten lösen sich in bloße Denkbestimmungen auf, deren Realität in keiner Weise nachzuweisen sei, weil die Intelligenz niemals aus dem Reich der Gedanken heraustreten könne. Durch diesen Denkproceß wird dem Geist die Freiheit von den Naturbedingungen wiedergegeben; aber er erkauft diesen Gewinn durch ein schweres Opfer, durch den Verlust der gesammten Realität, nach der er eine ebenso tiefe und nothwendige Sehnsucht empfindet als nach der Freiheit. Hier leiht Jacobi dem Verfasser die Farben, um das Entsetzen des vereinsamten Ich vor dieser Welt der Gespenster zu schildern. — Vergleicht man die beiden Abschnitte miteinander, so befremdet zunächst, daß Fichte einen Gegensatz zu finden glaubt. Die Denkbestimmungen des zweiten Theils sind im wesentlichen nichts Anderes als die Naturbestimmungen des ersten, und dem Ich kann es gleichgültig sein, ob es die Nothwendigkeit in der Natur oder in seinem Denken findet; es ist in dem einen Fall so wenig frei wie in dem andern, und man begreift nicht, wie der Gedanke aus diesem Kreislauf sich zu der Freiheit und Realität, die er doch gleichfalls als seinen nothwendigen Inhalt empfindet, erheben soll. In der That wird diese Erhebung als ein Act dargestellt, der mit dem Inhalt der vorher gewonnenen Ueberzeugungen in keinem nothwendigen Zusammenhang steht. Die Seele befreit sich von der Macht des Naturgesetzes und von der Kritik des Denkgesetzes nicht durch Erkenntniß, sondern durch einen Entschluß. In der Einsicht, durch das bloße Denken dem Zwang der Nothwendigkeit niemals zu entgehn, beschließt sie, im Denken einen beliebigen Abschluß zu machen und in die Welt der Handlung einzutreten. Als Anknüpfung findet sie einen festen Punkt in sich selber vor: die Forderung der unbedingten Uebereinstimmung mit sich selbst, während die bloße

Erkenntniß entzweit. Aus dieser absolut gewissen Forderung wird die Nothwendigkeit hergeleitet, recht zu handeln, um mit sich selber übereinzustimmen und aus dieser Nothwendigkeit die Existenz einer Natur, in der man bestimmte Zwecke des Handelns verfolgen, die Existenz gleichberechtigter Wesen, in denen man die als nothwendig empfundenen Rechtssubjecte ehren*), und folglich einer Gattung, in die man die Unseligkeit des eignen Ichs, um es zu ergänzen und dadurch zu heiligen, vertiefen könne; endlich die Existenz einer moralischen oder göttlichen Weltordnung, welche jenem idealen Postulat die Realität verbürgt. Bei Kant ist das Gewissen eine Privatsache und die Pflicht gegenstandlos: der Mensch soll recht handeln, der Stoff seiner Handlungen ist gleichgültig, ja, die Beziehung zum Weltlauf wirkt eigentlich nur störend, und das Gewissen weist auf ein Jenseits der „intelligiblen" Welt, wo blos der moralische Werth entscheidet: ein Jenseits, das von dem vergeltenden Himmel der Christen im wesentlichen nicht verschieden ist. Fichte dagegen leitet aus dem Begriff des Rechtthuns sowol einen Gegenstand des Rechtthuns her, eine Reihe erreichbarer ineinander greifender Zwecke, eine auf Erden zu realisirende vernünftige Weltordnung, als die Existenz von Rechtssubjecten, denen gegenüber man die innerlich empfundene Nothwendigkeit des Rechtthuns erfüllen könne. „Die ganze Welt hat für uns eine völlig veränderte Ansicht erhalten. Es tritt eine neue Ordnung ein, von welcher die Sinnenwelt mit all ihren Gesetzen nur die ruhende Grundlage ist. Jene Welt geht ihren Gang ruhig fort, um der Freiheit eine Sphäre zu bilden; aber sie hat nicht den mindesten Einfluß auf Sittlichkeit oder Unsittlichkeit, nicht die geringste Gewalt über das freie Wesen. Selbständig und unabhängig schwebt dieses über der Natur. Die transscendentale Theorie sagt: die Welt ist nichts weiter als die nach begreiflichen Vernunftgesetzen versinnlichte Ansicht unsers eignen Handelns, als bloßer Intelligenz, innerhalb unbegreiflicher Schranken; und es ist dem Menschen nicht zu verargen, wenn ihm bei dieser gänzlichen Verschwindung des Lebens unter ihm unheimlich wird. Die praktische Philosophie ergänzt: jene Schranken sind ihrer Entstehung nach allerdings unbegreiflich; aber die Bedeutung derselben ist das Klarste und Gewisseste, was es gibt: sie sind deine bestimmte Stelle in der moralischen Ordnung der Dinge. Was du zufolge ihrer wahrnimmst, hat Realität, die einzige, die dich angeht und die es

*) Schon in der Kritik aller Offenbarung wird beiläufig in einer Anmerkung gesagt: „Die Frage, warum überhaupt moralische Wesen sein sollen? ist leicht zu beantworten: wegen der Anforderung des Moralgesetzes an Gott, das höchste Gut außer sich zu befördern, welches nur durch die Existenz vernünftiger Wesen möglich ist."

für dich gibt; es ist die fortwährende Deutung des Pflichtgebots, der lebendige Ausdruck dessen, was du sollst. Unsre Welt ist das versinnlichte Material unsrer Pflicht; dies ist das eigentliche Reale in den Dingen, der wahre Grundstoff aller Erscheinung. Diese moralische Ordnung ist das Göttliche, das wir annehmen. Dieser Glaube verwandelt alles, was ihr zu bewundern, zu begehren, zu fürchten pflegt, vor euerm Auge in nichts, indem er auf ewig eure Brust der Verwunderung, der Begier, der Furcht verschließt. Dieser Erdball mit allen den Herrlichkeiten, welcher zu bedürfen ihr in kindlicher Einfalt wähntet, dieses ganze unermeßliche All, vor dessen bloßem Gedanken eure sinnliche Seele bebt, ist nichts als ein matter Abglanz euers eigenen, in euch verschlossenen und in alle Ewigkeiten hinaus zu entwickelnden Daseins. Ihr dürft kühn eure Unendlichkeit dem unermeßlichen All gegenüberstellen und sagen: wie könnte ich deine Macht fürchten, die sich nur gegen das richtet, was dir gleich ist, und nie bis zu mir reicht. Du bist wandelbar, nicht ich, — alle deine Verwandlungen sind nur mein Schauspiel, und ich werde stets unversehrt über den Trümmern deiner Gestalten schweben." — Nachdem Fichte diesen Standpunkt gewonnen hat, geht er ins Erbauliche über. Er schildert die große Aufgabe des Menschengeschlechts, durch Dienstbarmachung der Natur zu vernünftigen Zwecken und durch Herstellung eines der Idee entsprechenden Rechts in allmählicher Entwickelung auf Erden die göttliche Weltordnung herzustellen; die Seligkeit, die darin liegt, das an sich unselige und gehaltlose Ich in diese Idee heiligend zu vertiefen und der Gattung aufzuopfern. Seine übrigen Schriften gehen über diesen Gedanken nicht hinaus, sie geben ihm nur eine bestimmtere Physiognomie. Es ist die Macht des subjectiven Ideals, die in der „Wissenschaftslehre" ebenso zur theoretischen Erscheinung kommt wie in der französischen Revolution zur praktischen. Schlegel hatte nicht so Unrecht, wenn er beides als die größten Tendenzen unsers Zeitalters zusammenstellte. Freilich bleibt in dem Verhältniß Fichte's zu den Romantikern immer etwas Unklares. Zwar hängen Fichte's poetische Sympathien mit seiner philosophischen Methode keineswegs zusammen, und die philosophischen Bestrebungen der Schlegel waren damals ernstlicher gemeint als später; aber es war doch in den Naturen ein ungeheurer Unterschied. Auch sprach sich Fichte schon damals in seinen Briefen ziemlich bedenklich über seine literarischen Freunde aus. Allein damals galt es, gegen die gemeinsamen Feinde aufzutreten. Die Schlegel verspotteten den gesunden Menschenverstand im Interesse der absoluten Kunst, für welche der Pöbel kein Organ habe, und Fichte suchte ihm nachzuweisen, daß er unfähig sei, überhaupt zu denken. So gab der Philosoph den Dichtern und Kritikern durch seine Speculation Paradoxien an die Hand, die, aus dem Zusammenhang gerissen, leicht zu Gunsten

der romantischen Doctrin gedeutet werden konnten. Indem Fichte die reale Welt gegen die Schöpfungen des freien Geistes zurücksetzte, arbeitete er den Romantikern in die Hände, die als das Höchste der Kunst die Freiheit, d. h. die Beziehungslosigkeit zum Wirklichen auffaßten. Es kam hinzu, daß mehrere jüngere Schüler Fichte's, in ihrer Art zu sein und zu empfinden den Romantikern verwandt, die Vermittelung anbahnten. Man war gefällig genug, die schwerfällige Form des Philosophen, sein Pathos und seine Sympathien für die Aufklärung zu übersehn oder so günstig als möglich auszulegen. Dazu kamen die äußern Schicksale, die beide fester aneinander ketteten und die aus der theilweisen literarischen Uebereinstimmung eine Coterie hervorgehn ließen. — Im „philosophischen Journal" hatte Fichte in der Abhandlung über den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltordnung die bisher angenommenen metaphysischen Beweise für das Dasein Gottes verworfen. Die Abhandlung war nicht atheistischer als irgendeine andere philosophische Schrift, die von der Einheit der Vernunft ausgeht, aber bei dem Mistrauen gegen die Neuerer an den deutschen Höfen erfolgte eine Denunciation, der kursächsische Hof verfügte das Verbot, und als Fichte eine heftige Appellation an das Publicum erließ, machte diese der Sache gegebene Oeffentlichkeit auch die Regierung zu Weimar bedenklich. Fichte hörte von einem Verweise, den man ihm ertheilen wolle, protestirte in einem drohenden Schreiben und erhielt seine Entlassung, 29. März 1799. Es war der erste Stoß, den die Universität erlitt, das erste Signal einer allgemeinen Auswanderung. Fichte hatte Recht, wenn er sein System nicht atheistisch, sondern akosmistisch nannte. Wenn Spinoza die bunte Mannichfaltigkeit der Erscheinungen in die unterschiedlose Nacht der Substanz versenkt, und dies Wesen aller Wesen, von dem alle Erscheinungen der intellectuellen und der physischen Welt bloße Erregungen sind, Gott nennt, so ist dieser Gott nichts weiter als die mit Nothwendigkeit schaffende oder sich selbst wiedergebärende Natur. Fichte dagegen geht die Idee der Freiheit über alles. Aus ihr leitet er den Geist her, der Allmacht und Gerechtigkeit zugleich ist. Der Gott, den er auf diese Weise findet, ist nur der erhöhte und ins Unendliche gesteigerte Begriff jener absolut freien Persönlichkeit, welche um ihrer eignen Gerechtigkeit willen Menschen hervorbringen muß, und eine Welt, um sie dem Dienst des Guten zu unterwerfen. Die Idee ist nicht blos religiös, sondern christlich, und der Gegensatz zum Spinozismus. In diesem guten Bewußtsein über seine christliche Gesinnung mußte ihn die Verketzerung von einer Partei, in der er ebenso die Irreligiosität wie die Ungründlichkeit verabscheute, aufs heftigste empören.*) Er sah in seiner Person nicht blos

*) „Daß die fromme Einfalt Gott als eine ungeheure Ausdehnung durch den

die Freiheit des Denkens verletzt, denn diese gestand er dem gewissenlosen Denken nicht zu, sondern vor allem die wahre Religiosität, und die Gleichgültigkeit, mit welcher die gelehrte und ungelehrte Welt die Sache aufnahm, empörte ihn gegen sein ganzes Zeitalter. Er generalisirte die ihm widerfahrene Unbill und schrieb dem ganzen Geschlecht zu, was doch eigentlich nur individuellen Umständen zur Last fiel. Es kam noch anderes dazu, ihn zu verstimmen. Am 7. August 1799 erschien in der Jenaischen Literaturzeitung eine Erklärung Kant's, in der sich dieser von der neuen Wendung der Philosophie mit strengen Worten lossagte. Daß er ihr nicht gefolgt war, konnte Fichte aus manchen Andeutungen schon früher vermuthen, aber der Ton der Erkärung war um so gehässiger, da sie in eine Zeit fiel, in der Fichte verfolgt wurde. Fichte antwortete in einem offnen Schreiben an Schelling auf eine würdige Weise: er forderte den jüngern Freund, der mit ihm noch in enger Verbindung stand, auf, aus diesem Beispiele zu entnehmen, daß man im spätern Alter dem Fortschritt der Wissenschaften gegenüber sehr vorsichtig sein müsse. Kaum war in den Reihen der speculativen Philosophen dieser erste Zwist ausgebrochen, so erhob sich von außen ein lebhafter Sturm gegen die gesammte Schule. Seit längerer Zeit hatte Herder mit geheimem Groll auf die Fortschritte einer Philosophie hingesehn, die ihm alles reale und individuelle Leben in todten Begriffen zu ersticken drohte, und 1799 erschien seine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft. Er macht darauf aufmerksam, daß eine Kritik der Vernunft mit einer Kritik der Organe des Denkens, d. h. der Sprache, hätte beginnen sollen. Dies ist in der That der verwundbare Punkt der modernen Phi-

unendlichen Raum, oder die noch einfältigere ihn so, wie er vor dem alten Dresdner Gesangbuch abgemalt ist, als einen alten Mann, einen jungen Mann und eine Taube, sich bilde; — wenn dieser Gott nur sonst ein moralisches Wesen ist, und mit reinem Herzen an ihn geglaubt wird — das kann der Weise gutmüthig belächeln; aber daß man denjenigen, der die Gottheit unter dieser Form sich nicht vorstellen will, einen Atheisten nennt, ist um vieles ernsthafter zu nehmen." — „Das System, in welchem von einem übermächtigen Wesen Glückseligkeit erwartet wird, ist das System der Abgötterei, welches so alt ist als das menschliche Verderben. Wer den Genuß will, ist ein fleischlicher Mensch, der keine Religion hat und keiner Religion fähig ist: die erste wahrhaft religiöse Empfindung ertödtet in uns für immer die Begierde. Ein Gott, der der Begierde dienen soll, ist ein verächtliches Wesen; er leistet einen Dienst, der selbst jedem erträglichen Menschen ekelt. Ein solcher Gott ist ein böses Wesen, denn er unterstützt und verewigt das menschliche Verderben und die Herabwürdigung der Vernunft. Sie sind die wahren Atheisten, sie sind gänzlich ohne Gott und haben sich einen heillosen Götzen geschaffen. Daß ich diesen ihren Götzen nicht statt des wahren Gottes will gelten lassen, das ist, was sie Atheismus nennen."

losophie. Indem dieselbe sich ihre eigne Terminologie und ihre eigne Grammatik schuf, gerieth sie nicht blos in Gefahr, andern, sondern auch sich selbst unverständlich zu werden. Bei Kant war der Uebelstand noch nicht so groß, weil er zu seiner Terminologie fremdartige Ausdrücke anwandte, denen er sein eignes Gepräge aufdrücken konnte. Aber schon Jacobi, Fichte und Schelling versuchten, sich der gewöhnlichen Sprachformen zu bedienen, doch in einem ungewöhnlichen Sinn, und damit begann jene Sprachverwirrung, gegen die wir noch immer anzukämpfen haben. Allein Herder läßt es bei dieser allgemeinen Bemerkung bewenden und geht sofort auf eine Kritik der Sache ein. Hier wendet er eine Methode an, die gegen einen geachteten Gegner höchst wunderlich aussieht. Er nimmt Paragraph für Paragraph durch und sucht regelmäßig nachzuweisen, daß nicht der geringste Sinn darin sei. Schon im gewöhnlichen Gespräch erfordert die Höflichkeit, daß man den Gegner ausreden läßt, ehe man ihn widerlegt. Herder aber fällt seinem Gegner überall ins Wort, und ehe er sich noch klar gemacht, was eine Stelle im Zusammenhang sagen will, fängt er an zu zanken. Nirgend gibt er sich Mühe, zu überlegen, was sein Gegner sich möglicher Weise dabei gedacht haben möge, geschweige denn, wie diese Idee in den Zusammenhang des Systems paßt. Von vornherein überzeugt, daß es aus leeren Wortspielereien bestehe, begnügt er sich, mit den Achseln zu zucken, dem angeblich falschen Lehrsatz Kant's seinen eignen richtigen gegenüberzustellen und dann durch eine Parabel eine angenehme Abrundung zu geben. Bei dieser Hast fällt er in Mißverständnisse, die man kaum einem Kinde verzeihen würde; er hat keine Ahnung, um was für Fragen in der Metaphysik es sich handelt. Das Buch ist so oberflächlich, daß es nur durch den Namen seines Verfassers Aufsehen erregte. Schiller war um so mehr empört, da Wieland im Mercur in die Posaune des Lobes stieß, da auch Jean Paul nicht verfehlte, in seiner barocken Weise an dem Kampf theilzunehmen, und Göthe, dessen nähern Freunde entschieden der idealistischen Richtung angehörten, fühlte sein Verhältniß zu Herder, das ohnehin gelockert war, jetzt völlig zerrissen. — Herder suchte sofort seinen vermeintlichen Sieg über das Princip des Idealismus auf das Gebiet der angewandten Philosophie zu übertragen. In seiner Kalligone (3 Bde., 1800) machte er die Kritik der Urtheilskraft zum Gegenstand seiner Untersuchung. Hier hätte er leichtes Spiel gehabt, denn sein ästhetischer Geschmack war dem des Gegners bei weitem überlegen. Kant's Urtheil in ästhetischen Dingen, wo es auf das Eingehen ins Einzelne ankam, war nüchtern und einseitig, und seine Ausführungen, wenn sie über die principielle Entwickelung hinausgehn, zuweilen geradezu drollig. Aber Herder richtet seine Polemik gegen die metaphysischen Begriffe des Schönen und Erhabenen, und hier

zeigt er eine absolute Unfähigkeit, die großen Ideen, die Kant für ewige Zeiten festgestellt hat, zu verstehn. Das Gefühl der Zweckmäßigkeit ohne bestimmten Zweck, das Gefühl der Nothwendigkeit ohne begriffliche Analyse, das Gefühl der Befriedigung durch Ueberwindung eines Contrastes u. s. w., das alles sind Dinge, die ihn in Verwirrung setzen und für die er keinen Schlüssel findet. Was er an Stelle dieser angeblich überwundenen Begriffe setzt, gewöhnlich in der Form eines Märchens oder einer Paramythie, ist erstaunlich leer. Zum Schluß spielt er seine großen Trümpfe aus. Die idealistische Philosophie ist ihm die Errichtung eines Reichs unendlicher Hirngespinste, blinder Anschauungen, Phantasmen, Schematismen, leerer Buchstabenworte u. s. w. Er schlägt vor, die kritischen Philosophen sämmtlich in eine Stadt zu thun, wo sie abgesondert von allen gebornen Menschen (denn sie seien nicht geboren) sich idealistisch Brot backen und darüber ohne Object und Begriff idealistisch geschmackurtheilen, wo sie sich idealistische Welten schaffen und solche, bis Gott sein wird, nach ihrer Moral, Rechts- und Tugendlehre idealistisch einrichten, vor allem andern aber sich durch gegenseitige Kritik einander vollenden; ohne neu hinzukommende, neu getäuschte Jünglinge wäre ihr Aristophanischer Vögelstaat bald vollendet. Nachdem dieser Ton einmal angeschlagen war, gewannen die geheimen Gegner der Philosophie, die bisher ein scheues Stillschweigen bewahrt hatten, plötzlich Muth. Die Literaturzeitung wandte sich von den neuen Bestrebungen ab; A. W. Schlegel, der bisherige Hauptmitarbeiter, schrieb einen zornigen Absagebrief (October 1799). Reinhold, der weiche und unstete Mensch, der eben noch mit Fichte eine zärtliche Freundschaft geschlossen, wurde durch Jacobi und dessen Freunde Bouterweck und Bardili*) umgestimmt und sagte sich vom transscendentalen Idealismus los. Es begann eine persönliche Fehde der widerlichsten Art. Die Wortführer des großen Haufens, Nicolai, Merkel und Kotzebue an der Spitze, die nun so große Autoritäten, wie Herder, Jacobi, Wieland u. s. w., auf ihrer Seite hatten, gingen über alle Schranken hinaus, obgleich sie in der Regel die Politik beobachteten, mehr die jungen Neuerer anzugreifen als ihre Vorgänger, die einigermaßen durch den Heiligenschein des Alters gedeckt waren, mehr Fichte und Schelling als Kant, mehr Schlegel und Tieck als Göthe und Schiller. Dieser

*) Bouterweck, geb. im Harz 1766, seit 1789 Docent in Göttingen, starb 1828. — Idee zu einer allgemeinen Apodiktik 1799. Aesthetik 1806. Geschichte der neuern Poesie und Beredsamkeit, 1801—19, — Graf Donamar, Roman, 1791—93. — Bardili, geb. in Würtemberg 1761, seit 1794 Professor in Stuttgart, starb 1808. Grundriß der ersten Logik, gereinigt von den Irrthümern der Kantischen, eine medicina mentis für Deutschlands kritische Philosophie, 1800.

Umstand veranlaßte ihrerseits die Angefochtenen, sich enger aneinander zu schließen. — Wie der transscendentale Idealismus in der Jugend zündete, zeigt eine aus etwa zwanzig Jünglingen bestehende Gesellschaft freier Männer, die sich in Jena 1793—97 im Gegensatz gegen die Roheiten der Orden bildete, mit den Dichtern und Philosophen im lebendigsten Verkehr stand, und namentlich Fichte als ihren Meister verehrte: Erich von Berger (geb. 1772 in Dänemark, seit 1793 in Jena), Hülsen (1765 im Brandenburgischen geboren, in Jena 1794—97), Herbart (geb. 1776 zu Oldenburg, in Jena 1794—97), Gries, Rist u. a. Fast alle gingen zuerst von Reinhold zu Fichte, später zu Schelling über, wobei sich zugleich der Einfluß Schiller's und der Schlegel geltend machte. Einer der ehrlichsten und geistvollsten dieser Männer, der später dänische Legationsrath Rist, gibt in seinem Leben Berger's von der Stimmung der gläubig strebenden Jugend ein schönes Bild. „Das Geschlecht der Männer aus der Mitte der siebziger Jahre wuchs zu Kämpfen heran, die ihresgleichen nicht gehabt. Um ihre Wiege spielten die ersten Lichtstrahlen einer hoffnungsvollen Freiheit. Neue Welten des Gedankens entwickelten sich mit der Schnelle des Blitzes in dem Innern, ungemessene Räume des Wollens und Wirkens vor den Augen der Jünglinge; von Grund aus aufgewühlt ward jeder Glaube; der Besitz erschüttert, während er begieriger als je gesucht ward. Die Zukunft ungewiß, die Gegenwart unleidlich, das Dasein oft nur durch das Opfer der höchsten Güter zu retten! Keine Versöhnung zwischen den Gegensätzen, kein Maß in dem Kampf; nicht immer ein Ziel, jedes Dasein bedrängt, die Lüge frech ihr Haupt erhebend und Anerkennung fordernd, wenn auch nur äußere! So alterte dies Geschlecht, weniger reich begabt als das vorangegangene, schwerer als die meisten geprüft. Wer will behaupten, daß es mit Ruhm bestanden? Gewisser ist, daß mancher der Ueberlebenden die Todten nicht beklagt, vielmehr beneidet das Loos der Väter, denen das Leben leichter ward, und leicht die Erde über ihren Gräbern, weil sie noch meinten, den Kindern bessere Tage als die ihrigen zu hinterlassen. — Bis zum Anfang der siebziger Jahre hatten strenge Formen des Lebens und Besitzes den Zuständen im ganzen eine ungewöhnlich lange Dauer erhalten. Zwar läßt sich jedes der frühern Decennien als ein mächtiger Fortschritt im Staats- und Privatleben, in Kunst und Wissenschaft bezeichnen; doch blieb dem Herkommen eine geheiligte Macht in den Gemüthern, und die ältere Generation erwehrte sich mannhaft aller Concessionen, die eine Störung hergebrachter Verhältnisse ahnen ließen. Während die Väter die Anfänge atlantischer Freiheit mit zweifelhaftem Auge betrachteten, waltete über den Söhnen noch schulgerechte Methode des Lernens, mit der ganzen Sicherheit ununterbrochener Ueberlieferung. Welch ein anderes Bild stellt sich

bar, begleiten wir den heranwachsenden Knaben in die Mitte der achtziger Jahre. Es war ein Drängen und Treiben wie im Frühling. Es war als gewännen die bleichen Gestalten der Vorzeit, die man vermessen so oft heraufbeschworen, um sie nach herkömmlicher Vorzeigung wieder abtreten zu lassen, frische Farbe, als dränge Mark in ihre Glieder. Es wurden Winke vernommen von Sprengung der Zellen und von Freiheit der Völker, und ein schottischer Meister im schlichten Kleide war eine geistige Macht in seinem Kreise. Solche vom Winde verstreute, beflügelte Saat hängt überall fest und keimt oft freudiger als die sorgsam beackerte. So wurzelte allmählich und unbewußt sich die Jugend auf einem neuen Boden fest. Eine Ahnung großer Dinge durchschauerte die jüngere Generation, und selbst die Aeltern ergriff ein Vorgefühl hoher Bestimmung, unermeßlicher Vervollkommnung, die dem Geschlecht bevorstehe. Auf diesem Punkte hatte die Welt in ihrem Kreislauf sich noch nicht befunden. So spiegelte sie sich denn mit inniger Lust und großer Unbefangenheit in ihrem eignen Bild, entdeckte immer mehr Züge der Gottesähnlichkeit, und schmeichelte sich, was fehle, müsse von selbst kommen, nun man es so weit gebracht. In dem Ringen nach geheimer Wissenschaft, nach überirdischer Kraft, nach Genuß ohne Arbeit, das sich tief und tiefer in das Mark der Gesellschaft einfraß, lag schon der Keim des Zwiespalts, der bald die Behaglichkeit des vergnüglichen Zeitalters trübte. Noch spielte man, in gesicherter äußerer Lage, mit Wundererscheinungen und Geheimnissen, noch hieß man jede bunte Larve willkommen. Doch als nun die gewaltigen Erscheinungen im Westen sichtbar wurden, fanden sie in Deutschland wohl zubereiteten Boden: schnell nahm die Zeit einen ernsten Charakter an. Jene Holdseligkeit, jenes Schönthun mit Ideen, die dem Leben mehr zur Zierde als zum Princip des Handelns dienen, verschwand mit dem ersten Nahen einer großen historischen Zeit. Wie Erleuchtete meist den Moment anzugeben wissen, wo ihr Geist in höhere Gemeinschaft aufgenommen wurde, so möchte vielen der Zeitgenossen erinnerlich bleiben, bei welchem Anlaß der Streit politischer Richtungen den ersten Funken in die Unbefangenheit ihrer Jugend geworfen, um fortglimmend zu erwärmen und zu erleuchten oder zu verzehren. Wann wird man so reine Begeisterung wiedersehen, wie damals in den Herzen der unverderbten Jünglinge, die aus Träumen zu erwachen glaubten, und Lichterscheinungen vor sich zu sehn, deren Glanz sie mit dem eignen besten Blute zu nähren sich sehnten! Um ihre Ruhe war es geschehn; sie zogen den herrlichen Lichtern nach, und in ihrer Verfolgung ward ihnen nur zu oft Genügsamkeit und Unbefangenheit verloren. Wir wollen nicht verdammen, denn so klug war die Welt noch nicht als jetzt; leicht mochte sie besser sein. — Mit den äußern Banden und Fugen des geselligen Lebens sollten zugleich die innersten Tiefen des Gedankens,

des Wollens, jene stille Heimat des Gefühls erschüttert und aufgewühlt werden, wohin sich so oft ein von außen bedrängtes Dasein zu retten weiß. War dem Jüngling bis dahin die zersetzende Kraft der kritischen Philosophie noch unzugänglich geblieben, so hatte er in dieser Zeit wenigstens mit ihren, in Glauben und Wissen der Menge plötzlich überströmenden Resultaten schmerzliche Kämpfe zu bestehn. Es ist nicht ein Kleines, auf der Schwelle des freien Bewußtseins den Glauben der Väter durch strenge Folgerechtigkeit der Betrachtung erschüttert, das Wissen der Väter in allen Zweigen auf den Kopf gestellt, theils verhöhnt, theils bemitleidet, theils als Schutt verwendet zu sehn zu neuen Bauten, von dreisten, neuem Licht entgegenjubelnden Geistern. Da standen Fichte und Schelling auf, um das Geschlecht, das sich ihnen hingab, von jeglichem Ueberlieferten rein abzulösen. Den Alten waren das Erscheinungen wie andere, von denen sie ihr Theil zu nehmen, was nicht zusagte, zu lassen befugt waren: der spätern Jugend ist es Geschichte geworden, die kühl vernommen wird. In und mit uns erzeugte sich das alles, ward mitgethan und mitgelebt. Um dieselbe Zeit, wo jene gewaltigen Erschütterungen die Geister bewegten, entwickelte sich volksthümlich, leidenschaftlich, rücksichtslos dem Naturgefühl und der Selbstverherrlichung gewidmet, eine neue poetische Richtung in der deutschen Nation. Eine lang bekannte Welt, Natur, Vorzeit und Gegenwart, schienen wie von einem neuen Licht verklärt. Es trat eine jugendliche, poetisch-ästhetische Begeisterung in die von Gegensätzen bereits aufgewühlte Zeit; sie wirkte hier und da versöhnend, oft irre leitend, nicht selten empfängliche, doch beschränkte Naturen von Grund aus zerrüttend. An der Stirne trug sie die Lehre: Alles Schöne sei gut, und gut nur das Schöne; in ihrem Kern ein vornehmes Selbstbewußtsein der Gottähnlichkeit, dem Hochmuth nahe verwandt. Es war eine gewaltige, eine chaotische Zeit; und wenn nicht die kämpfenden Elemente einander das Gleichgewicht gehalten hätten, so wären die Bessern unter der Jugend alle zu Grunde gegangen."

Als bei der Absetzung Fichte's der Prorector Paulus dem Kanzler den Verlust der Universität bemerklich zu machen suchte, erwiderte dieser: ein Stern geht unter, der andere geht auf. Dieser neue Stern war Schelling. Geb. 1775 im Würtembergischen, studirte er in Tübingen gemeinsam mit Hegel und Hölderlin, kurze Zeit auch in Leipzig, dann kam er nach Jena. Von früh auf durch das Studium des Spinoza genährt, wirkte Fichte's erste Behandlung der Wissenschaftslehre mit gewaltiger Kraft auf ihn ein, und er war eben erst zwanzig Jahr alt, als er seine ersten Schriften herausgab (1795): Ueber die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt; Vom Ich als Princip der Philosophie, und Philosophische Briefe über Dogmatismus und Kriticismus. Es ist.

in diesen Jugendschriften ein Scharfsinn in der Auffassung des Fremden und dabei eine Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks, die Schelling später fast ganz verloren zu haben scheint. Manche von den Ideen sind jugendlich, der herrschenden Tendenz des Zeitalters angemessen, z. B. daß alle Strahlen des menschlichen Wissens sich in einem Brennpunkt sammeln, daß alle verschiedenen Wissenschaften sich in der Philosophie vereinigen werden. Aber gar nicht jugendlich ist die Besonnenheit, mit welcher die Resultate des bisherigen Kriticismus auseinander gelegt werden. Schon der Begriff des Ich ist in diesen Jugendschriften speculativer aufgefaßt als bei Fichte, denn es wird als die Form alles Seins überhaupt dargestellt. Am schärfsten tritt der Widerspruch gegen den kritischen Idealismus in den Philosophischen Briefen hervor. Zwar versichert er fortwährend, mit seinen Angriffen nicht auf den Meister zu zielen, sondern nur auf dessen schlechte Jünger, aber es wird gerade die Seite des Systems angegriffen, die es populär gemacht hatte. „Wenn Kant sonst nichts sagen wollte als: Lieben Menschen, eure Vernunft ist zu schwach, als daß sie einen Gott begreifen könnte, dagegen sollt ihr moralisch gute Menschen sein und um der Moralität willen ein Wesen annehmen, das den Tugendhaften belohnt, den Lasterhaften bestraft; so möchte man doch wol beten: lieber Gott, bewahre uns vor unsern Freunden." Die Rechtfertigung des ontologischen Beweises vom Dasein Gottes ist sogar direct gegen Kant und Fichte gerichtet; ebenso die Wiederaufnahme des Spinozistischen Begriffs der Freiheit (ea res libera dicitur, quae ex sola suae natura necessitate existit). Es konnte nicht fehlen, daß diese Schriften die Aufmerksamkeit auf den Verfasser hinlenkten. Er wurde eifriger Mitarbeiter am Journal von Niethammer und Fichte, die jüngern Freunde der Philosophie, namentlich Novalis und Fr. Schlegel, schlossen sich an ihn an, und schon 1798 wurde er Professor der Philosophie in Jena. Vorher waren noch seine Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre (1796 und 1797) erschienen. Auch in diesen ist die Polemik gegen den Dogmatismus der Kantianer sehr lebhaft, und das Princip der Identität zwischen dem Vorstellenden und dem Vorgestellten, bei Fichte nur ein einzelner Punkt, dehnt sich auf das Universum und alle seine Beziehungen aus. „Darin liegt das Wesen der geistigen Natur, daß in ihrem Selbstbewußtsein ein ursprünglicher Streit ist, aus dem eine wirkliche Welt außer ihr in der Anschauung (eine Schöpfung aus nichts) hervorgeht. Und darum ist keine Welt da, es sei denn, daß sie ein Geist erkenne, und umgekehrt kein Geist, außer daß eine Welt außer ihm da sei." Die Philosophie ist nicht in der Lage, ihre obersten Grundsätze gleich der Mathematik zu postuliren, weil sie sich nicht wie diese auf eine äußere sinnliche Anschauung beziehen könne; ihr Organ ist die intel-

lectuelle Anschauung, d. h. das Vermögen gewisse Handlungen des Geistes zugleich zu produciren und anzuschauen. Jene Anschauung ist für die Philosophie eben das, was für die Geometrie der Raum. Sowie ohne Anschauung des Raums die Geometrie absolut unverständlich wäre, weil alle ihre Constructionen nur verschiedene Arten und Weisen sind, jene Anschauung einzuschränken, so ohne die intellectuelle Anschauung alle Philosophie, weil alle ihre Begriffe nur verschiedene Einschränkungen des sich selbst zum Object habenden Producirens, d. h. der intellectuellen Anschauung sind. Intellectuelle Anschauung ist weiter nichts als die Fähigkeit zum reinen Denken überhaupt, die man von jedem voraussetzen muß und voraussetzen darf, der sich an das Studium der Philosophie wagt. — Der Transscendentalphilosoph fragt nicht, welcher letzte Grund unsers Wissens mag außer demselben liegen, sondern, was ist das letzte in unserm Wissen selbst, über das wir nicht hinaus können? Dieses letzte Princip, der Act der intellectuellen Anschauung, ist das Unbegreifliche und Unerklärbare der Philosophie (d. h. es ist die vorgefundene Grundlage, über die nicht weiter herausgegangen werden kann). Cartesius sagte als Physiker: gebt mir Material und Bewegung, und ich werde euch das Universum daraus zimmern. Der Transscendentalphilosoph sagt: gebt mir eine Natur von entgegengesetzten Thätigkeiten, deren eine ins Unendliche geht, die andere in dieser Unendlichkeit sich anzuschauen strebt, und ich lasse euch daraus die Intelligenz mit dem ganzen System ihrer Vorstellungen entstehn. Die Methode der Transscendentalphilosophie besteht darin, das Ich von einer Stufe der Selbstanschauung zur andern bis zum freien und bewußten Act des Selbstbewußtseins zu führen. Da schon die erste Erscheinung des Selbstbewußtseins als Handeln auftritt, so ist in dem Uebergang aus der theoretischen Philosophie in die praktische, aus dem Denken in das eigentliche Handeln kein Sprung, sondern ein natürlicher Fortschritt. Auch die praktische Philosophie soll nicht eine Moralphilosophie im gewöhnlichen Sinn sein, sondern vielmehr die transscendentale Deduction der Denkbarkeit und Erklärbarkeit der moralischen Begriffe überhaupt. „Wenn das Absolute, welches überall nur sich offenbaren kann, in der Geschichte vollständig jemals sich offenbarte, so wäre es um die Erscheinung der Freiheit geschehen. Diese vollkommene Offenbarung würde erfolgen, wenn das freie Handeln mit der Prädetermination vollständig zusammenträte. Dann würden wir einsehen, daß alles, was durch Freiheit geschehen ist, in diesem Ganzen gesetzmäßig war, und daß alle Handlungen, obgleich sie frei zu sein scheinen, doch nothwendig waren, um dieses Ganze hervorzubringen. Der Gegensatz zwischen der bewußten und der bewußtlosen Thätigkeit ist ein unendlicher; wir können uns keine Zeit denken, in welcher sich die absolute Synthesis (der Plan der Vorsehung) vollständig ent-

wickelte. — Wenn wir uns die Geschichte als ein Schauspiel denken, in welchem jeder, der daran theilhat, ganz frei und nach Gutdünken seine Rolle spielt, so läßt sich eine vernünftige Entwickelung dieses verworrnen Spiels nur dadurch denken, daß es Ein Geist ist, der in allen dichtet, und daß der Dichter, dessen bloße Bruchstücke (disjecti membra poetae) die einzelnen Schauspieler sind, den objectiven Erfolg des Ganzen mit dem freien Spiel aller einzelnen zum voraus so in Harmonie gesetzt hat, daß am Ende wirklich etwas Vernünftiges herauskommen muß. Der Dichter ist nicht unabhängig von uns, er enthüllt sich nur successiv durch das Spiel unsrer Freiheit selbst, sodaß ohne diese Freiheit er auch selbst nicht wäre. Wenn die Intelligenz aus der allgemeinen Identität, in welcher sich nichts unterscheiden läßt, heraustritt und sich ihrer bewußt wird, so trennt sich das Freie und Nothwendige in dem Handeln. Frei ist es nur als innere Erscheinung, und darum sind wir und (oder?) glauben wir innerlich immer frei zu sein, obgleich die Erscheinung unsrer Freiheit ebenso unter Naturgesetze tritt wie jede andere Begebenheit. — Die Geschichte ist eine fortgehende allmählich sich enthüllende Offenbarung des Absoluten, man kann in ihr nie die einzelne Stelle bezeichnen, wo die Spur der Vorsehung oder Gott selbst gleichsam sichtbar ist. Denn Gott ist nie, wenn Sein das ist, was in der objectiven Welt sich darstellt; wäre er, so wären wir nicht: aber er offenbart sich fortwährend. Der Mensch führt durch seine Geschichte einen fortwährenden Beweis von dem Dasein Gottes, einen Beweis, der aber nur durch die ganze Geschichte vollendet sein kann. Es gibt drei Perioden jener Offenbarung, also auch drei Perioden der Geschichte. Die erste ist die, in welcher das Herrschende nur noch als Schicksal, d. h. als blinde Macht kalt und bewußtlos das Größte und Herrlichste zerstört; in diese (tragische) Periode gehört der Sturz jener großen Reiche, von denen kaum das Gedächtniß übrig geblieben, und auf deren Größe wir nur aus ihren Ruinen schließen, der Untergang der edelsten Menschheit, die je geblüht hat und deren Wiederkehr auf die Erde nur ein naiver Wunsch ist. Die zweite Periode ist die, in welcher das dunkle Schicksal in ein offnes Naturgesetz verwandelt erscheint, das die Freiheit und Willkür zwingt, einem Naturplan zu dienen, und so allmählich eine mechanische Gesetzmäßigkeit in der Geschichte herbeiführt. Diese Periode scheint von der Ausbreitung der großen römischen Republik zu beginnen. Alle Begebenheiten, die in diese Periode fallen, sind als bloße Naturerfolge anzusehn, sowie selbst der Untergang des römischen Reichs weder eine tragische noch moralische Seite hat, sondern nach Naturgesetzen nothwendig und ein an die Natur entrichteter Tribut war. Die dritte Periode wird die sein, wo das, was früher als Schicksal und als Natur erschien, sich als Vorsehung ent-

wickeln und offenbar werden wird. Wann diese Periode beginnen werde, wissen wir nicht zu sagen. Aber wenn diese Periode sein wird, dann wird auch Gott sein. — Die Kunst ist dem Philosophen das Höchste, weil sie ihm das Allerheiligste eröffnet, wo in ewiger und ursprünglicher Vereinigung gleichsam in einer Flamme brennt, was in der Natur und Geschichte gesondert ist, und was im Leben und Handeln ebenso wie im Denken ewig sich fliehen muß. Die Ansicht, welche der Philosoph von der Natur künstlich sich macht, ist für die Kunst die ursprüngliche und natürliche. Was wir Natur nennen, ist ein Gedicht, das in geheimer wunderbarer Schrift verschlossen liegt. Doch könnte das Räthsel sich enthüllen, würden wir die Odyssee des Geistes darin erkennen, der wunderbar getäuscht, sich selber suchend, sich selber flieht. Denn durch die Sinnenwelt blickt nur wie durch Worte der Sinn, nur wie durch halbdurchsichtigen Nebel das Land der Phantasie, nach dem wir trachten."*) — Daß in Schelling's Philosophie ein großer Fortschritt liegt, kann auch der Laie ermessen. Schon Kant hatte es mit seinem Protestantismus so ernst genommen, daß mit Ausschluß der sittlichen Ideenwelt in dem ganzen Leben Farbe und Gestalt vertilgt war. Fichte war noch weiter gegangen. Der Allmacht des sittlichen Geistes stand zuletzt kein Object mehr entgegen, sodaß sie gewissermaßen in Verlegenheit war, wie sie sich bethätigen sollte. Schelling machte den Menschen darauf aufmerksam, er stünde nicht allein in der Welt, der Geist, der sich in ihm zur höchsten Erscheinung krystallisire, durchdringe belebend die ganze Natur. Diese griechische Anschauungsweise hat Schelling sehr geistvoll nach allen Seiten hin ausgeführt. Seine Analyse ist nicht scharf, man stößt fast überall auf Lücken und Sprünge; dagegen ist seine Intuition sehr reich und warm, und er besitzt in hohem Grade jene künstlerische Empfänglichkeit, die Fichte ganz und gar abging. Zu welchen Verirrungen auch später der Pantheismus geführt hat, ursprünglich war er eine Erhöhung des religiösen Gefühls. Gegen die Einseitigkeit der altchristlichen Katechetik, welche unfähig war, die Welt zu verstehn, wenn sie nicht jeden Augenblick die Hölle zu Hülfe nahm, um die ewigen Rechnungsfehler Gottes zu corrigiren, war es ein religiöser Fortschritt, wenn man das Böse mit in den Weltplan aufnahm und es als ein Uebergangsmoment zur Verwirklichung der göttlichen Idee betrachtete. — Das bedeutendste Werk, in welchem Schelling seine Naturphilosophie zu einer Art System abzurunden suchte, war das Buch von der Weltseele (1797); eine Hypothese der höhern Physik zur Erklärung des allgemeinen Organismus, nebst einer Abhandlung über das Verhältniß des Realen und Idealen der Natur, oder Entwickelung der ersten

*) „System des transscendentalen Idealismus", März 1800.

Grundsätze der Naturphilosophie in den Principien der Schwere und des Lichts. Das Buch ist mehrfach umgearbeitet, ohne daß seine Grundrichtung wesentlich geändert wäre. Es ist seltsam, daß Göthe eine so große Freude daran fand. Göthe ging in seinen Naturstudien darauf aus, die Erscheinungen klar und objectiv in sich aufzunehmen; Schelling dagegen fängt von vornherein zu erklären an; er sucht das Mannichfaltigste auf einheitliche Principien zurückzuführen und glaubt eine Erklärung gegeben zu haben, wenn er metaphysische Begriffe mit physikalischen Gesetzen in Verbindung bringt. Das Grundprincip des Buchs läßt sich etwa in folgendem Satz ausdrücken: „Das Leben ist nicht Eigenschaft oder Product der Materie, sondern umgekehrt die Materie ist Product des Lebens; der Organismus ist nicht die Eigenschaft einzelner Naturdinge, sondern umgekehrt die einzelnen Naturdinge sind ebenso viele Beschränkungen oder einzelne Anschauungsweisen des allgemeinen Organismus." Wenn dieser Gedanke Spinozistisch ist, so treten in der Ausführung des Einzelnen häufig die Phantasien Jakob Böhme's hervor, und es ist zuweilen wunderlich, wie in den trocknen Schematismus des ersten die verworrnen Bilder des letztern eingeschwärzt werden.*) — Der Erfolg der Naturphilosophie hing mit dem Aufblühen einer sinnigern Naturwissenschaft zusammen, deren bedeutendster Vertreter sich enge an Göthe anschloß. Alexander von Humboldt, geb. 1769 zu Berlin, hatte 1787 — 89 studirt, zuletzt

*) So ist z. B. die Schwere für sich der ganze und untheilbare Gott, inwiefern er sich als die Einheit in der Vielheit, als Ewiges im Zeitlichen ausdrückt. — Die Schwere für sich organisirt sich daher zu einer eigenthümlichen Welt, in der alle Formen des göttlichen Bandes, aber mit dem gemeinschaftlichen Siegel der Endlichkeit begriffen sind. — Die Schwere wirkt auf den Keim der Dinge hin; das Lichtwesen aber strebt die Knospe zu entfalten, um sich selbst anzuschauen, da es als das All in Einem, oder als absolute Identität, sich nur in der vollendeten Totalität selbst erkennen kann. — Die Schwere wirkt auf Beschränkung des Raums, des Für-sich-Bestehens hin und setzt in dem Verbundenen das Nach-einander oder die Zeit, welche dem Raum eingeschwungen jenes blos endliche Band des Zusammenhangs oder der Cohärenz ist. — Im Reich der Schwere selbst also ist der Abdruck der Schwere das gesammte Feste oder Starre, in welchem der Raum von der Zeit beherrscht wird. — Das Lichtwesen dagegen macht, daß das Ganze auch in dem Einzelnen sei. — Im Reich der Schwere selbst ist daher der Abdruck des Lichtwesens, als des andern Bandes, die Luft. Hier nämlich zeigt sich im einzelnen das Ganze entfaltet, da jeder Theil absolut von der Natur des Ganzen ist, während das Dasein des Starren eben darauf beruht, daß die Theile, relativ voneinander verschieden, sich polarisch entgegengesetzt sind. Ist also in dem gesammten Festen eigentlich die Zeit das Lebendige: so stellt dagegen das andere Reich, die Luft, in ihrer Freiheit und Unterscheidbarkeit von dem Raum, das Bild der reinsten Simultaneität ungetrübt dar u. s. w.

in Göttingen unter Blumenbach, Lichtenberg, Link u. s. w. Die Veränderung seiner äußerlichen Verhältnisse verstattete ihm Ende 1796, sich ausschließlich den Wissenschaften zu widmen. Er brachte 1797 erst eine Zeit in Jena zu im engen Verkehr mit Göthe und Schiller, dann bereitete er seine große Reise nach den Tropenländern vor (1799 — 1804). Humboldt hat den deutschen Namen in der ganzen Welt zu Ehren gebracht; aber sein riesenhaftes Wirken zu schildern, kann nicht in unsrer Aufgabe liegen. Er ist eine jener seltnen Naturen, denen es gelingt, Universalität der Bildung und des Wissens mit tiefstem Eingehen in alle Einzelheiten zu verbinden. Von früh an strebte er, das ganze Gebiet der Naturwissenschaft nach allen Richtungen hin sich zu eigen zu machen und es in seinem Geist zu einem lebendigen Bilde zu krystallisiren. Mit einem tiefen poetischen Sinn begabt, von einer feinen, fast weiblichen Empfänglichkeit, sammelte er in seinem Geist alle Strahlen der Bildung, von welcher Seite sie auch ausgehen mochten, und verdichtete sie zu einer harmonischen Erscheinung, zu der wir mit ebenso viel Liebe als Bewunderung aufblicken. Die Verwandtschaft mit Göthe drängt sich unwillkürlich auf, nur daß ihm das Glück wurde, mit seinem Streben überall im Erreichbaren zu bleiben. Was Faust in vermessener Erhebung an sich zu reißen suchte, wurde ihm durch stilles, folgerichtiges Fortarbeiten wirklich zu Theil, und so können wir an dem Gang seiner Bildung uns vorstellen, was den Naturphilosophen in ihren seltsamen Irrgängen eigentlich vorschwebte. Ein günstiger Stern vergönnte ihm im höchsten Alter alles Einzelne, was er erforscht und durchdacht, und damit das Gesammtleben der Wissenschaft in einem großen Bilde zu vereinigen. Aus dem Kosmos haben wir gelernt, überall individuelles Leben zu finden, wo wir früher nur Gattungen sahen, und der Name Naturgeschichte hat eine höhere Bedeutung gewonnen. Die Vorwelt hat uns Rede stehn müssen. Wir sehn den Erdball in seinem allmählichen Werden, während uns die Physiologie das überall gegenwärtig pulsirende Leben der Natur zeigt. In diesem gewaltigen Pulsschlag des allgemeinen Lebens gewinnen wir einen andern Maßstab für das Große und Erhabene. Der Mensch steht in der Mitte zweier Unendlichkeiten, denen seine Sinne nicht mehr gewachsen sind. Die eine erschließt ihm das Fernrohr, die andere das Mikroskop. Der Blick nach beiden Seiten hin hat etwas Berauschendes und Schwindelerregendes, aber dieser Schauder, der an Gedankenlosigkeit grenzt, wird zu dem Gefühl der Bewunderung veredelt. Der Gegenstand, der das Gefühl des Erhabenen in uns erregt, ist scheinbar die Natur, über die wir keine Macht haben und die uns fremd ist; in der That aber die Fassung, die ihr der menschliche Geist gegeben hat. Die Unendlichkeit des Raums, in dem sich die Sternbilder bewegen, würde für uns ein leerer Gedanke sein, wenn nicht das Gesetz, das der

Mensch in ihr entdeckt, die gemessene Bahn, die er ihr vorgezeichnet, diesem Gedanken Farbe und Gestalt gäbe. Das Erhabene der Natur liegt nicht in der Summe von Steinen und Pflanzen und Thieren, nicht in der abstracten Unendlichkeit des Raums und der Bewegung: es liegt im Geist, der diese Unendlichkeit als Einheit, dieses Gesetz als Leben, dieses Chaos als Totalität anschaut. Was die Dichtung geahnt, mußte die Speculation, die bisher von einem bösen Geist im Kreis umhergeführt war, während ringsum grüne Weide lag, laut verkündigen. — Gerade daß Schelling nicht eigentlich Naturforscher war, kam seinem Unternehmen zu statten. Aus der unübersehbaren Fülle der Erscheinungen hob er kühn und rasch diejenigen heraus, die in sein System paßten, d. h. die sich der anatomisch-mathematischen Analyse entzogen. Es drängten sich in jener Zeit, wie es immer zu geschehen pflegt, wenn die Reife einer Bildungsperiode innerlich vorbereitet ist, in den neuen physikalischen Entdeckungen gerade diejenigen Erscheinungen hervor, die auf den Zusammenhang zwischen dem Geist und der Natur hinwiesen. Die Voltaische Säule wurde entdeckt; Ritter in Jena führte den Beweis, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensproceß begleite. Man hoffte, mit Anknüpfung an die Elektricität und den Magnetismus ein allgemeines dynamisches Lebensprincip für die ganze Natur zu entdecken: das Gesetz einer allgemeinen Polarität. Man nahm die Idee des thierischen Magnetismus wieder auf, Gall zog umher, für seine Schädellehre Propaganda zu machen; die seltsamsten Experimente wurden nicht weniger von Naturforschern wie von Laien und Dilettanten angestellt. Man combinirte Passendes und Unpassendes; die Mystik der Zahlen spielte eine große Rolle. Man wandte sich zur alten Geschichte der Wissenschaft zurück, die von der Periode der Aufklärung wegen ihrer Leichtgläubigkeit gering geschätzt war, und glaubte plötzlich zu entdecken, daß ein großer Theil von den wunderbaren, unglaublichen Geschichten, die man früher verlacht hatte, auf geheimnißvollen Naturgesetzen beruhten. Auch die Geschichte der Religionen entging diesen pantheistischen Forschungen nicht. Man glaubte die Religionsstifter zu ehren, indem man sie mit den Magnetiseurs und Wunderthätern, die nun haufenweis auftraten, in Verbindung setzte. Die Geisterbeschwörungen fingen allen Ernstes wieder an, und was Faust im poetischen Scherz versucht, wurde ernstlich im stillen Studirzimmer wie in den Hörsälen vorgenommen. — Unter den nächsten Anhängern, die Schelling gewann, waren mehrere Naturforscher von Profession; der wichtigste derselben Heinrich Steffens der Däne (geb. 1773), eine in seltnem Grade empfängliche Natur, in der jede neue Schwingung des Zeitgeistes elastisch widertönte. Daß er als Fremder nach Deutschland kam und daher den Eindruck jener bedeutenden Zeit als etwas Fertiges und Ganzes in unmittelbarer Lebendigkeit empfing,

erhöht den Reiz seiner Darstellung. Steffens war zum Theologen bestimmt; die Beschäftigung mit der Religion und die Beschäftigung mit der Natur ging von frühester Kindheit bei ihm Hand in Hand und unmerklich drang die Betrachtungsweise der einen in die der andern ein. Er war kein eigentlicher Schwärmer; er gesteht mit liebenswürdiger Unbefangenheit, daß er sich persönlich nie dem Reich des Uebersinnlichen genähert habe, trotz seiner großen und angebornen Neigung für die Welt der Wunder: er schwärmte nur für das Wunder im allgemeinen; d. h. für jenen poetischen Reiz, der in allem Unvermittelten, Zusammenhangslosen und Geheimnißvollen liegt. Die rasche und geistreiche Empfänglichkeit seiner Phantasie, sowie die weibliche Bestimmbarkeit seines Charakters, die ihn im Leben häufig auf Irrwege geführt hat, war ganz dazu geeignet, die Bewegungen unsrer Philosophie und Dichtkunst nicht blos mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen aufzunehmen. Er war durchaus ehrlich, soweit es ein Anempfinder sein kann; er mußte sich bei allen Wandlungen des Zeitgeistes etwas anfeuern, aber er hat niemals den Versuch gemacht, durch nachträgliche Klügelei den Eindruck derselben zu rechtfertigen. — Steffens war nur ein halber Däne. Seine Mutter war eine geborne Deutsche; die Kinder mußten von frühester Jugend deutsch üben. 1796 wurde er nach Kiel versetzt und lernte hier den Jacobi'schen Kreis persönlich kennen. Epochemachend wirkten zwei Bücher auf ihn ein, Göthe's Faust und Jacobi's Briefe über Spinoza. Das erste Gedicht war recht dazu gemacht, den poetischen Sinn für die Kräfte der Natur zu fesseln, mit geheimnißvollen Ahnungen zu durchdringen und zu weitern Combinationen anzuregen. Jacobi zeigte ihm zuerst die Spinozische Denkweise von der sinnlichen Seite. So vorbereitet lernte Steffens einige Schriften von Schelling kennen und traf hier auf eine verwandte Natur. Ein Reisestipendium gab ihm die Mittel an die Hand, das ersehnte Centrum der deutschen Bildung persönlich kennen zu lernen, und wir sehn ihn in den Jahren 1799—1801 in Jena und den übrigen Werkstätten des poetischen und des philosophischen Geistes (Halle, Berlin, Dresden 2c.) in lebhaftester unmittelbarer Betheiligung, angeregt und anregend, überall als ein ebenbürtiger Mitstreiter für die Sache der Poesie gegen die gemeine Wirklichkeit begrüßt. Er kam nach Jena mit vorgefaßten Ansichten in der Poesie wie in der Philosophie. Die Trennung zwischen Schiller und den Romantikern war bereits erfolgt. Im Athenäum war die Fahne der absoluten Kunst und des absoluten Wissens aufgepflanzt, die Fahne Göthe's und Fichte's. Steffens schloß sich sogleich enge an A. W. Schlegel. Am willkommensten mußte er Schelling sein, er war der erste Naturforscher von Fach, der offen zu seiner Fahne übertrat. Durch ihn wurde auch die nähere Bekanntschaft Schelling's mit Göthe vermittelt.

Die lebensvollen Anschauungen des großen Dichters, die scharfsinnigen Combinationen des Philosophen und die Kenntnisse des jungen Naturforschers ergänzten sich gegenseitig. Von einer concreten Wissenschaftlichkeit war in diesen Studien nicht die Rede. Die Construction a priori, die, wie Steffens ganz richtig bemerkt, bei den Dichtern damals ebenso vorherrschend war wie bei den Philosophen, ließ beide in der Welt und in der Natur nur sehn, was sie sehn wollten. Aber es war in dieser gemüthvollen Theilnahme am wissenschaftlichen Leben doch ein großer jugendlicher Reiz, den wir jetzt bei unsrer Theilung der Arbeit zuweilen schmerzlich vermissen. — Von Jena aus begab sich Steffens eine Zeit lang nach Freiberg, wo er die Vorträge Werner's über Mineralogie anhörte. Das Resultat seiner Studien in dieser Zeit waren die Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde (1799), worin die Idee durchgeführt wurde, daß die göttliche Persönlichkeit der Grund aller Naturentwickelung sei. — Aus diesem luftigen Reich der Abstractionen wenden wir uns nun zur entgegengesetzten Seite zurück.

Johannes von Müller war 1793 als k. k. wirklicher Hofrath vereidigt. Auf der Hofkanzlei, seinem täglichen Aufenthalt, hatte er wenig zu thun und stürzte sich sofort in seine historischen Arbeiten, mit einer Ausdauer, gegen die seine frühere Thätigkeit nur ein schwaches Vorspiel war. Wie er es schon mit den Schriftstellern des Alterthums gehalten, excerpirte er alle Thatsachen und Beobachtungen, die er in seinen Quellen vorfand, in 30 Folianten, sodaß jede Thatsache ihren Platz fand. Diesmal waren es namentlich die Byzantiner und Araber, die er studirte, letztere mit Beihülfe des jungen Hammer, mit dem ihn bald eine zärtliche Freundschaft verband. Ursprünglich waren alle diese Excerpte bestimmt, in die Universalgeschichte aufgenommen zu werden, doch sah er bald ein, daß ein Werk von solchem Umfang formlos sein würde, und indem er sich vorbehielt, seine Excerpte als Belege folgen zu lassen, entschloß er sich auf das dringende Bitten seines Bruders und seiner Freunde Herder*) und Jacobi,

*) Herder schreibt Mai 1796: „Sie sehn selbst, wie schöngeisterisch, flach und prahlend jetzt die Art allgemeiner Staaten- und Völkergeschichte wird, da auf der andern Seite die leidige Metaphysik alles zu verschlingen strebt, daß also der gesunde, lebendige, geistvolle Körper Ihrer Geschichte unsrer Zeit sehr noth thut. Ziehen Sie ja die Hand nicht zurück vom Pfluge; er schneidet tief, und hinter ihm geht ein reicher Säemann der Zeiten." Müller selbst, 8. October: „Meine

seine alten Vorlesungen 1795—97 ganz umgearbeitet ins Reine zu schreiben. Diese Handschrift ist die Grundlage der 24 Bücher allgemeiner Geschichte, deren Herausgabe sich bis nach seinem Tod 1810 verzögerte. Eine eigentliche Universalgeschichte ist es nun freilich nicht. Das Register ist zwar vollständig, aber da Müller streng darauf hielt, nur aus den Quellen zu excerpiren und bei der Anlage seines Werks erst im Anfang seiner Excerpte stand, so ist das Einzelne sehr ungleich ausgeführt. Es ist eine Mosaikarbeit, aber von genialen Ideen durchflochten, und nicht blos durch die Weite der Perspectiven, sondern zuweilen durch einen überraschend tiefen Einblick ausgezeichnet. — Die beste Regierungsform ist die, welche die Schnellkraft der Monarchie, die Reife eines Senats und den begeisternden Nachdruck der Demokratie vereinbart. Aber selten gestatten die Umstände einem Lande dieses Glück; größer war immer die Zahl der einfachen Formen, und länger ihre Dauer. Keine Verfassung widersteht auf die Länge den schlimmen Leidenschaften; jede trägt den Keim des Verderbens in sich und es scheint fast wunderlich, wie die Gesellschaft unter so vielfältiger Verderbniß doch noch besteht. Allein die meisten Menschen haben weder für das Gute noch für das Böse eine feste Entschlossenheit. Wenige sind, die nur eins, und dieses Eine aus allen Kräften wollen; und noch dazu müssen auch diese, um die Macht an sich zu reißen, durch Umstände begünstigt werden. Glücklicherweise haben auch unvollkommene Regierungen immer eine gewisse Richtung zur Ordnung; ihre Stifter haben sie mit einer Menge Formen umgeben, die dem Gang der Geschäfte eine gewisse Regelmäßigkeit geben, wofür die Menge eine Art Ehrfurcht bekommt. Je mehr Formen, desto weniger Erschütterungen. — In der Urgeschichte berührt Müller die großen Probleme nur äußerlich, erledigt wird nicht die einfachste Frage. Das Interessanteste sind die Notizen aus den alten Geographen. Von der Begeisterung unsrer Aesthetiker für Griechenland findet sich nur eine Spur: „Wenn der Mensch sich vom Vieh durch die Sprache unterscheidet, wie edel die Nation, welche eine schönere Sprache

---

Ueberzeugungen über viele Dinge sind seitdem fester und höher, auch meine Grundsätze über verschiedene Punkte der Sittlichkeit strenger geworden: daher mir oft scheint nicht genug θειον darin zu sein, und vieles einigen Anstrich von Leichtsinn in Ansehung mannichfaltigen Sinnengenusses zu tragen." „Alles wird so ganz anders, daß der Schriftsteller noch gar nicht vermag, sich den Augenpunkt zu fixiren, und wie kann man treffen, wenn nicht möglich ist zu visiren!" Später: „Die Universalhistorie sollte ein Buch werden, das ich denen, die die christliche Religion nicht kennen, nicht ungenießbar machen möchte; ihr eigentlicher Zweck soll doch Christi seiner — Humanität, und der Inductionsbeweis des Zusammenhangs der Weltgeschichte unter sich und mit einem Plan des Welturhebers sein. Das ist sie noch nicht, soll es aber werden." (11. Januar 1800.)

als alle andern hatte!“ „Die griechischen Demokratien hatten keine planmäßige Organisirung, das Volk keine Maximen, wodurch es vermocht hätte, wieder emporzukommen; diese Nation war an Ideen zu reich, um systematisch zu handeln.“ — In der römischen Geschichte sieht Müller nicht blos die eiserne Abstraction, nicht blos die Zertrümmerung aller natürlichen Zustände, sondern die große sittliche Kraft, welche der Taktik einen wirklichen Inhalt gab. Seine Führer sind Plutarch und Machiavell. Aus dem erstern bringt er die Bilder und Anschauungen mit, Machiavell's Discorsi geben ihm die leitenden Gedanken. Auf kritische Untersuchungen der Verfassung läßt er sich gar nicht oder so oberflächlich ein, daß man diese kurzen Bemerkungen gern entbehren würde. Das Interesse beginnt bei der Darstellung des Verfalls: ein nahe liegender Vergleich drängt sich auf, wenn er von Cicero spricht. „Wenn der Vater der Musen Latiums, von dem Cäsar urtheilte, sein Lorbeer sei um so herrlicher als der militärische, um so mehr es heißen will, die Grenzen des menschlichen Geistes als die eines vergänglichen Reichs erweitert zu haben, wenn Cicero nach der Befreiung Roms von Catilina in weiser Einsamkeit den Wissenschaften gelebt hätte, so würde mancher schwache Zug seiner schönen Seele nicht erschienen sein. Er fühlte nicht, daß er politischen Einfluß nicht nöthig hatte, um in den Jahrhunderten zu glänzen; und er schmeichelte sich vergeblich, daß Tugend und Geist ihm diesen Einfluß versichern könnten. Bei dem fürchterlichen Umsturz der weltbeherrschenden Republick, unter Waffen, Aufruhr, Verbrechen fand M. Tullius sich einzeln mit seinem Genie, seiner zu allem Guten geneigten Seele und seiner in der Ausübung mittelmäßigen Menschenkenntniß; daher er sich bald an den, bald an diesen hielt.“ Auffallend ist, daß Müller dem folgenden Gedanken aus den Notizbüchern von 1774—76 in seiner allgemeinen Geschichte keinen Raum gegeben hat. „Wer Cäsar's Alleinherrschaft mit der damaligen Corruption der Republik entschuldigt, sehe die Folge seiner Revolution als einen Beweis an, daß er entweder die Schädlichkeit des Despotismus nicht gekannt, oder für das gemeine Beste niemals gesorgt habe.“ Daß Tacitus Schüler für das Schreckensregiment der Cäsaren die angemessenen Farben findet, läßt sich erwarten; dankenswerther ist, daß ihn auch der Glanz der Antonine nicht blendet. Unter diesen guten Fürsten, sagt er, scheint die alte Kraft abgenommen zu haben, welche in Zeiten großer Nöthe und Bewegung reift. Der Mangel war unmerklich, solange das Reich unter solchen Herren großer Männer wenig bedurfte, nach ihnen fand es sich hülflos. Es war ein fast übermenschliches Werk, dem Römersinn ein ganz neues Gepräge und allen Völkern Roms jenen zur Erhaltung ihres Gemeinwesens nöthigen einen Charakter zu ertheilen. Daher fanden die Barbaren nur Sittenlosigkeit auf der einen,

wehrlose Rechtschaffenheit auf der andern Seite. Die Stoiker hätten besser gethan, die Leidenschaften leiten als sie tilgen zu wollen; Stagnation ist der Tod, und eben daß der kolossale Körper des römischen Reichs keine Seele mehr hatte, war der Grund seiner Auflösung. Indem die stoische Moral Vorschriften gab, die den meisten Menschen zu hoch sind, veranlaßte sie einerseits viele Heuchelei, andererseits, daß mancher an der Möglichkeit einer solche Reinheit erfordernden Tugend ganz verzweifelte. Diese Weisen waren etwas zu kalt und metaphysisch, sie verbreiteten mehr helles Licht als ein die Keime des Lasters verzehrendes Feuer. Die damaligen Schriftsteller erheben sich nicht mehr zu der Größe der Alten. Man bemerkt den Unterschied von Früchten, welche ein vortrefflicher Boden in der Fülle ihrer Schönheit und Kraft erzeugt, und solchen, die aus Treibhäusern kommen. Plutarch war würdig, einen Trajan zum Schüler zu haben, aber die in seinen Schriften lebende Größe hat er von seinen Helden, vom Alterthum, worüber er sammelte. Der vornehmste Originalschriftsteller dieser Zeiten ist Lucian, der Spötter menschlicher Thorheit, wo immer, in Tempeln, in Schulen, bei Gelehrten, bei Großen, er sie fand. Keiner der Alten verstand wie er, in allem das Lächerliche aufzufinden und mit reizender Einfalt so darzustellen, daß man eine Vertheidigung dawider nicht lesen möchte. — Hier wendet sich Müller zur Religion. „Der menschliche Geist, welcher die Entfernungen der Gestirne mißt, wo kommt er her? wo geht er hin? Hierüber verstummen unsre Sinne. Formeln von Abstractionen sind besser oder unvollkommner gedacht, gesagt, verglichen worden, und nichts scheint gewisser als Ungewißheit." — Zur Beantwortung dieser Frage wendet sich der Geschichtschreiber an die heiligen Ueberlieferungen der verschiedenen Völker. Man kann nicht sagen, daß er tief eingeht. Selbst bei den Griechen findet er im Grund nur den Begriff der Vielgötterei zu erläutern. Voll von der unwiderstehlichen Gewalt, übrigens ohne Zuversicht, wandte sich der Sterbliche auf alle Seiten und erfand, was Erhabenes und Abgeschmacktes ersonnen werden mag, um die Aufmerksamkeit der Götter auf seine Gebete zu lenken. In diesen Zeiten entwickelte sich eine im ganzen unübertroffene Humanität; weil große Seelen sich nicht sowol nach Vernunftschlüssen bilden als aus der Anschauung. Die Kraft der Charaktere nahm ab, als die Begriffe geläutert wurden. Der delphische Gott, welcher dem Themistokles und Lykurg in schlechten Versen, aber nach ihrer Weisheit geantwortet, gab nach Alexander prosaische Sprüche und verstummte um die Epoche der völlig fallenden Freiheit. In der That wurde er seltner gefragt; wie konnte er viel wissen? Als die Geschäfte nicht mehr von Gemeinden und Obrigkeiten abhingen, wie vermochte Apollo das Geheimniß der Cabinete vorzusehn? Auch würde Stillschweigen ihm auferlegt worden

sein. Da wurde die alte Religion mehr und mehr der Gegenstand philosophischer Zweifel und leichtsinnigen Spottes; bald wurde sie unzureichend, auch dem gemeinen Mann Schrecken oder Trost mit voriger Majestät zu ertheilen. In der That wurden durch Veränderungen der Sprachen, Zeiten und Sitten die uralten Symbole verdunkelt, Bilder und Sachen verwechselt. Die Philosophen waren vom Alterthum und Morgenlande nicht hinlänglich unterrichtet, um die Natur der Mythologie zu beurtheilen. Die Unwissenheit ist absprechend; der verstandvolle Stoiker, der witzige Schüler Epikur's, der scharfsinnige Akademiker erblickten nur Thorheit in dem Volksglauben. Die Naturkenner traten ihnen bei. So mangelhaft ihre Wissenschaft war, so schnell schlossen sie aus wahrer oder vermeinter Entdeckung der Ursachen einiger für übernatürlich gehaltenen Dinge, daß wol alles nur Wirkung eines Zusammenflusses von zufälligen Ursachen sei. Sie stiegen nicht höher; nicht bis die Kette von tausend Ursachen an die Handlung der ersten am Thron des Zeus sich anschließt. Einige Formeln gaben dem Witz Triumph über das Gefühl, selbst über gesunde Vernunft. Stolz behaupteten sie, daß alles Bekannte oder Verborgene Ursachen, das System aller Ursachen aber allein keine habe; sie gefielen sich in der um den Menschen und um die Welt verbreiteten Finsterniß mehr als in Erfindung neuer tugendreicher Aussichten. — Das Weltall ist dem Plinius Gott, Gott alles, von Ewigkeit her, in allem, über alles; und vergeblich ihn zu erforschen; er erfüllt alles, alle Sinne, die Seele, den Geist. So dachten alle, die lieber sich den Zeiten fügen, als wider sie kämpfen wollten. So wurden die menschlichen Dinge den Stoikern gleichgültig, weil sie nichts fürchteten und nichts leidenschaftlich wünschten; den Epikureern, die Lebensmühe mit Mitleiden sahen und möglichst wenig von derselben übernahmen. So litt auf beiden Seiten die Kraft, und das gemeine Wohl wurde von beiden ohne gehörigen Eifer betrieben. Das Volk, von den alten Göttern abgewandt, für die hohen Tugenden der Stoa zu natürlich, nicht fein genug für Epikur, war trostlos und sah sich nach fremden Göttern um. Die Aegypter brachten den Serapis; durch das ganze Reich verbreiteten sich Priester der Isis. Das Riesenmäßige, das Wundervolle ihrer alten Geheimnisse, ihres Landes, ihres Geschmacks, setzte den vornehmen und gemeinen Pöbel in Erstaunen; man glaubte ihnen; es war angenommen, daß man nicht fordern dürfe sie zu begreifen. In den irreligiösen Hauptstädten ist der Wunderglaube am größten. Die sittenlosen Römer waren die eifrigsten Arbeiter in geheimen Künsten; sie wußten am besten, welche Leere die Sinnenlust nach vorübergegangenem Rausch der Seele läßt, sie wollten, um sie auszufüllen, Genüsse einer andern Welt. Bei dieser Stimmung der Gemüther, da die Welt ohne Götter war, trug sich zu, daß einige gemeine, un-

aufgeklärte, nicht eben heldenmüthige Männer von dem verachtetsten Volk im römischen Reich eine Religion gründeten, welcher alle vorigen Ideen, Vorurtheile und Gesetze weichen mußten. — Ganz wie der spätere Hegel und logisch vollkommen richtig führt Müller erst hier die religiöse Entwickelung der Juden ein, wie denn auch ohne Metaphysik eine glückliche Divination und eine allseitige Einsicht den wahren Zusammenhang der geistigen Bewegung trifft. — Das Colorit der folgenden Erzählung ist vortrefflich. Man fühlt sich in die orientalische Natur versetzt und versteht die Einwirkungen derselben auf ein empfängliches, der Inspiration fähiges Gemüth. Weniger glücklich ist Müller, wo es gilt die Seele großer Männer zu analysiren. Er behandelt Moses ganz wie Schiller, und sein Werk wie einen künstlich angelegten Plan. Fast naiv klingt folgendes Lob. In zwei Dingen bewies er eine außerordentliche Geistesgröße: daß er die Hauptsache von weniger wesentlichen Dingen, die so oder anders sein können, unabhängig machte, und daß er nicht auf die Ewigkeit seiner gottesdienstlichen Anstalten zählte, sondern seinem Volk voraussagte, es werde wol einst ein eben solcher Prophet kommen, wie er selbst, den soll Israel allerdings hören. — Das alte Testament bleibt eine lehrreiche Darstellung, wie der Glaube der frühsten Welt (von einem einigen Gott, von dem Verhältnisse, worin wir zu ihm stehn, und von einer unsichtbaren Welt) unter den Juden bald so, bald anders erhalten worden, bis er bei neuen Revolutionen unter allen Völkern erneuert und befestigt wurde. — Je geneigter die Zeiten schienen, manches lästig, vieles gleichgültig zu finden, und je mehr die von Moses vorhergesehne Epoche sich näherte, wo ein anderer Prophet den Kern des Glaubens ohne fernere Hülle zu allgemeinem Genuß bereiten werde, desto ängstlicher suchten die Pharisäer dem Zeitalter entgegenzuarbeiten. Alles erwarteten sie von Ueberspannung des nicht mehr Haltbaren; durch verhundertfachtes Joch vermeinten sie den Geist zu beugen, daß er sich gar nicht erheben könne. — Bei diesem Wanken aller alten Religionen wurde Jesus geboren. Seine Lehre war keine andere, als die dem ältesten Menschengeschlecht vom Schöpfer eingegrabene: daß er sei, und alles dergestalt regiere, daß niemand, auch durch den Tod nicht, der Vergeltung seiner Handlungen beraubt oder davon befreit werde. Den wichtigen Punkt fügte Jesus hinzu: daß jene, der Kindheit ungebildeter Völker und der Nachahmung des Alterthums lange nachgesehenen Priestergebräuche, deren Unwerth schon David und Jesaias gefühlt, nun aufzuhören, und auf keinem andern Weg, als dem der Humanität, welche er lehre und übe, das Wohlgefallen Gottes zu suchen sei. Er führte weder eine Priesterschaft noch sinnliche Religionshandlungen ein. Er verband sein eignes Angedenken mit dem Genuß der unentbehrlichsten Lebensmittel. Nur die aller-

ältesten Wahrheiten, deren Idee, da unsre Organisation ihre Ergründung nicht so, wie der sinnlichen Dinge gestattet, allerdings Gott seinem Geschöpf eingepflanzt haben mochte, erneuerte und reinigte er so, wie es nie von irgendeinem Menschen auf eine so allgemein anwendbare Weise geschehn ist. Je mehr die echte Gestalt seines Werks, von Entstellungen unglücklicher Zeiten geläutert, erscheint, um so mehr dringt die Blüte seiner Humanität in die Grundfesten der Gesellschaft; und nachdem wie der Stifter so die Lehren durch die Priesterschaft lange äußerst gelitten und mishandelt worden, scheint jede Entwickelung des Sinns für das Gute und Schöne, und jeder große Fortschritt in der Philosophie neue Gefühle und Aufschlüsse über den Gesichtspunkt und Werth seines Werks zu geben. — Anstatt viel zu fragen, war Jesus gewesen, war die größere Angelegenheit der ersten Christen, was zu thun sei, um das Glück in jener Welt gewiß zu finden, welches im römischen Reich nie seltner war als eben in dem ersten, dritten und den spätern Jahrhunderten. Die meisten waren unwissend, leichtgläubig, wenn eine Sache erbaulich war, meist sehr schlechte Scribenten: edel aber ihre Moral.*) Auch das trug zu der schnellen Ausbreitung bei, daß die Grundlehren des Christenthums eine Art Appellation an den gemeinen Menschensinn waren, der schlafende Gefühle zum Leben, mangelhafte und entstellte Begriffe zur Vollkommenheit rief, indeß in ihm vieles war, das eine den Wünschen und Meinungen des Zeitalters nicht ungünstige Deutung zuließ. — Nicht lange darauf entstanden nichtswürdige Streitfragen über das Verhältniß Jesu zum ewigen Vater, wovor er selber gewarnt. Aus diesen bildete sich ein so-

---

*) „Die Benutzung der Kirchenväter für die Geschichte, heißt es an einem andern Ort, ist eine nicht leichte Sache. Salbung, Moral, zärtliche Verehrung des Religionsstifters haben sie, aber viele ihrer Schriften tragen unrechte Namen; in andere hat heilige Einfalt Märchen aufgenommen: hin und wieder erlaubten sich die guten Väter einen frommen Betrug. Die schlechte Schreibart der meisten, ihre Misbegriffe, die Schwächen einiger machen dem Christenthum Ehre: diese guten Männer haben einen so reinen, hohen Lehrbegriff nicht erdacht; nicht sie haben über die griechische und römische Religion gesiegt." — Später, 22. Januar 1800: „Eins, was mir oft Räthsel war, wie die besten Kaiser haben Verfolger der Christen sein können, verstehe ich nun recht gut: ich würde es wol auch gewesen sein. Denn ich sehe, daß man von Ergreifung der Massen für das gemeine Wesen, daß man selbst von Civilisation gar nichts hören wolle, überhaupt kommt doch auch gar kein Wort von einiger Theilnahme am Schicksal dieser Welt vor. Das qualificirte nun freilich besser zu Bürgern einer andern. Was für Folgen mußte diese Denkungsart, je allgemeiner sie würde, haben? Ich merke wohl, wozu die Vorsehung dieses benutzte, aber daß ein Regent es misbilligen mußte, ist natürlich."

genanntes System, nämlich eine Reihe nebeneinander stehender Sätze und Bestimmungen, deren Grundfeste Misverstand war; wodurch der Glaube, der durch die leitende Vorsehung für zwei oder drei wichtige Sätze von Zeit zu Zeit erneuert worden, an eine unendliche Menge Observanzen und Subtilitäten gefordert und ein Joch wurde, das in Verbindung mit der politischen Lage des Reichs und mit dem Verfall der Literatur nicht wenig zu Erniedrigung des Geistes und Herbeiführung langer Barbarei wirkte. So wurde das Werk Jesu durch die Menschen verdorben. Jedoch wie keine Weltbegebenheit ohne zweckmäßiges Verhältniß zum Ganzen bleibt, so trug sich zu, daß ohne Wissen der Urheber auch die Hierarchie eine Zeit lang zum öffentlichen Besten wirkte. Als die wilden Krieger aus Norden das unaufhaltbar fallende Reich zerstörten, würde Europa geworden sein was die asiatischen Länder unter den Türken, wenn nicht jene ein in voller Kraft aufsprossender Größe stehendes, durch Heiligkeit imponirendes Corps im römischen Reich angetroffen hätten, welches auf ihre rohen Geister freilich nicht mit Liebeslehren und feiner Humanität wirken konnte, aber mit der Zuchtruthe des Kirchenbanns, dem Teufel und seinen Engeln, den Schrecknissen des höllischen Feuers unsre erschrocknen Väter im Zaum zu halten wußte. Hierdurch gelehriger, wurden sie reinerm Licht, wozu die Geistlichkeit aus dem Alterthum den Zunder hinübergerettet hatte, zuletzt empfänglich; durch eine Form von Religion fähig, nach und nach die Religion selber zu erkennen, und mittels dieser Erziehung endlich den Alten gleich zu werden, ja in vielem sich über sie emporzuschwingen. Der Mensch im ganzen ist Werkzeug der unsichtbaren Hand.*) Das Christenthum, wie es 326, 381, 431, 451, 453 geworden, war dem Orient unbrauchbarer als der Islam, welcher billig herrscht, bis in dem denkenden Europa das zur wahren Reife gedieben, was denselben verdrängen oder eben auch läutern wird. „Der Koran hat von Gott, von der Vorsehung,

*) Man sieht, daß die mystische Periode vorüber war. Lavater wurde wieder durch Herder verdrängt, die specielle christliche Offenbarung durch eine fortgesetzte Weltoffenbarung. „Mein Gesichtspunkt wird immer umfassender, vereinender und ich überzeuge mich, daß Gott keinem einzigen Volk sich unbezeugt gelassen, sondern jedem gegeben, was (nach seiner Art) für sein Heil nothwendig ist.“ (16. December 1795.) „Windig sieht es freilich aus mit dem alten Körper, den man Dogmatik nennt; die Seele aber, die Religion wird, wenn jener fällt, sich freier und schöner emporschwingen. Die christliche Religion ist so erstaunlich einfach, daß man sie an sich fast gar nicht packen kann; sie wird alles überleben, weil sie mehr oder weniger in allem Guten und alles Gute in ihr ist. Eine Hierarchie kennt sie bekanntlich gar nicht. Sie ist fast mehr negativ als positiv. So wenig ich das unverschämte Benehmen mit ihren heiligen Urkunden billige, so gewiß ist anderseits, daß eine Läuterung nothwendig war.“

der Zukunft und den Belohnungen und Strafen viel Herrliches, besonders aber den Begriffen und Bedürfnissen seiner Nation Angemessenes, ist mir in mancher Rücksicht weit lieber als die Schultheologie, welche damals die griechische Kirche schon so sehr verunstaltete, und hob mir den oft drückenden Zweifel, wie Gott habe können den Orient diesem Glauben überlassen; dieser Glaube ist für ihn gemacht, enthält die Hauptpunkte, wodurch der Mensch Gott gefällt, und war vielleicht das einzige Mittel, wodurch die Wiederkehr des Polytheimus in jenen Ländern verhindert werden konnte; denn in der griechischen Kirche war zu dem letztern schon viel Same gestreut." Den Einfluß der Araber auf die wiederauflebenden Wissenschaften findet er eher nachtheilig. Die Araber brachten unsern Vätern Autoren, die weder sie noch diese verstanden. Die Gelehrsamkeit wurde ein Wortprunk. Das Anstaunen des Aristoteles war ein Joch mehr für den durch Misverstand der Bibel gebeugten Geist. — Kühner Glaube gründete das Reich der Araber; väterliche Herrschaft war seine Form; sein und des Volks Charakter machte es glücklich und groß. Soll ich die einfachen Sitten Karl's des Großen und die Pracht des Fürsten von tausend und einer Nacht, die Festigkeit der fränkischen Krieger und das Feuer der Araber, unser langsames Hervorschreiten aus der Barbarei, und die plötzliche Erscheinung eines Glaubens, eines Weltreichs, einer neuen Cultur bei den Arabern vergleichen! Es wäre die Parallele des Verstandes mit dem Gefühl und der Einbildung; und man sähe hier den Schwung von Menschen, die eine Vorstellung über die scheinbare Grenze der Möglichkeit erhöht, eben dieses Feuer sich nach und nach mindern, von Zeit zu Zeit neu emporleuchten, endlich in alte Trägheit verloren; dort langsamere Entwickelung der Vernunft, standhaft in ihrer Thätigkeit, hunderterlei Irrthümer und Leidenschaften versuchen, sich nach und nach stärken, zuletzt eine Lichtmasse bilden, welche zugleich die Kraft großer Dinge und kalte Berechnung des Thunlichen zuläßt. — Die Morgenländer blieben sich gleich; man sah Dynastien sich so schnell wie jene des Nebukadnezar oder Cyrus bilden, und ebenso leicht sich schwächen, auflösen, zerfallen. In den Abendländern zeigte sich nach langen stürmischen Bewegungen, wie nach und nach ein Volk die Gewalt des andern beschränkte und sie einander nöthigten, durch Landbau und Handel zu suchen, was ihre Väter dem Schwert schuldig waren. Hieraus entstand nicht allein Civilisation, sondern auch bei den durch unsre Väter in Banden der Leibeigenschaft gehaltenen Menschen Selbstgefühl und Muth für Freiheit; es erhoben sich einige zur Betrachtung der Natur, Prüfung des Glaubens und Auseinandersetzung der Menschenrechte. — Vom Ost, wo man wärmer fühlt und die Einbildung sich höher schwingt, waren alle Religionsformen gekommen; diese anschaulichen, sinnlichen

Vorstellungen erhielten im Abendland eine speculative Gestalt. Im Orient waren Gesetzgeber und Helden durch sie begünstigt worden. Bei uns wirkten sie auf Cultur und Ordnung. In Europa war mehr Kunst und Beharrlichkeit in Planen; im Orient eine augenblicklich alles umwerfende Kraft. Dadurch blieb dauerhafte Oberhand uns; und je gesitteter und aufgeklärter ein europäisches Reich, um so mächtiger wurde es. — Wie das Leben der Natur durch Wirkung und Gegenwirkung entgegenarbeitender Kräfte besteht, wie die Religion die ewige Ruhe nicht hier gibt, sondern zu Kämpfen des Lebens stärkt, so bedarf der menschliche Geist großer Durchschütterungen, um zurückgekehrt in sich die von Gott in uns gelegte Kraft aufzurufen, daß sie sich entwickele und erhebe. — Als Spanien, Neapolis, Sicilien, Oestreich, Burgund, die Krone des deutschen Reichs, Mexico und Peru und bald auch Böhmen und Ungarn im Hause Habsburg vereinigt worden waren, retteten zwei Männer die europäische Freiheit, d. h. die Coexistenz mehrerer Staaten, deren jeder seine eignen Gesetze und Sitten haben, und denjenigen, welche das Schicksal unter einer Regierung verfolgt, eine sichere Freistätte unter vielen andern öffne. Dadurch geschieht, daß die Fürsten nicht gar soviel wagen, als sie könnten, und nicht ganz so wie die asiatischen Despoten der Sorglosigkeit sich überlassen dürfen, sondern die Wirkung und Gegenwirkung von mancherlei Interessen in Europa ein gewisses Leben unterhält. — Diese beiden Männer waren der König von Frankreich und Luther; eine Zusammenstellung, die für Müller charakteristisch ist. In derselben Zeit, wo ziemlich allgemein die Ueberzeugung sich verbreitete, daß die Glaubenstrennung für Deutschland ein Unglück gewesen sei, erklärt sie Müller für eine Förderung der deutschen Freiheit. Man sieht in diesem Abschnitt am deutlichsten, wie ihm die Gedanken und die Verbindungen derselben aus einzelnen abgerissenen Notizen hervorgehn; man sieht es um so mehr, da er sich hier zum ersten mal bemüht, auch die Personen zu charakterisiren. Selbst die Sprache hat etwas Embryonisches; aber das Material für die Porträts ist vortrefflich, und wenn man die Darstellung von Karl 5., Luther, Philipp 2., den Jesuiten u. s. w. mit den viel feiner ausgeführten Bildern Ranke's vergleicht, so entdeckt man eine auffallende Verwandtschaft. Ranke hat es besser verstanden, die Spuren seiner Farbenmischung zu verwischen, während Müller offen die Palette vorweist. Ranke's Hauptquelle, die venetianischen Gesandschaftsberichte, waren auch Müller's Lieblingslectüre und das Urtheil ist bei beiden von einer staunenswerthen Objectivität. Doch bleibt Müller im wesentlichen seinem Princip getreu und verräth bei seiner Würdigung Luther's, wie die Mystik ihn nur oberflächlich berührt hat. Luther wurde, wie es in Revolutionen leicht geschieht, hauptsächlich durch Widerspruch und Widerstand viel weiter gebracht, als er anfangs

gehn wollte. Er lehrte nichts Neues (was kann der Mensch von übersinnigen Dingen mehr wissen, als in seinen Ueberlieferungen, Wünschen und Gefühlen von jeher war?), hingegen zerstörte er ein großes Theil der fremden Bekleidung, womit in finstern Zeiten die Wahrheit verhüllt worden. Was er stehn ließ (weil die ungeübten Blicke für den vollen Glanz zu schwach waren), das gab er den Zeiten einer spätern Reife hin. — Die Ironie gegen die theologischen Streitfragen, gleichviel welcher Partei, hat mitunter etwas sehr Liebenswürdiges. — Mit vorzüglicher Aufmerksamkeit verfolgt er von da an die Fortschritte der Kriegs- und Finanzwissenschaft, die beiden wichtigsten Hebel des modernen Absolutismus. Mit Grauen sieht er die immer wachsende Macht der Fürsten, ihre Rechtsansprüche und ihre idealen Motive behandelt er mit gebührendem Spott. Auch im Sturz der Jesuiten sieht er nur einen neuen Sieg der rohen weltlichen Gewalt über die geistigen Interessen. Endlich am 26. September des 1772sten Jahrs, in dem 1296sten, seit nach dem Untergange des abendländischen Kaiserthums ein System zusammen existirender Staaten sich in Europa zu bilden begann, wurde den Grundsätzen und Verträgen, auf welche ihr Dasein und ihr Gleichgewicht nach und nach gegründet worden, der erste Hauptstoß beigebracht. Es war die Theilung Polens: Gott wollte damals die Moralität der Großen zeigen.*) Die Leidenschaften sind so alt als das menschliche Herz und Ungerechtigkeit war mit der Uebermacht auch vor Zeiten verbunden; aber die neue Organisirung des Systems der militärischen Mächte erregt für alle nicht durch sich gewaltige Staaten die doppelte Furcht, daß zwei oder drei durch scheinbaren Vortheil gegen sie vereinigt in kurzem allen nacheinander ihren Willen zum Gesetz machen dürften, oder daß die Heere, unwillig um geringen Sold Werkzeuge der Willkür zu sein, Forderungen erregen möchten, welche

*) Kann man sich eine treffendere Satire vorstellen als die Geschichte der Revolution, welche Gustav 3. in Schweden durchsetzt. „Der Reichstag wurde versammelt; die Garnison und Garde umgaben das Haus; der König im Ornat und der Krone, mit Gustav Adolf's silbernem Hammer in seiner Hand, erschien, trat auf und redete: von der Gefahr der Parteiungen, von der Tyrannei der Aristokraten, von dem Fluch, den sie auf das Land bringe (man erkenne ihn in der Theurung des Brots), von alten Rettern der Nation und wie er ihr zweiter Gustav Wasa sein wolle; er gedenke nach Gesetzen zu regieren, er hasse die Willkür. Die neuen Gesetze wurden verlesen: der Senat solle künftig von dem König ernannt, von dem König der Reichstag berufen und aufgelöst werden; der König soll die Macht haben, altbewilligte Auflagen ferners zu erheben, im Nothfall neue zu bestimmen. Alle Macht, sowol zu Wasser als zu Lande, Krieg, Friede und Tractaten hängen von dem König ab: von ihm werden alle Aemter und Würden vergeben."

entweder neue Lasten der Völker, oder die Auflösung der Ordnung herbeiführen dürften. Solche Krisen der Menschheit haben manchmal die unerwartetste Wendung bekommen; unvermuthete Dinge können die Waffen, welche man fürchtet, in ihrer Wirkung aufhalten, ja wider die wenden, welche sie führen. Was anders sind die, welche alles zu bewegen glauben, als Räder, die nicht allein dahin gehen, wohin sie wollen, sondern geführt von dem unerforschlichen Geist? Auch wir wollen über das nicht zu Aendernde getrost sein. — Auf jene Periode seines Lebens, wo er nicht abgeneigt war in den Dienst des Papstes zu treten, blickte Müller nur noch wie auf einen Traum, und die fortgesetzten Zumuthungen katholisch zu werden lehnte er zwar nicht so kalt als man wünschen mochte, aber doch mit Bestimmtheit ab. (1794, 1795 und 1798.) Desto entschiedner wurde seine Abneigung gegen die Revolution, und diese brauchte man, ihn noch einmal zur politischen Schriftstellerei zu verleiten. Der Hof veranlaßte ihn 1795, über den preußischen Separatfrieden zu Basel zu schreiben, es geschah mit der Bitterkeit eines Cato. Gleichzeitig vertheidigte er das Erbrecht Ludwig's 18. und suchte nachzuweisen, daß nur durch Wiederaufrichtung des legitimen Throns dem zerrütteten Europa der Friede wiedergegeben werden könne: er schilderte Frankreich in den abschreckendsten Farben. Noch leidenschaftlicher wird der Ton in den Gefahren der Zeit (August 1796). „Es gibt für jedes Volk Zeiten, wo die Vorsehung durch eine drohende Noth es aufruft, darzustellen, ob etwas in ihm sei. Gewöhnliche Maßregeln verlieren alsdann die gewohnte Kraft; bald sollte man glauben, daß die gewissesten Grundsätze und Wahrscheinlichkeitsberechnungen falsch geworden; alle Kunst scheint eiserner Nothwendigkeit zu weichen, und Himmel, Elemente, Meinungen, Gefühle sich verschworen zu haben, entweder einem gewaltigen Feind Unaufhaltbarkeit oder seiner nur illusorischen Größe präpotente Realität zu geben: es stürmen Winde und Wogen, durch deren Stoß alle Grundfesten erbeben. Das neue Evangelium der Freiheit und Gleichheit kann seine wärmsten Verehrer nicht mehr begeistern, als man im 17. Jahrhundert für Glaubensformen war. Auch diese Aehnlichkeit hatten jene mit unserm Krieg, daß an jedem Hof und auf jedem Dorf die nichtherrschende Partei heimlich eifrige Anhänger hatte. Aber beiden Parteien blieb die heilige Schrift alten und neuen Testaments, die Verehrung der Majestät, hergebrachte Organisation der Verwaltung, das Eigenthum der Edeln, der Bürger und Landleute, die Moralität gesitteter Völker: dahingegen kein Stein, keine Fuge in dem ganzen Gebäude unsrer Verfassungen und Sitten, keine Andacht, keine Verehrung und Liebe auf dem Fürstenstuhl und in der Hütte des armen Mannes ist, so jetzt nicht in Gefahr wäre, gebrochen, zerrissen, entweiht zu werden." „Ich will nicht

sagen, daß der, auf den wir getauft sind, auf dessen Blut wir Vergebung hoffen, den selbst Arabiens Prophet als künftigen Richter der Erde verehrt, eben die zu Feinden hat, welche unser Staat: denn der im Himmel wohnet lacht ihrer, und der Höchste hat seinen Hohn mit ihnen; ein Wort mag er reden zu seiner Zeit, so sind sie dahin, und winken, so sind sie verschwunden." Das Elend Oestreichs liegt nur darin, daß es jedem freisteht, auf die Regierung zu lästern. „Der Verrätherei werden wenige Vollziehungsfälle eines einigen Gesetzes vorbeugen: daß, wer angegeben wird, von Friede gesprochen zu haben, ehe der Feind in seiner alten Grenze ist, oder eine Maßregel zu tadeln, ohne der Behörde eine bessere an Handen zu geben, oder irgend Freund unsers Feindes zu sein, von Geschwornen öffentlich summarisch gerichtet, und wenn er überwiesen wird (sei er, wer er will), als Feind des Vaterlandes dem Volke preisgegeben werde." „Wo gewöhnliche Mittel nichts helfen, ist nichts verloren, solange außerordentliche möglich sind." „Das ist die Gleichheit, wenn alle streiten; das ist die Freiheit, wenn man nichts fürchtet; der siegt, der ernstlich will. Oestreicher, meine Mitbürger! ihr wollet Frieden mit Ehren? Seid Männer! ça ira!" — „Das ist das Geheimniß des Sieges: die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, alles zu vergessen, um jetzt nur eins zu wollen, eins zu sein, mit aller Kraft eins zu suchen. Und was ist dies Eine? — Der Eckstein der Verfassung, der Kaiser. Der Kaiser unser Vater und Herr, rede! wir hören. Er ordne an! wir sind da; wir sind sein! In seiner weiten reichen Monarchie hat kein rechtschaffner Unterthan einen Tropfen Blut, einen Heller Eigenthum, der nicht für die gemeine Sache, der nicht sein sei." — Sein Haß gegen die Revolution verbindet sich mit dem Haß gegen die idealistische Phrase; schon die Worte: Aufklärung, Vernunft, Freiheit mag er nicht hören. „Sobald wir für eine ungewisse Zukunft die Bedürfnisse des Augenblicks vergessen, träumen wir in das Schattenreich. Das ist eben eine Kunst der Franzosen zu machen, daß die Greuel als vorübergehende Kleinigkeiten dem Hirngespinst entfernter Glückseligkeit geopfert werden. Ich danke den Alten und der Geschichte, daß dergleichen Gaukelei mich nicht täuscht. Sie wollen, daß wir den Blick ins Empyreum richten, indessen sie unsre Taschen bestehlen. Nicht anders thaten in den mittlern Zeiten die Pfaffen." — Diese Abneigung gegen alle begriffliche Construction in der Wissenschaft wie im praktischen Leben ist der Leitton in den zahlreichen Recensionen jener Periode. Müller war damals unbestritten die erste Autorität in der Geschichte, die gefeiertsten Schriftsteller huldigten ihm und jeder junge Mann von Streben und Talent brachte ihm die Erstlinge seiner historischen Muse unter warmen Worten der Verehrung: Müller's wohlwollendes und empfängliches Gemüth konnte diesen Zeichen allgemei-

ner Anerkennung nicht widerstehn. In der Regel vergalt er es durch eine günstige Anzeige, er wird fast nur da bitter, wo der Schriftsteller vermessen über die beglaubigten Thatsachen hinausgeht. Als einer seiner entschiedensten Günstlinge, der junge Woltmann in Jena, 1796 einen Grundriß der ältern Menschengeschichte schrieb, nahm Müller Gelegenheit, sich über den Begriff einer Philosophie der Geschichte überhaupt auszusprechen. „Der Verfasser möchte den Stoff mit dem höhern Geist der kritischen Philosophie beleben und durch allgemeine Formen die bisherige Ansicht weltbürgerlich erweitern. Er bestimmt den Begriff der Menschengeschichte als eine Darstellung der ununterbrochenen Vervollkommnung der bürgerlichen Verfassungen und des Staatenverhältnisses: eine Bestimmung, welche jeden Leser um so begieriger machen muß, sie ausgeführt zu sehn, je weniger etwa sein nicht so erhabner Sinn zu einer so schönen Aussicht in seinen Erfahrungen und in der Kenntniß der Thatsachen Grund zu finden weiß. Was ist unser Geschlecht? Nicht dieses oder jenes, durch den Einfluß glücklicher Umstände für eine Zeit lang etwas höher gehobene Volk, welches durch andere Zufälle, wo nicht selbst nach der Natur der Sache in einem wenig entfernten Zeitalter wieder sinkt, oft ohne daß die Summe seiner Geistescultur an ein anderes Volk zu neuer Bearbeitung überginge. Der menschenfreundliche Geschichtsdichter tröstet damit, daß Zeitalter sichtbarer Abnahme der Entwickelung nöthig sein möchten, um die außerordentlichen Fortschritte der folgenden Zeiten möglich zu machen. Schließlich schwingt er sich in Condorcet's Regionen der fernen Zukunft, wo der nun rege Keim allbeglückender Freiheit und Gleichheit (nach Verwüstung alles Vorhandenen) eine neue Erde und das goldne Zeitalter für alle Nationen erschaffen haben wird. Bis dahin, dächte ich, ließen wir es anstehn, die wunderbaren Schicksale einem allgemeinen Grundsatz unterzuordnen. Wir sind noch zu jung (erst seit Moses oder Cyrus); noch konnten wir nicht durch genugsam wiederholte Erfahrung das Auge so schärfen, daß wir bei verstohlenem Blick in das Buch der Ordnung Gottes nicht in Gefahr wären, unsre Ideen und Wünsche seinem Gesetz unterzuschieben. Es ist entschuldigenswerth, den dichterischen Sinn an solchen idealischen Aussichten zu weiden: aber zu lange darf auch der Adler nicht in die Sonne sehn; man möchte doch endlich für die Haupterforderniß (die Sachen so zu sehn wie sie sind) und für die demüthigere Beschäftigung (bei oft schwachem Licht die kaum halbhellen Gänge der Geschichte einzelner Menschen und Völker zu durchwandern) die Lust, wo nicht das Geschick verlieren. Der wahre Zweck der Geschichte ist die Bildung des Menschen zum praktischen Leben; sie soll ihn herunterführen von den gigantischen Luftschlössern der Speculation und Phantasie; nicht seine Einbildung, sondern seinen Ver-

stand und sein Herz beschäftigen; die Welt nicht wie er sie haben möchte, oder mit Hülfe einiger guten Freunde umzuschaffen hofft, sondern wie sie war und ist, die Verfassungen nicht nach abstracten Theorien, sondern in dem Geist ihrer Institutionen und in ihrem Zusammenhang mit Localverhältnissen und hundert Umständen, überhaupt was die Philosophie generalisirte, individualisiren und den Menschen ja nicht lehren, in Hoffnung auf ungewisse Zukunft und idealisches Glück später Geschlechter die Pflicht zu vergessen, seine Zeitgenossen glücklich zu machen." Es ist begreiflich, daß Müller bei diesen Grundsätzen an der Polemik seines Freundes Herder gegen Kant den lebhaftesten Antheil nahm, aber auch Nicolai dankt er 17. September 1796 auf das lebhafteste für den warmen Patriotismus in seiner Bekämpfung des Misbrauchs, „welcher seit einigen Jahren mit der kritischen Philosophie getrieben wird und uns mit einem Rückfall in Scholastik und Barbarei bedroht. Während meines Geschäftslebens zu Mainz hatte ich für Studien zu wenig Muße, um dem Anfang und Fortgang dieser literarischen Revolution zu folgen; hier wo ich ungleich besser studire, ist mir begegnet, die empfohlensten Schriften, die ich etwa lesen wollte, gar nicht zu verstehn; es war eine neue Sprache aufgekommen, ich fand mich wie ein Mann aus dem vorigen Jahrhundert. Zwar meine ich Kant selbst, und etwa Reinhold hin und wieder, endlich gefaßt zu haben; aber weder kann ich finden, daß des wesentlich Neuen und Wichtigen so gar viel ist, noch verstehe ich die Anwendung, welche man von diesen Formeln jetzt auf alles machen will. Ich verstehe meine eigne Wissenschaft, ich verstehe die Geschichte wie sie nun werden soll nicht mehr. Aber so unangenehm es mir wird, wieder in die Schule gehn zu sollen, so wollte ich, wenn die Nothwendigkeit mir einleuchtend wäre, noch recht gern mich bequemen, wenn ich nicht durch eine mir weit empfindlichere Bemerkung vollends mismuthig würde: diese besteht darin, daß vor lauter Spitzfindigkeit aller Wahrheitssinn sich mehr und mehr verliert. Die nahrhafte Speise, die ich von Jugend auf bei den Alten fand, sehe ich mit lauter crême fouetté vertauscht, und die voll Wind von den Akademien kommenden Jünglinge von so verdorbner Verdauungskraft, daß jene ihnen gar ungenießbar ist. Sie haben einen Dünkel, der nach den Umständen sie unbrauchbar oder gefährlich macht und dem Staat selbst so bedrohlich ist als die Theorien der französischen Sophisten. Um deswillen war mir so erfreulich, daß Lessing's und Mendelssohn's Freund, und seit den Literaturbriefen gleichsam der Pflegvater unsrer guten Literatur, endlich ein Wort der Wahrheit hierüber gesagt hat. Viele werden schreien, eben weil es trifft; aber es wird wirken, und andre zu gleicher Sprache ermuntern." — Ebenso begrüßt er Nicolai's Satire gegen Fichte (Juli 1798): „Diese

Schrift soll viel beitragen, durch die Geisel des Lächerlichen eine Raserei zu verscheuchen, welche zur ungelegensten Zeit, als die Köpfe schon anderweither verschroben waren, erschienen ist, um das Maß der Verwirrung zu erfüllen. Ich kann die kritische Philosophie nicht von vorn beurtheilen, da ich sie nicht studirt, ja die Acten bald beiseite gelegt habe, weil ich sie nicht verstand: aber die vorbintige Erfahrung habe ich seit zwölf Jahren gemacht, daß sie talentvolle Jünglinge sowol durch Eigendünkel als durch Unwissenheit unbrauchbar macht." — Am derbsten äußert er sich 1806 über Molitor's Dynamik der Geschichte: „Unsern Vätern, so viele derselben seit Moses und Herodot Geschichte geschrieben oder gelesen haben, schien sie eine Vergegenwärtigung vergangener Dinge, zu dem Zweck, den gegenwärtigen Zustand und alle Einrichtungen aus dem Geist ihres Ursprungs zu erklären und für alle Künste des Kriegs und des Friedens lehrreiche Beispiele in Erinnerung zu bringen. Selbst in den heillosesten Zeiten der dürrsten Scholastik blieb der historische Vortrag von den Grillen der Theoretiker meist unangetastet. Das ist die Dynamik der Geschichtschreibung, die da lehre, so viel Licht in den Kopf und so viel Feuer in das Gemüth zu bringen, daß dadurch Thatkraft für das Vaterland geweckt werde. Jetzt, wo das Geschelle jährlich neugemachter Formeln die altväterischen Ideen von Freiheit, Muth, Selbständigkeit, Ehre übertönt, wo die Erklärung des Ursprungs und Geistes bald aller Verfassungen in einem Wort ist: „„er wollte es so!"" und wo wir zu unsrer Bequemlichkeit der mühseligen Sorgen für Sicherheit und Eigenthum immer mehr entladen werden, hat freilich die Muse der Historie diesem Geschlecht nichts weiter zu sagen. Da kommen unsre Jünglinge, sonst bewundernde Hörer des Alters, jetzt, ehe sie die Wissenschaft durchstudirt, mit Resultaten fertig; allerdings sehr erhaben, denn sie bauen die Pyramide von oben herunter; wohlversehen mit einem furchtbaren Apparat von Productivität und Eductivität, Identität und Duplicität, Activität und Passivität, Sub- und Objectivität, Dualität und Triplicität, und Gott weiß wie viele Polaritäten, lauter hohen Dingen, wovon die Helden der Tage von Marathon, von Sempach und von Roßbach nichts gewußt. Seit wir nicht einen Schweinestall mehr zu vertheidigen wissen, helfen wir Gott das Universum machen; seit wir nicht mehr wissen, wer in acht Tagen unser Herr sein wird, speculiren wir über den Plan des Ewigen mit seiner Welt." — Auch die Schweiz wurde endlich in die Revolution hineingerissen, eine Hand erhob sich gegen die andre und diese Verwirrung gab endlich den Franzosen Gelegenheit, sich eines Theils der Schweiz zu bemächtigen. Von allen Seiten fragte man den berühmten Geschichtschreiber der Eidgenossen, der so oft über die Zukunft geweissagt und dem man jetzt, obwol mit Unrecht, einen mächtigen Einfluß am kaiserlichen Hof zuschrieb, um Rath, aber die feurige

Rede von 1786 war vergessen, von durchgreifenden Reformen war keine Rede und der östreichische Hofrath konnte seinen Landsleuten keine andre Weisung ertheilen, als schleunigst zu den alten Zuständen zurückzukehren und die Gunst der Höfe, namentlich Oestreichs, dadurch zu erkaufen, daß man nicht blos jede politische Rolle aufgebe, sondern auch jede revolutionäre Neuerung mit der Wurzel beseitige. Die neue Wahlversammlung zu Schaffhausen wählte ihn am 6. April 1798 zum Mitglied des helvetischen Obergerichtshofes, er lehnte es ab, und in der That war für ihn in der Schweiz keine Stelle mehr, er hatte es mit allen Parteien verdorben. „Ich ergebe mich der Führung Gottes, wenn er mich auch in den Tod leitete; wo wäre der Verlust? — Ich habe meine mir vorgezeichnete Laufbahn zwar nicht erfüllt; aber läßt sich bei diesen Weltumständen hoffen, daß ich's könnte? und ich bin des Misverständnisses, des Verkennens, des Neckens, der Kleingeisterei und Großbüberei übersatt." „Ich verirre mich immermehr in die dunkeln Regionen, seit einiger Zeit habe ich das Weissagen an mir. Ich habe eine Schrift angefangen, welche in diesem Geist alles warnend, ja schreckend ankündigt: Kassandra, oder über die Natur und Ursachen des Falls der bisherigen europäischen Staaten. Es ist über mich gekommen; ich konnte nicht länger schweigen, mußte zeugen. Uebrigens weiß ich, daß es nichts helfen wird: sie haben Augen und sehn nicht; und da alle Ideen durch die Sinne kommen, was ist zu thun, wo sie ganz verwachsen sind! Ein fürchterlicher elektrischer Schlag wird das caput mortuum wieder aufrühren, aber das Gehäuse, worin es ist, zersprengen." (2. August 1798.) „Welche Aussicht! In dem uralten Bau der Staaten laufen Rasende, wie einst in Tschilminar der berauschte Sohn Philipp's, mit Fackeln umher; bald brennt hier ein Thurm empor, oder bricht dort eine Zinne herab; bis alles in Schutt sinkt. Dann wird die Wohnung der Freude und Pracht von wilden Thieren besessen, die aus den eisernen Thoren, hinter die Gog und Magog verschlossen waren, hervorstürmen; Verwilderung wird das Ende sein, und die neue Reihe Entwickelungen mannichfaltiger Cultur jenseit Thule wieder beginnen und herab, über Polynesien hin, in fernen Jahrhunderten, etwa im alten Orient, wieder mit unsrer Halbkugel den Faden anknüpfen." —

Ist die Geschichtschreibung in der Lage, durch ihre Einsicht in den concreten Zusammenhang des Lebens den Idealen und Abstractionen des speculativen Denkens entgegenzutreten, so fällt ein ähnlicher Beruf dem Humor zu, der seiner Natur nach die Welt der Erscheinung im Detail

auffaßt, auf das Vortreffliche und Verkehrte gleichzeitig sein Augenmerk richtet und jeden falschen Schimmer zerstreut. Der Humor ist bei uns nicht so natürwüchsig entstanden wie bei den Engländern, denen die Sprache außerordentlich zu Hülfe kommt; die besten Talente, wie Lichtenberg (1742—99) blieben im Fragment stecken. Durch die kräftige sinnliche Form näherte sich Thümmel (1738—1817) in den „Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" (1791—1805) der Form des Humors. Der eigentliche Humorist der Zeit ist Hippel (1741—96) seit 1780 erster Bürgermeister in Königsberg, mit Kant und den andern bedeutenden Männern jener Gegend in den engsten Beziehungen. Seine Erscheinung hat etwas Räthselhaftes, weil seine natürlichen Voraussetzungen seiner erworbenen Bildung widersprechen. Als Knabe zeigte er einen großen Hang zur Einsamkeit und religiösen Schwärmerei, und diese dauerte noch in den ersten Jahren seiner theologischen Studien fort. Allein in seinem äußern Leben riß er sich bald von diesen Stimmungen los: die Rechtswissenschaft verdrängte die Gottesgelahrtheit, er steckte sich ein festes Ziel des Ehrgeizes vor und wandte mit unerbittlicher Verstandesconsequenz alle Schritte seines Lebens diesem Ziele zu. Wenn aber sein Verstand frei war, so blieben in seinem Gefühl immer noch Fasern der frühern Neigung, und indem er beides ineinander zu arbeiten strebte, ergab sich der Humor als die natürliche Form seiner Schriften. Dazu gehören die Lebensläufe nach aufsteigender Linie, 1778—81, die Abhandlung über die bürgerliche Verbesserung der Weiber, 1792, die Handzeichnungen nach der Natur, 1790, und die Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z, 1793—94. Es macht einen wunderlichen Eindruck, daß gerade in der Stadt, wo Kant durch eine strenge Methode des Denkens den Geist aus seiner schlechten Individualität zu treiben mit so vielem Eifer sich bemühte, die Sonderlinge und Mystiker eine so ansehnliche Stellung behaupteten. Dort blühte jenes Ordenswesen, aus welchem Zacharias Werner später seine mystischen Theaterstücke herleitete. Hippel hat dieses Ordenswesen in den Kreuz- und Querzügen verspottet, aber das Buch macht einen niederschlagenden Eindruck, denn es erhebt uns nicht durch Freiheit des Blicks, wie Don Quixote, über die Kläglichkeit seines Stoffs, sondern es drückt ein unruhiges, unbehagliches Gefühl aus, welches fortwährend geäfft sich doch stets zu neuen thörichten Versuchen entschließt. In den Lebensläufen sind einige kostbare humoristische Schilderungen: wie die Mutter den Knaben in die Speisekammer führt und ihm dort das Bild eines heiligen Pastors zeigt, dessen Eindruck auf seine Phantasie durch die Gerüche der Umgebung wesentlich modificirt wird, und wie er sich das Himmelreich als das Land vorstellt, wo man zeitige Spargeln ißt und lange Manschetten trägt, das

alles sind Einfälle, welche die spätern Humoristen nur selten überboten haben. Dann kommen aber gleich darauf so trübe und langweilige Geschichten, daß man nicht begreift, wie so etwas von demselben Verfasser herrühren könne. Der Humorist ist stets in Gefahr, sich in die zufällige empirische Realität zu vertiefen und durch die Abwesenheit aller idealen Stimmung den Leser zu quälen und zu ermüden. Die Geschichte von dem seltsamen Grafen, der die Philosophie des Sterbens studirt und zu diesem Zweck fortwährend neue Sterbefälle sich vorführen läßt, nimmt gar kein Ende, und man begreift nicht, wie sie überhaupt in den Roman kommt, wenn sie sich nicht auf ein bestimmtes Factum bezieht. — Gleichzeitig bildete Schönherr in Königsberg die Grundlagen jener mystischen Sekte, die später zu so widerlichen Ausbrüchen führte. Er begriff die Welt als einen Zeugungsproceß unter den Elohim, und diese fleischliche Metaphysik konnte nicht verfehlen, auch auf seine moralische Theorie einzuwirken. — Eine weitere Einsicht in das Ordenswesen und in die katholischen Zustände jener Zeit eröffnen Dr. Feßler's Rückblicke auf seine siebzigjährige Pilgerschaft. Feßler war 1756 in Niederungarn geboren; seine Jugend verfloß unter dürftigen Verhältnissen und die Lectüre Loyola's trieb ihn im siebzehnten Jahr in ein Kapuzinerkloster. Seine Stellung im Orden hielt ihn nicht von Liebesbriefen an eine Ketzerin ab. Erst nach längerm Aufenthalt im Kloster entdeckte er wirkliche Greuelthaten, die in demselben verübt wurden, das Klosterleben war ihm ohnehin zur Last geworden, und er hatte den Muth, eine Denunciation an Kaiser Joseph einzuschicken, 1782. Als das wirksamste Mittel, den geistlichen Stand zu reinigen, schlug er vor, Mönchen und Weltpriestern freizustellen, unter dem Schutz des Staats aus ihren geistlichen Verbindungen zu treten und mit den Vortheilen des weltlichen Bürgers auch seine Pflichten und Lasten zu übernehmen. Es erfolgte in der That eine Untersuchung, und Feßler, gegen seine ehemaligen Ordensbrüder durch den Schutz des Kaisers sicher gestellt, wurde 1784 zum Professor an der Universität Lemberg ernannt. Seine Bildung war durchaus encyklopädistisch, daneben hatte ihn aber seine frühere Stellung als Beichtvater mit dem weiblichen Herzen bis auf seine zartesten Saiten und feinsten Nuancen sattsam bekannt gemacht. 1788 wurde ein Trauerspiel Sidney aufgeführt, in welchem man eine Satire gegen das monarchische Princip finden wollte. Er entfloh nach Schlesien, wo er als Hofmeister bei dem Prinzen von Schönaich-Karolath eine Zuflucht fand. Diesen sollte er nach dem Wunsch seiner Gemahlin von seiner Neigung zu den Herrnhutern und zu den Freimaurern zurückbringen. Feßler selbst war schon in Lemberg in den Orden getreten, nach seiner Versicherung nur um sich von der Nichtigkeit der gegenwärtigen Form desselben gründlich zu unterrichten. Um

sein Ideal eines aufgeklärten Despotismus dem Publicum zugänglich zu machen, schrieb er 1790 den historischen Roman Marc Aurel, dem 1792 Aristides, 1793 Matthias Corvinus und 1794 Attila folgten. Eine Reise nach Berlin machte ihn mit dem reichen und gebildeten Judenkreise bekannt, und auch er entging den virtuosenhaft betriebenen Liebesversuchen nicht, doch riß er sich los und heirathete 1792, nachdem er ein Jahr vorher zur evangelischen Kirche übergetreten war, ein Mädchen, mit dem er dann eine zehnjährige unglückliche und jungfräuliche Ehe führte. Die Briefe an seine Braut verdienen von jedem studirt zu werden, der den menschlichen Dünkel in seinen ärgsten Ueberschreitungen verfolgen will. Feßler war damals Kantianer geworden und hatte all den geistigen Hochmuth eingesogen, den ein unreifes Studium dieser Philosophie so leicht hervorbringt. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit der Gründung neuer menschenfreundlicher Orden, z. B. der Euergeten 1793. 1796 wurde gegen diese Gesellschaft eine Untersuchung eingeleitet, er selbst fand sich in Berlin ein, wo er die Gunst des bekannten Geistersehers Bischofswerder gewann und gewissermaßen mit einer officiellen Stellung zur Reform des Maurerordens betraut wurde. Hier fand seine Neigung zur Intrigue hinreichende Nahrung, doch wurde seine Stellung zum Orden im Lauf der Zeit unhaltbar, und er sah sich veranlaßt, 1802 aus der Loge auszutreten.*) — Es

---

*) Zugleich ließ er sich von seiner Frau scheiden und heirathete eine andere, in der sein Gemüth eine reichere Nahrung fand. Infolge der Schlacht von Jena verlor er seine officielle Stellung und gerieth in große Noth, bis er 1809 als Professor nach St. Petersburg berufen wurde. Auch dort wechselten seine Schicksale sehr rasch, zuletzt wurde er Generalsuperintendent, und man beschuldigte ihn, in jesuitischem Sinn an der Umgestaltung der evangelischen Kirche zu arbeiten. Er starb 1839. Die innere Wiedergeburt seines Herzens, die er selber erzählt, mag hier noch eine Stelle finden. In den Worten des heiligen Augustin: „das Verachtete hat Gott erwählet, und das da nichts ist, damit er zunichte mache, was etwas ist", fand er das Räthsel seines sechzigjährigen Traumes vom Leben aufgeschlossen. „Der in vollster Klarheit in mir aufsteigende Gedanke, daß Gott zu allem, wodurch er in seiner Machtfülle sich offenbaren will, lediglich des Nichts bedürfe und nur die reinste Leerheit seiner alles erfüllenden Einwirkungen empfänglichstes Element sei, war die erste Regung eines neuen Lebens in mir . . . Durch dieses alles wurde ein mächtiges Gefühl meiner Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit vor Gott in mir aufgeregt; aber es beunruhigte, es kränkte mich nicht; je hingebender ich mich ihm überließ, desto stiller und ruhiger ward es in meinem Herzen und mein Geist lebte in der hellsten Erkenntniß, daß der Friede Gottes höher sei, denn alles Treiben, Trachten und Streben des Verstandes, in dem ich bisher befangen, wol ahnen, bisweilen in lichten Augenblicken sogar erkennen und darstellen konnte, was und wie es in meinem Innersten sein sollte; aber immer

wimmelt in jener Zeit von Romanen, die das wirkliche Leben in seiner ganzen Breite auseinander zu legen und im Sinn der herrschenden Empfindsamkeit zu erklären suchten; der fruchtbarste darunter war Lafontaine, geb. 1758 zu Braunschweig, seit 1789 Feldprediger (starb 1831).*) Sie alle aber wurden in der guten Gesellschaft durch einen Dichter verdrängt, der seine tüchtigen Anlagen durch ein wahres Raffinement der Verbildung künstlich verdreht hat. — Jean Paul Richter wurde 1763 in Wunsiedel geboren, in einer reizenden Gegend, die ihm aber verschlossen blieb: der Vater, ein würdiger Dorfpfarrer, hielt den Knaben zum fortwährenden Arbeiten an; sieben Stunden des Tages mußte er auswendig lernen, alles Mögliche bunt durcheinander. Die Natur empfing er nicht aus unmittelbarer Anschauung, sondern nur aus der Sehnsucht und aus der Beschreibung, und wen der Schimmer der Farben nicht blendet, wird in seinen landschaftlichen Schilderungen leicht herauserkennen, daß ihm kein bestimmtes Bild, sondern nur eine unklare Stimmung vorschwebte. Die Natur hat bei ihm nur Gefühle, keine Physiognomie. Wer gewohnt ist, in Göthe's sonnenheller Schreibart das Zeitalter abspiegeln zu sehn, wird bei Jean Paul durch die Verwilderung der Form in Erstaunen gesetzt: er ist der eigentliche Vater des jungdeutschen Stils. Wie er zu diesem Stil gekommen, das läßt sich im einzelnen genau verfolgen; einige Andeutungen werden genügen. Zunächst fehlt ihm die classische Bildung. Seine umfassende, aber zerstreute Lectüre hatte ihm eine unglaubliche Menge von Kenntnissen und Gesichtspunkten zugeführt, aber ohne das Maß, diese wüste Masse harmonisch zu gestalten. Der plastische Gesichtssinn, der sich nur an Anschauungen lebendigen Lebens oder an Meisterwerken der bildenden Kunst entwickelt, fehlte ihm ganz; er hat niemals Sinn für geographische Vorstellungen, nie ein klares Bild von Landkarten und Länderlagen gehabt. Noch in spätern Jahren konnte er der dresdener Galerie kein Verständniß abgewinnen. Die einzige Kunst, die er pflegte, war die Musik, aber auch hier floh er die Schule, den Rhythmus und das Maß, und legte sich aufs Phantasiren. So war er zu dem äußern Hülfsmittel genöthigt, bei seinen Studien das Gelesene, Gehörte, Erlebte, Gedachte, Erfundene festzuhalten, nebeneinander hinzulegen und aus diesen Bruchstücken Neues wie aus Karten zu mischen. Wenn er einen neuen Roman

---

unvermögend war, zu machen, daß es also werde; und doch, von Eigenliebe eingeschläfert, träumte, daß es wirklich also in mir sei."

*) Der Naturmensch 1792; der Sonderling 1793; die Tochter der Natur, ein Familiengemälde 1793; Rudolf von Werdenberg 1793; Quinctius Heymeran von Flaming 1795 u. s. w. — Es wird genügen, später an einem dieser Apostel des Naturmenschenthums, an Kotzebue, die ganze Gattung zu charakterisiren.

begann, trug er alle Einfälle zu Scenen, zu Charakterzügen u. s. w. in „Studienbücher“ ein und rubricirte dieselben nach allen erdenkbaren Gesichtspunkten, um durch Aneinanderreihung fertiger Gedanken neue Gedanken zu erzeugen. In der Furcht, irgendeinen Gedanken zu verlieren, ließ er ihn in der Seele nicht wachsen und reifen, er war froh, wenn er ihn auf dem Papier hatte, um ihn für den Gebrauch aufzusparen. Ebenso wenig führte er ein Bild, eine Empfindung rein zu Ende; sein falscher Begriff von Humor verleitete ihn, bei der Antithese stehn zu bleiben. Nicht ohne Anlage zur Empfindsamkeit und zur Schwärmerei, gehört sein Jugendleben doch ganz der Reflexion an. Verstandesdichter, Hippel und Rousseau, waren seine Vorbilder; der Werther ließ ihn kalt, und die Satire schien ihm die höchste Gattung der Poesie. Schon im neunzehnten Jahr machte er Satiren und unternahm das Leben zu verspotten, noch ehe er einen Blick ins Leben gethan. Wie andre Jünglinge ihre Stimmungen in Gedichten niederlegen, stellte er witzige Gleichnisse zusammen. In seinen Excerpten, die er eifrig registrirte und wiederholt durchlas, traten zusammenhanglose Bilder und Notizen aus allen Kreisen des Wissens täglich vor seine Seele, und die Verbindung derselben ersetzte ihm die Anregung der Wirklichkeit. — Man hat Göthe getadelt, daß er durch die harmonische Ausbildung seines Lebens die harmonische Ausbildung seines Talents beeinträchtigt habe. Wenigstens war er ehrlich in seinem Streben, mit sich selbst fertig zu werden. Jean Paul hat für die innere Bildung seines Geistes und Herzens nichts gethan: was er trieb, hatte die unmittelbare Bestimmung, als poetisches Material verwerthet zu werden. Göthe hat in seinen Dichtungen mühelos die Früchte seines reichen Lebens abgeschüttelt, Jean Paul lebte nur, um zu dichten. In seinen Romanen ist nichts geworden, sondern alles gemacht. Der Lauf seines Lebens, von der frühesten Jugend an, ist eine fortgesetzte Wiederholung überspannter Liebesversuche zum Zweck novellistischer Studien. Um Liebesbriefe zu schreiben, wählte er sich eine Geliebte, die er wegwarf, wenn die Briefe geschrieben waren, und nun ein neues Modell gesucht werden mußte. — 1781 bezog er die Universität Leipzig. Kurze Zeit darauf verarmte seine Familie, und er lernte die bittre Noth kennen. Jean Paul war ein guter Mensch, und eigentlich unedle Züge würde man in ihm kaum entdecken, aber seine Sittlichkeit wurde durch die Idee untergraben, daß er zu einer großen Laufbahn bestimmt sei und daß der Genius andre Pflichten habe als sonst die Sterblichen. Statt zu studiren, schrieb er satirische Versuche und lebte Romane; er gerieth in Schulden, mußte November 1784 heimlich entweichen, um seinen Gläubigern zu entgehn, und kehrte nach seiner Heimat zurück. „Bewundernswerth, erzählt sein Biograph, bleibt die Charakterstärke, mit welcher er, umgeben von dieser Armuth, umschartt und umtobt von den übri-

gen Familienmitgliedern und von dem widrigen Geknarr einer dürftigen Haushaltung, anhörend die täglichen Klagen über den Mangel an dem geringsten Bedarf, den jeder Augenblick forderte, unerschütterlich seinem Ziel entgegenarbeitete. Es war der Zeitpunkt gekommen, wo ihn seine Bestrebungen nach Erreichung des Ideals, das ihm vor die Seele zu treten anfing, so ganz ausfüllten, daß er wirklich die meiste Zeit nicht im mindesten gestört wurde durch das, was um ihn vorging. Ja er gewöhnte sich in dieser harten Prüfungsschule, sich seine Arbeiten und seine Seelenstimmung von dem Unangenehmen, was in seiner Familie und um ihn her vorging, so getrennt zu halten, daß er dem Ununterrichteten fast hartherzig, theilnahmlos erscheinen mochte." Auch in seiner äußern Erscheinung trug er das Bewußtsein seiner Genialität zur Schau: er skandalisirte seine Umgebungen durch eine abenteuerliche Tracht. 1787 wurde seine Existenz durch eine Hofmeisterstelle sicher gestellt; als diese nach zwei Jahren aufhörte, sah er endlich die Nothwendigkeit ein, sich in den Formen seinen Mitbürgern zu nähern. Er warf seine phantastische Tracht von sich und nahm 1790 eine Schullehrerstelle an: ein wichtiger Schritt, denn er lehrte ihn zum ersten mal das wirkliche Leben kennen. Was seine spätern Idyllen Vortreffliches enthalten, ist aus dieser eignen Lebenserfahrung geschöpft: die Geschichte des Schulmeisterleins Wuz (1793), Quintus Fixlein (1796), der Jubelsenior (1797) und Fibel (1812). Leider hat der Dichter diese kleinen beschränkten Zustände nie mit warmem Gefühl durchlebt, sondern nur mit dem angstvollen Streben, darüber hinauszukommen; der Humor, mit dem er sie schildert, hat etwas Unbehagliches. Während die modernen Dorfgeschichten das Stillleben der von der Cultur noch nicht heimgesuchten Kreise mit der Andacht übersättigter Culturmenschen aufsuchen, sehnt sich Jean Paul, der strebsame Sohn des Volks, aus dieser Enge heraus, und in seine Pietät gegen die Heimat mischt sich etwas von geringschätzigem Mitleid. Sein erster Roman: die unsichtbare Loge, hatte die Tendenz, durch Erziehung hervorzubringen, was der damaligen Generation als das höchste Ziel galt, eine schöne Seele. Der Theaterdirector Göthe führte seinen Helden der Bildung wegen unter die Schauspieler; der Schulmeister Jean Paul läßt seinen Helden Gustav durch einen edeln und schwärmerischen Pietisten unter der Erde erziehen. Es wird ihm verheißen, daß er einst das Sonnenlicht schauen solle, wenn er sterbe: die Idee des Sterbens ist die höchste Hoffnung seines Lebens. Aehnlich wie das Individuum, wird die Gesellschaft durch einen höhern Willen symbolisch erzogen: ein geheimer Orden leitet sie in die Pfade, die sie von selbst zu finden zu schwach ist. Jean Paul hatte 1792 das Manuscript an Moritz geschickt, dieser antwortete begeistert und besorgte einen günstigen Verlag. Inzwischen gab Jean Paul die Vollendung der unsicht-

baren Loge auf und begann einen neuen Roman: **Hesperus oder die Hundsposttage** (1792—94). Er enthält kleine idyllische und humoristische Züge, die in den spätern Werken nicht mehr übertroffen, kaum erreicht werden. In der Tendenz hat er eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Wilhelm Meister: es ist ein Herausstreben des bildungsbedürftigen Bürgerstandes aus seiner Sphäre. Ein magischer Zauber zog den Dichter in den Dunstkreis der kleinen Höfe, so schwül es ihm schon aus der Ferne vorkam und so eifrig er dies Ideal bereits im voraus satirisch behandelte: vor seiner Einbildungskraft schwebten jene ätherischen Blumenseelen, die nicht anders als in einer Einfassung von Sammt und Edelsteinen gedacht werden durften. Victor, sein Abbild im Hesperus, tritt der vornehmen Welt nicht mit der gläubigen Unbefangenheit Wilhelm's entgegen: seine Reflexion ist fertig, sein Humor und seine Empfindsamkeit sind gleichmäßig entwickelt. Sonst ist in seinem Verhalten zur vornehmen Welt, ja selbst in seinen Schicksalen die Aehnlichkeit augenscheinlich. Seine weibliche Natur, sein hingebender Bildungstrieb und seine zudringliche Bescheidenheit eignet ihn ebenso wenig zum Gemahl der Gräfin Clotilde, als der verwandte Charakter Wilhelm's eine Bürgschaft für die Baroneß Nathalie sein kann. Am meisten vergriffen sind die tragischen Charaktere: der Pythagorer Emanuel, eine ätherische Natur, die nur in verklärten Empfindungen, d. h. in Illusionen lebt und weder Fleisch noch Blut hat, und der edle Menschenfeind und Atheist Lord Horion, mit seiner Sehnsucht nach dem Erhabenen und seiner Verachtung alles Wirklichen, mit seinem hoffnungslosen Tugendstreben, das auf die unzweckmäßige Beschäftigung ausläuft, sieben Bastarde eines liederlichen Fürsten zu edeln Menschen und Regenten zu erziehen, mit seiner Todteninsel und seinem Selbstmord. — Unmittelbar nach Vollendung des Hesperus schrieb Jean Paul den **Siebenkäs** (1794—96), ein Werk, in welchem er seine eigne Natur am vollständigsten ausgesprochen hat, und dem an getreuer Naturbeobachtung vielleicht kein andres gleichsteht; aber je bestimmter die Umrisse sind, desto greller tritt uns die Unsittlichkeit der Lebensauffassung entgegen. Siebenkäs ist ein Genie, das im Bewußtsein seiner Genialität alle Pflichten des wirklichen Lebens über den Haufen wirft. Leichtsinnig vertauscht er seinen Namen mit einem andern und macht dadurch sein Bürgerrecht in der wirklichen Welt zweifelhaft; ebenso leichtsinnig schließt er eine unpassende Ehe; mit frevelhaftem Leichtsinn spielt er mit dem Glück des Wesens, an das ihn nun die Pflicht bindet, blos um zu zeigen, daß das Genie das Vorrecht habe, den Sitten und Gesetzen der Gesellschaft gegenüber den Sonderling zu spielen, und als nun infolge dieser Verirrungen ihm die Ehe eine unerträgliche Last geworden ist, wirft er sie ohne Bedenken ab, indem er sich für todt ausgibt und unter einem andern Namen eine

andere heirathet, wie er es auch seiner Frau überläßt, eine andre Ehe einzugehn. Dies Verhalten, das im bürgerlichen Leben ins Zuchthaus führt, wird als das wahrhaft geniale, als das dem freien Menschen geziemende dargestellt. Bei dieser excentrischen Subjectivität des Pflichtbegriffs wird man den Haß Jean Paul's gegen die Kantische Philosophie begreifen; man wird aber auch einsehn, wie nothwendig es war, daß diese Philosophie mit unerbittlicher Strenge einem Zeitalter, das allen innern Halt verloren hatte, den kategorischen Imperativ der Pflicht einschärfte. — Man wird zuweilen durch die bunte Mannichfaltigkeit seiner Figuren in Verwirrung gesetzt und glaubt ihm einen gewissen Reichthum zusprechen zu müssen. Allein dieser Reichthum ist nur auf der Oberfläche. Zwar sind die Genrebilder, die er zur Staffage benutzt, mit außerordentlicher Virtuosität ausgeführt und verrathen ein mikroskopisch geschärftes Auge für die Außenseite des Lebens. In diesen Genrebildern ist aber keine eigentlich psychologische Entwickelung, sie sind ohne innere Geschichte und bewegen sich lediglich im Gebiet der Erscheinung. Diejenigen Charaktere dagegen, bei denen eine Analyse und Entwickelung stattfindet, sind trotz des umfassenden empirischen Materials, das in sie verwebt ist, nur abgelöste Fragmente aus des Dichters eigner Natur. In Victor und Siebenkäs hat er die Totalität seiner Natur geschildert, mit all den innern Widersprüchen, deren Auflösung er dem guten Willen des Lesers überließ. Dann veranlaßte ihn das Gefühl dieser Widersprüche, seinen eignen Charakter in seine Grundbestandtheile aufzulösen und jedem einzelnen eine gesonderte Gestalt zu geben. Zunächst wurde er zwei äußerste Pole in seiner Natur gewahr, die ätherische ins Blaue hinaus strebende Schwärmerei einer der Welt nicht angehörigen reinen Seele und den Cynismus einer starken Natur, welche die Welt verachtet, weil sie in ihr nichts Erhabenes findet. Die erste Reihe versinnlichen Emanuel, der Pietist und der nachmalige Spener; der Typus der zweiten Reihe ist Schoppe, der humoristische Philosoph, der die Welt für ein Narrenhaus ansieht, weil er keinen Glauben hat, der mit dem Leben spielt, weil er keinen Inhalt darin findet, der die ideale Stimmung seines Gemüths, weil ihr in der Außenwelt nichts entspricht, in schneidende Dissonanz verkehrt, und der seinen Namen oder im Grunde seine ganze Persönlichkeit so häufig vertauscht, daß er zuletzt an seiner Identität zweifelt, daß ihm sein Ich gespenstisch gegenübertritt und daß er im Wahnsinn endet. In den meisten seiner komischen Figuren erkennt man bald einen aus dem Abstracten ins Concrete, aus dem Grenzenlosen ins Bestimmte übersetzten Schoppe. Sie haben starke moralische Empfindungen, aber der Regulator dieser Empfindungen, das Gewissen, scheint ihnen verloren gegangen zu sein. Was Schoppe eigentlich ist, enthüllt uns Katzenberger. Der erhabene, die Welt

vernichtende Humor des erstern ist nichts als die Freude an der Misgeburt und der angeborne Cynismus der Seele, den der zweite mit so großem Behagen entwickelt. In der Mitte zwischen diesen beiden Extremen steht das gläubige Hinausstreben in die Welt der Ideale: Gustav in der „unsichtbaren Loge“, Gottwald, Albano, zuletzt in ironischer Wendung Nikolaus Markgraf. In dieser „blöden Jugendeselei“ ist unser Dichter in der That zu Hause, und er hat von den stillen Träumen eines gläubigen Kindergemüths schöne und rührende Bilder dargestellt. Allein auch bei ihnen zeigt sich ein ungesunder Zug. Wer wollte nicht das Kind und den Jüngling in seiner ersten Blüte um die reiche ideale Welt seines Innern beneiden, wenn auch das spätere Leben unbarmherzig die Illusionen zerstört. Aber Jean Paul's Helden erzeugen sich ihre Ideale auf eine unnatürliche Weise. Albano fühlt das ästhetische Bedürfniß, einen Freund und eine Geliebte zu haben, um ihnen seine Gefühle zu schreiben, er fabricirt sich also dieselben. Gottwald verfährt auf dieselbe Weise. Im gesunden Leben geschieht es anders: man liebt, weil man einen liebenswerthen Gegenstand findet. Die gegenstandlose Liebe und Freundschaft, die beiläufig sehr charakteristisch sich durch den Grafentitel, seidne Kleider und dergleichen bestimmen läßt, ist die Frucht der Romanlectüre und gefährlich für die weitere Entwickelung. Jean Paul's Erfindungskraft, reich in der Zusammenstellung kleiner Seelenbewegungen, ist zu dürftig, eine wirkliche, in großen Zügen aufgefaßte Geschichte zu entwerfen. Wo er versucht, aus dem innern Leben der Charaktere heraus ein Schicksal zu entwickeln, bleibt er im Fragment; wo er die Geschichte nach künstlerischen Bedürfnissen construirt, spinnt sie sich zu einem verwickelten Intriguenspiel aus, welches eine ungeheure Maschinerie an nichtige Zwecke verschwendet und zu dem wahren Inhalt der Menschen kein Verhältniß hat. Als Zeitgenosse der Romantik strebt er nach dem Räthselhaften, Wunderbaren, Unbegreiflichen, aber als geborner Rationalist löst er es wieder ins Natürliche auf. Nichts ist abgeschmackter als die Maschinerie im Titan und Hesperus. Diese Zwecklosigkeit der Erfindung wird durch die sittliche Tendenz nicht gut gemacht; sie ist vorhanden, aber sie ist nicht die Seele des Ganzen. Um lebhaft zu empfinden, muß der Dichter einen Anlauf nehmen; um die Eingebungen seiner Willkür gegen jeden Widerspruch sicher zu stellen, echauffirt er sich, und so thun es auch seine Helden. Um ein sittliches Problem so gründlich, wie es geschehn muß, zu durchdenken, wenn man überhaupt die Reflexion hineinmischen will, ist der Dichter zu unruhig und zu zerstreut; er erregt weder das Gefühl des natürlichen Lebens, welches stets so handelt, wie es handeln muß, noch eines durchdachten Princips. Seine Maximen sind nicht überzeugend für den individuellen Fall und höchst gefährlich in der Anwendung. Wenn

er in jenen Jahren eine Apologie der Charlotte Corday schrieb, so wußte später bei der Ermordung Kotzebue's de Wette diese Stelle zur Vertheidigung Sand's auszubeuten, und mit Recht, denn ein solches Verbrechen der Reflexion ging allerdings aus jener absoluten Subjectivität der sittlichen Empfindung hervor, welche eher danach strebt, fein zu empfinden als recht, groß zu denken als wahr, genial zu handeln als pflichtmäßig. Der Cultus des Genius, an den Jean Paul in seinen Romanen so vielen Weihrauch verschwendet hat, war nicht die Religion, die unser Zeitalter erlösen konnte. Wenn wir die grenzenlose Verkümmerung des deutschen Lebens bei Göthe auf Augenblicke, gefesselt durch den Reiz der schönen individuellen Natur, vergessen, werden wir bei Jean Paul fortwährend daran erinnert, weil die Ideale seiner Helden ganz in den Schranken der Empirie befangen sind. So schwärmt Albano für die französische Revolution und ist entschlossen, in den Reihen ihrer Krieger zu fechten, auch gegen sein eignes Vaterland. Diese fixe Idee geht bei ihm so weit, daß er deswegen mit seiner Geliebten bricht. Nun stellt sich heraus, daß er das Höchste ist, was Jean Paul sich vorstellen konnte, ein deutscher Reichsfürst, einer von jenen verloren gegangenen Fürstensöhnen, an deren Aufsuchung und Erziehung seine Intriganten ihre besten Kräfte verschwenden, und sofort vergißt er seine Träume, heirathet eine Prinzessin und führt auf seinen Gütern eine Musterwirthschaft ein, was er als Graf von Cesara auch hätte thun können. Wie Wieland, schwebte auch Jean Paul als höchste Aufgabe vor, einen edeln Fürsten zu erziehen, wobei er übersah, daß mit einem edeln Fürsten nicht viel gewonnen ist, wenn ihm ein gesunder Staat fehlt. — Wir wenden uns nun zu seinem äußern Leben. Seine Lehrerstelle gab er 1794 auf und siedelte sich in Hof an, noch immer in dürftigen Verhältnissen. Die Reihe seiner Liebesversuche zu novellistischen Zwecken wurde zunächst an Bürgermädchen unermüdlich fortgesetzt; dazu kamen jetzt Briefe von vornehmen Frauen, Gräfinnen und Fürstinnen, die ihn als großen Mann umschwärmten: neue Modelle für Romanfiguren. Die Hoffnung, für den Titan geeignetes Material zu sammeln, wurde um so größer, als aus Weimar ein Brief von Charlotte von Kalb ankam. Frau von Kalb war zwei Jahre älter als der Dichter, aber noch immer war sie eine schöne Frau, noch immer voll von hohen Empfindungen, noch immer bereit, wenn sich ein passender Ersatz fände, sich von ihrem Mann scheiden zu lassen. So kam der Dichter Juni 1796 in der Residenz der deutschen Literatur an. „Alle meine männlichen Bekanntschaften hier (ich wollte, nicht diese allein!) fingen sich mit den wärmsten Umarmungen an.“ Nur zwei Männer hielten sich fern, Göthe und Schiller; sie empfingen ihn höflich, aber kühl; sie betrachteten ihn mit Interesse, aber auch mit Verwunderung, „wie einen

Mann, der aus dem Monde gefallen sei, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehn, nur nicht aus dem Organ, womit man sieht". Der Taumel, in den Weimar über diese neue Art von Dichtung gerieth, konnte ihnen zeigen, daß es mit der einheitlichen Bildung Weimars doch nicht so sicher sei, und sie darauf vorbereiten, Kotzebue kurze Zeit darauf mit gleichem Enthusiasmus empfangen zu sehn. Seit dieser Zeit war das Bündniß Jean Paul's mit den Gefühlsdichtern, mit Herder, Jacobi, Wieland, Sophie Laroche, Tiedge, Elisa von der Recke, Kosegarten u. s. w., entschieden, und ebenso die stillschweigende Opposition gegen die Göthe-Schiller-Kantische Schule, deren eifrigste Vertreter damals die Schlegel waren. — Der Aufenthalt in Weimar sollte ihm zugleich die Farben für den Roman geben, den er als das größte Werk seines Lebens betrachtete, den Titan. Angeregt durch Jacobi's Allwill hatte er 1792 Studien über das verirrte Genie geschrieben, über den Schwächling, der durch absichtliche Phantasieschwelgerei moralisch und physisch sich selbst zerstört. Roquairol war der ursprüngliche Held seiner Dichtung; Albano wurde ihm als hoher Mensch gegenübergestellt, der Siebenkäs (Leibgeber-Schoppe) fand sich von selbst dazu. Das Modell der Titanide hoffte er in Frau von Kalb zu finden. Gleich nachdem er sie gesehn (12. Juni 1796), schreibt er an seinen Freund Otto: „Sie hat zwei große Dinge: große Augen, wie ich noch keine sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so, wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt. Drei Viertel Zeit brachte sie mit Lachen hin, dessen Hälfte aber nur Nervenschwäche ist, und ein Viertel mit Ernst, wobei sie die großen, fast ganz zugezogenen Augenlider himmlisch in die Höhe hebt, wie wenn Wolken den Mond wechselsweise verhüllen und entblößen." „Wir bleiben jeden Abend beisammen. Sie ist ein Weib wie keines, mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felsen-Ich, eine Woldemarin." Sie legte ihm ihr ganzes Leben dar, stürmisch sprach sie ihr Inneres gegen ihn aus. „Alle Welt will ihn haben, bei Gott, alle Welt. Aber nein; alle sollen ihn nicht haben, oder ich vergebe! Ich will vernichtet sein, dann können sie ihn haben! wie oft war ich nicht schon vernichtet, wie oft! Ach nichts als die allerfeinste Diät der Seele, die reinsten, wärmsten Genüsse, können mich wieder bessern und erquicken." Dies ideale Weib überraschte ihn bald nach seiner Abreise (drei Wochen hatte sein Aufenthalt in Weimar gedauert) durch einen Brief, worin sie ihre Grundsätze über die Liebe aussprach. — „Ich verstehe diese Tugend nicht, und kann um ihretwillen keinen selig sprechen. Die Religion hier auf Erden ist nichts Anderes als die Entwickelung der Kräfte unsers Wesens. Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, auch keine ungerechte Resignation. Immer laß der kühnen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre

Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen; aber alle unsre Gesetze sind Folgen der elendesten Armseligkeit. Liebe bedurfte keines Gesetzes Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen. Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt, sonst ginge die Welt unter. Und was sind unsre stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? Ich sage mit Göthe, und mehr als Göthe: unter Millionen ist nicht einer, der nicht in der Umarmung die Braut beträgt." Jean Paul fiel aus den Wolken, und während die Titanide ursprünglich des Titanen ideales Weib werden sollte — Linda ist das in allen Einzelheiten kenntliche Porträt der Frau von Kalb — entwickelte sich jetzt in seiner Seele der Ausgang, den wir kennen. — Es hatte damals etwas Bedenkliches, die Geliebte eines Dichters zu sein; übrigens war der Ausgang, wenn auch grausam, poetisch gerechtfertigt; es ist nicht heilsam, ein „großes Weib" sein zu wollen. — Im August 1796 besuchte ihn Frau von Krüdener. „Während sie in dem Selbstgefühl, daß sie den Berg erklommen, den kleinere Geister nicht die Kraft hätten zu ersteigen, und wo sogar der Schall ihrer Stimme ihrem Ohre nicht mehr Disharmonie sei, Jean Paul eine trunkne Freude und Rührung gab, wie er noch bei keiner Frau gehabt, weil sie sei wie keine, schien er ihr unvergeßlich mehr noch aus dem, was sie sah, aus dem, was sie fühlte, da sie ihn sah, als aus dem, was sie las, wenn sie in seinen Werken so oft mit tiefer Rührung ihn bewundert u. s. w." (Spazier.) — Juli 1797 trat ihm eine dritte Titanide entgegen, Emilie von Berlepsch, eine junge, schöne und geniale Witwe. „Jean Paul, erzählt sein Biograph, war durch diese glühende Seele auf das heftigste entzündet, indem seine Phantasie an jeder neuen Erscheinung alle Tugenden der frühern zusammen fand. Sie traf gerade zu einer Zeit ein, als des Dichters Mutter dem Tode entgegenkränkelte. Trotzdem vermochte Emilie so viel über ihn, und der für seinen Titan aus dieser neuen Bekanntschaft ihm sich versprechende Gewinn erschien ihm so bedeutend, daß er die kranke Mutter auf mehrere Tage zu verlassen und der neuen Freundin nach Eger ins Franzensbad zu folgen wagte. Doch eben im höchsten Rausche des Genusses poetischer Gefühlsschwelgerei an der Seite dieser schönen und geistreichen Frau, die ihn übrigens mehr mit der Phantasie als dem Herzen liebte, und darum seinen Geist um so mehr gefesselt hielt, weil sie ihm von Sinnlichkeit durchaus rein erschien; — schreckte ihn plötzlich der Donnerschlag von dem unterdeß erfolgten Tod seiner Mutter auf . . . . in deren Nachlaß er ein Büchlein fand, in welchem sie aufgezeichnet, was sie sich in ihren Nächten durch Spinnen verdient." Daß der Sohn diesen Umstand gern und mit Gefühl erzählte, bezeichnete seine vornehme Bekanntschaft als einen der rührendsten Züge in seinem Charakter! — So verließ nun October 1797 Jean Paul seine Heimat und begab sich

mit Emilie nach Leipzig. Hier aber fand sich seine Seele sehr verstimmt, denn während die Aristokratie auf den Knien vor ihm gelegen, wollte sich der Bürger und Kaufmann auf gleichen Fuß mit ihm stellen. Außerdem wurde ihm das Verhältniß mit der Berlepsch unerträglich. — „Ihre Seele hing an meiner, heißer als ich an ihrer. Sie bekam über einige meiner Erklärungen Blutspeien, Ohnmachten, fürchterliche Zustände; ich erlebte Scenen, die noch keine Feder gemalt. Einmal an einem Morgen (den 13. Jänner), unter dem Machen einer Satire von Leibgeber, ging mein Inneres auseinander; ich kam abends und sagte ihr die Ehe zu. Sie will thun, was ich will; will mir das Landgut kaufen, wo ich will, am Neckar, am Rhein, in der Schweiz, im Voigtland. So lieben und achten wird mich keine mehr wie diese; und doch ist mein Schicksal noch nicht entschieden von — mir. —" Das Verhältniß löste sich in Freundschaft auf, Jean Paul begleitete sie noch nach Dresden im März 1798.*) Ein neuer Besuch in Weimar bestimmte ihn, sich im October ganz überzusiedeln. Das Bündniß mit Jacobi und Herder wurde enger; sie wollten zusammen eine Zeitschrift herausgeben, und Herder besprach mit ihm seine Metakritik, den großen Krieg gegen die Kantische Philosophie. Jean Paul selbst gab damals seine Briefe und bevorstehenden Lebenslauf heraus, in denen die Kantische Philosophie und die Schlegel'sche Aesthetik verspottet wurde. Eine Apotheose Herder's bildete den Schluß. Jean Paul gehörte also ganz zur streitenden Kirche, um so mehr, da ihm nach seiner Ansicht die Göthe-Schiller'sche Partei den Hof vertrat. „Hier ist alles revolutionär kühn, schreibt er, und Gattinnen gelten nichts. Wieland nimmt im Frühling seine frühere Geliebte, die Laroche, ins Haus, um aufzuleben, und die Kalb stellte seiner Frau den Nutzen vor." Das Verhältniß zur letztern wurde wieder aufgenommen. „Herder achtet sie tief, und höher als die Berlepsch, und küßte sie sogar in Feuer neben seiner Frau." Jean Paul hatte im voraus einige Briefe an seinen Freund fertig gemacht, worin er ihm bereits seine Heirath anzeigte. Indeß trat ihm ein neues beseligendes Verhältniß entgegen mit einer hildburghausenschen Hofdame Karoline von Feuchtersleben, welches so weit gedieh, daß mit Einwilligung der Verwandten die Heirath förmlich beschlossen ward, und daß es ein — ganzes Jahr dauerte. Natürlich machte ihm Frau von Kalb heftige Scenen. „Die glühenden Briefe werden dir einmal unbegreiflich machen, wie ich meine Entsagung ohne Orkane wiederholen konnte. Müßte ich ihr den Namen einer Geliebten ansagen, so

---

*) Später mit Harms verheirathet, durchreiste sie 1802 mit Macdonald die schottischen Hochlande, um für Herder den celtischen Ossian zu sammeln.

thäte sich ein Fegfeuer auf."*) Eine neue Bildungsstufe beginnt für ihn mit seiner Abreise nach Berlin 1799.

Dieselbe Misère des Lebens, die der Roman vor uns ausbreitet, verfolgt uns auf der Bühne. Das deutsche Theater huldigte seit Gottsched's Fall einem schrankenlosen Naturalismus, Schauspieler und Dichter wetteiferten, die Stimme der Natur hören zu lassen. Es war dieselbe Reaction gegen die Convenienz, welche in den pietistischen Betstuben wie in den studentischen Gelagen laut wurde. Die Kraftgenies fanden in dem Fastnachtschwank der Narren und in der zähneknirschenden Leidenschaft den einzigen Ausdruck der Natur. Da man sich nun im Drama nicht beständig im Studentenleben bewegen konnte, so suchte man eine poetisch-historische Zeit, die demselben ähnlich war: man warf sich auf das biderbe, sausende und hauende Ritterthum. „Gebt mir dreihundert Jünglinge, wie ich bin! rief Karl Moor, und ich will Deutschland zu einer Republik machen, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster gewesen sein sollen!" Wie mancher „flotte Bursch" hat so gesprochen! Aber häufig versteckt sich hinter jener ungeberdigen Kraftsprache, die nur fluchen und lärmen kann, eine unendliche Weichheit des Gemüths. Karl Moor ist man nur auf der Universität, solange man sich rauft, die Nachtwächter prügelt, die Fenster einschlägt; sobald man aus dem eximirten Gerichtsstand heraustritt, verwandelt sich der wilde Freiheitsschwindler, dem doch der Weg zu den böhmischen Wäldern nicht leicht offen steht, in einen bleichen Werther. Frevelthaten finden ihre Grenze im eignen Gemüth, dagegen ist das beste Herz unerschöpflich, über das Elend dieser Welt zu weinen. Die rührenden Stücke, als letzter Ausfluß des Pietismus, waren eine nothwendige Ergänzung jener wilden Kraftragödien. — Wenn man zu höhern Sphären strebte, so bot sich das alte Feld der Haupt- und Staatsaction; man suchte auf dem Gebiet der Geschichte Greuelthaten auf, noch herzbrechender als das Elend des gewöhnlichen Lebens, um die Stimme der Natur gegen die feindseligen geschichtlichen Mächte zu retten, in denen man noch keinen innern Zusammenhang und keine Idee herauszufinden verstand. Entweder schilderte man (Egmont) den guten Menschen, der unter dem sinnlosen Getümmel der historischen Leidenschaften zusammenstürzte, ohne innerlich betheiligt zu sein, oder (Don Carlos)

*) Bis 1804 lebte Frau von Kalb in Waltershausen; in diesem Jahr starb ihr Mann, sie verlor ihr ganzes Vermögen und zog nach Berlin, wo sie in Fichte einen Freund fand. 1806 konnte sie im letzten Band des Titan Linda's Schicksal lesen! Seit 1820 gänzlich erblindet, lebte sie unter dem Schutz der Prinzessin Marianne bis 1843.

den Propheten eines bessern Zeitalters, der untergehn mußte, weil die goldne Zeit noch nicht gekommen war, oder endlich (Nathan) den zeitlosen Weisen. Mit besonderer Vorliebe pflegte man das bürgerliche Drama. Ein Biedermann von Kammerherren und Hofräthen verfolgt, ein Armer, dem der begünstigte Junker die Stelle entzog, ein Bürgerlicher, dem das adeliche Vorurtheil die Geliebte raubte, das waren willkommene Gegenstände der Rührung. Das Drama machte durchweg eine gesinnungsvolle Opposition, und es waren besonders einzelne Classen der Gesellschaft, die im dringenden Verdacht standen, aus Bösewichtern zu bestehen: die Amtmänner, die Hofräthe, die Kammerherren und Präsidenten, denn höher hinauf wagte man sich nicht. Eine werdende Poesie findet allein in der Beobachtung der Wirklichkeit lebendige Nahrung, auch wenn der Dichter die gegebenen Verhältnisse misversteht. Iffland's Jäger werden noch immer gegeben, und wenn es jetzt seltner geschieht, so liegt der Grund keineswegs an der verfeinerten Bildung, sondern an der Unfähigkeit unsrer Schauspieler. Zu Iffland's Zeit wurde jede der darin auftretenden Figuren mit einer saubern Detailarbeit ausgeführt, die auf der gründlichsten Beobachtung beruhte. Iffland hat seinen Hauptzweck, die moralische Belehrung, in seinen Stücken so ins Einzelne verfolgt, daß an eine freie poetische Stimmung nicht zu denken ist. Der Predigerton, in den er häufig verfällt, erhält noch dadurch eine unangenehme Wendung, daß er überall Natur und Bildung in einen falschen Contrast setzt. Mit der Bildung ist bei ihm fast überall Schlechtigkeit des Charakters oder wenigstens Verdrehung des Gefühls verknüpft. Wenn seine Menschen gut werden sollen, so kehren sie in den Naturstand zurück. Das Gute erscheint beschränkt, oft geradezu in Begleitung der Einfalt, durch trockne Formen aller Anmuth beraubt oder durch übertriebene Reizbarkeit entstellt. Liebenswürdigkeit mit Güte zu paaren, ist ihm unmöglich. Daher sehen sich seine tugendhaften Personen zum Verwechseln ähnlich, und in den spätern Stücken schwinden sie mehr und mehr. Ferner entwickelt sich die moralische Bestimmung nicht organisch von innen heraus; die Nebenumstände spielen eine ungebührliche Rolle, daher das Unwahrscheinliche und Ueberhäufte in seinen Erfindungen. Weil die Motive nicht aus den Charakteren hervorgehn, sondern zufällig zur Hauptentwickelung kommen, sieht sich der Dichter genöthigt, nachträglich unwesentliche Personen einzuführen. Auch die poetische Gerechtigkeit, die er ausübt, hinterläßt häufig einen niederschlagenden Eindruck, weil die Demüthigung des Lasters ebenso unästhetisch ausgemalt wird wie das Laster selbst. In der Schilderung des Schlechten hat er eine große Virtuosität, weil ihm hier die kleine Beobachtung des Lebens zu statten kam. Aber auch zur poetischen Zeichnung des Schlechten gehört ein Idealismus, der ihm fehlte. Für die Lebensbeobachtung sind in-

deß manche seiner Stücke noch heute des Studiums werth. — Die Schwierigkeit, das wirkliche Leben zu idealisiren, lag nicht blos in den Zuständen, sondern in der Gesinnung, mit der man sie auffaßte. Die Zustände mögen noch so verkümmert sein, ein frischer Lebensmuth weiß sie zu bezwingen, und der Kampf mit dem Leben findet ebenso ideale Formen als die Freude am Leben. Allein Gesundheit der Seele ist ein Gut, das von der Gesundheit der öffentlichen Zustände schwer zu trennen ist. Nicht blos die Zustände des Volks waren verworren und haltlos, sondern sein Instinct. Die Sturm- und Drangperiode mit ihrem Titanismus und ihrer Empfindsamkeit hatte bittre Früchte getragen. Man hat Kotzebue*), dessen Stücke sehr bald Iffland verdrängten, vielfältig getadelt und gelobt, aber den Hauptpunkt hat man übersehn, daß nämlich sein Naturalismus sich nicht unbefangen dem Instinct der Menge anschloß, sondern daß er mit unerhörter Consequenz ein schädliches Princip verfolgte. Daß ein Dichter, der ein Vierteljahrhundert das deutsche Theater beherrscht und in sämmtlichen europäischen Sprachen als dessen vorzüglichster Repräsentant gefeiert wurde, mit dem Männer wie Wieland, Joh. Müller, Schlözer, Jacobi, Ramler, Engel u. a. in den Formen der größten Hochachtung umgingen, nicht ganz ohne Verdienst sein kann, wird nur derjenige bezweifeln, der an Wunder oder an Wirkungen ohne Ursachen glaubt. Kotzebue besaß eine Einbildungskraft, die an Lebhaftigkeit ihresgleichen suchte: Begebenheiten und Situationen strömten ihr in überreicher Fülle zu, und da in seiner Seele nichts vorhanden war, was der Anwendung derselben Widerstand hätte entgegensetzen können, weder Sitte, noch Grundsätze, noch Schicklichkeitsgefühl, so überrascht er noch heute mit der bunten Mannichfaltigkeit seiner Einfälle. Außerdem hatte er einen sichern Instinct für den Geschmack des Publicums, d. h. seine Natur war mit der Natur der Menge so verwandt, daß ihm überall die richtigen Motive zu Gebote standen. In einer seiner Vorreden gibt er höchst offenherzige Selbstbekenntnisse. Man hatte ihn von seiten der Moralität angegriffen. Um diesen Vorwurf zu entkräften, führt er eine Menge Anekdoten an, in welchen arme Sünder durch seine Stücke gebessert seien, was auch möglich ist, da viele erbauliche Predigten auf Kotzebue'schen Motiven be-

*) Geb. zu Weimar 1761, trat 1781 in russische Dienste und erhielt den Amtsadel 1785. Nachdem er durch sein erstes Stück schnell berühmt geworden, machte er 1790 eine Reise durch Deutschland nach Paris und veröffentlichte das schändliche Pasquill „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn", das ihn, als seine Autorschaft gerichtlich ermittelt war, in den Augen aller anständigen Leute an den Pranger stellte. Herbst 1797 wurde er an Alringer's Stelle als Hoftheaterdichter nach Wien berufen und siedelte sich, nachdem er diese Stelle 1799 mit großer Pension aufgegeben, in Weimar an.

ruhen. Dagegen meint er, daß die Göthe'sche Schule darum auf ihn mit Verachtung herabgesehn habe, weil sie ihn für eine gemeine Natur hielt, und das ist in der That der Kern des Gegensatzes. In dem Götzendienst der Natur standen Göthe und die übrigen Dichter bis auf den großen Wendepunkt am Ende des Jahrhunderts auf derselben Seite mit Kotzebue; aber sie waren edle Naturen und Kotzebue eine gemeine Natur. — Die Vertheidigung der sogenannten Natur gegen Sitte, Bildung, Recht und Autorität ist der rothe Faden in sämmtlichen Schauspielen Kotzebue's. Sie überströmen von Phrasen der Tugend und Humanität, aber diese Tugend ist nichts Anderes als die instinctmäßige Gutherzigkeit ohne Inhalt, die man in den Kreisen des Lasters häufig antrifft. Durch Mitleid gegen die Armen wird in der Kotzebue'schen Sittlichkeit alles wieder gut gemacht: wo ihm die Erfindung stockt, bringt er ein paar nothleidende Familienväter auf die Bühne, die durch eine mitleidige Seele gerettet im stummen Gebet niederknien. Wie es im physischen Leben Dinge gibt, die nothwendig, natürlich und gut sind, welche aber die Scham dem Licht des Tages und den Augen der Menschen verbirgt, so in der moralischen Welt. Daß man diese Art Wohlthaten im Verborgnen thut, liegt nicht blos in der Bescheidenheit, sondern in dem Gefühl der damit verknüpften Unwürdigkeit. Man soll die Blöße seines Nächsten nicht ans Licht ziehn. Der Theaterdichter, der uns fortwährend hungrige Männer, Weiber und Kinder vorführt, denen ein gutherziges Geschöpf Brot und Pfennige in die Hand drückt und die ihm dafür dankbarlichst Rock und Hände küssen, speculirt auf die gemeinen Seiten der menschlichen Natur, gerade wie der Dichter, der uns mit den Detail physischer Leiden unterhält. Kotzebue's Theater ist recht eigentlich die Entblößung der menschlichen Unwürdigkeit, die cynische Zurschaustellung seiner Gebrechen, die Vertiefung der Ideale in den Sumpf des Lebens. — Sein erstes Stück, Menschenhaß und Reue (1789), rief allgemeinen Jubel hervor, nicht nur in Deutschland, sondern in England, Spanien, Dänemark und in den übrigen Ländern, wo man es aufführte. Der Inhalt beleidigt mehr das ästhetische als das moralische Gefühl. Daß einem reuigen Sünder vergeben wird, ist an sich nicht unmoralisch, und die Stimmung z. B. in Göthe's frühern Stücken, in Clavigo, Stella u. s. w., beruht auf einer nicht viel festern sittlichen Grundlage. Aber der Zustand, in dem sich Eulalia, die ihrem Mann mit einem Liebhaber durchgegangen ist, in ihrer Reue das ganze Stück hindurch zu den Füßen aller auftretenden Personen windet, muß jedes Gefühl empören. Sie vertheilt, um ihre Sünden zu büßen, Almosen an arme Leute, wobei sie „die Augen niederschlägt und mit der Verwirrung einer schönen Seele kämpft, welche man auf einer guten That ertappt hat". Sämmtliche Betheiligte überzeugen sich im Lauf des Stücks, daß sie eigent-

lich eine tugendhafte Person ist. „Nein, Sie sind nicht lasterhaft, der Augenblick Ihrer Verirrung war ein Traum, ein Rausch, ein Wahnsinn.“ Auf welche Weise mag dieser Engel zum Laster verführt worden sein? „Sie stoßen da, sagt Eulalia, auf eine Unbegreiflichkeit in meiner Geschichte.“ Ihr verlassener Gemahl, der Oberst Meinau, gehört zu jenen Mollusken, die keine feste sittliche Bestimmtheit, weder Vorurtheile noch Grundsätze in sich tragen und die daher von jedem Winde des Gefühls bewegt werden. Der Dichter selbst beschreibt seine Stimmung in der letzten Scene „nicht rauh und nicht sanft, nicht fest und nicht weich, sondern zwischen allen diesen schwankend“. Nachdem diese beiden eine halbe Stunde sich gegenübergestanden, werden die Kinder herbeigerufen, die Rührung zu vollenden. Dieser Stimme der Natur kann der edle Menschenfeind nicht widerstehen, er schließt die Wiedergefundene verzeihend in seine Arme. — In demselben Jahre erschienen die Indianer in England. Die Stimme der Natur ist diesmal Gurli, die jedem fremden Herrn um den Hals fällt, ihn küßt und ihm erklärt, sie wolle ihn heirathen; die hin- und herhüpft, vor dem Spiegel Grimassen schneidet und übrigens von der Tugend ziemlich hohe Begriffe hat. Dies närrische Aeffchen ist Prinzessin von Mysore, und sämmtliche Söhne und Neffen Brahma's sind von Unschuld und Natur durchdrungen. Durch das Brahminenthum die conventionelle Sittlichkeit der Europäer oder vielmehr die angeborne weibliche Scham zu widerlegen, ist wol der sonderbarste Einfall, den je ein Dichter gehabt.*) — In der Sonnenjungfrau (1789) ist Gurli nach Peru versetzt; sie heißt Kora und gehört zu einem Orden von Vestalen. Sonst pflegte heiligen Jungfraun eingeprägt zu werden, daß es kein größeres Verbrechen gibt als der Umgang mit Männern. Kora scheint das nicht zu wissen, sie erzählt in liebenswürdiger Unschuld der Oberpriesterin, daß sie Mutter ist, und geräth in das größte Erstaunen, als die würdige Matrone darüber in Wuth ausbricht. Der Orden wimmelt von kleinen Gurlis, die der ersten Mannsperson, die ihnen entgegenkommt, um den Hals springen, die Backen streicheln und, als sie einen Kuß bekommen, erschrocken ausrufen: „Ei, was war das!“ Dennoch verlangt die Oberpriesterin Gurli's Blut; selbst der vorurtheilsfreie Inka und der ebenso vorurtheilsfreie Oberpriester sehn sich veranlaßt, mit Achselzucken das Todesurtheil auszusprechen. Allein nachdem der letztere lange auf den Knien um Erleuchtung gefleht, erhebt er sich plötzlich und spricht: Die rohen Zeiten des Religionsstifters sind vorüber. Er schuf das Gesetz der Keuschheit, denn damals, da nur Sinn-

*) Das Vorbild findet sich schon in einem ältern Roman Kotzebue's: die Leiden der Ortenbergischen Familie (1785).

lichkeit herrschte und die Vernunft ein Kind war, wäre ohne dieses Gesetz der Tempel an festlichen Tagen ein Tummelplatz der Wollüste geworden. So zwang ihn die Noth, der Natur in ihr großes Rad zu greifen. Aber eine lange Reihe von Jahren hat das Gesetz des Schicklichen in das Gefühl des Schicklichen verwandelt. Wo dieses herrscht, ist jenes nicht mehr nöthig.“ Das leuchtet dem gebildeten Volke der Peruaner ein, der souveräne Fürst hebt das Gesetz auf, und sämmtliche Gurlis haben nun die volle Freiheit, der Stimme der Natur zu folgen. — Im Kind der Liebe (1790) beschäftigt sich der ganze 1. Act damit, daß eine in Lumpen gehüllte, abgehärmte Gestalt, die das Fieber hat und hungert, vor den Thüren bettelt. Endlich kommt ihr Sohn Fritz dazu und sie gesteht ihm, daß er ein Kind der Liebe ist, die Frucht der Verführung. Im 2. Act geht die Bettelei weiter fort. Zum Ueberfluß beschließt Fritz, seinerseits entweder zu betteln oder zu stehlen, welchen Vorsatz er im 3. Act ausführt. Er spricht einen Herrn um Almosen an und ruft, als dieser ihm nicht genug geben will: la bourse ou la vie! Er wird infolge dessen verhaftet und es ergibt sich, daß dieser Herr sein Vater ist. Man erwartet einen herzlosen Aristokraten, aber nichts weniger, er hat in Beziehung auf den Adel gar keine Vorurtheile, und als seine Tochter Gurli einem armen Prediger auf den Leib rückt, ihm erklärt, sie wolle ihn heirathen, und trotz der kläglichen Bescheidenheit dieses Mannes darauf besteht, nimmt er keinen Anstand, seinen Segen zu geben. Es muß ihn freilich unangenehm überraschen, als er in dem Räuber seinen Sohn, in der Bettlerin seine verlassene Geliebte entdeckt; nachdem mit ihr eine strenge Prüfung vorgenommen ist, wird sie geheirathet. Durch den Mund des Predigers spricht Kotzebue seine sittlichen Grundsätze aus. „Manches Vergehen, in zwei Worte gefaßt, dünkt uns abscheulich. Wüßten wir aber alles, was dazwischenlag, alles, was den Handelnden bestimmte, ohne daß er es selbst wußte, alle die Kleinigkeiten, deren Einfluß so unmerklich und doch so groß ist; hätten wir den Verbrecher von Schritt zu Schritt begleitet, statt daß uns jetzt nur der erste, und zehnte und zwanzigste ins Auge fällt; wahrlich, wir würden oft entschuldigen, wo wir jetzt verdammen. Auch ein guter Mensch kann wol einmal einen schlechten Streich machen, ohne daß er eben aufhört, ein guter Mensch zu sein. Wo ist der Halbgott, der von sich rühmen darf: mein Gewissen ist rein wie frischgefallener Schnee? und gibt es einen solchen Prahler, so trauen Sie ihm um Gottes willen nicht; er ist gefährlicher als ein reuiger Sünder.“ — Bruder Moritz der Sonderling (1791), der den Grafentitel niedergelegt hat, und Omar, der in einen Araber verkleidete Rolla, zwei Söhne der Natur, kämpfen verbrüdert gegen die Vorurtheile der europäischen Civilisation. Moritz ist so ungeschickt, diesen Omar, der

ihm unter erschwerenden Umständen das Leben gerettet und dessen Sklave er in Afrika war, als seinen Bedienten vorzustellen, und der Familie durch die Vertraulichkeit, mit der er ihn behandelt, Aergerniß zu geben, aus keinem andern Grund, als um gegen den Unterschied der Stände zu protestiren. Moritz erklärt es für ein Vorurtheil, daß man seine Schwester nicht heirathen solle, er ist bereit, seinem Freunde seine sämmtlichen Schwestern zu Frauen zu geben; er duzt alle Menschen, er findet das Dienstmädchen seiner Schwester schön, sieht Tugend in ihren Augen und erklärt ohne weiteres, er wolle sie heirathen. Darauf gesteht diese edle Seele, sie habe schon ein Kind, welches sie auch vorzeigt. „Was schadet das? antwortet Moritz. Das ist auch so ein europäisches Vorurtheil." Dann spricht er über die Ehre gerade wie Falstaff. Dieser wackere Prophet findet eine Reihe von Anhängern; sie begatten sich untereinander, denn „es ist gerade ein warmer Frühlingstag und alle Schwalben bauen ihre Nester", setzen sich auf das Schiff und reisen zusammen nach den Pelewinseln, jenem Paradies der Unschuld und Natur, welches damals entdeckt und durch Campe der aufwachsenden Jugend empfohlen war. — Im Opfertod (1793), welches Kotzebue für das beste seiner Stücke erklärt, liegen drei Acte hindurch ein verarmter Kaufmann, seine Frau, sein Kind und seine alte blinde Mutter in den Qualen des Hungertodes. Ein großer Moment ist, als der hungernde Vater eine Semmel sieht, die sein Sohn zurückgelassen hat, und nun einen schweren Kampf mit sich selber besteht, ob er sich dieser Semmel bemächtigen oder sie einem gleichfalls halbverhungerten Hunde geben soll. Das Princip siegt über das Gefühl; mit dem Ausruf: Gib sie dem Phylax! schließt der erste Act. Vergebens sucht der unglückliche Vater Hülfe bei seinen Freunden, nur Einer bietet ihm Beistand an, der ehemalige Geliebte seiner Frau, und diesen weist der Mann von Ehre zurück, obgleich er vor Hunger in Ohnmacht fällt. Endlich faßt er den Entschluß, ins Wasser zu springen, um jenem treuen Liebhaber seine Frau zu überlassen. Er wird gerettet, ein reicher Mann adoptirt ihn, und auf die Verzweiflung folgt ein erwünschtes Ende. — In Armuth und Edelsinn (1795) hat der arme Lieutenant Cederström wenigstens noch ein Stück schwarzes Brot, das er in der Tasche mit sich herumführt, aber dies Brot bringt seine Ehre in Gefahr; denn als in einer Gesellschaft eine werthvolle Tabacksdose verschwindet und alle Anwesenden ihre Taschen umkehren, weigert er sich und kommt in den Verdacht des Diebstahls: für einen Offizier eine sehr unästhetische Lage, auch wenn sich seine Unschuld nachher herausstellt. — In den Negersklaven (1796) mishandelt ein Pflanzer seine Neger mit großem Wohlgefallen. Als z. B. eine junge Negerin sich ihm nicht ergeben will, läßt er ihr den ganzen Leib mit Stecknadeln sanft zerbrickeln, dann wird

ihr in Oel getauchte Baumwolle um die Finger gewickelt und angezündet. — In dem Schauspiel die Verleumder (1796) hat Madame Emilie Moorland die seltsame Leidenschaft, ihren Wohlthätigkeitstrieb um Mitternacht auszuüben, obgleich in andern Umständen, macht sie um diese Zeit geheime Besuche in den entfernten Stadttheilen. So kann es nicht wunder nehmen, daß ihr Mann, durch einen Verleumder verführt, Argwohn gegen ihre Tugend faßt. Während nun zuerst der gesammte Hof und die Regierung als eine Sammlung von Schurken geschildert werden, verwandeln sie sich zum Schluß in lauter tugendhafte, nur vorübergehend bethörte Menschen. Dies Wunder wird durch einen Engländer vollbracht, der offen dem Minister entgegenzutreten wagt, während die gesammten deutschen Unterthanen, auch die wohlgesinnten, vor ihm kriechen. Es ist eine bittere Wahrheit in dieser Auffassung. Als die Unschuld des braven Moorland an den Tag kommt, der gleichfalls beim Minister verleumdet worden, findet man unter seinen Papieren ein angefangenes Geburtstagsgedicht für den Minister — wie werden da die Uebelgesinnten beschämt! Ueberall wird die verborgene Tugend von der europäischen Cultur verkannt und dann durch einen merkwürdigen Maschinismus des Schicksals gerettet. Die Stimme der Natur macht sich überall vernehmlich, auch gegen Soldaten, Büttel und Polizeisergeanten, so sehr sie poltern. Wenn ein hungriger Vater recht kläglich vor ihnen weint, trägt immer das Gefühl den Sieg über die abstracte Pflicht davon. Es ist eine jämmerliche Gefühlswirthschaft: die Convenienz ist ein leerer Schein, der vor jedem starken Hauch zusammenschmilzt. — Zur Abwechselung begibt sich Kotzebue auf das heroische Gebiet. Graf Benjowsky (1794) ist mit einem außerordentlichen Theaterverstand eingerichtet: die Verwickelung wird von Scene zu Scene größer und man kommt keinen Augenblick dazu, sich zu besinnen. Sobald das freilich geschieht, ist es mit dem Eindruck vorbei. Die Heldin ist weiter nichts als eine verkappte Gurli, und die Schlußscene, wo Benjowsky, obgleich er schon verheirathet ist, diese neue Geliebte, die sich ihm frech an den Hals wirft, dennoch entführen will, sich aber durch die jämmerlichen Bitten des verlassenen Vaters endlich bewegen läßt, sie ihm wieder zuzuwerfen, ist über alle Beschreibung lächerlich und widerwärtig. Im Graf von Burgund (1797) wird das Gurlithum, die Stimme der Natur und der Kampf gegen die Vorurtheile ins Mittelalter verlegt. — Ein unzweifelhaftes Talent hat Kotzebue für das Lustspiel. In der Erfindung komischer Situationen, in dem tollen Wirrwarr von Misverständnissen und bunten lächerlichen Masken ist er unerschöpflich. Zwar wird man auch hier niemals befriedigt, die Charakteristik und die Erfindung der Situationen ist unwahr, die Sprache entsetzlich roh. Wir Deutsche sind selten

im Stande, das Komische zu genießen, wenn es nicht mit einer starken Dosis von Gemeinheit zersetzt ist. In dieser Beziehung mußten uns die Spanier, Franzosen und Italiener als Vorbild dienen, die in der Form stets die Bildung der guten Gesellschaft, die Feinheit und den großen Zuschnitt des weltstädtischen Verkehrs wahren. Kotzebue trifft die Hauptschuld; denn er hat die Gattung in Curs gebracht. Noch schlimmer ist die Neigung zu Sentimentalitäten, die Erinnerung an den Ernst des Lebens, die alle Unbefangenheit aufhebt. Um das Komische zu empfinden, müssen wir frei sein, Sorge und Mitleid darf unser Herz nicht umstricken. Kotzebue scheint dabei mehr dem Publicum Concessionen gemacht zu haben, als seiner eigenen Neigung gefolgt zu sein. Doch geben die bessern seiner Possen, z. B. der Wildfang (1797), das Epigramm (1801), die Sucht zu glänzen (1801), die deutschen Kleinstädter (1802), aus welchem Stück der Name Krähwinkel in Deutschland populär geworden ist, der Wirrwarr (1802), Pagenstreiche (1804), des Esels Schatten (1809), noch immer reiche Ausbeute, und der Schneider Fips, der Pachter Feldkümmel, der Commissionsrath Frosch, der Candidat Elias Krumm u. s. w. fahren fort, in den Händen geschickter Virtuosen das Publicum zu ergötzen. — Was der Ausbildung des feinern Lustspiels bei uns unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg setzt, ist der Mangel eines gesellschaftlichen Tons. Der Tragödiendichter empfindet das weniger, denn seine Handlung spielt in einer idealen Welt; aber der Lustspieldichter muß uns gesellschaftliche Verhältnisse zeigen und sich daher an das Gegebene anschließen. Hier ist er nun in der übeln Lage, daß er nicht blos die Handlung sondern den Ton erfinden muß. In Kotzebue's Zeiten war der Uebelstand noch größer. Jeder einzelne Dichter färbte die Situation und die Formen der Gesellschaft nach seinem eignen Geschmack oder nach der Gewohnheit des Kreises, in dem er sich bewegte. Durch diese Unsicherheit des Tons werden auch die sittlichen Begriffe verwirrt. Da der Knoten des Lustspiels gewöhnlich sich auf ein Eheverhältniß bezieht, so ist der Standesunterschied, der liebende Herzen trennt, seit alter Zeit ein beliebtes Motiv gewesen. Ein Dichter wie Kotzebue, der überall die Stimme der Natur gegen die künstlichen Formen der Sitte geltend machen möchte und es doch vermeiden muß, einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publicum beschwerlich zu fallen, kommt durch einen solchen Conflict in unauflösliche Verlegenheiten. Im Anfang wird das Vorurtheil des Adels nur bei ganz lächerlichen Personen geduldet, allmählich aber merkt er, daß dieses Vorurtheil doch noch nicht so ganz ausgerottet ist, und so stellt sich regelmäßig in seinen spätern Stücken, sobald sich ein Junker in eine Schulmeisterstochter verliebt, zuletzt die Dirne als Fräulein heraus. Trotzdem wagt keine seiner Personen dies Vorurtheil

offen auszusprechen, sie bemänteln es durch gesellschaftliche Rücksichten, durch die Ungleichheit der Erziehung u. dgl., und es ist zuweilen spaßhaft, wie sie sich drehen und wenden, um das Ding nicht beim rechten Namen zu nennen. Freilich in einer poetischen Welt, wo die jungen Lieutenants Almosen austheilen und für bedrängte Witwen sorgen, wäre der Adelstolz bei einem gebildeten Mann eine Abnormität. Eine Satire, die poetisch wirken soll, muß gegen reale Seiten des Lebens gerichtet sein. — Man hat sich mehrfach über den Einfluß des französischen Lustspiels auf das deutsche beschwert, namentlich wegen des unsittlichen Inhalts, der dadurch auf unsre Bühne übertragen wird. Aber man darf von der Tugend unsrer eignen Dichter nicht viel Rühmens machen. Der Rehbock möchte Kotzebue's bestes Lustspiel sein. Aber der Inhalt würde selbst ein französisches Vorstadtpublicum außer Fassung setzen. Es ist von Anfang bis zu Ende die durchgeführte Zote. Der Unterschied gegen das französische Theater besteht nur darin, daß die Unzucht nicht physisch ausgeführt wird, daß sie in der Einbildung bleibt, daher auch der zweite Titel „die schuldlosen Schuldbewußten". Wenn ein junger Mann sich zu einer Frau ins Bett legt, so findet es sich, daß es eine verkleidete Dame ist; wenn eine Gräfin ihren Stallmeister umarmt, so ist es ihr Bruder u. s. w.: die Stimme der Natur wird gerechtfertigt, die Tugend gewahrt und die Liederlichkeit kann sich doch amüsiren. Es ist sehr die Frage, ob die in diesen Lustspielen dargestellte Gewohnheit, sich in unsittlichen Vorstellungen zu ergehn, nicht etwas Schlimmeres ist als das wirklich ausgeführte individuelle Verbrechen. Was in dieser angeblich guten Gesellschaft alles gesprochen und gefühlt wird, übersteigt alle Begriffe. — In den beiden Klingsbergen (1801) wird das Gefühl der Unsittlichkeit noch dadurch gesteigert, daß Empfindsamkeit hineingelegt ist. Daß ein alter und ein junger Wüstling jedem Mädchen nachlaufen, und daß diese Versuche endlich zum Guten ausschlagen, dagegen wäre nichts einzuwenden; aber daß ein tugendhafter Offizier, dessen Schwester durch einen dieser Wüstlinge beleidigt ist, sich vor ihm demüthigt, ja sich von ihm im Duell erstechen lassen will, weil jener ihm das Versprechen gegeben hat, im Fall seines Todes für die Schwester zu sorgen, das ist eine Unwürdigkeit, die durch keinen glücklichen Ausgang aufgehoben werden kann. — Man darf unsern Dichtern nicht verargen, wenn sie mit vollständiger Nichtachtung des Publicums und aller Herkömmlichkeiten auf die Gründung eines Theaters ausgingen, welches von idealen Kunstprincipien geleitet werden sollte. Es war nicht Willkür, was Göthe und Schiller abhielt, dem Instinct des Volks zu folgen, und sie antrieb, an der Glut fremder Ideale die Flamme ihres eignen Herdes anzuzünden. Göthe's souveräne Stellung in Weimar machte diesen Versuch möglich. Wenn er im Tasso von der profanen Menge an ein

ideales Publicum appellirt und dem Hof von Ferrara einige Complimente macht, so fragte er in Wirklichkeit auch nach diesem nicht viel. Als er in Weimar ankam, stand die Bühne bei der vornehmen Welt in derselben Geringschätzung als ein halbes Jahrhundert vorher. Früher hatte man sein künstlerisches Bedürfniß am französischen Schauspiel und an der italienischen Oper befriedigt. Göthe's glänzendes Talent gab nun die Möglichkeit, dem reinen Kunstgeschmack zu huldigen, ohne das Vaterland zu verlassen. Man ersetzte die stehende Bühne durch ein Liebhabertheater, an welchem die vornehme Welt sowie die sie umgebenden Dichter theilnahmen, und welches Göthe mit Schwänken, Allegorien, Festspielen und Erfindungen aller Art versorgte. Alle Hindernisse, die sonst eine Bühne zu überwinden hat, um das, was sie darstellen will, dem Publicum deutlich zu machen, fielen weg. Wer überhaupt an jenen Aufführungen theilnahm, war in all die kleinen geistreichen Anspielungen eingeweiht, die den Hauptreiz jener Dichtungen ausmachen, die Phantasie war gebildet genug, das Unmögliche glaublich zu finden, und wenn das Cabinet und der Saal nicht ausreichten, so verlegte man die Scene in Feld und Wald, benutzte die Decoration der Natur und machte allenfalls durch ein glänzendes Feuerwerk den Schluß. Wenn sich diese Phantasiebühne an irgendeine Gattung der bestehenden Kunst anschloß, so war es die wiener Oper und Zauberposse, das Donauweibchen, die Zauberflöte, Doctor und Apotheker ꝛc., nur daß jene naive und harmlose Volkslustbarkeit ins Geistreiche übersetzt wurde. Nun scheint diese Freiheit der Phantasie für den Theaterdichter etwas sehr Ersprießliches zu sein, wenn man an die häufigen Klagen denkt, daß die Dichtung durch die leidige Theaterconvenienz gehemmt werde. Aber Göthe hat später sehr schön ausgeführt, daß nur das Gesetz uns Freiheit gibt, und das darf man auch wol auf die dramatische Kunst anwenden. Nur derjenige Dichter wird ein Kunstwerk zu Stande bringen, der sich bemüht, einem nicht exclusiven, nicht eingeweihten Publicum vollkommen verständlich und genießbar zu werden. Es ist in jenen Maskenspielen viel Witz und Phantasie aufgewendet oder vielmehr vergeudet, die keinem wahren Bedürfniß der Kunst zugute kommen. — Nach seiner Rückkehr aus Italien suchte man für Göthe eine passende Beschäftigung, man gründete ein stehendes Theater (1791) und übergab ihm die Direction. Im Anfang behandelte er das Geschäft als vornehmer Herr, ließ die Bühne in der gewöhnlichen Art fortgehn und griff nur von Zeit zu Zeit ein, wie es ihm der „Geist“ eingab. 1791 ließ er seinen Groß-Kophta aufführen; dann Shakspeare's König Johann in einer prosaischen Uebersetzung, in welchem die junge Christiane Neumann als Prinz Arthur Beifall fand. — 1792 wurden Clavigo, die Geschwister, beide Theile von Heinrich 4., der Bürgergeneral auf-

geführt, vor allem aber die Oper begünstigt, weil Göthe hoffte, durch den musikalischen Rhythmus das Ideal in die verwahrloste Bühne einzuführen. Wichtiger war die Aufführung des Don Carlos (1792), obgleich der Erfolg wegen der Fremdartigkeit der Form zweifelhaft war. Auf diese Weise gingen die Versuche weiter fort, bis durch die enge Verbindung mit Schiller die Möglichkeit eines folgerichtigen idealen Aufschwungs gegeben ward. Die Freunde betrachteten das Theater nur als Mittel für ihren höhern Zweck, die poetische Bildung der Nation. Sie fühlten als ihre Aufgabe, das Denken und Empfinden des Volks gewaltsam dem bisherigen blinden Naturalismus zu entreißen und es durch das griechische Ideal zu adeln. Wenn die bisherigen Theater darauf ausgegangen waren, eine getreue und überzeugende Nachbildung der Wirklichkeit zu geben, so sollte jetzt die Bühne durch ihren geläuterten Geschmack dem Leben Richtschnur und Vorbild sein. Aus dem natürlichen Ton wurde ein conventionelles Declamiren, Geberden, Stellungen und Gruppen fügten sich den Gesetzen der plastischen Kunst. Bisher hatte ein lebhaftes Gefühl ausgereicht, das Talent emporzubringen; jetzt wurde vom Schauspieler ein verfeinerter Sinn, eine veredelte Empfindung gefordert, selbst wissenschaftliche Bildung. Wie bisher die Natur, so sollte nun die Antike als Formmuster für Rede und Geberde gelten. Da die vorhandene Standesbildung diesen Ansprüchen nicht gewachsen war, so ersetzte die weimarische Schule das geistige Leben durch Dressur. Auf die souveräne Autorität des Hofes gestützt und der Billigung seines Kreises immer gewiß, er mochte unternehmen, was er wollte, übte Göthe gegen Schauspieler, Publicum und Kritik eine unbegrenzte Despotie aus. Aus dem Briefwechsel mit Schiller tritt uns die Geringschätzung der Massen und ihrer Geschmacksvertreter mit all der Schroffheit entgegen, welche von Idealismus unzertrennlich zu sein scheint. — Bei Gelegenheit von Iffland's*) erstem Gastspiel 1796 wurde der Egmont gegeben. Als Schiller die Recension dieses Stücks schrieb, stand er noch auf realistischem Boden. Mittlerweile waren sich die beiden Freunde so nahe getreten, daß Göthe in seiner vornehmen Gleichgültigkeit dem Freund die freie Bearbeitung des Stücks überlassen konnte. Die Zersplitterung der Handlung wurde durch diese Bearbeitung beseitigt, freilich mit Aufopferung der Regentin, die doch ausschließlich den historischen Zusammenhang vermittelt hatte. Im übrigen ging Schiller mit dem Drama barbarisch um, wenn auch mit einem richtigen theatralischen Instinct, die Handlung vorwärts zu bringen; die eingelegte Musik war von Reichard. — In allen diesen Versuchen gingen die Freunde auf einen festen Stil aus, den sie

*) Iffland war 1796 als Director des Theaters nach Berlin berufen (37 Jahr alt), wo er bis an seinen Tod 1814 blieb.

nur in Griechenland fanden. Im Lauf seiner Studien über das griechische Drama schreibt Schiller an Göthe, 4. April 1797: „Der Neuere schlägt sich mühselig und ängstlich mit Zufälligkeiten und Nebendingen herum, und über dem Bestreben, der Wirklichkeit recht nahe zu kommen, beladet er sich mit dem Leeren und Unbedeutenden, und lieber läuft er Gefahr, die tiefliegende Wahrheit zu verlieren, worin eigentlich alles Poetische liegt. Er möchte gern einen wirklichen Fall nachahmen und bedenkt nicht, daß eine poetische Darstellung mit der Wirklichkeit eben darum, weil sie absolut wahr ist, niemals zusammenfallen kann. Es ist mir aufgefallen, daß die Charaktere des griechischen Trauerspiels mehr oder weniger idealische Masken und keine eigentlichen Individuen sind. Man kommt mit solchen Charakteren in der Tragödie offenbar viel besser aus, sie exponiren sich geschwinder und ihre Züge sind permanenter und fester." Göthe bestärkt ihn in diesen Gedanken durch Betrachtungen aus der bildenden Kunst. Gleich darauf studirt Schiller den Aristoteles. „Daß er in der Tragödie das Hauptgewicht in die Verknüpfung der Begebenheiten legt, heißt recht den Nagel auf den Kopf getroffen. Wie er Poesie und Geschichte miteinander vergleicht und jener eine größere Wahrheit als dieser zugesteht, das hat mich sehr von einem solchen Verstandesmenschen gefreut." Seinem antiken Vorbild gemäß suchte er einen Stoff, der die einfachste Handlung mit tiefster Empfindung vereinigen, zu stattlichen Gruppirungen und Chören Gelegenheit geben sollte; er fand (October 1794) die Malteser, zu welchem Stoff er immer wieder zurückkehrte, obgleich diesmal noch der realistische Wallenstein den Sieg gewann. September 1794 begann er die Arbeit, doch ging er erst 1796, von Göthe angeregt, ernstlich daran; das Stück sollte auf Körner's Rath in Prosa geschrieben werden. Die Arbeit in diesem Werk ist um so bewunderswürdiger, da hier fast alles gesucht, wenig von selbst gekommen ist; sie zeigt, was — freilich die große Kraft vorausgesetzt — die Arbeit thun kann; sie zeigt es recht im Gegensatz zu Göthe, der sich dem Spiel der Natur überließ. — November 1797 entschloß er sich für den Vers. „Ich habe mich noch nie so augenscheinlich überzeugt, wie genau in der Poesie Stoff und Form, selbst äußere, zusammenhängen. Seitdem ich meine prosaische Sprache in eine rhythmische verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit; selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platz zu stehen schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen. Man sollte alles, was sich über das Gemeine erheben muß, in Versen concipiren, denn das Platte kommt nirgend so ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen wird. Der Rhythmus leistet noch dieses Große, daß er alle Charaktere und alle Situationen nach Einem Gesetz behandelt und sie, trotz ihres innern Unterschiedes, in Einer Form aus-

führt, und dadurch den Dichter und seinen Leser nöthigt, von allem noch so Charakteristisch-Verschiedenen etwas Allgemeines, Rein-Menschliches zu verlangen. Alles soll sich in dem Geschlechtsbegriff des Poetischen vereinigen, und diesem Gesetz dient der Rhythmus sowol zum Repräsentanten als zum Werkzeug, da er alles unter seinem Gesetz begreift. Er bildet auf diese Weise die Atmosphäre für die poetische Schöpfung, das Gröbere bleibt zurück, nur das Geistige kann von diesem dünnen Element getragen werden." — So rückte das große Werk Schritt für Schritt vor, bis endlich eine Trilogie daraus wurde. Die Aufführung war von den beiden Freunden mit eifriger Gewissenhaftigkeit im ganzen und im Detail vorbereitet worden. Seit Jahren war durch den unmittelbaren Kreis, der sich an Göthe und Schiller anschloß, die Erwartung des Publicums aufs höchste gespannt. Es war kein geringes Unternehmen. Die Ueberfülle der Personen, von denen jede gespielt sein wollte, die Neuheit des dramatischen Jambus, vor allem die Trennung der Exposition von der Katastrophe, welche die Aufmerksamkeit theilen und verwirren mußte: das alles waren Schwierigkeiten, die nur der eiserne Wille Göthe's und der aufrichtige Enthusiasmus der durch ihn geleiteten Schauspieler zu überwinden vermochte. In andrer Beziehung schloß sich Wallenstein der herrschenden Weise leichter an als Don Carlos; wenn auch idealisirt, war doch im wesentlichen der Ton der alten Ritterstücke festgehalten, und die bestimmter und sorgfältiger ausgebildete Form, die sich Schiller seitdem angeeignet, wirkte auf die Schauspieler mit zwingender Gewalt. — Wallenstein's Lager wurde zur Eröffnung des neu ausgebauten Schauspielhauses in Weimar 18. October 1798 aufgeführt; die Piccolomini folgten 30. Januar 1799, Wallenstein's Tod 20. April 1799. Das berliner Theater beeiferte sich nachzufolgen: Iffland kaufte das Werk, bevor noch der Erfolg in Weimar entschieden war, für den damals erstaunlich hohen Preis von sechzig Friedrichsdor und führte die Piccolomini 18. Februar, Wallenstein's Tod 17. Mai 1799 mit ausgesuchter Sorgfalt auf; das Lager erst November 1803. Die Aufführung in Weimar hielt sich, wie wir aus Steffens ersehn, in den Schranken der Mittelmäßigkeit. Was verständige Lehre und Dressur bewirken konnte, war geleistet worden, das eigentlich Tragische kam nicht zur Gestaltung. Ganz anders die Aufführung in Berlin. Fleck, damals in der Blüte seiner Kunst, machte aus der Hauptrolle eine seiner größten Schöpfungen. Mit raschem Griff hatte er sich des ganzen Umfangs der an Gegensätzen so reichen Aufgabe bemächtigt. Der dämonische Trieb der Herrschsucht und die in sich versinkende Grübelei, die soldatische Härte und die zarte Neigung zu dem jungen Freund äußerten sich durchaus natürlich als Eigenschaften einer geschlossenen Persönlichkeit, welche in dem unerschütterlichen Glauben an die Sterne ihren Schwer-

punkt fand. Die Erzählung des Traums war der Höhepunkt seiner Darstellung. Sein gewaltiges Auge, erzählt Tieck, verlor sich dabei mit einer vertraulichen Lust in das Grauen der unsichtbaren Welt, ein umheimliches Lächeln triumphirte mit der Unfehlbarkeit des Zutreffens seiner Träume und Ahnungen, die Worte flossen fast mechanisch, nur wie laut gedacht über die Lippen, mit den Worten: es gibt keinen Zufall! richtete sich die ganze gespenstige Riesengröße seines Sternenglaubens auf, sprach wie aus unmittelbarster Offenbarung und schloß dann wie verletzt und gestört in höhern Anschauungen. Sowie er auftrat, war es dem Zuschauer, als gehe eine unsichtbare schützende Macht mit dem Helden; in jedem Wort berief sich der tiefsinnige, stolze Mann auf eine überirdische Herrlichkeit, die ihm nur allein zu Theil geworden war; so sprach er ernsthaft und wahr nur zu sich selbst, zu jedem andern ließ er sich herab, und schaute auch während des Gesprächs in seine Träume hinein. So fühlte man, daß der so wunderlich verstrickte Feldherr wie in einem großen, schauerlichen Wahnsinn lebe, und so oft er die Stimme erhob, über Sterne und ihre Wirkung zu sprechen, erfaßte uns ein geheimnißvolles Grauen, denn gerade diese scheinbare Weisheit stand mit der Wirklichkeit in einem zu grellen Contrast. Nie hat ein späterer Darsteller die wunderbare Poesie dieser Gestalt mit einem so tiefen Verständniß wiedergegeben. Für Fleck war es die letzte bedeutende Schöpfung; er starb im December 1801 im noch nicht vollendeten fünfundvierzigsten Jahr. — Der Prolog rechtfertigt die Kühnheit, die Kunst aus dem engen Kreis des Bürgerlebens auf einen höhern Schauplatz zu versetzen: „nicht unwerth des erhabenen Moments der Zeit, in der wir strebend uns bewegen. Denn nur der große Gegenstand vermag den tiefern Grund der Menschheit aufzuregen; im engern Kreis verengert sich der Sinn, es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken." — In einer Zeit, wo gewaltige Naturen um die größten Ideen der Menschheit ringen, muß die Schattenbühne der Kunst einen ernstern Gegenstand ergreifen, wenn sie nicht von der Bühne des Lebens beschämt werden soll. Die feste Form, welche Deutschland durch den Abschluß des dreißigjährigen Kriegs gewonnen, stürzt zusammen und so ist es wol zeitgemäß, in dem Bild der Vergangenheit zugleich die Beziehung der Gegenwart zu versinnlichen. „Auf diesem finstern Zeitgrund malet sich ein Unternehmen kühnen Uebermuths und ein verwegener Charakter ab: des Lagers Abgott und der Länder Geisel, des Glückes abenteuerlicher Sohn, der ungesättigt immer weiter strebend, der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel." — Schon hatte sich in den französischen Kriegen ein neues Wallenstein'sches Lager gebildet, und schon zeigte sich in der Ferne der Mann, dem die Sterne in viel großartigerer Perspective das Schicksal und die Schuld Wallenstein's bereiteten. „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt

sein Charakterbild in der Geschichte; doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst, auch eurem Herzen menschlich näher bringen. Denn jedes Aeußerste führt sie, die alles begrenzt und bindet, zur Natur zurück; sie sieht den Menschen in des Lebens Drang und wälzt die größ're Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zu." — Auf dieses Glaubensbekenntniß gestützt, hat man Schiller vorgeworfen, er habe die Größe seines Helden abgeschwächt, indem er ihn zu sehr idealisirte. Diese Ansicht, am zuversichtlichsten in den Memoiren des Freiherrn von S—a ausgesprochen, läßt sich auf Folgendes zurückführen. Schiller bemüht sich in den Monologen wie im Gespräch die Folge der Gedanken und Empfindungen seines Helden in vollkommener Deutlichkeit darzulegen, in dem richtigen Gefühl, daß die Bühne auf die Phantasie nur durch das Medium der befriedigten Einsicht wirken darf; allein durch ein Verschweigen der kleinen Zwischenmotive wird die Phantasie viel lebhafter angeregt als durch eine rhetorische Auseinandersetzung. Das Hin- und Herschwanken im Entschluß, das zu der tragischen Erscheinung Wallenstein's gehört, hätte der Dichter durch stolze Zurückhaltung verstecken sollen. Wenn man ihn aber tadelt, daß er die innern Motive seines Helden menschlich erklärt, so ist das ein Misverständniß der dramatischen Kunst: sie muß in dem Helden den Punkt zeigen, wo wir mit ihm fühlen können, weil wir nur dann eine wahre Theilnahme für ihn gewinnen. Das äußere Schicksal trifft unsre Seele nicht mit überzeugender Gewalt, der Bruch muß innerlich vor sich gehn, wenn unser Herz sich betheiligen soll. Sehr fein hat Schiller die Regung des Gewissens an das Verhältniß zu Max geknüpft, das bei dem Feldherrn, der jugendliches Heldenthum wohl zu schätzen wußte, keineswegs unnatürlich erscheint. Bei dem Argen ist der vereinzelte gute Zug der Punkt, an dem das Schicksal ihn faßt. Wallenstein ehrt in Max das Bild seiner eignen Jugend, und an diesem Bilde erkennt er mit Schreck, daß er nicht blos gegen die äußerliche Gewohnheit frevelt, sondern gegen eine geheime Stimme seines Innern. Er bleibt trotz dieser Erkenntniß auf seiner Bahn, und das ist der Wendepunkt seines Schicksals. — Der Fehler liegt nach einer andern Seite hin. Wenn Schiller sich nicht scheut, seinen Helden verbrecherisch darzustellen, so nimmt er doch Anstand, ihn in seinen kleinlichen Mitteln zu verfolgen. Der frevelhafte Misbrauch des Vertrauens gegen Buttler wird zwar erzählt, die Mitschuld an dem Betrug Illo's, an den Intriguen der Gräfin gegen Max läßt man uns errathen, allein diese Züge stimmen nicht zu dem Bild, welches uns auf der Bühne wirklich entgegentritt. Hier mußte der Dichter durch die Verzweigung des einfach bösen, aber großen Entschlusses in kleine und verächtliche Nebenmittel seinen eignen Spruch vom Fluch der bösen That versinnlichen. Durch die Abschwächung des Bösen wird nicht nur für den

Zuschauer Licht und Schatten ungleich vertheilt, sodaß er leicht in seinem Urtheil irrt, sondern das Gefühl des Dichters selbst wird zuweilen unsicher. Unzweifelhaft macht Octavio einen gehässigern Eindruck als Wallenstein, was nicht in der Absicht des Dichters liegen konnte, denn sein Zweck ist ein besserer und seine Mittel sind in keiner Weise verwerflicher als die seines Gegners. Allein von den letztern erfahren wir nur durch Hörensagen, die ersten sehen wir vor Augen. Wallenstein zeigt ein so blindes Vertrauen, daß wir den Abfall Octavio's als einen Verrath empfinden. Nun war aber jenes Vertrauen nichts weniger als ein sittlich edler Charakterzug, es entsprang nicht aus menschlicher Theilnahme, sondern aus der abergläubigen Ueberzeugung, in dieser Person ein zuverlässiges Werkzeug für seine Plane gefunden zu haben. „Ein großer Rechenkünstler war der Fürst: die Menschen wußt' er gleich des Bretspiels Steinen nach seinem Zweck zu setzen und zu schieben. Nicht Anstand nahm er, andrer Ehr' und Würde und guten Ruf zu würfeln und zu spielen. Gerechnet hat er fort und fort, und endlich wird doch der Calcul irrig sein." — Diesen Umstand vergißt man oft, wenn man den Wallenstein eine Schicksalstragödie nennt. Abgesehn von den natürlichen Folgen der bösen That, die auf ihren Urheber zurückschlagen, mischt sich freilich noch eine dämonische Macht ins Spiel, die etwas Geheimnißvolles hat, und man erkennt darin das Studium der Griechen. Der tragische Eindruck erfordert das Eintreten eines incommensurabeln Moments, weil mit der mathematischen Nothwendigkeit alle Poesie aufhören würde. Wir müssen das Schicksal in seiner Nothwendigkeit vorausempfinden, und doch muß sein Eintreten uns erschüttern; es muß das Gefühl einer höhern Macht in uns aufgehn, die uns entsetzt, obgleich wir ihre Berechtigung anerkennen, wir müssen fassen und doch erstaunen. Es kommt nur darauf an, daß diese dämonische Macht, die weder mit dem deus absconditus des alten Christenthums, noch mit dem klug berechnenden himmlischen Familienvater des Rationalismus zusammenfällt, in richtigem Verhältniß zu dem Gefühl steht, welches der sittliche Inhalt erweckt. Man wird nie genug die Feinheit bewundern können, mit welcher der Dichter auf der Mitte zwischen Wunderbarem und Wirklichem stehen bleibt. Von Anfang bis zu Ende ziehen sich Ahnungen, Vorzeichen und Vorbedeutungen durch das Stück, die bald auf eine erschreckende Weise eintreffen, bald sich als lügenhaft erweisen. Denken wir uns dieses Wunderbare weg, so würde die Handlung wol unsern Verstand, aber nicht unsre Phantasie beschäftigen. Hin und wieder beschleicht uns allerdings das dunkle Gefühl, als ob der Glaube an jene Sternenschrift nicht ganz illusorisch wäre, als ob die Menschen nur als Spielball einer höhern Macht handelten, die ihre Vorsätze und Entschlüsse blind in die Irre führt, wie auch Buttler die

That zu rechtfertigen sucht, die der Ausfluß seines blinden Hasses ist: „Sein böses Schicksal ist's. Das Unglück treibt mich, die feindliche Zusammenkunft der Dinge. Es denkt der Mensch die freie That zu thun, umsonst! Er ist das Spielwerk nur der blinden Gewalt, die aus der eignen Wahl ihm schnell die furchtbare Nothwendigkeit erschafft.“ — Allein mit hoher sittlicher Kraft erhebt sich das Bewußtsein des Dichters über das heidnische Gefühl des blinden Naturfatalismus, daß im König Oedipus ein so grauenvolles Spiel treibt. Die Versuchung und das Schicksal sind vorhanden, aber der Mensch steht ihnen frei und zurechnungsfähig gegenüber, und die Schrift, die er in den Sternen zu lesen glaubt, steht in seinem eignen Herzen. Schiller hat das Motiv der Astrologie mit wunderbarer Poesie aus der Natur seines Helden entwickelt. Wallenstein ist ein Mann von ungeheurer Willenskraft, der sich darum über die gewöhnlichen Menschen erhaben fühlt und ihre sittlichen Gesetze gering achtet, der aber doch begreifen muß, daß nicht alles, was er erreicht, das Werk seines Willens ist, sondern daß der Zufall ein geheimnißvolles Spiel dabei treibt. Der vermessene Ehrgeiz glaubt stets an einen Stern, der ihm ausschließlich leuchtet, er empfindet den Beistand einer Macht, die er nicht versteht, die ihm daher zuweilen unheimlich wird, deren Eifersucht er nie durch voreiliges Jauchzen reizen will, deren Schadenfreude er zuweilen durch Opfer zu versöhnen sucht. „Wohl weiß ich, daß die ird'schen Dinge wechseln, die bösen Götter fordern ihren Zoll. Das wußten schon die alten Heidenvölker: drum wählten sie sich selbst freiwill'ges Unheil, die eifersücht'ge Gottheit zu versöhnen, und Menschenopfer bluteten dem Typhon. Auch ich hab' ihm geopfert — denn mir fiel der liebste Freund und fiel durch meine Schuld. So kann mich keines Glückes Gunst mehr freuen, als dieser Schlag mich hat geschmerzt. — Der Neid des Schicksals ist gesättigt, es nimmt Leben für Leben an, und abgeleitet ist auf das geliebte reine Haupt der Blitz, der mich zerschmetternd wollte niederschlagen.“ — Diese frevelhafte Selbstüberhebung verblendet nicht blos das Gewissen, sondern auch den Verstand. Im Gefühl seiner dämonischen Gewalt glaubt Wallenstein auch in der Einsicht in den Zusammenhang der Dinge seinen Umgebungen überlegen zu sein, und doch ist er, der kluge Mann, der einzige Blinde unter lauter Sehenden. Seine gemeinen Umgebungen durchschauen ihn und durchschauen den Zusammenhang der Umstände; sie begreifen, daß die drohenden Wahrzeichen der Sterne, die den entscheidenden Entschluß aufschieben, nur das Bild seiner eignen Unschlüssigkeit sind; sie leihen ihre kleinen Motive allen übrigen und treffen damit das Richtige. Alle seine Sophismen schwinden vor dem entscheidenden „Rechtsum“ der Kürassiere. Wallenstein hat sich im Uebermuth seines Glücks auf eine schwindelnde Höhe gestellt, wo er nicht stehn

bleiben kann. Vermessen glaubt er, mit den Mächten des Lebens spielen zu können, und erkennt nun, daß er ihr Spielball gewesen ist. Aber auch dies heilt seinen Aberglauben nicht, er vertraut im entscheidenden Augenblick sein Schicksal seinem schlimmsten Feind, rechtfertigt diesen Schritt durch die Erzählung eines Traums, der für den ruhigen Verstand durchaus keinen Sinn hat, und als er seine Freunde nicht überzeugt, wendet er, der Besessene, der Nachtwandlerische, sich von ihnen, als ob er stundenlang umsonst Vernunft gesprochen. Diese Ironie wirkt um so erschütternder, da man empfindet, daß etwas von dieser nachtwandlerischen Kraft zum Wesen des Genius gehört. Schiller hatte ein Bild davon an seinem großen Freunde, dessen Glaube an das Dämonische ihm bei dem Charakter seines Helden vorschwebte. Göthe's Glaubensbekenntniß in eine finstre Zeit und in einen ehrgeizigen Charakter verlegt wird von der Astrologie Wallenstein's nicht sehr abweichen. Anders bei Schiller, durch dessen Beziehung zur Kantischen Philosophie der tragische Eindruck abgeschwächt wird. Wie dieser Idealismus in seiner ursprünglichen Fassung gleich dem Lutherthum jeden, der in das Rad der Weltgeschichte eingriff, und nicht einfach der Stimme seines Gewissens folgte, den dunkeln Mächten der Erde verfallen glaubte, so fängt in Schiller's lyrischer Poesie das Reich des Ideals da an, wo das Reich der Wirklichkeit aufhört. In seiner Jugend hatte er dem Leben kühner ins Auge geblickt, und sein großer Idealist, Marquis Posa, hatte dreist und frech in die Gesetze und Thatsachen eingegriffen, um sein Ideal auf Erden herzustellen. Daß dieser Idealismus eine Schuld sei, hat dem Dichter nicht bei der Anlage des Stücks vorgeschwebt; sondern war als dialektischer Proceß mit einem gewissen Schreck in sein Bewußtsein getreten. Im Wallenstein macht sich diese Lebensansicht in den beiden idealen Figuren geltend, von denen man nicht begreift, wie sie in der sittlichen Atmosphäre des Stücks aufblühen konnten. Man hat in der Thekla eine übertriebene Gefühlsweichheit finden wollen, wir finden im Gegentheil eine übergroße Härte darin. Familientradition, Pietät gegen den Vater, Standesgesinnung, weibliche Zurückhaltung, das alles ist ihr nichts, sie lebt nur ihrer abstracten Pflicht, der selbst die Liebe geopfert werden muß. Sie erfüllt ihre Pflicht um so eifriger, je mehr das Gemüth ihr widerspricht. Ihr Leben ist angekränkelt vom Frost des kategorischen Imperativ. Das Schöne und Ideale hat keine andere Aufgabe, als den historischen Mächten zum Opfer zu fallen. „Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht dem guten. Was die Göttlichen uns senden von oben, sind nur allgemeine Güter: ihr Licht erfreut, doch macht es keinen reich. Den Edelstein, das allgeschätzte Gold, muß man den falschen Mächten abgewinnen, die unterm Tage schlimmgeartet hausen. Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt, und keiner

lebet, der aus ihrem Dienst die Seele hätte rein zurückgezogen." — So spricht Wallenstein, der den finstern Mächten Verfallene; aber ebenso drückt sich Octavio gegen seinen Sohn aus: „Es ist nicht immer möglich, im Leben sich so kinderrein zu halten, wie's uns die Stimme lehrt im Innersten. In steter Nothwehr gegen arge List bleibt auch das redliche Gemüth nicht wahr. Wohl wär es besser, überall dem Herzen zu folgen, doch darüber würde man sich manchen guten Zweck versagen müssen." — Nun ist es Schiller hoch anzurechnen, daß er der ästhetischen Objectivität niemals das Gewissen opfert, daß für ihn die Begriffe schön und gut immer zusammenfallen, allein ein Fehler ist es, daß er diesen Satz nicht in einem innern dialektischen Proceß darstellt, sondern so, daß die idealen Gestalten, außerhalb der Handlung stehend, keinen andern Ausweg wissen, als aus der Welt zu verschwinden. Die Liebesepisode wächst nicht organisch aus der übrigen Handlung, sie spricht zu sehr die persönliche Ueberzeugung des Dichters aus.*) Solange nun Schiller sich dem gegebenen Stoff anschließt, charakterisirt er durch Farbe und Haltung die Zustände, aus denen seine Ereignisse herauswachsen, und die individuelle Eigenthümlichkeit der Personen so scharf wie Shakspeare, wenn es uns auch bei dem knappen Stil Shakspeare's deutlicher wird. Allein wenn ihn sein Gefühl übermannt, sodaß er gewissermaßen aus seinen Charakteren heraustritt, so vernehmen wir wieder jene Stimme der Natur, die sich in den Räubern und in Don Carlos so außer allem Maß und Schick ausbreitete. Der Idealismus, der die Wirklichkeit nicht achtet, schwärmt immer ins Blaue, er entfernt sich von den individuellen Zuständen und bezieht sich auf die hergebrachte Empfindungsweise der Zeit. Solche Stellen sind es, welche Schiller's Dramen zuerst populär gemacht haben. Man hat sie in der Knabenzeit sich eingeprägt und dann so lange hin- und hergetragen, bis sie allen Gebildeten zum Ekel geworden sind, und wenn man dann den Dichter der Jugend lediglich aus dem Gedächtniß auffrischte, verfiel man wol in den Wahn, jener phrasenhafte Idealismus sei das Charakteristische seiner Poesie. Für ungebildete Schauspieler boten dergleichen Glanzstellen das bequemste Mittel, sich der Charakteristik zu überheben und durch kräftige Appellation an die öffentliche Meinung ihre Pflicht zu thun; und nur in dieser Beziehung kann man sagen, daß Schiller der Schauspielkunst nachtheilig gewesen ist. — In den historischen Scenen ist im Gegentheil eine Meisterschaft der Technik; die Mo-

*) Die Episode war nachträglich (November 1798) eingeschaltet; sie war nach Schiller's Ansicht das Wichtigste, und ihr sollte die Herrschaft des Stücks zukommen; den historischen Theil wollte er nur als Object, ohne innere Betheiligung bezeichnet haben.

tive sind aus der Wirklichkeit genommen und doch poetisch. Hier steht Schiller in einem außerordentlichen Vortheil gegen Göthe, der die eigentlich historischen Motive verdeckt. Mit dem berühmten Dialog zwischen Egmont und Oranien, dessen Mangel an innerer Bewegung Schiller in seiner Bearbeitung durch geschickte Einschiebung eines Zwischenmotivs zu ergänzen suchte, vergleiche man die unübertreffliche Unterhandlung zwischen Wallenstein und Wrangel. Hier kamen dem Dichter seine Studien zugute; er konnte über seinen Stoff darum souverän verfügen, weil ihm selber nichts unklar geblieben war. Würden wir auch zuweilen in der Anwendung dieser Studien mehr Maß wünschen, so wäre ohne sie die kräftige und gesättigte historische Farbe unmöglich gewesen. Das Lager hat selbst bei romantischen Kunstrichtern Gnade gefunden; aber seltsamerweise hat man sich durch den leichten Fluß der Verse verführen lassen, gewissermaßen allgemein menschliche Zustände darin zu finden, während es doch nur die furchtbare historische Voraussetzung darstellt, aus welcher sich die tragische Katastrophe entspinnt. Man singt jenes entsetzliche Reiterlied, den Ausdruck der völligsten Verwahrlosung, der freilich auf Jahrhunderte der deutschen Geschichte angewendet werden kann, als ob die darin ausgesprochene Stimmung die natürliche der Nation wäre. Nicht weniger als im Lager ist der Realismus in den Piccolomini zu bewundern. In der ersten Zusammenkunft der Generale, in dem Banket drängt sich der Stoff mit einer so gewaltigen Gegenwart auf, daß wir bei der Aufführung, die doch nicht wohl über fünf Acte hinausgehn kann, diese feurigen Scenen, aus denen sich der düstre Inhalt der letzten Acte in schönem Contrast hervorhebt, schmerzlich vermissen. Jeder einzelne dieser wilden Söhne des Kriegs ist in meisterhaften Umrissen charakterisirt. Wir nehmen nur Einen aus, den Mörder des Helden, den der Dichter aus einer wunderlichen Laune zu Anfang des Stücks gar zu gemüthvoll zeigt, und dem ein finster verschlossenes Wesen besser anstehn würde. Es ging Schiller in diesen Scenen wie in den bekannten Declamationen des Max über den Frieden und die Symbolik des Planetensystems, Melchthal's über das Licht des Auges u. s. w.: wenn ihn ein sinniger Gedanke erfaßte, so konnte er ihn schwer bemeistern; er vergaß den Charakter dessen, der sprechen sollte, und trat in eigner Person als lyrischer Dichter hervor. — Mit der siebenjährigen Arbeit am Wallenstein hatte Schiller in mühevoller Anstrengung die Höhe der dramatischen Technik erstiegen; so gewissenhaft er es auch seitdem nahm, man sieht, daß er keine ernsten Schwierigkeiten mehr zu fürchten hat. Noch vier Jahre vorher hatte er an seinem Beruf zur dramatischen Dichtkunst gezweifelt; davon konnte weiter keine Rede sein. Im Wallenstein war, ebenso wie in Hermann und Dorothee, die höchste Aufgabe der jungen Dichtkunst erfüllt: ein deutscher Stoff war in antiker Form

behandelt, das wirkliche Leben war idealisirt. Der außerordentliche Erfolg beider Werke hätte unsre Dichter überführen sollen, daß sie auf dem richtigen Wege waren. In der That schreibt Schiller an Göthe 5. Januar 1798: „Ich werde es mir gesagt sein lassen, keine andern als historische Stoffe zu wählen; frei erfundene würden meine Klippe sein. Es ist eine ganz andre Operation, das Realistische zu idealisiren, als das Ideal zu realisiren, und letzteres ist der eigentliche Fall bei freien Fictionen. Es steht in meinem Vermögen, eine gegebene, bestimmte und beschränkte Malerei zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellen zu machen, während daß die objective Bestimmtheit eines solchen Stoffs meine Phantasie zügelt und meiner Willkür widersteht.“ An einen Hellenisten: „Ich theile mit Ihnen die unbedingte Verehrung der Sophokleischen Tragödie, aber sie war das lebendige Product einer individuellen bestimmten Zeit, und dieses einer ganz heterogenen Zeit zum Maßstab und Muster aufdringen, hieße die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehn und wirken muß, eher tödten als beleben.“ Auch der nächste Stoff auf den er stieß, der falsche York, war entschieden realistisch. Aber Schiller meinte doch, „daß man wohlthun würde, immer nur die allgemeine Situation der Zeit und die Personen aus der Geschichte zu nehmen und alles Uebrige poetisch frei zu erfinden, wodurch eine mittlere Gattung von Stoffen entstünde, welche die Vortheile des historischen Dramas mit dem erdichteten vereinigte“. — So schwierig war es, den Gedanken des griechischen Idealismus zu beseitigen. — Schiller hatte bei dem Wallenstein den großen Nutzen theatralischer Anschauungen empfunden; zu diesem Zweck siedelte er 3. December 1799 ganz nach Weimar über.*) „Einer solchen Schranke bedurfte der Dichter, sagt Göthe; sein außerordentlicher Geist suchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen, seine Einbildungskraft, seine dichterische Thätigkeit führten ihn ins Weite und Breite, und bei längerer Erfahrung konnte seinem Scharfblick nicht entgehn, daß ihn diese Eigenschaften auf der Theaterbahn nothwendig irre führen müßten.“ Für die gemeinsamen Arbeiten war diese Veränderung des Aufenthalts sehr segensreich; aus dieser Zeit sind die herrlichen Fragmente über den Dilettantismus, von Göthe, Schiller und Meyer gemeinsam entworfen. Göthe wußte nur zu gut, was das Wort sagen wollte; er war in seinem Experimentiren unruhiger als je; die Achilleis, die Farbenlehre, die Kunstausstellungen, das alles zerstreute ihn mehr, als daß es ihn gefördert hätte. In der Ungeduld griff er auch wol zu dem Tollsten, wie die Weissagungen des Batis zeigen. Als metrischer Rathgeber war ihm jetzt A. W. Schlegel, der Knebel ganz ver-

*) Im Sommer hatte ihn das preußische Königspaar bei einem Besuch in Weimar sehr bevorzugt.

drängt, näher getreten; zugleich eröffnete er ihm Perspectiven in die romanische Dichtkunst. Auch Tieck's Aufenthalt war nicht ohne Einfluß; zwar wehrte sich Göthe in dem bekannten Sonett gegen die neue Kunstform, aber sie erregte doch sein großes Interesse. In derselben Zeit also, wo anscheinend der Hellenismus das Höchste erreicht, traten bereits störende und verwirrende Momente ein.

Bis dahin hatte die Hauptstadt des preußischen Staats mit der liederlichen aristokratischen Geselligkeit Deutschlands in keiner Berührung gestanden. Wenn sie in den Zeiten der Lichtenau auch diese Seite des Lebens kennen lernte und nebenbei mit Geistersehern und Mystikern versorgt wurde, so war das eine vorübergehende Erscheinung, die ohne durchgreifende Folgen blieb. In einem neu emporstrebenden, fast ausschließlich auf militärische Gewalt berechneten Staat ist der Luxus des geselligen Verkehrs, der immer eine gewisse Bequemlichkeit und Fertigkeit der Formen verlangt, durch die Natur der Sache ausgeschlossen. Schon damals hatte der Offizier- und Beamtenstand jenes gesteigerte preußische Selbstgefühl, das den übrigen Deutschen so lästig fällt, aber es war noch nicht durch den Anstrich von Bildung aufgeputzt, dem man in unsern Tagen in Berlin nicht mehr entgeht. Die höhern Offiziere sprachen unbefangen einen Dialekt, der nur entfernt an die deutsche Grammatik erinnerte, und die Beamten, an knappe, geschäftsmäßige Formen gewöhnt, konnten schon wegen der Beschränktheit ihrer äußern Lage nicht daran denken, sich dem Luxus feinerer Bildung hinzugeben. In allen diesen Kreisen spielten die Frauen eine untergeordnete Rolle: sie mußten schweigen wie in der Kirche. Die Masse des berliner Publicums gehörte der alten Aufklärung an; die Nicolai und Kotzebue waren seine Propheten. Eine eigne Gesellschaft bildete die französische Colonie, deren Sitten auf alten Ueberlieferungen ruhten: hier fand man feine Formen und einen lebhaften Verkehr, aber im ganzen wenig Interesse für die deutsche Literatur. Ungleich wichtiger waren die Cirkel der reichen Jüdinnen. Sie hatten in der Regel eine weit über das gewöhnliche Niveau hinausreichende Bildung erlangt und versammelten, während ihre Männer das anspruchslose Geschäft trieben, die Blüte der Schöngeister um sich. An Henriette Herz, die Freundin W. von Humboldt's, schlossen sich die Töchter Mendelssohn's, Dorothee (geb. 1762, mit dem Kaufmann Veit verheirathet 1778) und Henriette (starb unverheirathet in Wien 1831, wo sie seit 1799 lebte); Mariane Meyer (später Frau von Eybenberg) und ihre Schwester (später Frau von Grott-

huis); die glänzendste Erscheinung dieses Kreises war Rahel Levin (geb. zu Berlin 1771), die schon als junges Mädchen die feinen Gesellschaften Berlins bezauberte, schon 1797 ihre Propaganda für Göthe begann, den sie im folgenden Jahr in Karlsbad kennen lernte. Rahel war eine durchaus innerliche Natur; es gab für sie nur individuelle Erscheinungen, nur individuelle Gedanken. Die Gabe der Form ging ihr ab, so großen Sinn sie dafür hatte. Sie denkt nie aus, sie gibt nur den feinsten Parfüm des Denkens. Solche Zurückhaltung, die sich dem endlichen Ausdruck entzieht, wird bei uns in der Regel überschätzt. Gedanken, deren Vermittelung wir nicht kennen, überraschen uns wie Inspirationen, und je weniger wir uns in dem Kreise unsrer eignen Ideen sicher fühlen, desto wehrloser trifft uns jeder Schlag einer Paradoxie. Kein Volk kennt so viel aphoristische Schriftsteller als Deutschland: Aphorismen im strengsten Sinn, d. h. aus dem Zusammenhang gerissene, unvollständige, durch eine besondere, uns nicht bezeichnete individuelle Stimmung gefärbte und daher nur halb verständliche Gedanken. Bei ihrer nervösen Natur war Rahel jeder Stimmung leicht zugänglich: sie bezeichnete in der Regel zu Anfang jedes Briefes die Witterung, um seine Färbung zu motiviren, und gewöhnte auch ihre Freunde, dasselbe zu thun. So müssen wir ihre Ideen nicht als einen klaren, bewußten Ausdruck ihres Geistes, sondern als einen modificirten, gebrochenen betrachten: wir dürfen es nicht einmal mit ihren Gefühlen, namentlich wo die Trauer einen witzigen Ausdruck sucht, zu ernst nehmen. Es liegt in dieser Paradoxie der Gedanken ein gewisser Schmerz, denn sie verräth eine mangelnde Befriedigung im Gebiet der Empfindung, ein reiches, aber unfertiges Gemüthsleben. Die individuellen Gedanken sind in der Regel weiter nichts als scharf zugespitzte Empfindungen, die ihre natürliche Entwickelung nicht haben finden können, ihr ganzes Denken und Beobachten ein zurückgehaltener Roman des Herzens.*) Etwas Krankhaftes und Ueberreiztes

---

*) Von ihrem ersten Liebesversuch mit Karl Graf Finkenstein (1797) haben wir nur dürftige Notizen; aber einzelne Stellen ihrer Briefe geben, abgesehn von ihrer Nervenschwäche, eine ziemlich klare Einsicht in den Gang ihrer Entwickelung. — (1795, an Veit.) Ich habe solche Phantasie, als wenn ein außerirdisch Wesen, wie ich in diese Welt getrieben wurde, mir beim Eingang diese Worte mit einem Dolch ins Herz gestoßen hätte: Habe Empfindungen, siehe die Welt wie sie wenige sehen, sei groß und edel, ein ewiges Denken kann ich dir auch nicht nehmen; eins hat man aber vergessen, sei eine Jüdin! Und nun ist mein ganzes Leben eine Verblutung; mich ruhig halten, kann es fristen; jede Bewegung, sie zu stillen, neuer Tod; und Unbeweglichkeit mir nur im Tode selbst möglich. Lächeln Sie oder fühlen Sie Thränen: ich kann Ihnen jedes Uebel, jedes Unheil, jeden Verdruß da herleiten. — (1795, an Brinckmann.) Man sollte meinen, ich

geht durch den ganzen Briefwechsel. Dies beständige Staunen vor sich selbst, dieser regellose Cultus alles Eignen, diese Sucht, jeden Augenblick etwas Bedeutendes, künstlerisch Abgerundetes zu empfinden und zu denken, dies Verklären des Unbedeutenden, dies Vergeistigen der zufälligen Natur,

---

wäre jetzt glücklich: und ich kann doch nur nicht mehr wünschen und weiß, es gibt kein Glück, will lieber einmal dumm, als im Schmerzensgefühl leben, mich wieder gesund werden lassen und neue Ideen sammeln. Es ist, als wär' vor vielen Jahren etwas in mir zerbrochen worden, woran ich nun selbst eine boshafte Freude hätte, daß man es doch nun nicht mehr zerbrechen kann, und nicht daran zerren, schlagen; obgleich es nun ein Ort geworden ist, wo ich selbst nicht mehr hinkommen kann. — (1799, an Brinckmann, mit Beziehung auf einen bestimmten Antrag.) Ich kann nicht heirathen, denn ich kann nicht lügen . . . Noch auf eine Manier kann ich heirathen, wenn ich dem Menschen fast gleichgültig bin, und er alle seine Freiheit behält, und mir seine Person gefällt. Vorurtheile muß er nicht haben, sonst halt' ich's nicht aus. Tugendhaft will ich gern sein, nur zum Lügen muß mich ein dummer Mann nicht zwingen können, und ich mich nicht stellen müssen, als wenn ich ihn ehrte. — (1808, an Varnhagen.) Die Gaben, die ich habe, hat man nicht umsonst. Dafür muß man ausstehn. Mein scharfes Wissen, Sondern und Scheiden; das große Meer in mir, mein präciser, tiefer, großer Zusammenhang mit der Natur... Welche Schmerzen, welche Unruhe, welches Vermissen läßt das aufschießen, und wie muß ich es verarbeiten! Und wie ekelhaft herabziehend, beleidigend, ärgerlich, unsinnig, schwächlich, niedrig meine Umgebungen, denen ich nicht entfliehn kann; ein einziges Besudeln, eine Berührung macht mich schmuzig, stört meinen Adel. Dieser Kampf dauert ewig, solange ich gelebt habe und leben werde! Alles, was mir Schönes im Leben begegnet, geht mir fremd, als Besuch vorüber; und mit Unwürdigen soll ich anerkannt leben müssen! — (1809, an Fouqué.) Auch darüber bin ich sehr gefaßt, keine Kinder zu haben. Solange man sie nicht hat, fehlt einem der Sinn, so denke ich: sich aber Sinne und neue Organe zu wünschen, dies Begehren geht ins Unendliche. — (1814, an L. Robert.) Weil die holde, freigebige, sorglose Natur mir eins der feinsten und stark organisirtesten Herzen gegeben hat, die auf der Erde sind; weil ich keine persönliche Liebenswürdigkeit habe, und man es also nicht sieht: weil auch mein rauher, strenger, heftiger, launenhafter, genialischer, fast toller Vater es übersah, und es brach, brach; mir jedes Talent zur That zerbrach, ohne solchen Charakter schwächen zu können. Nun arbeitet dieser ewig verkehrt, wie eine Pflanze, die nach der Erde hineintreibt: die schönsten Eigenschaften werden die niedrigsten. Ich wäre ein sehr verkrüppeltes Geschöpf geworden, läge nicht großartige Betrachtung der Natur aller Dinge in mir, und jenes Vergessen der Persönlichkeit, ohne welches die genialsten Menschen auf der Erde keine wären. Dies ist der einzige Leichtsinn, den mir der doch gütige Gott mitgegeben, und die einzige Grazie in meiner ganzen Natur. — (1820, Tagebuch.) Ich beneide fast allen Menschen, auch ganz untergeordneten sonst ihr haltungsvolles, leidenschaftloses Betragen. Es kleidet so gut! Ich komme darin immer mehr aus dem Gleichgewicht, wenn ich auch noch so ruhig werde, und misfalle mir äußerst.

dieser ewige Wechsel zwischen leidenschaftlicher Entsagung und gelassner Hitze, dies raffinirte Beobachten der eignen Zustände, die man künstlich hervorbringt, um etwas zu beobachten zu haben: — das alles ist nicht nur an sich unschön, es untergräbt auch die Wahrheit und Unbefangenheit des Empfindens. Alle diese schönen Seelen sind unermüdlich geschäftig, was der andere gesagt hat, zu kritisiren, es entweder göttlich, oder himmlisch, oder unschuldig oder entsetzlich zu finden, und die Antwort wieder auf jenen Standpunkt, des Göttlichen u. s. w. hinaufzuschrauben. Wirklich in der Sache sind sie niemals, sie schauen nur in sich selbst, und das führt endlich unvermeidlich zum Selbstbetrug. Dieser verfeinerte Pietismus, diese geistreiche Schönseeligkeit, die aus dem Leben ein Kunstwerk, also ein Spiel, ein isolirtes Traumdasein machen wollte, kann in ernsten Verhältnissen sehr bedenklich werden. Wo man jede Natur mit ihrem eignen Maßstab mißt, wird der edle Zorn der Gerechtigkeit abgeschwächt. Man findet in dem feingebildeten Schlemmer, wenn er nur in seinen Ausschweifungen nicht gemein und trivial wird, die gesuchte innere Harmonie der Bildung, und vergißt daran zu denken, daß die Weltbegebenheiten, die er in den Kreis seines schönen Lebens zieht, ein ganz andres Ansehn gewinnen, wenn man sie im ernsten Licht der Wirklichkeit betrachtet. Es wird dadurch eine Sophistik des Herzens, ein Raffinement der Empfindung und eine Virtuosität in Stimmungen und Leidenschaften genährt, in welcher das ätzende Wesen der jüdischen Bildung ein nicht unwesentliches Moment war, und welches allein eine Lucinde begreiflich macht. Wo die Individualität sich selber so anbetet, daß sie jede Regung in sich verachtet, die mit den gewöhnlichen Begriffen der übrigen Menschen etwas gemein hat, kann man sich wohl denken, wie die Paradoxien der Romantiker von der Crême der Gesellschaft gewürdigt wurden. Rahel selbst hat in allem, was sie denkt, einen dunkeln Hintergrund der tiefsten Empfindung; in ihrem Kreise ist vieles Lug und Trug. — In diesen Kreisen wurde nun neben dem abstracten Liebesgefühl hauptsächlich die neue Dichtkunst gefeiert; so blühte die Romantik im märkischen Sand. Göthe, der von seinem einzigen Besuch in Berlin 1778 einen höchst unerquicklichen Eindruck mitgenommen, war der Prophet dieses jungen Geschlechts, in welchem sich der Witz nicht minder als das Gemüth gegen die Pedanterie der Nicolai und Biester empörte. — Als Moritz nach Berlin kam, trug er nicht wenig dazu bei, den Göthe-Cultus zu fördern; ein sehr wichtiger Mittelpunkt desselben war ferner das Reichard'sche Haus. Reichard war 1775 an Graun's Stelle als Kapellmeister nach Berlin berufen und wußte durch sein lebhaftes, anregendes Wesen, durch seine allseitige, wenn auch nicht gründliche Bildung in den verschiedensten Kreisen Interesse zu erwecken. Er gehörte zu den ersten und eifrigsten Anhängern der Revolution, und das verstimmte

später sein Verhältniß zu Göthe, zu dessen frühsten und leidenschaftlichsten Anhängern er gehörte. Reichard hatte in seinem Hause ein Liebhabertheater errichtet, welches in den höhern Cirkeln Berlins so bekannt war, daß es einmal veranlaßt wurde, vor der Lichtenau zu spielen. Für diese dramatischen Uebungen und Improvisationen wußte er jüngere Leute zu gewinnen, und unter diesen spielte seit 1790 der Primaner des Werderschen Gymnasiums, Ludwig Tieck, die erste Rolle, geb. Mai 1773 in Berlin, der Sohn eines ehrlichen Seilermeisters, der für seinen Stand eine ungewöhnliche Bildung hatte und seine Kinder auf eine noch höhere Stufe zu erheben strebte. Seinen ältesten Sohn Ludwig gab er 1782 auf das Werdersche Gymnasium unter Gedicke, den jüngsten, Friedrich (geb. 1776) 1790 zu einem Bildhauer in die Lehre. Der alte Meister war ein eifriger Anhänger der Zünfte, und Göthe's erste Werke, namentlich Götz, erregten sein lebhaftestes Interesse. Dies Buch war nebst der Bibel die Lieblingslectüre des Knaben. Dazu kamen die Puppenspiele, die zu Hause bald nachgeahmt wurden, und die Spukgeschichten der Mutter. Schon in frühster Jugend zeigte sich bei Ludwig jene Leselust, die ihn sein Leben hindurch nicht verlassen hat. Die Räuber bezauberten ihn, später Eschenburg's Shakspeare, Bertuch's Don Quixote und Holberg's Dramen. Seine Belesenheit gab dem echten berliner Kind schon früh Veranlassung, den Lehrern durch ungewöhnliche Urtheile zu imponiren und ihrer herkömmlichen Bildung die Ironie des freien Selbstbewußtseins entgegenzusetzen, sodaß sie ihn im Eifer mitunter für einen Atheisten ausgaben. Für die Mathematik fehlte ihm ebenso alles Talent wie für die Musik: das letztere ist bei dem spätern Lyriker wohl in Anschlag zu bringen. Dagegen lernte er früh italienisch und englisch. Seine nächsten Freunde waren zwei Mitschüler, Wilhelm von Burgsdorff, ein leichtsinniger junger Edelmann, zu Excentricitäten jeder Art geneigt, und Wilhelm Wackenroder, geb. 1773, der Sohn eines geheimen Kriegsraths· eine stille und träumerische Natur, ohne Sinn für die Außenwelt, und daher der fortwährende Gegenstand von Mystificationen. „Es lebte in ihm der einfache unschuldige Kinderglaube, dem es ein unbewußtes Bedürfniß ist, sich an Höheres hinzugeben. Um seinetwillen konnte er auch das mit dem größten Vertrauen hinnehmen, was seiner eignen Natur zuwider war; das Wunder schien die Welt zu sein, in der er eigentlich lebte, während das Alltägliche für ihn zum Wunder wurde.“ Seine Neigung und sein Talent führte ihn zur Musik, während sein Vater einen Juristen aus ihm machen wollte. Dieser innere Zwiespalt löste seine weiche Natur in eine beständige Sehnsucht auf, die gewissermaßen der Leitton seines Lebens wurde. — Im Reichard'schen Hause lernte Tieck den Verfasser des Anton Reiser kennen, der in Berlin sein Leben

als Sonderling 1793 beschloß: die Vorlesungen desselben gaben ihm die ersten Begriffe über die Kunst, namentlich die Plastik. Reichard verließ Berlin 1791 und zog sich auf sein Gut Giebichenstein bei Halle zurück. Tieck fühlte sich sehr vereinsamt, und der Pietismus der Zeit brach bei ihm in Anwandlungen von Trostlosigkeit, Selbstverachtung und Verzweiflung aus. Er klagte seinem Lehrer einmal, daß durch die Aufhebung der Klöster verstimmten Seelen die Zuflucht genommen wäre. Der Religionsunterricht gab ihm keinen Trost, weil er in der herkömmlichen rationalistischen Weise auf Stimmungen und Einbildungen keine Rücksicht nahm; er suchte ihn in der Natur, wenn auch in der berliner, und irrte tagelang im Thiergarten umher. Eine gewaltige Einwirkung übte auf ihn der Faust. Seit 1791 waren im Gymnasium mehrere jüngere Lehrer angestellt: Rambach, ein Fabrikarbeiter in der Modeliteratur, der den talentvollen Schüler verführte, ihn bei seinen Arbeiten zu unterstützen, in denen Mordthaten, Geistererscheinungen, geheimnißvolle Flüche an der Tagesordnung waren und Spitzbuben als Helden gefeiert wurden, Bernhardi, geb. 1769, der eben seine Studien in Halle unter Wolf absolvirt hatte*) und als Bewunderer Göthe's das Streben des jungen Geschlechts vertrat. „Spott und treffender Witz standen ihm zu Gebot und machten ihn zu einem ebenso gefürchteten Gegner als beliebten Unterhalter. Mit Leichtigkeit wußte er sich auf den verschiedensten Gebieten des Wissens zurecht zu finden, und durch geschickte Anwendung zu verdecken, was ihm an gelehrten Kenntnissen abging. Er liebte Laune, Ironie und Mystification, und konnte mit Nachdruck und Anstrengung arbeiten, um hinterher eben das zu verspotten, woran er seine ganze Kraft gesetzt, und nicht minder diejenigen, welche daran geglaubt hatten. Gewandt und überlegt wußte er sich in die verschiedensten Stimmungen zu versetzen; stets blieb er Herr der Form und wußte für sich zu gewinnen und zu blenden." — Als Tieck Ostern 1792 die Universität Halle bezog, hatte er schon zu früh die Annehmlichkeiten des literarischen Lebens gekostet; er hatte mit Rambach gedichtet, mit Bernhardi kritisirt. Im Reichard'schen Haus in Halle lernte er nun die literarischen Größen näher kennen und durchschaute bald mit dem Spürtalent, das in seinen spätern Novellen so stark hervortritt, ihre kleinen Schwächen. Auch seinen alten Freund Burgsdorff, der sich einem wilden Studentenleben ergeben, fand er wieder. Burgsdorff war dem Einfluß eines Aeltern unterlegen, Wiesel**),

*) Er wurde 1808 Gymnasialdirector, und machte in seiner „Sprachlehre" (1801) und „Anfangsgründe der Sprachwissenschaft" (1805) den Versuch, den philologischen Studien eine speculative Grundlage zu geben. Er starb 1820.

**) Er heirathete später Pauline Cäsar, der abschreckend häßliche Mann

der in den Denkwürdigkeiten jener Zeit häufig als eine dämonische Natur erwähnt wird. Mit sehr gefälligen Formen des Umgangs und einer sinnlich verzehrenden Glut verband er kalte Herzlosigkeit und einen schneidenden Hohn. Er trug eine Art dämonischer Philosophie der Sinnlichkeit vor, die von beschränkten Genossen als Tiefsinn angestaunt wurde. Zuweilen ließ er sich in orakelhaftem Tone vernehmen, welcher tiefe Sinn in diesen Orgien sei, in der sinnlichen Hingebung sollte die Offenbarung einer göttlichen Kraft liegen. Seiner falschen Weisheit gelang es, sie mit dem Schimmer einer mystischen Geheimlehre zu umgeben, die schwache Köpfe vollends in Verwirrung brachte. Hatten sich dann die Jünger im sinnlichen Taumel vollständig selbst verloren, so rüttelte der Meister sie schonungslos auf, und konnte ihnen mit schneidendem Spott ihre Schwäche und den Mangel an Selbstbeherrschung vorrücken. Wer dagegen bedenklich ward, dem schloß er den Mund mit bitterm Hohn über solche Engherzigkeit. — In Halle brach die trübe Stimmung Tieck's einigemal fast bis zur Raserei aus; durch eine Reise wurde sie allmählich gelöst. Nach längern Streifereien ging er September 1792 nach Göttingen, wo er sich ernsthaft auf englische und spanische Studien legte und seine Arbeiten über Shakspeare begann. Ostern 1793 holte er seinen Freund Wackenroder aus Berlin ab und machte mit ihm einen Streifzug durch Deutschland, wo er mit Vorliebe in dem alterthümlichen Nürnberg verweilte, um dann seine Studien in Erlangen zu beschließen. Gleichzeitig hatte Burgsdorff sich aus seiner Vorliebe für die französische Revolution in die wunderlichsten Abenteuer verstricken lassen: er wollte seine Freunde nach Italien entführen, um dort ganz der Kunst zu leben, gab den Gedanken aber bald wieder auf, und so kehrten Tieck und Wackenroder im Herbst 1794 nach Berlin zurück. — In den Schöpfungen dieser Periode findet sich nicht viel Erfreuliches. Die Hauptquellen seiner Dichtung waren Werther und Franz Moor, durch seine eigene krankhafte Stimmung gefärbt. Dieser Lebensüberdruß spricht sich schon in der kleinen Novelle Almansur aus, nebenbei die Sehnsucht nach Waldeinsamkeit. In dem Gespensterroman Abdallah, 1792—93, ist die Aufgabe, einen edeln Jüngling durch Sophismen und sinnliche Lockungen dahin zu bringen, daß er, ohne wahnsinnig zu sein, den eignen geliebten Vater dem Tode übergibt. Bei dem gespenstigen Wesen, das in der Gestalt eines Lehrers der Weisheit den edeln Jüngling demoralisirt, mochte ihm Wiesel vorschweben; der böse Geist dagegen, der auf dem Atlas seit Jahrtausenden in der Einöde eines

---

eines der schönsten Mädchen von Berlin, die, wie es heißt, durch ihn corrumpirt wurde und sich auch als Geliebte des Prinzen Louis Ferdinand nicht vollständig rehabilitirte.

Bergkessels haust, um in der leeren Wüste von Vernichtung zu träumen, ist eigne Erfindung. Es war ein großes Verdienst vom alten Kant, daß er den Begriff dieses leeren Erhabenen ausgemerzt hat, und Tieck hätte durch das Studium dieser Philosophie sich aufklären können. — Das Trauerspiel Karl von Berneck (begonnen 1792, vollendet 1795) ist ein Vorbild der spätern Schicksalstragödie.*) — Am vollständigsten ausgeführt von all diesen Geschichten ist der Roman William Lovell (1793—95). Wie im Abdallah wird ein junger Mensch von einem Alten, den er wie ein Wesen höherer Art verehrt, der aber wieder ein ins Dämonische übersetzter Wiesel ist, systematisch verführt; aber dieser Held ist ohne alle Willenskraft: ein anfangs mittelmäßiger, dann gemeiner Mensch, versinkt er in die unglaublichsten Laster und Nichtswürdigkeiten und bildet sich dabei fortwährend ein, die Welt thue ihm Unrecht. Tieck ist wahrhaft erfinderisch, wenn man die Unwürdigkeit schon ganz erschöpft glaubt, noch ein neues ekelhaftes Verbrechen zu Tage zu fördern. Es galt damals als Weisheit des Weltmanns, psychologisch nach den kleinlichsten Motiven zu spüren und die Erbärmlichkeit als den wahren Inhalt des Lebens darzustellen. Im Werther empfinden wir überall das Wehen der gewaltigen, auch in ihrer Krankhaftigkeit poetischen Natur, im Lovell ist es die phantastische Reflexion, die allen Inhalt des Lebens aushöhlt. Die Grundstimmung ist schwermüthig wie im Werther, aber es ist keine starke, dra-

*) In der Johannisnacht geht ein eisgraues Gespenst durchs Schloß, der Geist des ersten Besitzers, der seinen Bruder umgebracht. Wen der Geist grüßt, der muß in dem Jahre sterben, bis einmal von zwei Brüdern einer den andern ermordet, ohne daß sie Feinde sind. Der alte Walther, der Burgherr, kehrt nach sechzehnjähriger Abwesenheit vom Kreuzzug heim. Jedem von unserm Stamm, sagt er, ist ein alter unversöhnlicher Fluch mitgegeben, der magnetisch nicht von uns läßt. Des Vaters Gemüthszustand wiederholt sich in dem jüngern seiner Söhne. Es gibt Menschen, klagt Karl, die dazu auserlesen sind, die schwarzen Tage, die das Schicksal in die Welt fallen läßt, zu erleben, und ich bin gewiß einer von diesen. Der Alte fällt im Zweikampf durch den Liebhaber seiner Gattin; ein zweiter Orest, tödtet Karl Buhlen und Mutter mit dem alten fluchbeladenen Ahnenschwert, und mit eignen Händen sammelt das Gespenst die Stücke der zerbrochenen Waffe. Die feindlichen Brüder lieben beide ein Mädchen. Eifersüchtig bei der Entdeckung, daß sie den Verworfenen begünstigt, schreitet Reinhard zum Morde des unseligen Karl. Aber sein Haß wandelt sich, wie er ihn schlafend findet, in weichmüthige Liebe, und er tritt ihm das Mädchen freiwillig ab. Doch bei der Verlobung tritt zwischen sie der Mutter Geist. Aufs neue von allen Schrecknissen erfaßt, beschwört Karl den Bruder, ihn zu tödten, und läßt nicht ab, bis ihm der Liebende den Dolch in die Brust stößt. Und nun muß endlich das Haus beruhigt sein; denn auch der andere, für den das Leben keinen Reiz mehr hat, geht in ein Kloster.

matisch entwickelte Leidenschaft, die den Untergang nach sich zieht, sondern eine Reihe kleiner, willkürlicher Empfindungen und Intriguen, zuweilen durch recht armselige Hebel bewegt, die keinen innern Zusammenhang haben und die weder durch ihre Naturwahrheit noch durch ihre Größe beschäftigen. Dem siechen Wesen des Helden fehlen selbst diejenigen Eigenschaften, die sonst zuweilen den Bösewicht adeln: Muth, Kühnheit, Entschlossenheit, eine gewisse Noblesse in den Formen. Die Ereignisse, insofern sie auf den Charakter des Helden einwirken, laufen so träumerisch ineinander, und er setzt ihnen einen so geringen Widerstand entgegen, daß wir an die Identität seiner Person nicht glauben, obgleich er uns durch eine ununterbrochene Reihe von Briefen von dem Fortgang seiner Seelenzustände zu unterrichten sucht. Gegen die Gesetze und Erscheinungen des Lebens ist der Dichter ebenso theilnahmlos als sein Held, und was Werther nur einmal in einem Augenblick frevelhafter Verzweiflung ausruft, ist hier die Tendenz der Dichtung: das Leben ist schal und nichtig, ein ewig gebärendes, ewig verschlingendes Ungeheuer. Mein Leben ist leer und ohne Inhalt! Dieser schreckliche Refrain, den wir bei Tieck's sämmtlichen Dichtungen wieder antreffen, klingt uns am vernehmlichsten in diesem Jugendwerk entgegen. So hart das Urtheil klingen mag, mit der Charakteristik des Lovell ist die ganze Dichtung Tieck's charakterisirt. In den dreiundvierzig Jahren seiner poetischen Laufbahn vom Lovell bis zur Vittoria Accorombana tritt dieser unheimliche Charakter unter den buntesten Verkleidungen immer von neuem wieder auf, und Tieck hat eigentlich nie einen andern geschaffen. So glänzend zuweilen die Farben sind, die er zu seinen Bildern verwendet, es sind Schattenspiele ohne Inhalt und Kern, weil ihm fehlt, was aller Dichtung zu Grund liegen muß: Gefühl für den Ernst des Lebens und Energie des Gewissens. — Als Tieck sich nach Abschluß seines Wanderlebens im Herbst 1794 wieder in seiner Vaterstadt niederließ, brachte er den alten Verhältnissen eine neue Stimmung entgegen. Er hatte nun das Leben in seiner bunten Mannichfaltigkeit kennen gelernt, und sah in Berlin die altkluge, einseitig moralische Aufklärung, die ausgesprochene Mittelmäßigkeit. Eine seltsame Ironie des Schicksals wollte, daß er in der Mitte der Aufklärer seine Schule durchmachen mußte. Nicolai war auf sein Talent aufmerksam geworden und übertrug ihm 1795 die Fortsetzung der von Musäus begonnenen Straußfedern. Da ihm Tieck in seinen Ansichten nie widersprach, so glaubte er an ihm einen Jüngling gefunden zu haben, den Eifer und Bescheidenheit gleich sehr auszeichne, und der sich unter seiner Leitung zu einem nützlichen Schriftsteller heranbilden wolle. In diesem Verhältniß blieb Tieck in der That bis 1798. Mit Hülfe seiner Schwester Sophie (geb. 1775), mit der er nach seiner Rückkehr gemeinsam wohnte und arbeitete, lieferte er in diese Zeitschrift Ueber-

setzungen und eigne Arbeiten, rasch hingeworfene Skizzen des geselligen und literarischen Lebens der Gegenwart, in denen er mit steigender Laune die Verkehrtheiten darstellte, an denen er sich schon als Schüler geärgert: die unwahre Empfindsamkeit, die dünkelhafte Philanthropie, die falsche Naturempfindelei, das starkgeistige Wesen; Nicolai konnte annehmen, daß sein Schüler ganz in seinem Sinn arbeite. Auch war seine Einwirkung auf den jungen Mann bedeutender, als dieser sich selbst gestehn mochte: er entwöhnte sich allmählich des überschwenglichen Stils und der überspannten Empfindungen. Peter Leberecht, eine Geschichte ohne Abenteuer (1795) ist eine Persiflage des Siegwart und der Sentimentalität. Eine ähnliche Tendenz haben die übrigen kleinern Geschichten, namentlich die Schildbürger. Tieck wurde in seiner Ironie um so übermüthiger, je tiefer er selber noch kurz vorher in die Thorheiten, die er verspottete, verstrickt gewesen war. Die stofflose Komik, die er später als Princip der Kunst aufstellte, war bei ihm ein subjectives Bedürfniß, um sich von der eignen Ueberspannung zu erholen. Nebenbei kamen freilich auch Züge vor, in denen gegen die neuen Freunde ebenso großer Muthwille ausgeübt wurde als gegen deren Gegner. Aber man ließ es sich gefallen, bis endlich die Excentricität zu groß wurde und der Spott sich ausschließlich gegen die herrschende Aufklärung richtete. Doch erfolgte der Bruch erst 1799. — Mittlerweile war Tieck in die Kreise der Henriette Herz, der Rahel, Dorothee Veit eingeführt. Bei der letztern lernte er 1796 Fr. Schlegel kennen. Sein Bruder, der Bildhauer, verließ Berlin 1797. Der Umgang mit dem Schauspieler Fleck, dem Bildhauer Schadow und dem Musiker Zelter gab erfreuliche Anregung. Er verlobte sich 1796 mit Amalie Alberti, Reichard's Schwägerin, und heirathete sie 1798. Der innige Verkehr mit Wackenroder, mit dem er 1796 eine Kunstreise nach Dresden machte, die später zu den Herzensergießungen Veranlassung gab, dauerte fort bis an den frühen Tod desselben, Februar 1798; ebenso mit Bernhardi, der übrigens dem jungen Freund wegen seines Umgangs mit den Aufklärern Lauigkeit in seinen künstlerischen Ueberzeugungen vorwarf. Bernhardi hatte 1797 anonym den ersten Band der Bambocciaden geschrieben; eine Sammlung kleiner Erzählungen, zierlich, leicht und geistreich. Die ausgesprochene Tendenz war die Ironie gegen den Enthusiasmus und die philisterhafte Ehrbarkeit in jeder Form. Wenn man bedenkt, wie ernsthaft und nüchtern das Leben war, so wird man daran kein Arg finden; es war an der Zeit, einmal die Berechtigung des Scherzes zu predigen; und es war kein Unglück, wenn man über das Maß hinausging. In dem zweiten Band dieser Sammlung veröffentlichte Tieck seine „Verkehrte Welt", die von Nicolai zurückgewiesen war. Bernhardi hatte schon damals ein Verhältniß zu Sophie Tieck, die er bald darauf heirathete. A. W. Schlegel

zeigte diese Schriften in der Literaturzeitung 1797 mit warmem Lob an, und suchte während eines Aufenthalts in Berlin (Sommer 1798) den hoffnungsvollen jungen Dichter auf, woraus sich sofort eine enge Freundschaft entwickelte; die junge Poesie hatte jetzt einen gefürchteten Kritiker gewonnen. Indeß ging in Tieck's Ansichten eine große Wandlung vor. Er war bisher gegen das religiöse Leben gleichgültig gewesen und sein Ideal hatte sich nur in unbestimmten Tönen der Sehnsucht ausgesprochen. Jetzt fiel ihm Jakob Böhme's Morgenröthe in die Hand. Zuerst glaubte er eine Fundgrube des Komischen entdeckt zu haben, aber bald wurde er von der seltsamen Mystik gefangen. Von diesem Mittelpunkt aus glaubte er nun die Religion und die Philosophie zu verstehn. Er wandte sich zu den Schriften Fichte's und Schelling's, fand sie aber gegen den Schuster von Görlitz zu leicht und trivial. Zugleich studirte er Calderon und vertiefte sich in die Poesie des Katholicismus. So vorbereitet machte er 1799 die Bekanntschaft von Steffens und Novalis, mit welchem letztern er die innigste Freundschaft schloß. Er siedelte sich noch in demselben Jahr ganz in Jena an, und die Religion Jakob Böhme's hatte nun einen zusammengedrängten Kreis von Verehrern. Die beiden Schlegel mit ihren Frauen, die sich freilich nicht sehr miteinander verstanden, Novalis, Tieck, Steffens, Schelling, in weiterer Entfernung Gries und der Maler Genelli. Fichte, der als Haupt der Schule galt, interessirte sich sehr für die Dichtungen Tieck's, nur Jakob Böhme wollte er als Philosophen nicht gelten lassen. Göthe, dem der Weihrauch von seiten der Schule nur angenehm sein konnte, sprach sich über Genoveva und Zerbino sehr günstig aus; mit Schiller kam kein rechtes Verhältniß zu Stande, Herder zeigte sich kalt und ablehnend. Man konnte die Schule als geschlossen betrachten; der Name fand sich durch den Titel: Romantische Dichtungen, unter dem Tieck den Zerbino, Genoveva, den treuen Eckart und einiges Andere herausgab. — „Tieck's reifere Werke kann man nicht nach ihrem wahren Gehalt würdigen, ohne in die innersten Geheimnisse der Poesie einzugehn; und man würde sich nur ungern entschließen, die vernachlässigten Ansprüche der dramatischen und metrischen Technik geltend zu machen, wo die Fülle und Leichtigkeit des ersten Wurfes zu sehr in die Breite geht, weil der reichbegabte Künstler sich niemals entschließen konnte, anders als alla prima zu malen. Eine zauberische Phantasie, die bald mit den Farben des Regenbogens bekleidet in ätherischen Regionen gaukelt, bald in das Zwielicht unheimlicher Ahndungen und in das schauerliche Dunkel der Geisterwelt untertaucht; Unerschöpflichkeit an sinnreichen Erfindungen; heiterer Witz, der meistens nur zwecklos umherzuschwärmen scheint, aber, so oft er will, seinen Gegenstand richtig trifft, jedoch immer ohne Bitterkeit und ernsthafte Kriegsrüstungen; ferner feine, nur allzu schlaue

Beobachtung der Wirklichkeit und der gesellschaftlichen Verhältnisse; dies sind die Vorzüge, die bald die einen, bald die andern mehr in Tieck's Dichtungen glänzen." — Dieses schmeichelhafte Urtheil A. W. Schlegel's (1827) bezeichnet doch auch die Schwächen des Dichters. Tieck besitzt eine glänzende Phantasie und einen sprudelnden Witz, aber es fehlt ihm Wärme des Lebens und Sicherheit des Gewissens. Darum ist er nie im Stande gewesen, einen Charakter zu zeichnen, ein Problem zu lösen, ja auch nur ein Ereigniß in festen Umrissen darzustellen. Einbildungskraft und Witz sind Rankengewächse, die einen festen Stamm prachtvoll verzieren, ihn aber nie ersetzen. Tieck hat neben seiner Einbildungskraft auch einen feinen Verstand, aber anstatt das eine an dem andern zu schulen, läßt er beiden den freiesten Lauf, er führt ein Traumleben, das unabhängig von seiner Beobachtung ist, und stellt sich der Wirklichkeit ebenso oft als altkluger Philister wie als träumerischer Phantast gegenüber. Der abgesagte Feind aller Metaphysik und Schwärmerei, aller Verallgemeinerungen und Ideale, wollte er das Leben und seine Empfindungen wie ein anmuthiges Spiel behandeln, das Unbedeutendste wie das Erhabenste poetisiren, ohne sich je an die Stoffe oder an die Ideen zu verpfänden. Er hatte keinen Sinn für das Alterthum, weil dieses Ideale darstellte und von Gesetzen ausging; die Naivetät und Kindlichkeit, deren er sich befleißigte, waren durchaus nicht im Sinn der Alten: sie gingen nicht Hand in Hand mit dem Naturgesetz. Wie seine Freunde, trachtete er nach dem Unauflösbaren, aber nicht um daran zu glauben, sondern damit zu tändeln; wo der Ernst anfing, hörte seine Theilnahme auf. Von dem transscendentalen Idealismus entlehnte er zuweilen einige Stichwörter, um der Masse unverständlich zu sein, er legte sie seinen poetischen Narren in den Mund; aber niemals hat er sich ernstlich damit beschäftigt. Göthe und Shakspeare verehrte er viel aufrichtiger als seine Freunde, aber als Naturalist, und das kleine Gedicht des erstern, in welchem die Weisheit aufgefordert wird, die zarten Schwingen der Phantasie nicht zu verletzen, enthielt das Grundprincip seines Schaffens und Empfindens. Die Schlegel verachteten den Philister, weil er ihre Ideale nicht anerkennen wollte; sie bekämpften die Aufklärung, weil sie den Bedürfnissen der Kunst widersprach. Tieck dagegen machte sich über den Philister lustig, weil er es mit Glauben und mit Leben ernsthaft nahm, und verabscheute die Aufklärung, weil sie ihm die Arbeit und die Noth nahe rückte. Die Schlegel hatten doch zuweilen einen Blick für die Geschichte; Tieck machte sich über alles lustig, was in der Geschichte eine feste wahrnehmbare Gestalt gewinnen wollte. Die Theecirkel des unbeschäftigten Adels waren seine ideale Welt, und den Schaum des Lebens abzuschöpfen, sein Lebensberuf. Bei allen Widersprüchen einer solchen Natur hat Tieck doch eine ziemlich klare Einsicht in

sich selbst gehabt; die Eröffnungen an seinen Freund Solger (1812) sind aufrichtig und treffend. „Ich habe die Erfahrung schon öfters gemacht, daß sich die Menschen, die im ganzen mit mir einverstanden sind, aus meinen Schriften ein unrichtiges Bild von mir entwerfen, weil sie das Unabsichtliche, Arglose, Leichtsinnige, ja Alberne nicht genug darin hervorfühlen. Die Heuchelei unsrer Zeit habe ich immer von Herzen gehaßt . . . jene Bildung des Geschmacks, die aus hergebrachten Grundsätzen alles beurtheilen will, wie jene flatternde Schwärmerei so vieler, die ihre Unselbständigkeit für Gemüth und reizbaren Sinn halten, die vierteljährig ein Extrem gegen ein andres vertauschen und um nur immer eine eingebildete höchste Höhe zu behaupten, Grund und Boden und sich selbst verlieren . . . . Ich habe den nämlichen Widerwillen gegen die Einseitigkeit, Erhitzung und leere Schwärmerei unsrer Zeitgenossen. Irgendetwas ist immer in Deutschland an der Tagesordnung, das leere Form, geistlose Mode und übertriebene Einseitigkeit wird . . . Bei meiner Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen, Mystischen und allem Wunderlichen lag stets in meiner Seele eine Lust am Zweifel und der kühlen Gewöhnlichkeit, und ein Ekel meines Herzens, mich freiwillig berauschen zu lassen, der mich immer von allen diesen Fieberkrankheiten zurückgehalten hat, sodaß ich weder an Revolution, Philanthropie, Pestalozzi, Kantianismus, Fichtianismus noch Naturphilosophie als letztes einziges Wahrheitssystem gläubig habe in diesen Formen untergehn können. — Meine Liebe zur Poesie, zum Sonderbaren und Alten führte mich anfangs fast mit frevlem Leichtsinn zu den Mystikern, namentlich zu J. Böhme, der sich binnen kurzem aller meiner Lebenskräfte bemächtigte; der Zauber dieses wundersamsten Tiefsinns und dieser lebendigsten Poesie beherrschte mich nach zwei Jahren so, daß ich von hier aus nur das Christenthum verstehn wollte . . . so kam es dahin, daß mein jugendlich leichter Sinn, meine Lust zur Poesie und an Bildern mir als etwas Verwerfliches erschien . . . so gab es Stunden, wo ich mich in die Abgeschiedenheit eines Klosters wünschte, um ganz meinem Böhme und Tauler und den Wundern meines Gemüths leben zu können." — „Ich konnte voraussehn, daß der Muthwille Anstoß erregen werde, den ich in einigen Schriften in der Voraussetzung trieb, es gäbe hier und da Leute, welche Witz verstehn und lieben, es sei auch einmal Zeit zu versuchen, ob man sich an dem reinen Scherz ohne politische und moralische Beziehungen ergötzen könne. Und so entstanden aus der reinsten Lust, ohne Feindschaft gegen irgendwen, einige phantastische Geburten, die ich allen Lesern auf Gnade und Ungnade überließ. In diesen waren Winke eingestreut, wie mir unter gewissen Bedingungen nicht allein die deutsche, sondern die gesammte Literatur, ja alle Kunst erscheint, und ich war völlig unbesorgt, wie die

Spiele einer heitern Laune auf schwerfällige oder muthwillige Gemüther wirken würden, denn es kam mir nur darauf an, meinem Trieb zu gehorchen. So denke ich auch jetzt über alles, was ich bisher geschrieben habe, selbst das Früheste gereut mich nicht, ob ich gleich jetzt den Leichtsinn abgelegt habe, mit welchem ich meine ersten Versuche entwarf, weil es in der Natur der Kunst liegt, daß man anfangs nur spielen will, und unvermerkt von der Heiligkeit des Spiels gefesselt wird. Aus der Heiterkeit des Geistes entwickelt sich das Licht, und die Aufgabe unsers Lebens wird es, dieses rein in uns zu erhalten .... Man will nicht einsehn, daß es einen Witz geben könne, der in sich selber spiele und sich damit beruhige, daß es möglich, ja nothwendig sei, die ganze Zeit und Alles, was darin geschieht, für ein scherzhaftes Spiel anzusehn, und daß der rechte Spaß eben der sei, an gar keinen Ernst zu glauben, und so die ganze Welt gleichsam mit einer neuen Sonne zu beleuchten." — Wohl hat der Scherz, der sich um sittliche Ideen gar nicht kümmert, in der Kunst wie im Leben seine volle Berechtigung, sobald er sich nur nicht da eindrängt, wo er nicht hingehört. Wenn ein Hanswurst sich an ernsthaften, das Wohl und Wehe der Menschen berührenden Fragen laut macht, so wird man ihn unsanft zurecht weisen dürfen, um so unsanfter, je doctrinärer er sich geberdet. Es war ein Misbrauch des Maskenrechts, wenn die Romantiker gravitätisch für den Katholicismus, für Jakob Böhme und Aehnliches in die Schranken traten; und was in jener spießbürgerlichen Zeit noch einen gewissen Sinn hatte, wurde vollends absurd, als alle Welt sich auf Genialität legte, als das Uebermaß an Geist den gesunden Menschenverstand und das Gewissen erstickte. Eine stark ausgebildete, in das Fleisch und Blut des Volks übergegangene öffentliche Meinung erträgt jede Travestie; in einem glaubenlosen Zeitalter muß man gegen phantastische Sophisten sehr auf der Hut sein. Die Jahre 1797—1804 waren die Flegeljahre der Romantik, die dann von der jüngern Generation festgehalten und zu einer ästhetischen Convenienz verarbeitet wurden. In dem ewigen Wechsel der Ideen tritt nur ein leitender Instinct hervor: die Ironie gegen die Begriffe und den Glauben des Zeitalters. Es war der alte Kampf der Xenien gegen die Spießbürgerlichkeit, der freilich jetzt Göthe und Schiller selbst unbequem wurde. Halb und halb ohne es zu merken sah sich die Schule auf einmal in geheimer Opposition gegen ihren Meister, und wenn sie fortfuhr, in Göthe den größten deutschen Dichter zu verehren, so pflanzte sie doch in ihren principiellen Fehden eine selbständige Fahne auf. Die Ironie wurde zu einem System ausgearbeitet, man docirte mit großem Ernst, daß der Künstler es niemals mit einer Sache ernst meinen, daß er in seinen Ideen der Masse nie verständlich sein dürfe, daß es sein Beruf sei, absichtslos und ohne Zweck zu leben und zu dichten.

Am liebsten erging man sich in Aphorismen, die durch eine pikante Wendung oder durch Paradoxien, d. h. dadurch, daß man die Worte in einem andern Sinn gebrauchte als dem gewöhnlichen, aber ohne es zu sagen, zum Theil den trivialsten Inhalt überdecken. Die frivole Ueberbildung des Zeitalters verdrehte in ihrer Misachtung aller Gesetze und Traditionen den philosophischen Idealismus in eine souveräne Ironie gegen allen sittlichen Inhalt. Die Romantiker waren nur die Chorführer der „guten Gesellschaft". Es wurde vornehm, Sinn zu haben für das, was der bürgerlichen Bildung als Thorheit erschien: bei der Geringschätzung gegen das Denken und Fühlen der Masse, bei der oberflächlichen Bildung nach fremdem Zuschnitt war es gar nicht auffallend, wenn man auch an der Unmöglichkeit einer übernatürlichen Welt zu zweifeln anfing. Die romantische Ironie, das Bestreben, zu denken, zu empfinden und zu schaffen, nur um augenblicklich darauf die Gedanken, die Empfindungen, die Schöpfungen wieder aufzulösen, ist nur aus einer Mischung von Uebermuth und Zweifel an sich selbst zu begreifen: dem Uebermuth einer philosophisch-poetischen Bildung, die mit spielender Leichtigkeit die geistigen Beziehungen analysirte und darum glaubte, sie wäre Herr darüber; und jenem Zweifel, der aus dem Bewußtsein der Unproductivität entsprang. — Tieck war ebenso wenig fähig, große Principien energisch zu verfolgen, als bestimmte Gestalten mit fester Hand zu zeichnen; aber er hatte eine sinnige Empfänglichkeit für kleine Schönheiten, für unmerkliche Züge, und übte damit bei dem vorherrschend männlichen Charakter unsrer Literatur eine zweckmäßige Gegenwirkung aus. Er hat persönlich wie durch den gebildeten Stil seiner Schriften wesentlich zur Förderung jenes guten Verhältnisses zwischen Literatur und Gesellschaft beigetragen, das unsre classischen Dichter zuerst begründet hatten.

Durch die Volksmärchen war Tieck in die Schule eingeführt; seit 1793 erschien alljährlich eine neue Lieferung. In unsern Tagen ist die Ehrfurcht vor dem instinctartigen Schaffen des Volks und vor den Ueberlieferungen desselben in Sagen und Märchen so groß, daß man sich leicht einbildet, der erste, der diese Neigung angeregt, müsse von demselben Gefühl ausgegangen sein; um so mehr, da Tieck sich von Zeit zu Zeit angelegen sein ließ, die berliner Aufklärer durch seine Bewunderung dieser alten einfältigen Geschichten zu ärgern. Allein diese Bewunderung war nichts weniger als naiv. Er betrachtete Märchen und Sagen als den rohen Stoff, aus dem die freie dichterische Phantasie erst etwas zu machen habe. A. W. Schlegel hat in seiner Recension der „Altdeutschen Wälder" 1815 rücksichtslos die ganze Verachtung ausgesprochen, welche der Anwalt der absoluten Kunst vor diesen Gestalten des Instincts empfinden mußte; und wenn Tieck als geborner Naturalist in seiner Geringschätzung nicht so

weit ging, so zeigt doch seine Bearbeitung, wie wenig er sich aus der Ueberlieferung machte. Er steht seinen Stoffen ebenso ironisch gegenüber als seine Vorgänger Musäus und Wieland, wenn er sich auch von ihnen durch die Feinheit und Sauberkeit seiner Arbeit und die Anmuth und Noblesse seines Stils unterscheidet. Der Reiz jedes Märchens liegt in der kindlich unbefangenen Auffassung der Menschen und Situationen. Im Märchen gibt es kein Naturgesetz, keine sittliche Ordnung: jede Beziehung auf das eine oder die andere, also jedes ängstliche Motiviren stört die Unbefangenheit. An einem echten Volksmärchen kann jedes Lebensalter einen heitern Antheil nehmen, denn die ursprüngliche Natur findet in jeder Seele eine entsprechende Stimme. Aber solche Märchen macht man nicht, sie müssen werden. Will der Kunstdichter einen natürlichen — d. h. ihm angekünstelten — Ton anschlagen, so fühlt jedes Kind die Unwahrheit heraus; und will er vom Standpunkt seiner Bildung den naiven Stoff — der auf das Nichtwissen der Widersprüche berechnet ist — ins allgemein Menschliche übersetzen und doch das Wunderbare beibehalten, so wird dieses zum Unnatürlichen, aus dem Zufall wird Fatalismus, aus den Phantasiebildern entstehn Gestalten des Grauens, die Einfalt geht in Aberglauben, die Unbefangenheit in Ziererei über. Man sucht das Wunderbare an die bekannten Gesetze der Physik, das Abenteuerliche an die tiefen Gesetze der Seele anzuknüpfen, und fällt der schwarzen Magie in die Hände. Bei Tieck ist überall die Wirkung auf das Grauen vor den feindseligen Mächten der Natur berechnet. Schon die Bearbeitung der Sage vom Venusberg genügt, das Verhältniß Tieck's zu seinen Stoffen zu bezeichnen. Er hat die Sage vom getreuen Eckard (1799) und vom Rattenfänger zu Hameln in ein halb aus Romanzen, halb aus Prosa zusammengesetztes Vorspiel verschmolzen, dessen altfränkische Treuherzigkeit etwas gemacht aussieht. Der Tannhäuser ist seinen Freunden plötzlich verschwunden; nach einigen Jahren trifft ihn einer derselben, Friedrich, vor seiner Burg. Diesem erzählt er, er komme eben aus dem Venusberg zurück und wolle eine Pilgerfahrt nach Rom unternehmen, um sich von der Last seiner Sünden zu befreien. Seine Verbindung mit der heidnischen Göttin sei nur der Schluß einer Reihe von Freveln gewesen; er habe ein Mädchen geliebt, Namens Emma, diese habe ihm aber einen andern Ritter vorgezogen, er habe denselben erschlagen, und sie sei vor Gram gestorben. Nachher will er noch mehrere entsetzliche Greuel ausgeübt und erlebt haben. — „Friedrich betrachtete ihn lange mit einem prüfenden Blick, dann nahm er die Hand seines Freundes und sagte: Immer noch kann ich nicht von meinem Erstaunen zurückkommen; auch kann ich deine Erzählung nicht begreifen, denn es ist nicht anders möglich, als daß alles, was du mir vorgetragen hast, nur eine Einbildung von dir sein muß,

denn noch lebt Emma, sie ist meine Gattin, und nie haben wir gekämpft noch uns gehaßt, wie du glaubst. — Er nahm hierauf den verwirrten Tannhäuser bei der Hand und führte ihn in ein andres Zimmer zu seiner Gattin. Der Tannhäuser war stumm und nachdenkend, er beschaute still die Bildung und das Antlitz der Frau, dann schüttelte er mit dem Kopf und sagte: bei Gott, das ist noch die seltsamste von allen meinen Begebenheiten!" — Seltsam in der That; und den Leser beschleicht ein unheimliches Frösteln. Daß dann der Tannhäuser doch nach Rom geht, ungesühnt zurückkehrt, Emma wirklich ermordet und Friedrich durch einen glühenden Kuß nach sich in den Venusberg zieht, dient nur wenig, den Schauder zu vermehren. — Ein ähnliches Motiv hat Tieck in einer selbständig erfundenen Fabel angewandt: Der blonde Eckbert (1796). Schlegel gibt derselben mit Recht unter allen Märchen den Preis. „Durch die Erzählung geht eine stille Gewalt der Darstellung, die zwar nur von jener Kraft des Geistes herrühren kann, welcher die Gestalten unbekannter Dinge bis zur hellen Anschaulichkeit und Einzelheit Rede stehen, deren Organ jedoch hier vorzüglich die Schreibart ist: eine nicht sogenannte poetische, vielmehr sehr einfach gebaute, aber wahrhaft poetisirte Prosa." — Aber der Jünger der absoluten Kunst hat über diesem duftigen und ahnungsvollen Stil den Widersinn vergessen, der in dem träumerischen Ineinanderschweben der Gestalten und Motive liegt. Eckbert, ein Ritter von vierzig Jahren, lebt mit seiner Frau auf seinem Schloß in gänzlicher Einsamkeit: er hat nur mit einem andern Ritter Namens Walther Umgang. Eines Abends erzählt seine Frau, sie sei bei einer Hexe erzogen worden und habe zur einzigen Gesellschaft einen Vogel gehabt, der immer ein Lied von der Waldeinsamkeit gesungen; sie sei mit diesem Vogel und einigen Kostbarkeiten entflohn. Aus einigen Worten Walther's merkt sie, daß dieser von der Geschichte etwas Näheres wissen müsse. Darüber wird sie verstimmt, das Verhältniß zwischen den beiden Freunden nimmt einen gespannten Charakter an, und endlich ermordet Eckbert seinen Freund, von einem unerklärlichen Drang getrieben. Seine Frau stirbt, er lebt in immer größerer Einsamkeit, bis er einen neuen Freund findet, Hugo, dem er seine Geschichte erzählt und der ihm mit Theilnahme entgegenkommt. Aber auch dieser zeigt ihm einmal ganz sonderbare Züge, und als Eckbert näher zusieht, ist es Walther's Gesicht. Er flieht in den Wald, überall begegnet ihm Walther, zuletzt die Hexe, die ihm erzählt, sie sei Walther, sei Hugo; Walther und Hugo hätten nie existirt. „Jetzt war es um das Bewußtsein, um die Sinne Eckbert's geschehn. Er konnte sich nicht aus dem Räthsel herausfinden, ob er jetzt träume, oder ehemals von einem Weibe Bertha geträumt habe; das Wunderbarste vermischte sich mit dem Gewöhnlichsten, die Welt um ihn her war verzaubert, und er keines Gedankens, keiner Erinnerung mäch-

tig .... Gott im Himmel, sagte er still vor sich hin, in welcher entsetzlichen Einsamkeit habe ich dann mein Leben hingebracht!" — Das ist der bekannte Refrain aus dem William Lovell. Der düstre Nebel des Wahnsinns, der es ungewiß läßt, ob die romantischen Geschichten blos im Traum, in der Einbildung oder in der Wirklichkeit vor sich gehn, ist im tiefsten Grunde ein Ausdruck der innern Ironie; er widerspricht dem Wesen des deutschen Gemüths und macht es am wenigsten möglich, die nationalen Ueberlieferungen festzuhalten, dem Volk sein eignes instinctartiges Schaffen und Empfinden sinnlich vor Augen zu stellen. — Im Runenberg (1802) ist, von der seltsamen Einkleidung abgesehn, der dämonische Sinn der Liebe zum Golde dargestellt. Der Held des Märchens hat in einem Walde die schreckliche Königin des Goldes gesehn, er ist ihrem Zauber entflohn und hat sich in bürgerliche Verhältnisse eingelebt; aber wie dem blonden Eckbert, tauchen ihm bei jedem fremden Gesicht die dämonischen Züge des Waldweibes auf; eine Zaubertafel, die er mit sich genommen, dringt mit ihren geheimnißvollen Zeichen mit magischer Kraft in sein Gemüth; einige bei ihm zurückgebliebene Goldstücke erregen ihn zum Wahnsinn. Er stürzt in blinder Leidenschaft wie der Tannhäuser in seinen Wald zurück. Nach einigen Jahren zeigt er sich wieder als zerlumpter Bettler, von einem langen struppigen Bart entstellt, er trägt einen Sack mit Kieselsteinen, die er für Diamanten hält und an deren Funkeln er eine wilde Lust hat. Nachdem er seine ehemalige Frau traurig angesehn, zieht ihn das schreckliche Waldweib mit sich fort, und er verschwindet für immer. Auch hier tritt uns also der Wahnsinn entgegen, oder vielmehr die träumerische Bestimmungslosigkeit des Menschen; denn der unglückliche Liebhaber des Waldweibes ist nicht der Einzige, dessen Bewegungen wie ertödtete Nerven bei einem galvanischen Experiment dem blos physikalischen Reiz gehorchen. — Die Schilderung von der Bereitung des Liebeszaubers (1811) ist die Vollendung des Gräßlichen. Selten wird man einen Fiebertraum erlebt haben, der die Seele auf eine so sinnlose Weise beängstigt, und dabei haben diese wahnsinnigen Phantasien noch einen gewissen Anstrich vom Possenhaften. — Auch im Pokal (1811), trotz des versöhnenden Schlusses, zerfließen die Gestalten ineinander, die Einbildungen gehn in Erinnerungen über und umgekehrt, und es sind wieder sinnliche Einwirkungen nöthig, um die Seele zurecht zu stellen. „Der Alte mochte nicht sagen, daß er jenen gekannt hatte, denn sein Dasein war ihm zu sehr zum seltsamen Traum verwirrt, um auch nur aus der Ferne die übrigen in sein Gemüth schauen zu lassen." Diese Ueberreizungen des Nervensystems wirken nicht erschütternd, sondern im besten Fall quälend und beängstigend; sie verweichlichen die Phantasie, statt sie zu stählen. Im Wahnsinn des König Lear, in den Visionen Macbeth's, in dem Nachtwandeln der Lady empfinden wir

nicht den gemeinen Sinnenkitzel des Grauens, weil nicht blos unsre Einbildungskraft, sondern Geist und Gemüth thätig und ergriffen ist. Wir werden von der Größe des Verhängnisses durchbebt, und das sinnliche Mittel drängt sich nicht als Hauptsache auf. Lösen wir aber dieses Mittel von dem tragischen Inhalt ab, so erniedrigen wir unsre Phantasie zur Knechtschaft der Sinne und freveln an unserm tiefsten Selbst. Wie bedenklich diese Spiele der Phantasie noch in andrer Beziehung sind, zeigt sich in den Gesprächen im „Phantasus", wo bei Gelegenheit dieser Märchen auf die Seltsamkeit der Träume, das Ahnungsvermögen und dergleichen eingegangen wird, nicht, wie in den „Unterhaltungen der Ausgewanderten", um durch Mannichfaltigkeit der Farben einen vorwiegend drolligen Eindruck zu machen, sondern in bitterm Ernst. — In der schönen Magelone (1796) wird durch den ungetheilten Sonnenschein, durch den Mangel an Schatten alle bestimmte Gestaltung und die schöne Einfalt der alten Sage ebenso aufgehoben, wie in den übrigen Märchen durch die ununterbrochenen nächtlichen Schauer. Die Geschichte sieht nur wie ein Rahmen für die eingewebten Lieder aus. „Es liegt ein eigner Zauber in ihnen, dessen Eindruck man nur in Bildern wiederzugeben versuchen kann. Die Sprache hat sich gleichsam alles Körperlichen begeben und löst sich in einen geistigen Hauch auf. Die Worte scheinen kaum ausgesprochen zu werden, sodaß es fast noch zarter wie Gesang lautet; Stimmen, von der vollen Brust weggehoben, die dennoch wie aus weiter Ferne leise herüberhallen." (A. W. Schlegel.) — Heiter ist gleichfalls die Darstellung in den Elfen (1811); allein die Momente aus der alten Sage, daß im Lande der Elfen Jahre nur den Raum von Stunden einzunehmen scheinen, daß die Elfen ihre Wohnsitze verlassen, wenn sie von profanen Augen gesehn werden, und ähnliche Züge von einem bestimmten mythologischen Inhalt sind durch die Poetisirung aus ihrem innern Zusammenhang entrückt. Das Reich der Elfen, in welches die kleine Marie entführt wird, ist das Reich der Einbildungskraft, des Märchens, der Poesie überhaupt; die Zeit, die sie darin zubringt, ist die Kindheit, die noch dem poetischen Spiel offen steht, durch Zweck und Logik noch nicht eingeengt. Zum Theil ist diese Poesie recht poetisch geschildert, wenn auch ein Zauberreich, in welchem sich jeder Wunsch sofort in eine Thatsache verwandelt, bald langweilt. Die Schilderung des Schlaraffenlandes eignet sich nur für die komische Poesie. Aber die Hauptsache ist, daß durch diese idealisirende Verallgemeinerung das Wesen der durch historische Ueberlieferung fest umrissenen Elfen sich ins Unbestimmte und Allegorische verflüchtigt, und daß der Schluß, welcher der Tradition angehört, zu dem Vorhergehenden nicht stimmt.

Wenn schon die novellistische Umdichtung des Märchens dem Stoff seine natürliche Farbe nimmt, so ist es bei der dramatischen Bearbeitung

noch schlimmer. Vom Drama fordert man psychologischen Zusammenhang und ethischen Gehalt: der Reiz des Märchens liegt aber gerade darin, daß man nach keinem von beiden ein Bedürfniß fühlt. Tieck ist durch das Beispiel Shakspeare's verleitet worden, durch das „Wintermärchen", den „Sommernachtstraum" und „Wie es euch gefällt". — Das Däumchen macht unter diesen Versuchen insofern den besten Eindruck, als es durchaus possenhaft ist und vom Drama weiter nichts beansprucht als die dialogische Form. Die Idee, sich das Wesen eines Menschenfressers im Detail auszumalen, ihn nicht blos mit dem fabelhaften Hof des König Artus, sondern auch mit der Bildung und den Empfindungen der modernen Gesellschaft in Verbindung zu setzen und diese Gegensätze fratzenhaft ineinander spielen zu lassen, ist mit Humor ausgedacht und ausgeführt. Trotz der Unmöglichkeit und Widersinnigkeit der Anlage ist selbst eine gewisse Charakteristik in den Figuren. Im Blaubart (1796) entfaltet sich das Märchen zu einer ausführlichen Darstellung. „Der Verfasser, sagt A. W. Schlegel, ist ein wahrer Gegenfüßler unsrer gewappneten ritterlichen Schriftsteller: da diese nur darauf arbeiten, das Gemeinste, Abgedroschenste als höchst abenteuerlich, ja unnatürlich vorzustellen, so hat er sich dagegen bemüht, das Wunderbare so natürlich und schlicht als möglich, gleichsam im Nachtkleide erscheinen zu lassen. Die Charaktere geben sich nicht für dieses oder jenes, sie sind wie sie sind, ohne zu wissen, daß es auch anders sein könnte. Dies ist in der Natur, nur in den schlechten Schauspielen reden die Tugendhaften von ihrer Tugend und die Bösewichter von ihrer Abscheulichkeit u. s. w." Freilich ist es ungeschickt, wenn der dramatische Dichter, anstatt den Inhalt seiner Charaktere in Handlungen zu entfalten, ihnen Reflexionen über ihre eigne Schlechtigkeit u. s. w. in den Mund legt; allein ebenso wenig genügt es zur Zeichnung eines Charakters, ihn eine Reihe gleichartiger Handlungen einfach verrichten zu lassen. Der Dichter muß zugleich die Stimmung in uns erregen, mit der wir diese Handlungen aufnehmen sollen. Wenn im Puppenspiel ein Tyrann ohne weiteres einem Dutzend unschuldiger Leute den Kopf abschlägt, so erregt das nicht Schrecken, sondern Gelächter, und diese Natur des Puppenspiels hat auch die Einleitung zum Blaubart. Der blutdürstige Ritter beendet eine Fehde dadurch, daß er alle seine Feinde hängen läßt. Nun kann doch diese Einleitung keinen andern Zweck haben, als die grausam gewaltthätige Natur des Helden zu versinnlichen. Tieck schildert aber seine besiegten Ritter ganz im Stil der Shakspeare'schen Narren; sie schwatzen untereinander wie zu ihrem Sieger das thörichtste Zeug, wir finden es ganz natürlich, daß er darüber lacht, und der Tod jener komischen Personen macht den Eindruck eines Schwanks. Das Ganze soll aber keineswegs ein Schwank sein, im Gegentheil ist der Hauptinhalt des Märchens, die beabsichtigte Ermordung der Agnes, mit

allem Aufwand tragischer Schreckmittel ausgemalt. Die beiden letzten Acte auf dem Schloß des Blaubart sind von einer echten und nicht gemeinen Poesie. Tieck hat nicht nur das materielle Grauen hervorgerufen, er hat auch fein motivirt. Dieser Theil der Handlung ist also ganz dramatisch und steht in einem schreienden Contrast zu den vorhergehenden Narrenspäßen. Wenn Shakspeare tragische und komische Elemente durcheinander mischt, so ist darin doch keineswegs Willkür; die Grundstimmung ist stets deutlich festgehalten. Niemals ist er ironisch gegen seine eignen Gestalten; wenn er einen Bösewicht, wie Richard 3. oder Jago, zuweilen sich possenhaft geberden läßt, so dient dieser blutige Humor dazu, die dämonische Natur schärfer hervorzuheben. Durch die willkürliche Mischung beider Momente wird jenes unklare Gefühl hervorgerufen, das uns bei den Begebenheiten der Wirklichkeit zuweilen überfällt, dem wir aber in der Kunst entgehn wollen. Damit hängt ein zweites Misverständiß zusammen. Tieck läßt die glückliche Katastrophe nicht aus verständigem Plan, auch nicht aus dem Zufall hervorgehn, sondern aus den Eingebungen eines Thoren. Der Bruder der Agnes, Simon, hat ein Vorgefühl, daß seine Schwester in Noth ist; während er sonst von seinen Brüdern als ein Träumer verspottet wird, ist jetzt die Lebhaftigkeit seiner Phantasie so groß, daß alle mit fortgerissen werden. „Das Tollste bei der Tollheit ist, daß sie vernünftige Menschen ansteckt." An sich ist dies Motiv nicht undramatisch, denn in dem, was man doppeltes Gesicht oder Ahnung nennt, liegt bei einer Natur, die mehr in der Phantasie und im grübelnden Gefühl lebt als in der praktischen Welt, keine poetische Unwahrheit, und wenn der Philosoph dieses irrationelle Moment auflösen müßte, so ist es dem Dichter erlaubt, es in seiner unaufgelösten Gestalt anzuwenden, wie ja Shakspeare so häufig psychologische Thatsachen in sinnliche Erscheinungen und Wunder krystallisirt. Allein Tieck hat es dadurch verdorben, daß er die Natur Simon's aus der dramatischen Färbung des Stücks heraustreten läßt. Simon ist melancholisch geworden durch Vorausnahme des transscendentalen Idealismus; er reflectirt über Ich und Nicht-Ich, Sein und Nichtsein, Raum und Zeit u. s. w. auf dieselbe Weise, wie Aristophanes seinen Sokrates reflectiren läßt, d. h. possenhaft, mit unzweckmäßiger Anwendung der Speculation auf endliche, dem gemeinen Leben angehörige Gegenstände. So macht er den Eindruck einer parodischen Figur, und wir gerathen außer Fassung, als aus ihm plötzlich ein tragisches Motiv genommen werden soll: der Dichter hat geflissentlich seinem Zweck zuwider gearbeitet. Dieser Mangel an dramatischer Einsicht zeigt sich ebenso in der Nachlässigkeit der Composition, in der Einmischung von Episoden, die nicht nur aus dem Zusammenhang des Stücks heraustreten, sondern die auch an sich sehr langweilig sind. Tieck hat später versichert,

er habe seine Stücke für die Aufführung berechnet; aber erst in einer Zeit, wo man den Begriff eines mit den Vorstellungen des Volks zusammenhängenden Theaters vollständig verloren hatte, wo der Faust, der Götz, der Sommernachtstraum, die Antigone und Medea, die Calderon'schen Stücke, mit oder ohne Musik, neben Joco dem brasilianischen Affen und dem Hund des Aubry ungenirt über die deutsche Bühne gingen, wo durch die Oper die Einbildungskraft auf das gründlichste demoralisirt war und wo Göthe sich im Gespräch mit Eckermann behaglich über die Vorstellung ausließ, den zweiten Theil seines Faust auf dem Theater zu sehn, und sich namentlich auf die schöne Gruppe freute, deren Mittelpunkt der Elefant, auf dem Plutus reitet, bilden sollte. Bei einer solchen Stimmung der Phantasie war es begreiflich, daß man der Abwechselung wegen auch einmal den gestiefelten Kater über die Breter führte. Als Tieck aber die Volksmärchen dramatisirte, hat er schwerlich ihre Ausführbarkeit in Erwägung gezogen, was schon die in Worten ausgedrückte Ouvertüre in der „verkehrten Welt", die redenden Instrumente und die singenden Blumen im „Zerbino" beweisen. — Was bei Tieck Instinct war, erhob sein griechisch gebildeter Freund A. W. Schlegel zur Doctrin. „Die Tragödie, sagt er bei seiner Erklärung des Aristophanes, ist der höchste Ernst der Poesie, die Komödie durchaus scherzhaft. Der Ernst besteht in der Richtung der Gemüthskräfte auf einen Zweck, sein Entgegengesetztes besteht folglich in der scheinbaren Zwecklosigkeit und Aufhebung aller Schranken beim Gebrauch der Gemüthskräfte, und ist um so vollkommener, je größer das dabei aufgewandte Maß derselben und je lebendiger der Anschein des zwecklosen Spiels und der uneingeschränkten Willkür ist. Die neuere Komödie stellt zwar das Belustigende in Charakteren u. s. w. auf, aber unter allen darin angebrachten Scherzen bleibt die Form der Darstellung selbst ernsthaft, d. h. an einen gewissen Zweck gesetzmäßig gebunden. In der alten Komödie dagegen herrscht eine scheinbare Zwecklosigkeit und Willkür, das Ganze des Kunstwerks ist ein einziger großer Scherz, der wieder eine ganze Welt von einzelnen Scherzen in sich enthält, unter denen jeder seinen Platz für sich zu behaupten und sich nicht um die andern zu bekümmern scheint. Der komische Dichter versetzt wie der tragische seine Personen in ein idealisches Element; aber nicht in eine Welt, wo die Nothwendigkeit, sondern wo die Willkür des erfinderischen Witzes unbedingt herrscht, und die Gesetze der Wirklichkeit aufgehoben sind. Er ist befugt, die Handlung so keck und phantastisch wie möglich zu ersinnen; sie darf sogar unzusammenhängend und widersinnig sein, wenn sie nur geschickt ist, einen Kreis von komischen Lebensverhältnissen und Charakteren in das grellste Licht zu setzen. Was das Letzte betrifft, so darf das Werk allerdings, ja es muß einen Hauptzweck haben, wenn es ihm nicht

an Haltung fehlen soll: wie wir denn auch die Komödien des Aristophanes in dieser Hinsicht als völlig systematisch deuten können. Allein soll die komische Begeisterung nicht verloren gehn, so muß aus diesem Zweck wieder ein Spiel gemacht und der Eindruck durch fremde Einmischungen aller Art scheinbar aufgehoben werden." — Die frühern Ausleger des Aristophanes waren nicht abgeneigt, in ihm einen Possenreißer ohne Poesie zu sehn, die spätern suchten in ihm einen tiefsinnigen Philosophen, dessen Gemüth ganz von der Herrlichkeit der alten Religion erfüllt gewesen sei, und der hinter seiner anscheinenden Frivolität einen großen Schmerz um den Verfall derselben verstecke. Diesen Thorheiten gegenüber hat Schlegel's Auffassung ihre volle Berechtigung. Aber er stellt die Methode des Aristophanes als die ideale dar, und diese Theorie widerspricht unsern Erfahrungen wie unsern Begriffen. Wir wissen, daß eine Zwecklosigkeit, die sich als solche darstellt, uns nicht belustigt, sondern langweilt; daß die Zwecklosigkeit, die komisch wirken soll, unter der Maske der Zweckmäßigkeit uns entgegentreten muß. Freilich dachte man wol schon bei der Theorie an die vorhergegangene Praxis, und Tieck's Versuche haben zur angeblichen Rechtfertigung des Aristophanes nicht wenig beigetragen. — Aristophanes geiselt solche Verirrungen seines Zeitalters, die sehr ernst in die politischen und religiösen Zustände seines Vaterlands eingriffen. Er sprach zu einem Publicum, welches durch das Zusammendrängen aller höhern nationalen Thätigkeit in einen kleinen Raum befähigt war, sich über Dinge ein Urtheil zu bilden, die sonst nur von der feinsten Bildung verstanden werden. Unsere modernen Aristophanesse dagegen beschäftigen sich ausschließlich mit dem Gegenstand, den sie allein verstehn, mit der Literatur; sie lenken die Phantasie von den Gegenständen der wirklichen Welt auf die Reflexe derselben. Nebenbei ist die phantastische Form nicht aus dem Vorbild des Aristophanes hervorgegangen, sondern aus den Reminiscenzen der wiener Zauberposse, der Zauberflöte, des Donauweibchens u. s. w. Es ist ein nicht ungewöhnliches Vorurtheil, man könne die naiven Formen der Volkslustbarkeit durch Einführung eines höhern Grades von Bildung veredeln. Zu gewissen Späßen gehört aber Unmittelbarkeit, ja selbst Roheit, wenn nicht ihre Spitze abbrechen soll. Die Localposse benutzt das Märchen zu dreisten Schwänken und überraschenden Verwandlungen. Schon darin tritt sie aus der Naivetät heraus, der Schwank wird zur Zote, das freie Spiel der Phantasie, die sich an die Grenzen des Möglichen und Wahrscheinlichen darum nicht bindet, weil sie dieselben nicht kennt, zur reflectirten Albernheit. Noch mislicher ist der Versuch, auf dem künstlichen Umwege der Reflexion wieder zur Unmittelbarkeit zurückzukehren. Es gelingt dem gebildeten Dichter nie ganz, aus den Voraussetzungen seiner Bildung herauszutreten und sie

völlig zu vergessen; er muß motiviren, näher ausführen, muß Streiflichter werfen auf die Cultur, der er entflieht, ironischer oder sentimentaler Art. Aus dem Wunder wird ein unheimliches Hexenwerk, aus der Willkür haarsträubende Barbarei. Eine unsrer Bildungsstufe fremde Moral wird für unsern Geschmack zugerichtet und dadurch verdreht. Die luftigen Gestalten der kindlichen Phantasie verwandeln sich in Fieberspuk; die zusammenhanglosen, aber anmuthigen Geschichten in pseudophilosophische Symbole. — Der gestiefelte Kater (1797) sprudelt von treffenden Witzen, liebenswürdig tollen Einfällen und guter Laune, er hat einen ziemlich abgeschlossenen Rahmen und man kommt in der Handlung, wenn auch mit Mühe, allmählich vorwärts. Allein in dem Behagen, mit welchem die Verbildung des Spießbürgerthums geschildert ist, liegt doch etwas Erzwungenes. Das Stück, welches der Dichter diesem „verbildeten" Publicum vorspielen läßt, ist in der That der absolute Unsinn, und die Böttiger, Schlosser, Wiesener, und wie die Repräsentanten des „aufgeklärten Geschmacks" sonst heißen, hatten Recht es auszuzischen. Am wenigsten ist es das, wofür der Dichter es ausgibt, ein naiv dargestelltes Ammenmärchen; es ironisirt beständig sich selbst und setzt in seinen Anspielungen eine weitgehende literarische Bildung voraus. „Ich wollte nur den Versuch machen, sagt am Schluß der ausgepochte Dichter zum Publicum, Sie alle in die entfernten Empfindungen Ihrer Kinderjahre zurückzuversetzen, daß Sie dadurch das dargestellte Märchen empfunden hätten, ohne es doch für etwas Wichtigeres zu halten, als es sein sollte." Leider ist der Dichter noch mehr in dem gewohnten Kreise seiner Bildung befangen als das Publicum. Der bei weitem größte Theil seiner Einfälle beruht auf Beziehungen zu der aufgeklärten Welt, gegen die er polemisirt. Seine Märchenfiguren haben keinen realen Inhalt, sie sind nur Namen, unter denen beliebige Reflexionen über das Zeitalter eingeschwärzt werden. Daher sind die directen polemischen Beziehungen das Gelungenste. Das dargestellte Publicum ist viel ergötzlicher als das Stück, das ihm aufgeführt wird. Der „gestiefelte Kater" hat seinen Erfolg einigen glücklichen Einfällen zu verdanken, hauptsächlich aber der Freude der „Gebildeten" über die literarischen Anspielungen. — Der Einfall, das Publicum selbst aufs Theater zu bringen, hat dem Dichter so wohl gefallen, daß er ihn in seinem nächsten Stück, die verkehrte Welt (1797), wiederholt. Der Dichter versucht, die Ironie auf eigne Füße zu stellen, aber seine gute Laune ist nicht sehr ausgiebig; er muß sich zum Humor zwingen. Die Komik wird dadurch hervorgebracht, daß die Vorstellungen auf dem Theater bald als das, was sie wirklich sind, als Schein gelten sollen, bald als das, was sie vorstellen. Dieser Spaß wird zu Tode gehetzt. Vor Anfang des Stücks tritt ein Epilog auf, der mit den Worten

beginnt: „wie hat Ihnen das Stück gefallen?" Das ist ein guter Einfall, aber was soll man dazu sagen, daß der Symmetrie wegen zum Schluß auch noch ein Prolog auftritt, der die Zuschauer anredet: „Sie werden hier ein Stück sehen u. s. w.?" Die handelnden Personen sprechen bald in ihrer Rolle, bald als Schauspieler; das ist noch nicht genug: auch die dargestellten Rollen sind etwas Anderes, als wofür sie sich ausgeben. So wird z. B. Apoll und die neun Musen dargestellt; die Musen sind Grisetten und sie werden dargestellt von Frauenzimmern, die weder Grisetten noch Musen sind. Das Publicum selbst tritt im Schauspiel auf; in diesem Schauspiel wird wieder ein anderes Schauspiel aufgeführt, in diesem andern Schauspiel ein drittes und darin noch ein viertes. Dieser ungeheure Apparat, um einen doch nur sehr dürftigen Scherz hervorzubringen, macht einen höchst unbehaglichen Eindruck. Das Positive in diesen Aristophanischen Lustspielen ist der Krieg gegen den Idealismus in allen Formen, gegen den Ernst überhaupt, oder wenn man will, die Apologie des durch Gottsched verbannten Hanswurst. Hanswurst soll wieder der Apollo des Theaters werden und Colombine seine Muse. Das Vorbild, welches dem Dichter vorgeschwebt, ist Göthe's Triumph der Empfindsamkeit, jene Verspottung eines falschen Idealismus, an dessen Ursprung sich Göthe mitschuldig fühlte. — Nur war es diesmal nicht das natürliche Gefühl, das den Spott ausübte, sondern ein neuer Inhalt der Empfindung, der im Begriff war, sich dogmatisch abzurunden, und dem herrschenden Hellenismus die Fahne der Romantik entgegenzusetzen. — Die Dichtkunst fand in Deutschland keine Vergangenheit vor, aus der sie sich naturgemäß hätte entwickeln können; sie warf sich auf die Nachbildung der griechischen Poesie, zum Theil weil sie nichts Anderes hatte. Die Sehnsucht nach den Göttern Griechenlands entsprang nicht aus einem wirklichen Glauben an den olympischen Zeus, sondern aus dem der Kunst immanenten Trieb, das abstracte Ideal zu versinnlichen. Aber die Bildung sollte die Freiheit von den Stoffen vermitteln, es mußte ihr daran gelegen sein, ihren Gesichtskreis zu erweitern, um auch an die Antike nicht gebunden zu sein. Von der griechischen Ansicht ausgehend, daß Bildung der höchste Zweck des Menschen sei und daß die vollendete Bildung sich nur in der Kunst offenbare, stöberte man in dem Schatzkästlein aller Völker umher, um etwas zu finden, was die Ideale des griechischen Lebens ergänzen und gewissermaßen berichtigen könnte. Wenn Schiller Lobgesänge auf den Dionysos und den Apoll angestimmt hatte, warum sollte man nicht auch die Jungfrau Maria besingen? wenn Schiller den Neid der Götter und ähnliche Vorstellungen des Alterthums seinen Balladen zu Grunde legte, warum sollte man nicht der Abwechselung wegen auch einmal die Andacht zum Kreuz als Motiv benutzen?

Unbefangenheit, das Fremde zu verstehn und sich anzueignen, hatte man hinreichend; ja man war durch die Nachahmung der Antike dahin gekommen, den sittlichen Inhalt als etwas Gleichgültiges zu betrachten. Nun war der Horizont des Kreises von Weimar nicht groß; nur Herder hatte den Versuch gemacht, die Aufmerksamkeit auf die Naturdichtung aller Völker hinzulenken. Es lag nahe, daß man auch auf die Kunstpoesie einen Blick warf, nicht sowol aus historischem Interesse, als um neue Vorbilder, neue Formen, neue Regeln zu finden. An historischen Blick war man noch nicht gewöhnt. Die damalige Methode der Philologie wie der Philosophie ging lediglich darauf aus, Grundsätze zu exemplificiren, oder was dasselbe sagen will, Ideale aufzustellen. Schlegel brachte die nöthige Gelehrsamkeit mit, und, was das Wichtigste war, er verband damit jenen feinen Geschmack und jene ästhetische Empfänglichkeit, die Eschenburg und Bouterweck abging. Die herrschende Dichterschule konnte jede Erweiterung des poetischen Horizonts als Bereicherung ihres eignen Princips begrüßen, und die Mannichfaltigkeit der Kunstformen um so mehr bewundern, je correcter sie überliefert wurden. Wenn man sich nun in dem weiten Gebiet der Weltpoesie umsah, so konnte den Vergleich mit dem Alterthum keine andre aushalten als die Poesie der Renaissance, welche zu ihrem Inhalt das absterbende Mittelalter hatte. Shakspeare, Cervantes und Ariost, neben ihnen Tasso und Camoëns, waren die natürlichsten Vermittler der Kunstpoesie; indem man aus der frühern Zeit Dante und Boccaccio, aus der spätern Calderon dazunahm, hatte man den Kreis der mustergültigen Dichtkunst aus dieser Periode ziemlich umschrieben. Auf die Deutschen konnte man nicht zurückgehn, weil in Deutschland die ritterliche Poesie von der modernen durch die unausfüllbare Kluft des Meistergesangs, der Volksdichtung und der Reformation getrennt war, und weil sie sich in keinem größern Werk künstlich krystallisirt hatte. Wenn nun jene Dichter, mit Ausnahme Shakspeare's, in ihrem sittlichen Inhalt dem Inhalt des modernen Bewußtseins durch und durch entgegengesetzt waren, so gab das damals wenig Anstoß, weil man gewöhnt war, das Schöne vom Guten, das Ideale von der Wirklichkeit, die Kunst vom Leben getrennt zu denken. Göthe und Schiller fanden an dem gräßlichen Inhalt Calderon's ebenso wenig Anstoß als die Romantiker, und diese wurden nicht durch den Katholicismus zu Dante und Calderon, sondern durch Dante und Calderon zum Katholicismus getrieben. Es kam ihnen lediglich darauf an, reiche und glänzende Kunstformen zu entdecken. Um dieser Kunstformen willen entschuldigten sie den unsittlichen Inhalt, weil das Schöne ja nicht wirklich sei, und weil man den Inhalt der Kunst ja nicht auf das Leben übertragen wolle. Sodann kamen sie aus Opposition gegen den Philister, dem diese Trennung nicht einleuchten wollte, zu einer gewissen Vorliebe für

den unsittlichen Inhalt, der nur für auserwählte Seelen verständlich sei; dann gingen sie weiter und erkannten bei ihren romantischen Vorbildern, was sie für ihr eignes Kunsttreiben nicht hatten wollen gelten lassen: daß jene Dichter darum classisch geschrieben, weil ihrem Gemüth der Inhalt glaubensvolle Gegenwart war; und so darf man sich über den letzten Schluß, daß man, um ebenso classische Kunstwerke zu schaffen, sich den nämlichen Glauben aneignen müsse, nicht wundern. — Nichts hat die Stillosigkeit der deutschen Literatur so begünstigt als der Eifer, mit dem wir uns das Fremde anzueignen suchten, ohne zu fragen, ob es unsern Empfindungen und Begriffen verwandt sei oder nicht. A. W. Schlegel hat durch die Consequenz, mit der seine Kritik und seine eigne Poesie seinen Uebersetzungen in die Hände arbeitete, die einen durch die andern stützte, und das Fremdartigste für das Musterhafteste ausgab, der deutschen Dichtung eine bestimmte, ein Menschenalter hindurch vorhaltende Richtung gegeben, und diese Richtung war eine falsche und schädliche. In der Form hat er mit seiner unendlichen Sprachgewandtheit sehr Bedeutendes geleistet: er hat Sonette, Ottaven, Canzonen, Assonanzen nachgebildet, und seine Nachfolger haben ihn noch überboten, weil sie auf einem fertigen Mechanismus weiter bauen konnten. Aber wer das Gefühl für Musik und Rhythmus nicht ganz verkümmert hat, muß zugeben, daß diese Leistungen zum Theil auf Einbildung beruhen. Mit dem Auge finden wir die Vocale in den Assonanzen, die Reimverschlingungen in den Canzonen heraus, aber sie zu hören ist unmöglich, denn ihre Wirkung beruht auf einem ungeschwächten Vocalismus, und diesen haben wir nicht mehr. Daß die Schüler noch weiter gingen, daß sie in jenen fremden Formen ihre eignen Tragödien anfertigten, hat Schlegel freilich nicht unmittelbar veranlaßt, aber er hat mittelbar darauf eingewirkt, denn er hat sie wider beßres Wissen und Gewissen öffentlich gelobt und sie in ihren Irrwegen bestärkt. Bedenklicher noch mußten die romanischen Dichter durch ihren Inhalt wirken. Dante, Ariost, Camoëns sind unzweifelhaft große Dichter, denn sie haben der Empfindungsweise ihres Volks und ihrer Zeit einen classischen Ausdruck gegeben; aber um sie zu verstehn, muß man künstliche Perspectiven anlegen. — Indem nun die neue Schule, wie sie zuerst genannt wurde, den Inhalt der romanischen Literatur, welche sie gewissermaßen neu entdeckt, zu dem ihrigen machte, und ihn dem Instinct des Volks wie der bisherigen classischen Bildung entgegensetzte, wurde allmählich der Ausdruck romantische Schule für sie üblich. Im Anfang ging man mit diesem Ausdruck ganz arglos um. Wenn Wieland die Musen auffordert, ihm den Hippogryphen zu satteln „zum Ritt ins alte romantische Land“, so meint er damit die Fabelwelt, den Stoff der romanischen Dichter; daß er an eine eigentlich romantische Behandlung nicht dachte, zeigen schon die

Gottheiten, die er anrief. Erst durch das Gefühl des Gegensatzes gegen die Aufklärung kam das Bestreben auf, mit Bewußtsein im Sinn eines vergangenen Zeitalters zu dichten. Wenn man bisher eine fremde Literatur nachgeahmt hatte, so war es immer im Gefühl geschehen, daß man es mit einer überlegnen Bildung zu thun habe; die romanischen Dichter ahmte man nach, weil ihre Vorurtheile dem wahrhaft Gebildeten interessanter waren als die Bildung selbst. Der Versuch, die romanischen Ideen bei uns einzubürgern, hat in der That einige Aehnlichkeit mit dem Proceß, in welchem die romanischen Völker die von den Römern überkommene religiöse und sittliche Bildung sich zu eigen machten, und daraus rechtfertigt sich die Bezeichnung romantisch, d. h. reflectirt romanisch, für die ganze Schule. Zwar ist auch bei den rein germanischen Völkern in der Christianisirung altheidnischer Mythen und in der Germanisirung römischer und christlicher Vorstellungen eine Analogie jenes Processes vorhanden; aber indem die Germanen in Deutschland und England ihre Sprache beibehielten, indem sie also im Stande waren, sich die fremden Vorstellungen vollständig in die Formen ihres Denkens und Empfindens zu übersetzen, wurde dieser Bildungsproceß bei ihnen ein organischer. Wir haben in Deutschland eine volksthümliche Poesie, die von den fremdartigen Elementen der Religion nur dasjenige aufgenommen hat, was für sie paßt; eine unabhängige Rechtsentwickelung und ein Fortleben der heidnischen Sage in Märchen, Sprüchen und Liedern. Der Protestantismus war nichts Anderes als die Ausmerzung der fremden Elemente, die in diesem Bildungsproceß in den Organismus des deutschen Volks nicht übergegangen waren. Die Germanen dagegen, welche in Frankreich, Italien und Spanien der Sprache des besiegten Volks verfielen, konnten, weil sie gegen die fremden Vorstellungen wehrlos waren, dem mechanischen Bildungsproceß nicht entgehn. Durch ihre Beziehung zu Italien und zum Orient entstand eine Poesie, die das nationale Leben verleugnete und Ideale aufstellte, die dem Volk ebenso fremd waren, wie die ursprüngliche Bedeutung der Worte, mit denen es nun seine Empfindungen und Gedanken ausdrücken mußte. In der Romantik lag das sehnsuchtsvolle Gefühl des Contrastes zwischen dem dunkel empfundenen Unendlichen und dem unvollkommenen Endlichen. So entstand jene Symbolik, bei der man nicht unterscheiden konnte, was Bild und was Gegenbild war: jenes bunte und verworrene Ineinanderspielen zweier Weltanschauungen, von denen die eine die andere ausschloß und die doch nebeneinander zu bestehen suchten. Als die Reformation eintrat, war innerhalb der romanischen Völker die Kluft zwischen diesen beiden Weltanschauungen am weitesten geworden. Auf der einen Seite Aretin, Macchiavelli, Pulci, auf der andern die Kirche in der ganzen Fülle ihres Spiritualismus. Die

Reformation hatte auf die romanischen Völker zunächst den Einfluß, daß die Kirche sich zusammenraffte und ihren heidnischen Gegensatz unterdrückte. Die Inquisition, die Jesuiten, Calderon waren die bestimmtesten Ausdrücke dieses Sieges und zugleich die bestimmtesten Ausdrücke der Romantik, die diesmal mit Bewußtsein das der Bildung und der Natur feindliche Glaubensmoment vertrat, nicht obgleich, sondern weil es der weltlichen Bildung feindlich war: jene sittlich-ästhetische Convenienz, die in ihrem ritterlich phantastischen Wesen, in ihrem casuistischen Ehrenpunkt, in ihrer Transscendenz des Göttlichen das Mittelalter bei weitem überbot. Aber Calderon befriedigt in seinen Dichtungen nicht seine subjectiven ästhetischen Gelüste, er drückt in ihnen den fertigen Inhalt des Volksglaubens aus, wie er aus den Händen der Inquisition hervorgegangen war. Unsere Romantiker dagegen verherrlichten den Katholicismus, das Ritterthum u. s. w. nicht als Vertreter ihres Volks, auch nicht als den Ausdruck ihrer eignen Ueberzeugung (spätere Consequenzen dürfen uns darin nicht irren), sondern weil sie zum Behuf der höhern Kunst dergleichen Fictionen für nöthig hielten. Das Erhabene drückt sich bei ihnen nur in Stimmungen aus, sie hatten nicht die Kraft, es plastisch zu gestalten; in der Sehnsucht lag ein stilles Unbehagen. — Der Spiritualismus hatte bei den romanischen Völkern im 16. und 17. Jahrhundert über die weltliche Gesinnung und die Frivolität den Sieg davongetragen, aber die letztere war nur gebunden, nicht vernichtet. In Italien brach die alte Frivolität bald wieder aus, wenn sie auch diesmal die Maske der Heuchelei aufstecken mußte, und in Frankreich zeigten die Encyklopädisten, daß bei einem gesunden Volk jede Abstraction ihren Gegensatz hervorruft. Auch das hat die deutsche Romantik nachgeahmt. Frivolität und Schwärmerei bald nebeneinander, bald ineinander übergehend, das sind die bleibenden Kennzeichen der Romantik. Das erste Werk, welches als Canon der romantischen Poesie empfohlen wurde, war der Don Quixote, den man früher einseitig als Satire gegen die ritterliche Poesie aufgefaßt hatte. Nun trat 1799 Tieck mit einer Uebersetzung hervor, die den Spanier nicht leichtsinnig modernisirte, sondern seine romantische Farbe und Stimmung getreu wiedergab. A. W. Schlegel benutzte diese Gelegenheit, seine Theorie durch ein glänzendes Beispiel zu rechtfertigen. „Die Dichtung des Cervantes ist etwas mehr als eine geistreich gedachte, keck gezeichnete, frisch und kräftig colorirte Bambocciade: sie ist zugleich ein vollendetes Meisterstück der höhern romantischen Kunst. Alles beruht auf dem großen Gegensatz zwischen parodischen und romantischen Massen, der immer unaussprechlich reizend und harmonisch ist, zuweilen aber ins Erhabene übergeht. Indem der Dichter die abgeschmackte Romanwelt der Ritterbücher zerstört, erschafft er auf dem Boden seines Zeitalters und

einheimischer Sitten eine neue romantische Sphäre; er zeigt, wie man einmal über das gewöhnliche Leben hinausgehn darf. Der Roman besteht aus Begebenheiten, die zwar aus einem gemeinschaftlichen Grunde herfließen, deren Folge aber, nach dem bloßen Begriff betrachtet, zufällig ist, die jede ihre Verwickelung und Auflösung für sich haben und zu nichts weiter führen. Im echten Roman ist entweder alles Episode oder gar nichts, und es kommt blos darauf an, daß die Reihe der Erscheinungen in ihrem gaukelnden Wechsel harmonisch sei, die Phantasie festhalte und nie bis zum Ende die Bezauberung sich auflösen lasse." (1799.) — Diese Auffassung, in der A. W. Schlegel und Tieck übereinstimmten, erklärt den Gegensatz der Schule gegen die spätern Ausartungen. Schlegel und Tieck gingen vom Standpunkt der Bildung aus, in welchem der Gegensatz zwischen hohler Ueberspannung und platter Alltäglichkeit als ein komischer erschien, mit einem doppelten Genuß des Lächerlichen; später stellte man sich einfach auf seiten der Ueberspannung; man nahm die Ritterbücher und den Ritter von der traurigen Gestalt gegen den Dichter selbst in Schutz, man feierte diesen als den Märtyrer der Idee unter den Händen der rohen Wirklichkeit, man machte aus dem romantischen Spiel einen bittern Ernst, man zäumte sich selber seine Rosinante und setzte sich das Barbierbecken aufs Haupt. Daß gegen diese Richtung der Werner, Fouqué u. s. w., die zum Theil schon durch Fr. Schlegel angebahnt war, von Tieck und A. W. Schlegel nicht lebhafter zu Felde gezogen wurde, war auch ein Zeichen dafür, daß sie sich zu schicken wußten. — In der Verarbeitung der romanischen Dichtungen fand Schlegel bald einen Mitarbeiter. Gries, 1775 in Hamburg geboren und von seiner Familie ursprünglich zum Kaufmannsstande bestimmt, konnte er bei seinem lebhaften Bildungstrieb die Einseitigkeit des Geschäftslebens auf die Länge nicht ertragen und veranlaßte seinen Vater, ihn October 1795 nach Jena zu schicken, wo er durch Rist und Herbart in die Gesellschaft freier Männer eingeführt wurde. Die Notabilitäten von Jena und Weimar schenkten dem gutmüthigen und strebsamen jungen Mann ihr Wohlwollen. In Dresden 1798 fing er, angeregt von Schlegel, an, den Tasso zu übersetzen. Sein Vater verlangte von ihm eine ernsthafte Lebensbeschäftigung: er mußte (Ostern 1799) nach Göttingen gehn und dort eifriger als bisher den juristischen Studien obliegen. Es kam in der That bis zum Doctorexamen, die Hauptsache aber war die Vollendung des Tasso, den er März 1800 seinen jenaer Freunden vorlesen konnte, und der 1800—2 in 4 Bänden erschien. Das Werk machte außerordentliches Glück, in nicht langer Zeit erschienen vier Auflagen, jede derselben sorgfältig verbessert. Dieser Erfolg bestimmte Gries, bei seiner Thätigkeit zu bleiben; an die juristische Laufbahn dachte er nicht

mehr.*) Gegen seinen ersten Dichter war er später ungerecht: die Ehrlichkeit Tasso's in seinen Sympathien und seine regelmäßige Form erschien der romantischen Ironie anstößig. Desto willkommner war bei dieser Stimmung die Bekanntschaft des Ariost; er vollendete 1803—10 das schwierige Werk. Schiller hatte den Ariost als sentimentalen Dichter dem Homer entgegengestellt; A. W. Schlegel (Heidelberger Jahrbücher 1810) fordert den Leser auf, Ariost's Klage über den Verfall des Ritterthums mit Burke's Briefen über die französische Revolution zu vergleichen: man werde finden, daß von den beiden nicht der phantastische Romanzist, sondern der politische Redner der wahrhaft von Ideen begeisterte Dichter sei. „Was ist dem Geist Homer's fremder als der Scherz, womit Ariost seine geflissenen Uebertreibungen sogleich wieder vernichtet? Homer's Dichtung ist bescheiden entfaltende Beseelung einer heilig geachteten Sage; die des Ariost steigert durch selbstbewußte Willkür, was sie schon als willkürlich ersonnen betrachtet.“ Ja, Schlegel geht so weit, die Einbildungskraft nicht als die hervorstechendste Eigenschaft Ariost's zu bezeichnen. „Gewöhnlich glaubt man, diese Fähigkeit werde durch Erdichtung des Außerordentlichen, Wunderbaren, vom gewöhnlichen Naturlauf Abweichenden hinlänglich bewährt; allein dergleichen läßt sich gar wohl mit dem Verstande aus dem Vorrath der Beobachtungen zusammensetzen.“ Er vergleicht zum Schluß den Ariost mit einem mehr gelehrten als gefühlvollen Virtuosen, der in einer glücklichen Eingebung auf seinem Lieblingsinstrument phantasirt. „Er setzt durch seine gewagten Gänge in Erstaunen; er verstrickt sich geflissentlich in Labyrinthe von Tönen und überrascht in jedem Augenblick die Hörer, und überbietet sich selbst durch den unerschöpflichen Reichthum von Auflösungen, welche neue Verwickelungen herbeiführen, und die ihm seine zur Fertigkeit gewordene Wissenschaft des Contrapunkts wie von selbst an die Hand gibt.

*) Vivre c'est le chef-d'oeuvre de la vie! schreibt er Februar 1805 an seinen Bruder, indem er alle Bedenken über die Unsicherheit seiner Lebensstellung zurückweist. — Später mochte ihm wol manchmal ein Brief seines Freundes Herbart (Juli 1802) schwer auf die Seele fallen: „Könntest du in Jena wirklich froh werden, so würde wol niemand etwas dagegen einwenden, wenn du wie bisher immer fortfährst, uns der goldnen Aepfel aus den hesperischen Gärten einen nach dem andern herzulangen. Aber noch sah ich niemand von der Fülle des Lebens wahrhaft befriedigt, der außer unmittelbarer Thätigkeit für und unter bestimmten Menschen lebte.“ — Aus dem Nachlaß von Gries ist seine Biographie herausgegeben, ein lehrreiches Buch, einen so trüben Eindruck es macht. Gries war das Petrefact der jenenser Bildung. Er wurde einsam in dem kleinen Ort, der von allen Berühmtheiten verlassen war. Von Zeit zu Zeit machte er eine Reise zu seinen entfernten Freunden, in den Unruhen von 1806 flüchtete er auf zwei Jahre nach Heidelberg, aber immer kehrte er wieder zu der verkümmerten Stätte zurück, wo ihn die Atmosphäre der alten goldnen Zeit umwehte. Ganz verschollen starb er 1842.

Allein so sehr er sich auch bemüht, am Schluß das bisher Zerstreute und Zerstreuende zu sammeln, so gelingt es ihm doch nicht, einen bleibenden Haupteindruck im Gemüth zurückzulassen, und hierin sind ihm die einfachen, ungelehrten, aber originalen Volksmelodien, die man zu hören niemals müde wird, überlegen. Gegen zwei unsrer Poesie nicht fremde Uebel, süßliche Empfindelei und träumerische Verschwommenheit, wird sein Beispiel immer ein gutes Gegenmittel sein, sowie man einer Malerschule, die sich durch Nachahmung des Guido Reni und Albano verweichlicht hätte, das Studium des Giulio Romano empfehlen müßte." — Aehnlich sprach sich später Fr. Schlegel aus. Bei dem schillernden Wesen der Romantik war es begreiflich, daß sie bald die eine, bald die andre Seite ausschließlich hervorhoben. Kam es ihnen darauf an, gegen das rohe stoffliche Interesse das Princip der Bildung hervorzuheben, so war ihnen ein Dichter wie Ariost ganz recht; wollten sie dagegen ihrem ungläubigen Zeitalter den mittelalterlichen Enthusiasmus empfehlen, so mußte ihnen Tasso seine Bilder und Empfindungen leihen. In seinen Vorlesungen über die Geschichte der neuern Literatur gibt Fr. Schlegel in der Reihe der romantischen Dichter, welche im 16. Jahrhundert die Kunst Virgil's und Ovid's wiederherzustellen suchten, dem Dichter der Lusiaden die erste Stelle. Fr. Schlegel hatte die Sünden seiner Jugend und, was die Poesie betrifft, das phantastisch-ironische Spiel mit einer inhaltlosen Märchenwelt abgeschworen; er wollte einen nationalen Inhalt, womöglich mit christlichen Anschauungen und mit eignen Erlebnissen des Dichters gefärbt. Hier steht nun Camoëns gegen die übrigen Dichter seiner Zeit im großen Vortheil. Die portugiesische Sprache ist arm, sie hat nur einen classischen Dichter; ein Zweifel kann also nicht stattfinden. Er gehörte der kurzen aber inhaltschweren Zeit an, in welcher der Name der Portugiesen durch kühne Abenteurer über den Erdball getragen wurde, wo das Volk ein stolzes Selbstgefühl und einen weiten Horizont für seine poetischen Anschauungen gewann; einer Zeit, wo die Volkssprache so weit entwickelt war, um einem dichterischen Genius die höchste Vollendung möglich zu machen, wo durch die Bekanntschaft mit dem Alterthum der Sinn für die poetischen Formen sich erweitert und erhöht hatte und wo doch der geschichtlich-religiöse Inhalt der Nation groß genug war, um in der Nachbildung des Fremden nicht ganz unterzugehn. Dazu kamen die persönlichen Schicksale des Dichters. Der Stolz und die Freude seiner Nation, nicht nur Berichterstatter, sondern Theilnehmer und Zeuge ihrer kriegerischen Thaten, hatte er mit bittern Schicksalen zu kämpfen gehabt und nahm um so mehr das Mitgefühl der Nachwelt in Anspruch, da er für sie das einzige Zeugniß der schnell vergangenen portugiesischen Größe war. In seinem Gedicht ist alles zusammengedrängt, was den Namen Portugals unsterblich macht.

Nicht nur die Großthaten des Volks in Indien, sondern seine ganze frühere Geschichte mit ihren vielfachen rührenden und tragischen Episoden hat darin Platz gefunden.*) Der Gegenstand der Lusiaden (Söhne des Lusus, Portugiesen) ist der Zug des Vasco da Gama. Im Grund kam es den Portugiesen auf die Schätze Indiens an, aber der Kampf gegen die Muhamedaner gab ihnen in den eignen Augen das Ansehn von Glaubensstreitern. Die beiden Menschenalter, die zwischen der Entdeckung des Seewegs nach Indien und der Verherrlichung derselben durch das Gedicht verflossen waren, hatten eine große Aenderung hervorgebracht. Die Glaubenstrennung war erfolgt, der Katholicismus hatte seine heidnische Umkleidung abgeworfen, die Jesuiten herrschten in Portugal wie in Spanien, und der Fanatismus und die Bigoterie waren im Begriff, sich des gesammten Volks zu bemächtigen. Diese Stimmung der Zeit konnte ihren Einfluß auf den Dichter nicht verfehlen: das Kreuz in Indien aufzupflanzen und den Glauben an die heilige Dreifaltigkeit über die Welt zu führen, wird mehrmals als Zweck des Zuges hervorgehoben. Aber das christlich-fromme Unternehmen erfreut sich keiner geringern Protection als — der Göttin Venus und ihres Liebhabers Mars, und unter allen Muhamedanern, die das Kreuz hassen, intriguirt keiner so lebhaft gegen die Christen als Gott Bacchus, den es wurmt, daß seine indischen Heldenthaten durch dies Volk von Emporkömmlingen verdunkelt werden sollen. Als einmal Vasco da Gama in einer großen Gefahr schwebt, wendet er sich mit seinem brünstigen Gebet an eine Macht, zu deren Ruhm er nach jenem Lande gesandt sei, und diese Macht ist nicht etwa die Jungfrau Maria, sondern Cythere, die schöne Göttin, die sich sofort mit ihrem ganzen Liebreiz ausrüstet, die ganze sinnliche Fülle ihrer schönen Glieder entwickelt, um sich bei dem König des Himmels einzuschmeicheln und ihn für ihre Schützlinge zu gewinnen. Eine tollere Blasphemie hätte der frivolste Spötter nicht erfinden können! das Kreuz von Venus protegirt, von der verführerischen Göttin der sinnlichen Lust, welche unsre christlichen Vorfahren mit Recht in den Hörselberg verbannten — und das in einem Gedicht, welches zur Verherrlichung des Glaubens geschrieben war! Das ist eine so unerhörte Ironie, daß einem Protestanten der Kopf wirbelt. Daß unsre Romantiker diese Vermischung heidnischer und christlicher Mythologie gegen Voltaire in Schutz nahmen, zeigt schlagend, wie es mit ihrer Religiosität überhaupt beschaffen war. Wenn wir näher zusehn, so entzündet sich bei Camoëns die Glut der Poesie und der Liebe nicht an den christlichen Ideen, die er geschäftsmäßig abmacht, nicht an den Heldenthaten seines Volks, die er sehr unhistorisch er-

*) Die erste Uebersetzung (1807) war von A. Kuhn (geb. 1774 zu Dresden, in Jena eifriger Zuhörer und Anhänger von Fichte und Schelling).

zählt, sondern an den lebensvollen mythologischen Gebilden, die ihm aus den Werken der alten Dichter zauberisch entgegenlachten. Das Zeitalter war ein Zeitalter der Widersprüche; der Drang der Umstände trieb es in den katholischen Fanatismus, aber sein Herz weilte in den lichten Höhen des Olymp bei den freundlichen Göttergestalten, mit denen die Phantasie ein freies Spiel treiben konnte. Wenn Camoëns die geringste Gelegenheit hat, das Volk der Tritonen, der sturmerregenden Giganten, das holdselige Gefolge der Venus zu schildern, so sieht man ihm das plötzlich eintretende Behagen an; seine Phantasie erweitert und erwärmt sich, und während er früher nur skizzirt hat, findet er jetzt die glühendsten, in dem buntesten Glanz schillernden Farben. Dieser Dualismus, diese absolute Trennung der sinnlichen Lust und des heimlich begehrenden Herzens von den finstern Schreckgestalten des Glaubens ist das Charakteristische der romantischen Poesie. — Wenn man nun von dem Dichterkreise, welcher beim Untergang des Mittelalters halb gläubig, halb ironisch den ganzen Inhalt des Ritterthums und der Kirche noch einmal zusammenzufassen suchte, sich tiefer ins Mittelalter zurückbegab, so mußte riesengroß über alle seine Nebenbuhler die Gestalt des Florentiners hervortreten, der in einem Gedicht den Himmel, die Erde und die Hölle zu umfassen strebt. Ueber den Dichter der Göttlichen Komödie hinauszugehn und die aus dem Volk hervorgegangene Heldenpoesie der Germanen ans Licht zu bringen, lag damals noch nicht im Interesse der Schule, für welche Bildung und Kunst die höchsten Begriffe waren. Der einzige Dichter, den man in seiner Tendenz neben Dante stellen konnte, Wolfram von Eschenbach, erwartete noch die Hand der gelehrten Kritik. Für Dante hat A. W. Schlegel von der frühsten Zeit an eine große Verehrung gehegt. Er begann seine Erklärungen und seine fragmentarischen Uebersetzungen dieses Dichters in Bürger's Akademie 1791, setzte sie dann in den Horen fort, und diese Arbeiten nehmen in dem dritten Band seiner gesammelten Schriften einen stattlichen Umfang ein. Noch später (1810) hob er die Seherphantasie dieses Dichters hervor: „die innere Anschauungskraft dessen, was nicht dem Grade oder der Zusammensetzung, sondern der Art nach alle äußerliche Wirklichkeit übersteigt; ein lichtvolles Träumen in der stillen Nacht des innern Sinnes, bei dem Künstler mit der Gabe verbunden, die geheimnißvollen, nie von der Seele, ihrer Geburtsstätte, ganz abzulösenden Bilder durch eine ebenso zauberische Darstellung mitzutheilen.“ Die übrigen Genossen der Schule stimmten lebhaft in diese Declamationen mit ein, und so kam es, daß der Name Dante's wie eine dunkle, geheimnißvolle Sage durch das Volk ging, daß man sich aber mit dieser scheuen Verehrung begnügte und keinen Versuch machte, in den Dichter einzudringen. Zunächst liegt uns bei dem großen

italienischen Dichter der Inhalt zu fern. In die Hölle finden wir uns am ersten, weil die Verdammten von verständlichen irdischen Leidenschaften gepeinigt werden. Dagegen können wir bei den scholastischen Speculationen des Fegfeuers und des Himmels nichts Bestimmtes empfinden oder denken. Dieses mystische Christenthum ist Gott sei Dank begraben; weder in Liebe noch in Furcht haben wir eine Beziehung zu ihm. Aber auch die Kunstform hat etwas Seltsames. Mit einem Materialismus und einer Detailmalerei, die zuweilen unser ästhetisches Gefühl verletzt, zeichnet der Dichter ein Reich des Traums und der Einbildung in einer Folgerichtigkeit, die wir bewundern, aber doch für verschwendet halten müssen. Classisch ist nur, was für alle Weltalter innerliche Wahrheit hat. Die Sonne Homer's leuchtet auch uns; das überirdische Licht Dante's ist ausgegangen, wir können bei seinem Schein die Gegenstände nicht mehr unterscheiden. — Bei dem Versuch, Dante zu übersetzen, hatte Schlegel sich seine spätere Technik noch nicht angeeignet. Er ließ bei den Terzinen die Hälfte der Reime aus. So konnte man ihn bald überholen, und die Uebersetzung von Kannegießer*) (1809—1821) gibt die Formen des Originals in einer fließenden Sprache genau wieder.

Die Anerkennung, die Shakspeare in unsrer Sturm- und Drangperiode fand, bezog sich auf die verwandten Seiten, die dämonische Gewalt der Leidenschaft und die Naturwahrheit. So hat im wesentlichen auch Lessing, der in seiner eignen Technik ganz unabhängig von Shakspeare blieb, die Sache aufgefaßt. Anders verhielt es sich mit den Idealisten, die auf die Naturwahrheit verächtlich herabsahen. Daß ein feingebildeter Kenner wie A. W. Schlegel das Große und Poetische in Shakspeare ebenso herausfühlte wie in der indischen, spanischen oder altdeutschen Poesie, unterliegt keinem Zweifel; daß er aber sein Kunstprincip in Shakspeare realisirt glaubte, war zum wenigsten eine arge Selbsttäuschung. Der aufrichtige Novalis hat darüber einige sehr merkwürdige Mittheilungen gemacht.**) Fr. Schlegel sprach sich über Shakspeare

---

*) Geb. in der Mark 1781, studirte in Halle bis 1805, seit 1807 Lehrer in Berlin, 1822 Gymnasialdirector in Breslau. Von seinen Uebersetzungen führen wir noch an: Beaumont und Fletcher (1808); er hat es auch nicht an Theaterstücken und Gedichten, Sonetten u. s. w. fehlen lassen: seine Beziehungen deutet das Drama Iphigenie in Delphi (1845) und das Epos Nausikaa (1846) an. — In diesen Arbeiten folgte Streckfuß, geb. 1779 in Sachsen, 1803—6 in Wien, 1819 bis an seinen Tod 1844 geh. Rath in Berlin. Seine Uebersetzungen: Ariost 1818—20; Tasso 1822; Dante 1824—26.

**) Shakspeare ist mir dunkler als Griechenland: den Spaß des Aristophanes verstehe ich, aber den Shakspeare's noch lange nicht. Shakspeare verstehe ich überhaupt noch sehr unvollkommen. — In Shakspeare wechselt durchaus Poesie mit

zuerst in einem Werke aus, wo man es am wenigsten erwarten sollte, im Studium der griechischen Poesie (1797). Shakspeare ist ihm unter allen Künstlern derjenige, welcher den Geist der modernen Poesie im Gegensatz zur griechischen am vollständigsten charakterisirt.*) Hier spricht er noch

---

Antipoesie, Harmonie mit Disharmonie ab, das Gemeine, Niedrige, Häßliche mit dem Romantischen, Höhern, Schönen, das Wirkliche mit dem Erdichteten, Pedantism mit Unnatur, und das ist mit dem griechischen Trauerspiel gerade der entgegengesetzte Fall. Shakspeare's Werke und Gedichte gleichen ganz der Boccacci'schen und Cervantes'schen Prosa, ebenso gründlich, elegant, nett, pedantisch und vollständig .... Shakspeare war eine mächtige, buntkräftige Seele, deren Empfindungen und Werke wie Erzeugnisse der Natur das Gepräge des denkenden Geistes tragen und in denen auch der letzte scharfsinnige Beobachter noch neue Uebereinstimmungen mit dem unendlichen Gliederbau des Weltalls, Begegnungen mit spätern Ideen, Verwandtschaften mit den höhern Kräften und Sinnen der Menschheit finden wird. Sie sind sinnbildlich und vieldeutig, einfach und unerschöpflich, wie die Erzeugnisse der Natur, und es dürfte nichts Unpassenderes von ihnen gesagt werden können, als daß sie Kunstwerke in jener eingeschränkten, mechanischen Bedeutung des Worts seien. In Shakspeare's historischen Stücken ist durchgehends Kampf der Poesie mit der Unpoesie. Das Gemeine erscheint witzig und ausgelassen, das Große steif und traurig. Das niedrige Leben wird durchgehends dem höhern entgegengestellt, oft tragisch, oft parodisch, oft des Contrastes wegen.

*) Wer seine Poesie als schöne Kunst beurtheilt, der geräth nur in tiefere Widersprüche, je mehr Scharfsinn er besitzt. Wie die Natur Schönes und Häßliches durcheinander mit gleich üppigem Reichthum erzeugt, so auch Shakspeare. Keins seiner Dramen ist in Masse schön; nie bestimmt Schönheit die Anordnung des Ganzen. Die einzelnen Schönheiten sind, wie in der Natur, nur selten von häßlichen Zusätzen rein, und sie sind nur Mittel eines andern Zwecks; sie dienen dem charakteristischen oder philosophischen Interesse. Nicht selten ist seine Fülle eine unauflösliche Verwirrung und das Resultat des Ganzen ein unendlicher Streit. Mitten unter den heitern Gestalten unbefangener Kindheit oder fröhlicher Jugend verwundet uns eine bittre Erinnerung an die völlige Zwecklosigkeit des Lebens, an die vollkommne Leerheit alles Daseins. Nichts ist so widerlich, bitter, empörend, ekelhaft, platt und gräßlich, dem seine Darstellung sich entzöge, sobald es ihr Zweck bedarf. Nicht selten entfleischt er seine Gegenstände, und wühlt wie mit anatomischem Messer in der ekelhaften Verwesung moralischer Cadaver. Daß er den Menschen mit seinem Schicksal auf die freundlichste Weise bekannt mache, ist daher wol eine zu weit getriebene Milderung. Ja eigentlich kann man nicht einmal sagen, daß er uns zu der reinen Wahrheit führe. Er gibt uns nur eine einseitige Ansicht derselben, wenngleich die reichhaltigste und umfassendste. Seine Darstellung ist nie objectiv, sondern durchgängig manierirt .... Es gibt vielleicht keine vollkommnere Darstellung der unauflöslichen Disharmonie, welche der eigentliche Gegenstand der philosophischen Tragödie ist, als ein so grenzenloses Misverhältniß der denkenden und der thätigen Kraft wie in Hamlet's Charakter. Der Totaleindruck dieser Tragödie ist ein Maximum der Verzweiflung. Alle Eindrücke,

als Hellenist; dieselben Ideen nehmen 1812 eine erbauliche Wendung.*) Am unbefangensten in seiner Würdigung Shakspeare's war Tieck. Freilich muß man in seinen Urtheilen zwei Momente unterscheiden: bald überwiegt seine realistische Natur, bald die Abstraction und die Phrase. Das letzte geschieht jedesmal, wo er Shakspeare als einen Künstler darzustellen sucht. So in mehreren seiner spätern Kritiken, so in den beiden Novellen. Aber diese idealisirende Auffassung kommt nur ausnahmsweise bei ihm vor, eigentlich freute er sich, wie die alten Naturalisten, an der anscheinenden romantischen Verworrenheit des Dichters, an jenem Chaos von Scherz und Ernst, für welches er in seiner Theorie nicht die Lösung fand. In seiner Jugendarbeit über die Behandlung des Wunderbaren bei Shakspeare (1793) nahm er einen guten Anlauf; leider hatte er nie Stetigkeit genug, das verständig begonnene Werk folgerichtig durchzuführen. Die Laune bestimmt ihn, er sucht das Gesetz und die Nothwendigkeit in den gleichgültigen Umständen, und bei dem Großen,

---

welche einzeln groß und wichtig schienen, verschwinden als trivial vor dem, was hier als das letzte, einzige Resultat alles Seins und Denkens erscheint; vor der ewigen kolossalen Dissonanz, welche die Menschheit und das Schicksal unendlich trennt. —

*) Wäre es der einzige Zweck der dramatischen Dichtkunst, den Menschen und sein Dasein als ein Räthsel darzustellen, so würde Shakspeare nicht nur der erste von allen in dieser Kunst zu nennen, sondern es würde kein anderer Alter oder Neuer auch nur von fern ihm darin zu vergleichen sein. Es hat aber die dramatische Dichtkunst noch ein höheres Ziel. Sie soll das Räthsel des Daseins nicht blos darlegen, sondern lösen, sie soll das Leben aus der Verwirrung der Gegenwart heraus, und durch dieselbe hindurch bis zur letzten Entwickelung und endlichen Entscheidung hinführen. Dadurch greift ihre Darstellung ein in die Zukunft, und stellt uns ihre Geheimnisse des innern Menschen vor Augen .... Shakspeare's Sonette zeigen, daß er in den Dramen meistens gar nicht darstellte, was ihn selbst ansprach, oder wie er an und für sich war und fühlte, sondern die Welt, wie er sie klar und durch eine große Kluft von sich und seinem tiefen Zartgefühl geschieden, vor sich stehen sah. Andere Dichter haben gestrebt, uns in einen idealischen Zustand der Menschheit wenigstens auf Augenblicke zu versetzen. Er stellt den Menschen in seinem tiefen Verfall, diese all sein Thun und Lassen, sein Denken und Streben durchdringende Zerrüttung mit einer oft herben Deutlichkeit dar. Dabei schimmert die Erinnerung an die ursprüngliche Hoheit des Menschen, von der jene Gemeinheit nur ein Abfall ist, überall hindurch. Aber selbst die jugendliche Liebesglut erscheint nur als eine Begeisterung des Todes. So ist dieser Dichter, der im Aeußern durchaus gemäßigt und besonnen, klar und heiter erscheint, bei dem der Verstand herrschend ist, der überall mit Absicht, ja man möchte sagen, mit Kälte verfährt und darstellt, seinem innersten Gefühl nach der am meisten tief schmerzliche und herb tragische unter allen Dichtern der alten und der neuen Zeit.

was Shakspeare geschaffen, gibt er die Analyse auf. Das Willkürliche und Phantastische ist ihm wichtiger als das Große, die schwächsten Versuche, z. B. Perikles behandelt er mit Vorliebe. Er glaubt die Formlosigkeit vollständig zu rechtfertigen, wenn er auf die damalige Einrichtung der Bühne hinweist, welche der Phantasie der Zuschauer mehr zumuthen konnte. Ueberhaupt ist für die kritische Untersuchung der Shakspeare'schen Technik von den englischen Kritikern immer noch mehr geleistet als von den deutschen trotz aller Philosophie. Am wenigsten ist von unsrer damaligen Kritik für die Feststellung des ethischen Inhalts gethan. Erfüllt von den Ideen einer absoluten, von dem Gesetz der Wirklichkeit gelösten Kunst, verkannte sie in Shakspeare den sittlichen Ernst, der auch da sich geltend macht, wo er phantastisch zu spielen scheint. Dieses Spiel machte sie zur Hauptsache und fand das Abbild ihrer eignen Ironie darin wieder. Sie hat den britischen Dichter ebenso wenig vom historischen Standpunkt richtig gewürdigt wie vom künstlerischen. Wer Shakspeare historisch verstehen will, muß von der weltbewegenden Kraft der Reformation durchdrungen sein. Wie man von Sokrates sagt, er habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde geführt, so hat die Reformation den Idealismus der Realität und das Gewissen dem Gemüth wieder erobert, und diesen protestantischen Geist hat kein Dichter so tief aufgefaßt als Shakspeare. Die idealistische Schule ging auf das Entgegengesetzte aus: sie stellte, wie die katholische Kirche, das Ideal der Wirklichkeit entgegen. Shakspeare hat von innen heraus gearbeitet, seine Form war der nothwendige Organismus seiner Gedanken, während nach der neuen Doctrin die Kunstform das Erste ist, in welche dann sittliche Ideen und Charaktere nach Belieben hineingeworfen werden. Shakspeare hat freilich, wie jeder große Dichter, das Thatsächliche zu Grunde gelegt, sein Zweck war, durch Darstellung von Leidenschaften und Schicksalen das Gemüth zu erschüttern: aber sein Geist war so von der protestantischen Gesinnung erfüllt, daß er diese Leidenschaften und Schicksale nicht anders darstellen konnte als vom Standpunkt des Gewissens. Die überlieferten Thatsachen nahmen unter seinen Händen eine sittliche Färbung an, die wir in seinen Quellen vergebens suchen. Soviel Aeußerlichkeiten er darstellt, das ganze Interesse concentrirt sich in dem Gewissen der Charaktere, und dieses Gewissen ist zugleich der Geist des Schicksals, die Offenbarung Gottes, der nicht wie in der romanischen und katholischen Welt mit seinem Gesetz und seiner Macht das Gesetz der Erde widerlegt, sondern der sich im Gesetz der Erde realisirt. Dieses Gesetz kann freilich nicht so einfach, nicht so handgreiflich, so nach den Symbolen der abstracten Kunst zugeschnitten sein wie der Supranaturalismus Calderon's, dafür erschöpft es tiefer den Sinn des Lebens und

bringt eine höhere Kunstform hervor. Von dieser religiösen Tiefe haben die classischen und romantischen Idealisten keine Ahnung gehabt; sie sahen in dem Dichter nur das Dämonische, das Incommensurable, das mittelalterlich Dunkle, die Freiheit vom Gewöhnlichen und Alltäglichen. Aber das Große bei Shakspeare ist, daß auch diese dämonische Kraft, die uns erschüttert, weil wir sie nicht auflösen können, in richtigem Verhältniß zu dem Gefühl steht, das der sittliche Inhalt in uns erweckt. Wir fühlen die Schauder einer höhern Welt, obgleich wir begreifen. Es ist der schwerste Irrthum der romantischen Schule, daß sie diesen Punkt verkannt hat. Die Poesie, namentlich die dramatische, kann für das Leiden und Handeln der Menschen nur dadurch unser Mitgefühl erregen, daß sie den einzelnen Fall mit den Gesetzen des uns angebornen sittlichen Instincts in Verhältniß bringt.

Von der allgemeinen Anerkennung der romanischen Poesie wurde ein Volk ausgeschlossen, welches über ein Jahrhundert hindurch die Literatur des gesammten gebildeten Europa beherrschte, die Franzosen. Wenn wir bei Lessing und seinen Zeitgenossen den leidenschaftlichen Kampf gegen die französische Poesie vollkommen begreifen und rechtfertigen, weil sie damals der lebendige Feind war, der aus allen Verschanzungen getrieben werden mußte, wenn das deutsche Wesen gerettet werden sollte, so erscheint bei den Schlegel diese fortgesetzte und verstärkte Polemik nicht mehr zeitgemäß. Eine wirkliche Gefahr war seit Göthe von dem französischen Alexandriner, von Boileau und von den drei Einheiten nicht mehr zu besorgen, und es war daher nur der blinde Trieb der alten Richtung, welcher die Leidenschaft gegen die Franzosen hervorrief. Schlegel hätte sich durch die Umkehr Göthe's, der in der französischen Regelmäßigkeit ein heilsames und nothwendiges Gegengewicht gegen die einreißende Barbarei und Verwilderung erkannte, sollen warnen lassen; ja seine eigne natürliche Anlage und Bildung mußte ihn auf Seite der Franzosen treiben; aber hier bestimmte ihn der Einfluß seines Bruders, Tieck's und der andern Freunde, und bei seiner sonstigen sehr anerkennenswerthen Vielseitigkeit wurde er geradezu ungerecht. Einmal verkannte er, daß die Franzosen ihre Romantik so gut gehabt wie jedes andre Volk. Er war mit den französischen Schriftstellern des 15., 16. und 17. Jahrhunderts im ganzen weniger vertraut, sonst hätte er im Heptameron, in Rabelais, Montaigne, später in Pascal eine Reihe von freien und eigenthümlichen Denkern gefunden, die sich ebenbürtig neben seine Lieblinge stellen durften, und die auch in der spätern Zeit, als durch die akademische Regel in der herrschenden Literatur die freie Bewegung unterdrückt war, immer ihre Fortsetzer fanden. Sodann wandte er das Princip, welches er für die Literatur jeder andern Nation geltend machte, auf die französische Literatur nicht

an. Die Literatur aus dem Zeitalter Ludwig's 13., 14. und 15. war ebenso national, ebenso aus der Natur des Volks hervorgegangen, ein ebenso correcter Ausdruck für den französischen Geist als Calderon für die Spanier, Ariost für die Italiener. Endlich übersah er, daß die akademische Literatur Frankreichs, wie hoch oder wie gering man ihren poetischen Werth anschlagen mochte, die Rettung Europas aus einer höchst gefährlichen Barbarei war, die alle Keime der bisherigen Bildung zu ersticken drohte. Indem die Franzosen im Denken, Empfinden und Handeln die Logik wiederherstellten, die in der romantischen Periode verloren gegangen war, gewannen sie dadurch im Chaos der widerstrebenden Gefühle und Willensrichtungen jenen festen Halt, der zwar im Anfang, als die Gefahr groß war, etwas Eisernes, Unbiegsames und Drückendes hatte, der aber nothwendig war, damit die spätere echte Humanität sich zurecht finden konnte. Auch wir stehen noch immer auf den Schultern der Franzosen, wenn wir uns auch mit Recht gegen ihre einseitige Herrschaft empört haben; und da die Gefahr nicht mehr so dringend ist, uns die Pflicht der Undankbarkeit aufzuerlegen, so dürfen wir es wol zugestehn, daß wir ohne Boileau und Voltaire auch keinen Göthe gehabt hätten. — Die Nachbildungen und Anpreisungen des Romanischen hätten allein ausgereicht, eine neue Schule zu begründen. Durch die Masse des fremden Stoffs, der allen bisherigen Vorstellungen aufs unerhörteste widersprach und den nun jeder wahrhaft Gebildete als etwas unvergleichlich Poetisches bewundern sollte, wurden alle bisherigen Vorstellungen über den Haufen geworfen; die alten Berühmtheiten wandten sich von der neuen Schule ab, dagegen strömte die Jugend ihr zu, und an ihrer Spitze zogen nun die beiden Schlegel als kühne Freibeuter in der Weise der Xenien gegen die Philister zu Felde. Die Masse war auf seiten der letztern, aber die aufstrebende Jugend, die feinere Bildung und der poetische Sinn schlossen sich den Romantikern an. Ihr Stern war im Steigen, denn sie vertraten ein neues Princip gegen die verfallnen Reste der Vergangenheit. Es kam nun darauf an, diesem Princip eine bestimmte Gestalt zu geben und es durch freie Schöpfungen zu rechtfertigen. — Von dem nachhaltigsten Einfluß auf die strebsame Jugend waren drei Werke: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders (Ende 1796), Franz Sternbald's Wanderungen, eine altdeutsche Geschichte (1798), und Phantasien über die Kunst für Freunde der Kunst (1799). Tieck hatte gemeinschaftlich mit Wackenroder diese Werke begonnen. In dem ersten Buch, dessen Titel von Reichard angegeben war, rühren fast sämmtliche Aufsätze von Wackenroder her; in den Phantasien ist einiges aus seinem Nachlaß; dagegen gehört die Ausarbeitung des unvollendeten Sternbald Tieck ausschließlich an. In diesen Büchern wurde die Ansicht,

daß man ein guter Künstler wäre, wenn man Gemüthstiefe und Andacht zur Kunst hätte, in unermüdlichen Variationen gepredigt. Mit andern Worten, es wurde, echt dilettantisch, die Neigung mit dem Beruf, der Sinn für das Schöne mit der Kunst, die Bildung mit dem Talent, das Verständniß mit der Schule verwechselt. Heinse hatte die schöpferische Kraft mit der Genußfähigkeit identificirt, und denjenigen für einen großen Künstler erklärt, der gesunde Sinne und starke Leidenschaften habe; was die Romantiker lehrten, war auf den ersten Anschein das Gegentheil, aber die Verwechselung zwischen Receptivität und Productivität war doch dieselbe. Wenn wir einmal ausnahmsweise einem richtigen Urtheil begegnen, so ist das immer ein Zufall; das, worauf es eigentlich ankommt, wird nie gesagt. In seinem tändelnden Dilettantismus nimmt der Klosterbruder gern die Symbolik zu Hülfe, weil man dabei vieles denken kann, ohne sich unbedingt an einen Gedanken zu verpfänden. So finden wir in den Phantasien ein Märchen von einem nackten Heiligen, der die fixe Idee hat, er müsse das Rad des Schicksals umdrehn: in dies löbliche Geschäft ist er mit unablässiger Anstrengung vertieft, und wenn er einem Menschen begegnet, der etwas Anderes thut, der an Nichtigkeiten seine Kraft verschwendet, während es doch gilt, das Rad des Schicksals umzudrehn, so schlägt er ihn ohne weiteres mit der Keule todt. Endlich hört er eine schöne Musik und dadurch wird der Zauber gelöst. Was das Bild soll, ist nicht der Mühe werth zu untersuchen; charakteristisch ist nur, daß die Heiligkeit, der Wahnsinn und die Poesie zusammenfallen. Die romantische Muse hat in ihrer Physiognomie immer etwas von der Ophelia; sie unterläßt es selten, wenn sie auf den Idealismus zu sprechen kommt, jedem andächtigen Gemüth den heiligen Wahnsinn zu empfehlen. Am consequentesten ist Hoffmann, der einen Verrückten, den heiligen Serapion, zum Schutzpatron seiner Poesie wählt. Um indeß die Tendenz nicht gar zu toll zu finden, muß man die Art und Weise ins Auge fassen, wie A. W. Schlegel das Buch dem Publicum empfahl. „Mit Recht wählte der Verfasser, um für sein inniges Gefühl von der Heiligkeit und Würde der Kunst den lebendigsten Ausdruck zu finden, ein fremdes Costüm, aus welchem er selbst in der Vorrede nicht herausgeht . . . Man ist nicht eher befugt, zu richten, bis man ein Kunstwerk ganz versteht, bis man tief in seinen und seines Urhebers Sinn eingedrungen ist. Dies ist nicht anders möglich, als wenn man alle eiteln Anmaßungen wegwirft und sich mit stiller Sammlung der Betrachtung hingibt. Der Charakter eines Einsiedlers, dem die Kunst als eine Sache himmlischen Ursprungs gleich nach der Religion theuer ist, war der angemessenste, der sich finden ließ, um eine solche Stimmung vorzubereiten. Selbst ein Anstrich von Schwärmerei kann nicht verwerflich scheinen, wo er nur als Gegengewicht gegen

die überhandnehmende Kälte gebraucht wird, welche in der Kunst nichts sucht als einen zerstreuenden Sinnengenuß. Wer wird es dem schlichten, aber herzlichen Religiösen verargen, wenn er das Göttliche, was allein im Menschen zu finden ist, aus ihm hinausstellt, und das Unbegreifliche der Künstlerbegeisterung mit höhern Eingebungen vergleicht oder auch wol verwechselt? Wir verstehn ihn doch, und können uns seine Sprache leicht in unsre Art zu reden übersetzen. Jene hat überdies, eben weil sie veraltet ist, den Reiz der Neuheit. So wesentlich verschieden die freien Spiele der Einbildungskraft, worin der Kunstgenuß besteht, von jener Andacht zu sein scheinen, welche eine zerknirschende Selbstverleugnung fordert, so ist es doch unleugbar, daß die neuere Kunst bei ihrer Wiederherstellung und ihrer größten Epoche mit der Religion in einem sehr engen Bunde stand. Es ist, als ob immer ein religiöser Antrieb das Streben des bildenden Künstlers anregen und bestimmen müßte. Wenn wir der Forderung gemäß, daß der Betrachter sich in die Welt des Dichters oder Künstlers versetzen soll, sogar den mythologischen Träumen des Alterthums gern ihr luftiges Dasein gönnen, warum sollten wir nicht, einem Kunstwerk gegenüber, an christlichen Sagen und Gebräuchen einen nähern Antheil nehmen, die sonst unsrer Denkart fremd sind? In dieser Bedeutung ist das Wort glauben zu verstehn, und wir hielten es für wichtig, diesen Gesichtspunkt ausdrücklich festzustellen, weil wir befürchten, daß bei der Wachsamkeit gegen den Katholicismus den guten Klosterbruder weder sein Beruf noch seine eigne Toleranz gegen den Vorwurf sichern wird, seine Kunstliebe habe eine Tendenz zu demselben." — So rechtfertigte damals, 1797, Schlegel das Beginnen des ihm unbekannten Klosterbruders. Auf dieselbe Weise lobte er Herder, daß er sich durch die gewöhnliche Denkart derer, die immer vergessen, daß für die Poesie alles Schöne wahr ist, nicht habe abhalten lassen, die Marienlieder Balde's in seine Terpsichore aufzunehmen.*) In diesem Sinn hat er selber nicht verfehlt, die heilige Jungfrau anzusingen; vorzüglich mit Rücksicht auf die Marienbilder des 16. Jahrhunderts. Bei dem Eifer, diejenigen Künste, die noch mit dem Makel eines irdischen Stoffs behaftet waren, in den Aether der reinen Dichtung aufzunehmen, machte es nicht die geringste

*) Wenn die zarten Täuschungen des Herzens in der Liebe heilig sind, wie sollten wir nicht gern einem Dichter, der auf der Erde keine Laura fand noch finden durfte, seine anbetende Hingebung an ein über den Wolken schwebendes Bild himmlischer Weiblichkeit nachfühlen wollen? . . . . Unsre jetzt lebenden Dichter entfernt der Geist des Zeitalters immer mehr davon; desto willkommner ist es, daß im Namen eines frommen verstorbnen Sängers der heiligen Jungfrau eine Kapelle gestiftet worden ist u. s. w.

Schwierigkeit, daß die Mitglieder der Schule in das eigentlich Technische keine Einsicht hatten: die Lebhaftigkeit und Zuversicht, mit der sie urtheilten, imponirte nicht nur dem „gebildeten“ Publicum, sondern auch einem großen Theil der jüngern Künstler.*) — Tieck's Roman Franz Sternbald zerfällt in zwei, in Ton und Stimmung abweichende Theile. Der erste ist fromm, gemüthreich, etwas weinerlich, der zweite sinnlich, mit einem Anstrich von Liederlichkeit. Für die Lehrjahre des jungen Künstlers waren die Lehrjahre des Lebensvirtuosen Wilhelm Meister ein Vorbild. Die Verwandtschaft liegt in der träumerischen Hingebung an die dämonische Gewalt des Zufalls. Der Lehrling vergißt jeden Augenblick den Zweck seiner Reise. Aber es fehlt die heitere und warme Sinnlichkeit, die aus jeder einzelnen Scene im Meister ein so reizendes Bild macht. Tieck gibt sich Mühe, die ängstlich fromme Beschränktheit des kleinbürgerlichen Lebens zu versinnlichen und die kecke Beweglichkeit lebensfroher Figuren durch Walddecorationen, durch glänzenden Hausrath, durch ein fortwährendes Horn- und Flötenconcert zu heben. Er macht einen großen Aufwand, eine bedeutende Situation vorzubereiten, aber wenn diese nun wirklich eintritt und man erwartet, die Seele werde sich in freier Thätigkeit entfalten, fängt plötzlich der eine oder andere an, den Inhalt seiner Gemüthsbewegung in einer lyrischen Improvisation zu schildern, die in der Regel vier bis fünf Seiten dauert. Diese Naturlyrik nimmt fast den dritten Theil des Buchs ein, sie hat alle Fehler der Improvisation, sie ist nur Stimmung ohne Melodie und ohne Bild, aber ihr fehlt die Frische und einfältige Kraft der Volkspoesie. Die Kindlichkeit und Naivetät, die Hoheit, die sich selbst nicht kennt, entspringt aus der Doctrin, nicht aus der Anschauung oder Empfindung. Die Schilderung Albrecht Dürer's erinnert an die spätere Novelle über Shakspeare, es fehlt diesem

---

*) 1798 reiste A. W. Schlegel mit seinem Bruder, den er aus Berlin geholt, seiner Gemahlin Karoline, ihrer lieblichen Tochter Auguste Böhmer und ihrem begeisterten Verehrer Gries nach Dresden, wohin ihnen im August Schelling und Novalis folgten; die Gemäldegalerie war ihr Hauptstudium, und als sie im Winter nach Jena zurückkehrten, beschrieb Karoline im Athenäum die Hauptwerke derselben mit schöner Wärme und plastischer Anschaulichkeit. Der Geschmack ist noch durchaus idealistisch, einseitig gegen die Niederländer. „Durch die Reformation, sagt Schlegel bei dieser Gelegenheit, wurde das erneute Christenthum von seiner ehrwürdigen Vorzeit abgeschieden, und eine mystische Welt hinter ihm vernichtet. Auf gewisse Weise wiederholt sich, was bei der Verdrängung des Heidenthums durch das ursprüngliche Christenthum geschehn war: der alten Götter laut Gewimmel hat sogleich das stille Haus geleert!“ — Zuletzt verläuft das Gespräch in Sonette an die heilige Jungfrau, der vom Standpunkt der Ironie und Bildung freie Huldigungen dargebracht werden.

„hohen Menschen", dieser „schönen Seele" an Fleisch und Blut. — Tieck hat seinen Roman in eine bestimmte historische Zeit verlegt, und er versucht in der Art und Weise, wie man reist, wie namentlich die untern Stände miteinander verkehren, die Sitten dieser Zeit zu versinnlichen. Aber sein falscher Idealismus tritt ihm dabei überall hindernd in den Weg. Seine Künstler und vornehmen Leute, die Florestan, Ludovico, die Amazone u. s. w., sind nicht aus dem 16. Jahrhundert, sondern aus Wilhelm Meister. Der träumerische Ton läßt die geschichtliche Plastik verschwinden: die bedeutenden Charaktere der Zeit, z. B. Hans Sachs und Luther, werden zwar erwähnt, aber nur durch das Medium der Empfindung angeschaut, der letztere wird beiläufig sehr gelobt. Tieck zeigt mitunter ein schönes Gefühl für die deutsche Treuherzigkeit, aber seine Anschauung ist zu zärtlich, um sie wirklich zu gestalten, es sind schwächliche Nebelbilder der Sehnsucht. Und ebenso ist es im Grunde mit dem frivolen sinnlichen Treiben der andern Gruppe. Von dieser wird eine Fülle lustiger Abenteuer mitgetheilt, die aber nicht lebendig ineinander greifen. Die eingestreuten Reflexionen über Kunst und Religion sind trotz ihrer Vielseitigkeit nicht bedeutend genug, und es fehlt ihnen die individuelle Wahrheit. Aeußerst komisch ist der novellistische Rahmen von der schönen Unbekannten, die den jungen Maler ahnungsvoll umschwebt und die sich gerade wie Nathalie als Schwester der koketten Gräfin erweist, namentlich die Scene des Wiederfindens. Eben dadurch, daß das Ungewöhnliche als alltäglich dargestellt wird, hört es auf romantisch zu wirken. Unter den eingestreuten Liedern ist das bekannte Gedicht vom Phantasus, dem alten grillenhaften, kindisch gewordenen, halbverrückten Mann, der den Tag über von der Vernunft eingesperrt wird, des Nachts aber, wenn seine Wärterin schläft, sein buntes Spielzeug auspackt und mit großer Geschäftigkeit zu wirthschaften anfängt, ein so richtiges und treffendes Bild von der romantischen Phantasie, daß der bitterste Feind es nicht boshafter hätte ersinnen können. — Die souveräne Ironie in Tieck's Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack, gewissermaßen eine Fortsetzung des gestiefelten Katers (1799) hat noch in unsern Tagen zahlreiche Bewunderer. Es ist die Freude einer Bildung, die ihren innern Kern verloren hat, mit ihrem Inhalt spielen zu können. Die Composition ist die der „verkehrten Welt". Zwar tritt diesmal kein Publicum auf, das der Handlung des Stücks gegenüberstände, dafür wechseln die Figuren des Stücks beständig ihre Rollen; bald handeln sie naiv als wirkliche Personen, bald erinnern sie sich daran, daß sie nur Schöpfungen der poetischen Einbildungskraft sind. Die einzelnen Scenen sind nach keinem andern Gesichtspunkt gruppirt, als daß sie stets den stärksten Contrast zueinander bilden sollen; oder vielmehr, sie sind nach Belieben durcheinander

geworfen, und das künstlerische Princip ist die unbändigste Willkür: aber wohl gemerkt, eine Willkür, die nicht naturwüchsig aus der Einbildungskraft des Dichters hervorgeht, wie z. B. im Atta Troll, sondern die mit Absicht und Reflexion verbunden ist. Die einzelnen Eingebungen drängen sich nicht unmittelbar hervor, sie werden hervorgesucht, um den Widerspruch, den Zweck des Dichters, hervorzubringen. Dazu dienen auch die Einmischungen von sprechenden Katzen und Hunden, vom Satan, von Zauberern u. s. w. Alle diese excentrischen Personen treten nicht als lebendige Wesen auf, die für sich eine poetische Existenz in Anspruch nehmen dürften, sondern als Arabesken, das Gesetz des Contrastes zu versinnlichen. In dieser Satire gegen den Geist des Zeitalters ist alles zusammengehäuft, was die Romantik an der Aufklärung, an der Philanthropie und dem Rationalismus auszusetzen hatte: das Nützlichkeitsprincip, die Hervorhebung der praktischen Zwecke über das Spiel der Kunst, der verbildete classische Geschmack, der praktische Idealismus u. s. w. Hier werden wir nun sowol die Verwandtschaft zwischen der romantischen Kunst und dem transscendentalen Idealismus gewahr, als ihren Gegensatz. Einen großen Theil der satirischen Bilder, durch welche Tieck das Zeitalter lächerlich zu machen sucht, finden wir in Fichte's Grundzügen wieder. Aber Tieck verspottet seine Zeitgenossen, weil sie überhaupt Ernst machen, statt in müßiger Poesie zu schwelgen; Fichte verdammt sie, weil sie nicht Ernst genug machen, weil sie auf halbem Wege stehn bleiben und mit ihren Idealen nur spielen, anstatt ihr Leben daran zu setzen. Ferner betrachtet Fichte die Literatur nur als einzelnes Symptom von den praktischen Tendenzen des Zeitalters; bei Tieck ist sie die Hauptsache, und wenn man von einzelnen sehr unschuldigen Späßen über das Hofleben, den Kammerherrendienst und dergleichen absieht, so sind die meisten satirischen Einfälle nichts Anderes als verhaltene Recensionen über schlechte Bücher. Damals, wo diese Bücher allgemein gelesen und bekannt waren, freute man sich über diese Satire des Dichters; heute, wo man die Anspielungen nicht mehr versteht, müssen sie nothwendig Langeweile erregen, weil sie ohne allen selbständigen Gehalt sind. Dieser spießbürgerlichen Welt, die das Leben und die Literatur beherrscht, erscheinen nun die strebsamen und poetischen Gemüther als verrückt. Charakteristisch sind die Repräsentanten des Ideals: der Hanswurst, der alte König, der kindisch geworden ist, mit Bleisoldaten spielt und sich unter ihnen „Ideale“ bildet, und der Prinz Zerbino, eine krankhaft aufgeregte Natur, welche Tieck — aus dem „Triumph der Empfindsamkeit“ entlehnt hat. Die prosaische Welt bemüht sich, diese excentrischen Personen zu kuriren, und am Prinzen gelingt die Kur zuletzt, er wird „ein hoffnungsvoller junger Mensch“. Auch hier werden wir an Fichte erinnert. Der Philosoph weist nach, daß die Menschen, in denen die Idee

zuerst zum Durchbruch kommt, der Welt als Thoren und Schwärmer erscheinen müssen; aber während er die Schwärmerei nur als eine krankhafte Uebergangsperiode betrachtet, bleibt der Dichter bei diesem Zustand der Willkür stehn und feiert den Wahnsinn als das Ziel der Poesie. Für den Inhalt der Schwärmereien bot sich nun der transscendentale Idealismus, welcher der öffentlichen Meinung spottete und das sogenannte Gesetz der Wirklichkeit in Frage stellte, als eine bequeme Handhabe. Schon im Blaubart hatte Simon seinen Mitspielern durch Anspielungen aus der Wissenschaftslehre imponirt; in dem gegenwärtigen Stück wetteifern Hanswurst, Zerbino und der schwachsinnige alte König, die Wirklichkeit in das Reich der Ideale oder der Träume aufzulösen. Was dem Philosophen heiliger Ernst ist, wendet der Dichter als phantastischen Spuk an, um die Philister zu ärgern; im Grunde denkt er über die metaphysischen Abstractionen gerade so wie die Aufklärer, die er verspottet.*) Um den Uebergang aus der gemeinen Wirklichkeit zum Ideal zu schildern, führt der Dichter eine Reihe poetischer Schäfer ein, die in Reimen zueinander sprechen, Liebe empfinden und Lieder auf die Sehnsucht singen. Wäre Sentimentalität gleichbedeutend mit Poesie, so wären wir hier im reinsten Wunderland der Ideale; allein da diese Schäfer mit ihren Declamationen über die Waldeinsamkeit, über die Vöglein und Blumen u. s. w. nicht die geringste Bewegung und keine Spur von Leben zeigen, so merken wir sehr bald, daß wir uns in „Erwin und Elmire“ befinden, nur daß Tieck breit und massenhaft ausführt, was Göthe leise und zart andeutet. Einzelne Lieder, z. B. „Feldeinwärts flog ein Vögelein“, „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall“, „Der frische Morgenwind“ u. s. w., in denen Reminiscenzen an deutsche

*) Nein, mein Freund, ich gebe auf die Wirklichkeit los und halte mich nicht an leeren Idealen. — Die Wirklichkeit ist leer. — Nein, mein Freund! — Ja, Herr Doctor! — Nein, Herr Hofrath. — Es gibt gar keine Wirklichkeit. — Keine Wirklichkeit? Nun hören Sie einmal, meine Herren! Keine Wirklichkeit? O so müßte ja der Donner dreinschlagen, wenn es nicht einmal eine Wirklichkeit geben sollte! Und was wäre denn ich und diese Herren, und der König und der Hof, und der Hofgelehrte; und unsre königliche Bibliothek und der Teufel und seine Großmutter? — Geburten der Phantasie. — Sie mögen selbst ein Phantast sein. U. s. w. — (Später, in der Akademie.) O der Hofrath geht noch viel weiter, zweifelte er doch gestern sogar an der Wirklichkeit. — An der Wirklichkeit? Laßt mich das Ding nur etwas näher besehn, an der ordentlichen, zweckmäßigen, an der eigentlichen Wirklichkeit? — Woran soll man denn sonst zweifeln, wenn man sich einmal die Mühe gibt? — Nein, Freund, ernsthaft gesprochen, das ist excentrisch, das geht ja nicht. Es gibt so tausend Dinge, über die man sich wol einmal einen artigen Zweifel erlauben darf, aber bei dem allerausgemachtesten — u. s. w.

Volkslieder durchklingen, haben eine schöne Melodie; allein im ganzen wird man durch das beständige Schmachten, Trachten, Thränen, Sehnen u. s. w., kurz durch die leere Empfindelei ermüdet. — Endlich kommen Zerbino und sein Bedienter Nestor auf der Reise zum guten Geschmack in den Garten der Poesie. Wer sich demselben nähert, fängt sofort an in Versen zu sprechen. In dem Garten wandeln die Schatten der abgeschiedenen Dichter in müßigen Unterredungen; sie setzen dem einfältigen Nestor, dem modernen Sancho Pansa, die höhern Mysterien der Kunst auseinander, z. B. daß die katholische Religion etwas Erhabenes ist, daß der Protestant gegen alles Gute protestirt, namentlich gegen die Poesie, und daß jetzt eine erbärmliche Zeit auf Erden sein muß. Man erfährt, wer ein wahrer Dichter gewesen ist und wer nicht; zu den ersten gehört z. B. Jakob Böhme. Nun mag man in diesen Ansichten dem Dichter beipflichten oder nicht, jedenfalls hat man wieder nichts Anderes vor sich als verhaltene Recensionen. Der Dichter hat das auch selbst gefühlt, und um die Poesie seiner Schäfer, seiner Liebenden, seiner Waldbrüder u. s. w. zu überbieten, etwas Uebriges gethan. „Betritt den Garten, größre Wunder schauen holdselig ernst auf dich, o Wandrer, hin, gewalt'ge Lilien in der Luft, der lauen, und Töne wohnen in dem Kelche drin; es singt, kaum wirst du selber dir vertrauen, so Baum wie Blume fesselt deinen Sinn, die Farbe klingt, die Form ertönt, jedwede hat nach der Form und Farbe Zung' und Rede. Was neidisch sonst der Götter Schluß getrennet, hat Göttin Phantasie allhier vereint, sodaß der Klang hier seine Farbe kennet, durch jedes Blatt die süße Stimme scheint, sich Farbe, Duft, Gesang, Geschwister nennet, umschlungen all sind alle nur Ein Freund, in sel'ger Poesie so fest verbündet, daß jeder in dem Freund sich selber findet. Und so wie Farb und Blume anders klingen nach seiner Art in eignen Melodien, daß Glanz und Glanz und Ton zusammendringen und brüderlich in einem Wohllaut blühn, so sieht man auch, wenn die Poeten singen, gar manches Lied im Schimmer fröhlich ziehn: jedwedes fliegt in Farben seiner Weise ein Luftbild in dem goldenen Geleise." — Zuerst fängt der Wald an zu reden, dann die Rosen, Lilien ꝛc., die Vögel, das Himmelblau, die Harfe, die Flöte, welche unter anderm die Bemerkung macht: „Unser Geist ist himmelblau, führet dich in blaue Ferne ꝛc.", bis endlich Nestor dem Waldhorn den Mund stopft, weil es sich schon im Sternbald laut genug ausgesprochen, dann redet die Quelle, der Bergstrom, der Sturm ꝛc., kurz es ist ein pantheistisches Zittern der ganzen Natur, die sich abquält, Sprache und Gestalt zu gewinnen, da doch diese Gabe eigentlich nur dem Menschen von den Göttern gegeben ist. Tieck thut sich viel darauf zugute, daß er die Sprache des Wassers, der Blumen, der Berge und anderer Naturgegenstände nachsingt, die dem prosaischen Gemüth verschlossen bleibt. Allein in die Blumen, Sterne und Wasser-

fälle allerlei artige Gedanken zu verlegen, ist für den Dichter nicht schwer; viel schwerer ist, das wirkliche Leben der kleinen Natur sinnig zu belauschen und in individueller Gestaltung wiederzugeben, sodaß es anschaulich in unsrer Phantasie aufgeht. Das Auge Adalbert Stifter's für das Kleinleben fehlt Tieck und den übrigen Romantikern fast gänzlich. Eine sentimentale Blumensprache ist am wenigsten geeignet, in das verborgne Wirken der Natur einzuführen. Die Romantiker bewegen sich nur in Abstractionen und Stimmungen; wo die concrete Natur anfängt, hört ihre Kunst auf. Es ist nicht Liebe zum Leben, nicht der mächtige Trieb, auch das Seelenlose in seiner innern Berechtigung anzuschauen, was sie zur Natur treibt, sondern nur die Flucht vor der Bestimmtheit überhaupt. Die seelenlose Natur erlaubt die Tändelei, aber ein menschliches Herz so zu zeichnen, daß es uns in lebendiger Individualität entgegentritt und uns zum Verständniß zwingt, das erfordert wirkliche Gestaltungskraft, und weil diese unsern Romantikern abging, haben sie sich zu Aposteln der Elemente gemacht. Wie ihre Freunde, die Naturphilosophen, haben sie die Gebilde der Natur zu artigen Hieroglyphen ausgeschnitzt. Man hat sich so lange gequält, den Sinn derselben zu enträthseln, bis man endlich merkte, daß man es mit Arabesken zu thun habe. Im Garten der Poesie entschlüpft der Göttin eine unbedachte Aeußerung, durch welche uns ein Licht darüber aufgeht, wo wir uns befinden: „kein Ungeziefer naht dem heiligen Wohnsitz." Dieser Garten ist uns bekannt: Göthe hat ihn in der geflickten Braut geschildert. Es ist eine nachgemachte Natur: die Blumen sind aus Seidenstoff, der Wald aus Fransen, der Mondschein ist eine rothe Lampe, und die Göttin, die in der Mitte sitzt, eine ausgestopfte Figur, deren Inneres mit Werther, Siegwart und andern Empfindsamkeiten gefüllt ist. Der Garten der Poesie ist ebenso philisterhaft eingerichtet als die profane Gesellschaft, gegen die er sich abschließt, und sein Inhalt noch viel leerer als die Interessen, deren er spottet. Jeder Idealismus, der sich von den allgemeinen Interessen trennt, führt zur Coterie und die schlechteste Art der Coterie entsteht, wenn die „schönen Seelen" sich von der Welt isoliren und sich mit ihren Inspirationen und Weissagungen nur aufeinander beziehen. Zuletzt merkt der Dichter selbst, daß es mit dieser poetischen Welt auch nicht viel auf sich hat, er läßt sie also gleichfalls fallen und es bleibt eine unbehagliche Weltironie übrig, die allen Gegenstand verloren hat. — Diese Weltironie ist die Neutralisation zweier Elemente, die beide wesentlich zur Romantik gehören, und die sich doch auszuschließen scheinen: die Religion des Klosterbruders und die Sinnlichkeit Ardinghello's. Diese in ihrer ursprünglichen Naivetät zu verfolgen, wenden wir uns zu dem Kreise der geistreichen berliner Jüdinnen zurück.

Schleiermacher, geb. November 1768 zu Breslau, der Sohn eines reformirten Feldpredigers, wurde 1783 von seinen frommen Aeltern der herrnhutischen Erziehungsanstalt zu Niesky in der Oberlausitz übergeben. „Hier wurde der Grund zu einer Herrschaft der Phantasie in Sachen der Religion gelegt, die mich bei etwas weniger Kaltblütigkeit wahrscheinlich zu einem Schwärmer gemacht haben würde, der ich es aber verdanke, daß ich meine Denkungsart, die sich bei den meisten Menschen unvermerkt aus Theorie und Beobachtung bildet, als den Abdruck meiner eignen Geschichte ansehn kann. Ich hatte schon mancherlei religiöse Kämpfe bestanden. Die Lehre von den unendlichen Strafen und Belohnungen hatte schon meine kindliche Phantasie auf eine äußerst beängstigende Art beschäftigt, und in meinem elften Jahre kostete es mich mehrere schlaflose Nächte, daß ich bei der Berechnung des Verhältnisses zwischen den Leiden Christi und der Strafe, deren Stelle dieselben vertreten sollen, kein beruhigendes Facit bekommen konnte. Jetzt ging ein neuer Kampf an, durch die Art, wie die Lehre von dem natürlichen Verderben und den übernatürlichen Gnadenwirkungen in der Brüdergemeinde behandelt und fast in jeden Vortrag verwebt wird, veranlaßt. Meine eigne Erfahrung gab mir zu den ersten dieser beiden Hauptsätzen des ascetisch-mystischen Systems Belege genug und ich kam bald dahin, daß mir jede gute Handlung als verdächtig oder als ein bloßes Werk der Umstände erschien. So war ich also in dem qualvollen Zustand, den man unsern Reformatoren so häufig als ihr Werk vorwirft: es war mir etwas genommen, meine Ueberzeugung von dem eignen moralischen Vermögen des Menschen, und noch nichts zum Ersatze gegeben. Denn vergeblich rang ich nach den übernatürlichen Gefühlen, von deren Nothwendigkeit mich jeder Blick auf mich selbst mit Hinsicht auf die Lehre von dem künftigen Vergeltungszustand überzeugte, von deren Wirklichkeit außer mir mich jeder Vortrag und jeder Gesang, ja jeder Anblick dieser bei einer solchen Stimmung so einnehmenden Menschen überredete und die nur vor mir zu fliehn schienen. Denn wenn ich auch einen Schatten davon erhascht zu haben glaubte, so zeigte es sich doch bald als mein eignes Werk, als eine unfruchtbare Anstrengung meiner Phantasie. Daß ich bei diesem Zustande eine unerschütterliche Anhänglichkeit an die Brüdergemeinde bekam und es für ein großes Unglück angesehn hätte, kein Mitglied derselben zu werden, ist sehr natürlich; ich faßte sogar den Entschluß, wenn mir der Eintritt in das Pädagogium versagt werden sollte, lieber in der Gemeinde eine ehrbare Hantierung zu erlernen, als außer derselben den Weg zu dem gelehrten Ruhm zu betreten, und dieser Entschluß setzte mich, als ich ihn recht lebhaft in seiner ganzen Größe dachte, zum ersten mal in Versuchung, etwas in mir für eine übernatürliche Wirkung zu halten.“ Diese Erzählungen der Selbstbio-

graphie werden durch die Briefe ergänzt, in denen von seiten der Aeltern, des Sohnes und der Schwester fast von nichts Anderm die Rede ist als vom Lamm Gottes und ähnlichen Dingen. Sein Oheim mütterlicherseits, Professor Stubenrauch in Halle, ein wahrhaft frommer Mann, fühlte sich doch zuweilen veranlaßt, ihn vor den Uebertreibungen der Herrnhuter zu warnen. So kam Schleiermacher mit seinem innigsten Freund Albertini, mit dem er eifrig die griechischen Classiker studirt, 1785 auf das Seminar zu Barby, die eigentliche Universität der Brüdergemeinde. „So glücklich wir bei unsrer gemeinschaftlichen Thätigkeit und im Gefühl unsrer Freundschaft waren, so unglücklich machte uns jeder Augenblick des Nachdenkens. Wir jagten immer noch vergeblich nach den übernatürlichen Gefühlen und dem, was in der Sprache jener Gesellschaft der Umgang mit Jesu hieß; die gewaltsamen Anstrengungen unsrer Phantasie waren unfruchtbar und die freiwilligen Hülfsleistungen derselben zeigten sich immer als Betrug.“ Der Umschlag konnte nicht ausbleiben. Schon Juli 1786 finden sich in einem Brief an seinen Vater Andeutungen von dem Wunsch, die Einwendungen der Neuerer gegen den Katechismus kennen zu lernen. „Vermeide diesen Baum des Erkenntnisses, antwortete ihm der Vater, und die gefährlichen Lockungen zu demselben unter dem Schein der Gründlichkeit. Ich habe fast alle Widerlegungen des Unglaubens gelesen; sie haben mich aber nicht überzeugt, sondern ich hab's erfahren, daß der Glaube ein Regale der Gottheit und ein pur lauteres Werk ihres Erbarmens sei. Du willst ja überdem kein eitler Theologe werden, sondern dich nur geschickt machen, dem Heiland Seelen zuzuführen, und dazu brauchst du das alles nicht, und kannst es deinem Heiland nie genug verdanken, daß er dich hat zur Brüdergemeinde gebracht, da du dessen gar wohl entbehren kannst.“ Es war zu spät. Januar 1787 bekennt der Sohn mit einer Herzensangst, die etwas unendlich Rührendes hat, dem geliebten Vater die vollständige Umwandlung seiner Ueberzeugungen. „Ach bester Vater, wenn Sie glauben, daß ohne diesen Glauben keine, wenigstens nicht die Seligkeit in jenem, nicht die Ruhe in diesem Leben ist, o, so bitten Sie Gott, daß er mir ihn schenke, denn für mich ist er jetzt verloren.“ „Der tiefe durchdringende Schmerz, den ich beim Schreiben dieses Briefes empfinde, hindert mich, Ihnen die Geschichte meiner Seele in Absicht auf meine Meinungen und alle meine starken Gründe für dieselben umständlich zu erzählen, aber ich bitte Sie inständig, halten Sie sie nicht für vorübergehende Gedanken; fast ein Jahr lang haften sie bei mir und ein langes angestrengtes Nachdenken hat mich dazu bestimmt.“ Die Antwort des Vaters mußte den Sohn der Verzweiflung nahe bringen, denn jener betrachtete ihn als einen zeitlich und ewig Verlornen. „Ist es dir um den alleinseligmachenden Glauben von ganzem Herzen zu thun, so suche, so erbitte ihn auf deinen

Knien von dem großen Gott und Schöpfer, der als Mensch am Kreuz für dich geblutet hat, als ein pur lauteres Geschenk seiner Erbarmung; ist es dir aber um deine eigne Ehre zu thun, verschmähst du den Gott deiner Väter und willst hingehn und fremden Göttern dienen, nun so wähle, was du thun willst; ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen." Es war für den armen Knaben ein entsetzlicher Kampf, aber er blieb fest, zudem hatte er seine Ansichten den Vorgesetzten gegenüber so offen ausgesprochen, daß seines Bleibens in der Brüdergemeinde nicht länger war. Hier legte sich nun der Oheim ins Mittel, der sich zuerst bemüht hatte, vom praktischen Standpunkt auf ihn einzuwirken, indem er ihn auf die Hülflosigkeit seiner Lage aufmerksam machte; da er aber seine Ehrlichkeit nur billigen konnte, so bestimmte er den Vater, zur Uebersiedlung nach Halle, die im Frühjahr 1787 stattfand, seine Einwilligung zu geben. „In meinen Studien war noch keine rechte Einheit; ich studirte auch nicht mit Rücksicht auf die Zukunft, sondern nur für das gegenwärtige Bedürfniß; deswegen versuchte ich von allem und fixirte mich erst spät. Noch mehr schadete mir der Eigendünkel, der den Autodidakten — was ich in mancher Rücksicht war — eigen ist. Sie wollen immer bei der Manier bleiben, durch die sie mit großem Aufwand wenig erworben haben; sie verachten das Lernen und meinen, es käme gar nicht darauf an, was man wisse, sondern wie man es wisse. Die kurze Dauer meines akademischen Aufenthalts, welcher nur zwei Jahre währte, ließ auch ein andres als fragmentarisches Studium nicht zu." Nach Ablauf dieser Zeit ging er mit seinem Oheim, der die Predigerstelle zu Drossen erhalten hatte, aufs Land, machte im Sommer 1790 sein theologisches Examen und erhielt durch Vermittelung des Hofpredigers Sack eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen Dohna-Schlobitten in Preußen, wo er für seine Bildung unendlich gewann und drittehalb glückliche Jahre verlebte. Nach seiner Rückkehr Herbst 1793 wurde er Mitglied des Seminars in Berlin und Hülfslehrer am Waisenhause, welche Stelle er im April 1794 mit einer Hülfspredigerstelle in Landsberg an der Warthe vertauschte. — Seine Briefe aus dieser Periode zeigen einen beträchtlichen Zuwachs an Selbständigkeit. Der schmerzliche Zweifel ist einer ruhigen Ueberzeugung gewichen, die zwar noch nicht fertig ist, aber alle Angst ausschließt. Das anfänglich sehr verstimmte Verhältniß zwischen Sohn und Vater nimmt allmählich einen freundlichern Ton an, und wir lernen den alten Herrn, über dessen Rechtgläubigkeit wir im Anfang erschraken, von menschlicher Seite lieben.*)

*) Er beklagt sich Mai 1790, daß sein Sohn ihm sein Zutrauen entzieht und ihn unter die Zahl der finstern Väter rechnet, welche die Freude des Alters sich dadurch verderben, daß sie nicht mit Kindern Kinder, und mit Jünglingen Jüng-

October 1791 starb der Vater, von dem Sohn aufrichtig und herzlich betrauert; seine nächste Vertraute blieb jetzt seine Schwester Charlotte, die, obgleich für sich strenge Herrnhuterin, doch den Gedanken und Gemüthsbewegungen ihres Bruders mit inniger Theilnahme folgte. — In Landsberg blieb Schleiermacher bis 1796, wo er als Charitéprediger nach Berlin berufen wurde. Hier wurde er durch seinen Freund Gustav von Brinckmann in die Cirkel der geistvollen Jüdinnen eingeführt. Mit der schönen Henriette Herz entspann sich bald ein Freundschaftsverhältniß von einer seltnen Innigkeit und Vertraulichkeit, das aber nie ins Gebiet der Leidenschaft überspielte, wenn ihn auch selbst seine nächsten Freunde im Verdacht hatten.*) Durch

linge sein können. „Glaubst du denn deinen treuen, dich zärtlich liebenden Vater in seinem Alter Freude zu machen, wenn du fortfährst entweder aus einer mal-placirten Schüchternheit, die man ganz falsch mit dem Namen kindlicher Ehrfurcht belegt, oder, welches schlimmer wäre und welches ich doch nennen muß, obgleich du es ungern hörst, aus Egoismus deinem liebenden, menschlichen und nie die Menschheit verkennenden Vater in dir den angenehmen Jüngling zu verbergen, den gesetzten Mann vorzuspiegeln, und ihn dadurch so mancher Herzensfreude zu berauben." Er hofft inskünftige auf natürlichere und offnere Briefe. Auch über seine Religiösität gibt er überraschende Aufschlüsse. „Ich wünschte, daß du mit Nachdenken Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts lesen wolltest; da würdest du über verschiedene Dinge dir lichtvolle Ideen verschaffen; und dann will ich dir von mir selbst ein Beispiel, ob es deiner Nachahmung werth ist, zur Untersuchung empfehlen. Ich habe wenigstens zwölf Jahr lang als ein wirklich Ungläubiger gepredigt; ich war völlig damals überzeugt, daß Jesus in seinen Reden sich den Vorstellungen und selbst den Vorurtheilen der Juden accommodirt hätte; aber diese Meinung leitete mich dahin, daß ich glaubte, ich müßte ebenso bescheiden gegen Volkslehre sein; nie habe ich mir es können erlauben, den Artikel von der Gottheit Jesu und seiner Versöhnung zu bestreiten, weil ich aus der Kirchengeschichte und aus eigner Erfahrung an andern Menschen wußte, daß diese Lehre vom Entstehen des Christenthums an Millionen Menschen Trost und Lebensbesserung gegeben hatte, und pflegte sie auch allemal, wo es das Thema erlaubte, obschon ich selbst nicht von ihrer Wahrheit überzeugt war, auf Moralität und Liebe gegen Gott und Menschen anzuwenden. Ich wünschte, wenn du auch von der Rechtmäßigkeit dieses Verfahrens dich nicht überzeugen kannst, daß du wenigstens doch jene Lehre nie öffentlich bestreiten möchtest."

*) Freilich gesteht er einmal November 1798: „Wenn ich die Herz hätte heirathen können, ich glaube, das hätte eine capitale Ehe werden müssen, es müßte denn sein, daß sie gar zu einträchtig geworden wäre. Es macht mir oft ein trauriges Vergnügen zu denken, welche Menschen zusammen gepaßt haben würden, indem oft, wenn man drei oder vier Paar zusammennimmt, recht gute Ehen entstehn könnten, wenn sie tauschen dürften." — Aber: „Es liegt sehr tief in meiner Natur, daß ich mich immer genauer an Frauen anschließen

Henriettens intimste Freundin, Dorothee Veit, lernte Schleiermacher im Sommer 1797 den jungen Fr. Schlegel kennen, der 1796 aus Dresden nach Berlin gekommen und durch Reichard in jene Cirkel eingeführt war. Von ihrem Vater früh an literarische Beschäftigungen gewöhnt, in einem geistreichen Verkehr aufgewachsen, in dem sie eine hervorragende Rolle spielte, fühlte sie sich von der prosaischen Natur ihres höchst achtungswerthen Mannes abgestoßen, und es entspann sich mit dem jungen Dichter sofort ein leidenschaftliches Verhältniß, das dann doch auch in Berlin Anstoß gab. Auch zwischen Schleiermacher und Schlegel wurde die Freundschaft bald so innig, daß sie 21. December 1797 zusammenzogen, und daß ihre Bekannten das Verhältniß als eine Ehe bezeichneten*); Dorothee war

---

werde als an Männer; denn es ist so vieles in meinem Gemüth, was diese selten verstehn. Ich muß also, wenn ich nicht auf wahre Freundschaft Verzicht thun will, was du nun doch auch nicht fordern wirst, auf diesem sonst so gefährlichen Standpunkte stehn bleiben, der aber eben deswegen, weil ich so darauf stehe, nicht so gefährlich ist. Dessen will ich mich aber nicht überheben, sondern immer auf meiner Hut sein." Endlich 12. Februar 1801: „Daß du dir, ohne es zu sehn, mein Wesen und Verhältniß mit der Herz nicht denken kannst, ist eigen. Es ist eine recht vertraute und herzliche Freundschaft, wobei von Mann und Frau aber auch gar nicht die Rede ist; ist das nicht leicht sich vorzustellen? Warum gar nichts Anderes sich hineingemischt hat und sich nie hineinmischen wird, das ist freilich wieder eine andere Frage; aber auch das ist nicht schwer zu erklären. Sie hat nie eine Wirkung auf mich gemacht, die mich in dieser Ruhe des Gemüths hätte stören können. Wer sich etwas auf den Ausdruck des Innern versteht, der erkennt gleich in ihr ein leidenschaftsloses Wesen, und wenn ich auch blos dem Einfluß des Aeußern Raum geben wollte, so hat sie für mich gar nichts Reizendes, obgleich ihr Gesicht unstreitig sehr schön ist, und ihre kolossale königliche Figur ist so sehr das Gegentheil der meinigen, daß, wenn ich mir vorstellte, wir wären beide frei und liebten einander und heiratheten einander, ich immer von dieser Seite etwas Lächerliches und Abgeschmacktes darin finden würde, worüber ich mich nur sehr überwiegender Gründe wegen hinwegsetzen könnte." Dieser letzte Punkt ist wol am meisten geeignet die Sache aufzuklären.

*) „Schlegel ist, schreibt Schleiermacher, ein junger Mann von so ausgebreiteten Kenntnissen, daß man nicht begreift, wie es möglich ist, bei solcher Jugend so viel zu wissen, von einem originellen Geist, der hier, wo es doch viel Geist und Talente gibt, alles sehr weit überragt, und in seinen Sitten von einer Natürlichkeit, Offenheit und kindlichen Jugendlichkeit, deren Vereinigung mit jenem allen vielleicht das Wunderbarste ist. Er ist überall, wo er hinkommt, wegen seines Witzes sowol als wegen seiner Unbefangenheit der angenehmste Gesellschafter, mir aber ist er mehr als das. Er gleicht mir auch in manchen Naturmängeln: er ist nicht musikalisch, zeichnet nicht, liebt das Französische nicht, und hat schlechte Augen." „Was seinen Geist anbetrifft, so ist er mir so durchaus supérieur, daß

auf Schleiermacher, Henriette auf Schlegel eifersüchtig. Die letztere, die jetzt von Schleiermacher griechisch lernte, wie sie ihn früher italienisch lehrte, warnte ihn oft vor der Gemüthlosigkeit des Romantikers. Fr. Schlegel war damals der derbste Vorkämpfer eines Evangeliums, das in

ich nur mit vieler Ehrfurcht davon sprechen kann. Wie schnell und tief er eindringt in den Geist jeder Wissenschaft, jedes Systems, jedes Schriftstellers, mit welcher hohen und unparteiischen Kritik er jedem seine Stelle anweist, wie seine Kenntnisse alle in einem herrlichen System geordnet dastehn und alle seine Arbeiten nicht von ungefähr, sondern nach einem großen Plane aufeinander folgen, mit welcher Beharrlichkeit er alles verfolgt, was er einmal angefangen hat — das weiß ich alles erst seit dieser kurzen Zeit völlig zu schätzen, da ich seine Ideen gleichsam entstehn und wachsen sehe. Aber nach seinem Gemüth wirst du unstreitig mehr fragen als nach seinem Geist und Genie. Es ist äußerst kindlich, das ist gewiß der Hauptzug darin; offen und froh, naiv in allen seinen Aeußerungen, etwas leichtfertig, ein tödtlicher Feind aller Formen und Plackereien, heftig in seinen Wünschen und Neigungen, allgemein wohlwollend, aber auch, wie Kinder oft zu sein pflegen, etwas argwöhnisch und von mancherlei Antipathien. Sein Charakter ist noch nicht so fest und seine Meinungen über Menschen und Verhältnisse noch nicht so bestimmt, daß er nicht leicht sollte zu regieren sein, wenn er einmal jemand sein Vertrauen geschenkt hat. Was ich aber doch vermisse, ist das zarte Gefühl und der feine Sinn für die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens und für die feinen Aeußerungen schöner Gesinnungen, die oft in kleinen Dingen unwillkürlich das ganze Gemüth enthüllen. Sowie er Bücher am liebsten mit großer Schrift mag, so auch an den Menschen große und starke Züge. Das blos Sanfte und Schöne fesselt ihn nicht sehr, weil er zu sehr nach der Analogie seines eignen Gemüths alles für schwach hält, was nicht feurig und stark erscheint. So wenig dieser eigenthümliche Mangel meine Liebe zu ihm mildert, so macht er es mir doch unmöglich, ihm manche Seite meines Gemüths ganz zu enthüllen und verständlich zu machen. Er wird immer mehr sein als ich, aber ich werde ihn vollständiger fassen und kennen lernen als er mich. Sein Aeußeres ist mehr Aufmerksamkeit erregend als schön. Eine nicht eben zierlich und voll, aber doch stark und gesund gebaute Figur, ein sehr charakteristischer Kopf, ein blasses Gesicht, sehr dunkles, rund um den Kopf kurz abgeschnittenes, ungepudertes und ungekräuseltes Haar und ein ziemlich uneleganter, aber doch feiner und gentlemanmäßiger Anzug — das gibt die äußere Erscheinung meiner dermaligen Ehehälfte." — Im Mai 1798 kam A. W. Schlegel nach Berlin und entführte Anfang Juli seinen Bruder auf zwei Monate nach Dresden. „Der Strohwitwerstand, schreibt Schleiermacher, ist mir gar sehr fatal angekommen und will mir noch immer nicht schmecken, ob wir uns auch nun wie zärtliche Eheleute alle acht Tage schreiben." „Wie ich mit Friedrich stehe, weiß ich eigentlich nicht (1. Juli an Henriette Herz); es drückt mich gewaltig. Unsre Gemüther sind wol recht füreinander, eben insofern sie einander nicht ähnlich, zur Ergänzung. Daß man unter diesen Umständen nicht so leicht auf den rechten Punkt zusammenkommt, ist natürlich: aber es kann doch gehn und muß gehn, wenn Schlegel's Heftigkeit und Ungeduld uns nicht aus

hartem Gegensatz zu der mönchischen Ascese des Klosterbruders stand. — Schon in der Abhandlung über Diotima 1797 hatte er sein weibliches Ideal auseinander gesetzt, indem er es nach Griechenland verlegte. „In Athen, wo das öffentliche Urtheil, gleichweit von geistloser Steifheit und gesetzloser Gleichgültigkeit entfernt, wo nur das Schlechte unanständig war, wo es keine eigentlichen Vorurtheile, welche bei Barbaren die Stelle des sittlichen Gefühls vertreten, gab: da durfte der Weiseste seines Zeitalters wol mit einer leichtsinnigen Priesterin der Freude Gespräche wechseln ... Kein Trieb ist so mächtig als falsche Scham; daher kann man als die höchste Blüte der dorischen Tugend den Augenblick ansehn, wo die Spartaner in reiner heiliger Begeisterung die Kleidung und niedrige Scham von sich warfen und nackend ihre Kampfspiele feierten. In diesem großen Augenblick, wo sie auf dem Altar der Liebe dem Gesetz die letzte Schwäche der Natur zum Opfer brachten, entfaltete sich die Knospe ihres Staats zur vollen Blume. — Diese eigenthümliche Stellung des Weibes in Griechenland wird durch das Streben gerechtfertigt, die Weiblichkeit wie die Männlichkeit zur höhern Menschlichkeit zu reinigen. Was wir Modernen unter Weiblichkeit verstehn, ist nichts weiter als eine vollendete Charakterlosigkeit. Die Griechen begingen den Fehler, daß ihre idealen, gebildeten, freien Weiber außerhalb der Sitte gestellt wurden; wir Modernen begehn den größern Fehler, die Idealität und alles, was damit zusammenhängt, vom Begriff des Weibes überhaupt zu trennen. Was haben wir vom poetischen Ideal, wie überhaupt, so auch in der Darstellung der Weiblichkeit aufzuweisen, als Theorien, die nicht fertig, und Versuche, die misglückt sind? Die Griechen gaben nur den außerhalb der Sitte stehenden Hetären das Recht vollkommner Bildung, aber auch dies partielle Recht befähigte sie doch immer, in der Kunst weibliche Ideale darzustellen; wir dagegen haben dies Recht vollkommen erstickt! Vor allen Dingen muß, wer die alte Geschichte richtig fassen, ja wer den Menschen und das menschliche Leben überhaupt bestimmt und klar erkennen will, sein Gemüth von falscher Scham reinigen, die das Thier verzärtelt, um den Menschen zu ersticken. Sie ist der eigentliche Prüfstein, um Bildung und Misbildung zu unterscheiden, ein untrüglicher Adelsbrief der Barbarei, das Kind heuchelnder Furcht, die Gesellin eines verkehrten Verstandes und verworfener Sitten." — In dem doctrinären Roman Lucinde (1798) ergänzte nun

---

dem Wege bringt. Ich weiß nicht, ob er ein solches heruntergebrachtes Verhältniß leiden kann, ich kann es nicht, und werde mir nächstens das Herz fassen, wieder mit ihm zu reden. Es ist nur so übel, daß ich ihn ungern jetzt auf eine Art afficiren möchte, die ihn beunruhigt, weil es einen solchen Einfluß auf seine Arbeiten hat."

Fr. Schlegel dies angeblich den Griechen entlehnte weibliche Ideal durch das frei gewordene Ideal des modernen Weibes. Diesem Buch fehlt alles, was man sonst als Kennzeichen eines Kunstwerks anzusehn pflegt. Zunächst die Form. Zwar treten zwei Personen auf, die miteinander reden, und für die wir auch wol mitunter eine Art von Situation hinzudenken könnten, aber weder die Personen noch ihre Verhältnisse sind charakterisirt. Man kann ihre Gespräche aus ihren Empfindungen nicht ableiten, noch weniger ihre Empfindungen aus ihrem Schicksal: es sind blasse Schemen ohne Physiognomie und ohne Lebensfähigkeit. Am wenigsten findet man in den ganz unklaren und verwaschenen Situationen irgendeine Beziehung zur wirklichen Gesellschaft. Es ist auch kein einziger ausgeführter Gedanke darin, geschweige denn eine dialektische Entwickelung oder auch nur ein Rhythmus der Empfindungen. Jeder Anlauf zum Denken wird durch dithyrambischen Schwulst, jedes Bild durch Abstractionen, jede Empfindung durch Persiflage gehemmt. Ja selbst das augenfällige Bestreben des Dichters, unsittlich zu sein, gelingt ihm nicht. Zwar wird die „Frechheit", der „Müßiggang" und die „Wollust" gefeiert, die „Tugend", die „Sittlichkeit" und die „öffentliche Meinung" verspottet, aber das alles sind Eigennamen allegorischer Gestalten, die möglicherweise etwas ganz Anderes ausdrücken sollen, als was der gewöhnliche Sprachgebrauch damit bezeichnet. Es ist die gezierte Frivolität eines gebornen Pedanten. Wenn Schlegel die Neigung eines dreijährigen Mädchens, auf dem Rücken zu liegen und die Beinchen in die Höhe zu strecken, als einen Protest der Genialität gegen die hergebrachte Sittlichkeit auffaßt, so ist der Einfall zwar albern, da doch das Gefühl der Scham erst in einem gewissen Alter eintritt, aber keineswegs unsittlich; und wenn der Held des Romans, der Maler Julius, in den Augenblicken der Liebe die Vorhänge künstlerisch gruppirt, die Beleuchtung ordnet, um zugleich ein anmuthiges Bild zu haben, und seine Lucinde auf diese Umstände sehr pedantisch aufmerksam macht, so ist das wieder mehr lächerlich als frivol. Wenn wir etwas in dem Buche unsittlich finden wollen, so ist es diese Ohnmacht und Blasirtheit, die sich künstlich zu erhitzen sucht, diese Koketterie mit frechen Ausdrücken, die nichts bedeuten, und diese frostige Casuistik der Leidenschaft, die das Wesen der Leidenschaft aufhebt. Das harte Urtheil, welches Fr. Schlegel zwei Jahre vorher über Jacobi's Woldemar ausgesprochen, fällt im vollsten Maß auf ihn selber zurück. Da nun die Doctrinen dieses wunderlichen Werks, das damals ziemlich allgemeinen Anstoß erregte und der Schule den ersten Stoß versetzte, in einer spätern Generation wieder hervorgesucht worden sind, dürften einige Bruchstücke hier am Orte sein. „Alle Mysterien des weiblichen und des männlichen Muthwillens schienen mich zu umschweben. Witz und Entzücken begannen ihren Wechsel und

waren der gemeinsame Puls unsers vereinten Lebens; wir umarmten uns mit ebenso viel Ausgelassenheit als Religion. Ich bat sehr, du möchtest dich doch einmal der Wuth ganz hingeben, und ich flehte dich an, du möchtest unersättlich sein. Dennoch lauschte ich mit kühler Besonnenheit u. s. w.... O beneidenswürdige Freiheit von Vorurtheilen! Wirf auch du sie von dir, alle die Reste von falscher Scham, wie ich oft die fatalen Kleider von dir riß und in schöner Anarchie umherstreute.... Gleich einem Weisen des Orients war ich ganz versunken in ein heiliges Hinbrüten und ruhiges Anschauen der ewigen Substanzen.... O Müßiggang! du bist die Lebensluft der Unschuld und Begeisterung: dich athmen die Seligen, und selig ist, wer dich hat und hegt, du heiliges Kleinod, einziges Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradiese blieb! Unter allen Himmelsstrichen ist es das Recht des Müßiggangs, was Vornehme und Gemeine unterscheidet, und das eigentliche Princip des Adels.... Nur in der Sehnsucht finden wir die Ruhe. Ja die Ruhe ist nur das, wenn unser Geist durch nichts gestört wird, sich zu sehnen und zu suchen, wo er nichts Höheres finden kann als die eigne Sehnsucht... Der Schwan sinnt nur darauf, sich an den Schoos der Leda zu schmiegen, und alles, was nicht sterblich ist, im Gesang auszuhauchen... Die Zeit ist da, das innere Wesen der Gottheit kann offenbart und dargestellt werden, alle Mysterien dürfen sich enthüllen und die Furcht soll aufhören. Weihe dich selbst ein und verkündige es, daß die Natur allein ehrwürdig ist." — Die Sprache ist nicht gerade in der gewöhnlichen Art der galanten Literatur; es sind Ergüsse einer Sophistik, die sich an ihren eignen Einfällen berauscht und ohne innere Wärme in einen bacchantischen Taumel geräth; allein es schimmert hinter diesen mystischen Bildern doch immer einige Realität durch, und sowol die dithyrambische Phantasie über die schönste Situation als die Allegorie über die Frechheit sind laute Zeugnisse für Erfahrungen, die man sonst doch nur im stillen cultivirt. Am meisten gehn die Bekenntnisse eines Ungeschickten und die Lehrjahre der Männlichkeit auf das wirkliche Leben ein. Die letztern bewegen sich vorzugsweise im Spielhaus. Nebenbei werden sie durch das Verhältniß zu einer gewissen Lisette ausgefüllt, welche in den einzelnen Zügen ihre beiden Vorbilder, Philine und Manon Lescaut, verräth, aber zum Schluß allen Traditionen dieser Art von Heroinen dadurch untreu wird, daß sie sich infolge der Untreue ihres Geliebten selbst ersticht. Man kann das Buch als ein Compendium der höhern Lebenskunst betrachten; aber im Gegensatz zu den Romanen der classischen Schule geht es nicht auf harmonische Bildung, sondern auf excentrischen, unruhigen Genuß aus; und man muß Schlegel zugestehn, daß er keine Consequenzen scheut: er jagt mit fieberhafter Hast seinen Einfäl-

len nach, und obgleich er sie im Anfang ironisch hin- und herzuwerfen scheint, so nehmen sie doch schnell das Ansehn einer Doctrin an und zuletzt redet er sich so in Eifer, daß er trotz seines beständigen Spottes als ein Fanatiker seiner umgekehrten Weltordnung erscheint. Daß die Sinnlichkeit, durch das Maß einer edeln Natur verklärt und durch das schöne Auge eines Dichters angesehn, ihr volles Recht hat gegen Pietisten und Puritaner, das durfte dem deutschen Volke nicht erst gesagt werden, das hatten ihm Göthe's Gedichte bewiesen. In der Vergeistigung der Sinnlichkeit hat Göthe das Höchste geleistet, weil bei ihm die feinste Empfänglichkeit einer urkräftigen Natur mit der zartesten Schamhaftigkeit einer vornehmen Seele sich paarte; er hat die Grenze festgestellt, über die das deutsche Volk nicht hinausgehn kann. Fr. Schlegel kommt im Athenäum fortwährend auf die Lucinde zurück, er feierte sie noch später, als er bereits zur katholischen Kirche übergetreten war, als ein heiliges und religiöses Buch. Uebrigens erregte sie damals selbst im engern Kreise der Romantik starken Anstoß. A. W. Schlegel, Schelling, Steffens &c. waren, wie sie nachher gestanden haben, sehr betroffen, allein sie sprachen es nicht aus, sie vertraten das Werk den offnen und heimlichen Gegnern gegenüber. Gleich darauf erschienen aus jenem Kreise die Vertrauten Briefe über die Lucinde, „Gedanken, die denen des Buches bald gleichlaufen, bald sich mehr oder weniger davon entfernen, und tausend Ausdrücke der Achtung und Liebe für das in seiner Art einzige Werk“. „So unbefangen und leicht, so unbekümmert um alles, was geschehn kann, so ohne Rücksicht darauf zu nehmen, was das Herrschende und das Gedrückte ist in der Welt, sollte jeder, der einmal in der Opposition ist und sein muß, sein Leben hinstellen, bei allem innern Ernst und hoher Würde scherzend mit den Elementen der Unvernunft, wie dieses ernste, würdige und tugendhafte Werk thut.“ — Wenn schon die Lucinde trotz der ungeberdigen Kraftsprache im ganzen nüchtern aussieht, so ist das Gefühl der Langeweile, welches die Vertrauten Briefe erregen, namentlich in den der Lucinde nachgeahmten Excursen, „Zueignung an die Unverständigen, Versuch über die Schamhaftigkeit &c.“, so groß, daß man die auffallenden Stellen leicht übersieht. Der Briefwechsel ist zwischen dem Herausgeber und drei Frauen, Ernestine, Karoline und Eleonore. In einem Brief an die erste spricht sich der Herausgeber sehr streng über die Pruderie aus und droht, alle Pruden nach England zu deportiren. Ernestine versichert, daß diese Drohung ganz überflüssig sei, da sie mit ihm vollkommen übereinstimme. Die falsche Schamhaftigkeit sei ihr vollkommen fremd; sie wünsche zwar, daß Julius neben seiner Liebesbeschäftigung noch etwas Anderes triebe, aber „daß Julius, dem der Genuß gar nichts Neues sein kann, eines solchen Genießens desselben fähig ist, das ist mir

sehr viel werth; die Bezauberung eines Neulings ist etwas sehr Zweideutiges und kann ziemlich gemeinen Ursprungs sein; darum kommt es mir immer so abgeschmackt vor, daß (vor der Hochzeit) auf die bewahrte Keuschheit in den meisten Romanen ein so großer Werth gelegt wird". Diese und ähnliche Aeußerungen mußten um so mehr befremden, wenn man nachträglich erfuhr, daß der Herausgeber der Briefe, der in der Lucinde den Triumph der Lebenskunst und Bildung über die christliche Ascese jubelnd begrüßte, der Prediger Schleiermacher war und Eleonore die Gattin des Prediger Grunow, die zu Schleiermacher in einem ähnlichen Verhältniß stand wie Dorothee zu Schlegel: ja diese Leidenschaft war nahe daran, auch sein Leben zu zerrütten. — Fr. Schlegel war es, der durch sein unablässiges Drängen Schleiermacher zur Schriftstellerei trieb, wozu dieser ursprünglich keinen Beruf zu haben glaubte, da er schwer arbeitete. Auf die „Vertrauten Briefe"*) folgten die Reden über die Religion, Anfang 1799 begonnen, den 15. April geschlossen. Schleiermacher fühlte das Bedürfniß, die Stimmungen seiner Jugend mit seiner Bildung ins Klare zu setzen. Wenn man sich in die Atmosphäre jener Zeit versetzen will, die nach einer neuen Religion suchte, so muß man Herder's Schriften durchblättern. Herder war Consistorialrath und galt in den Augen aller Gebildeten als guter Christ; untersucht man aber, inwiefern er das, was der Katechismus lehrt, für wahr hält, so wird man keinen großen Unterschied gegen Voltaire finden. Er hält sich von den Schmähungen des französischen Spötters fern, aber nicht, weil ihm die heiligen Schriften als übermenschlich imponiren oder ihm das zwingende Gefühl der Wahrheit einflößen, sondern weil er als feingebildeter Mann an der Naturwüchsigkeit eines phantasievollen Zeitalters seine Freude hat. Die Fremdartigkeit der morgenländischen Färbung erregt seine ästhetische Theilnahme, wegen ihrer Bildlichkeit und Symbolik sind ihm die heiligen Schriften werth; aber es fällt ihm nicht ein, aus ihren Lehren Ernst zu machen. Er hat Ahnungen und Wünsche, die sich an die Religion anlehnen, aber keinen Glauben, der über das gewöhnliche Bekenntniß des Deismus hinausginge. Diese Auffassung war damals im Grunde die aller Gebildeten. Der dogmatische Inhalt des Christenthums war aus ihrem Bewußtsein entschwunden, aber man fühlte sich bei dieser Aufklärung keineswegs glücklich; es war ein drückendes Gefühl der Armuth, welches bei jugendlichen Naturen in Sehnsucht überging. Je fester die neue Bildung im Verstande Wurzel geschlagen hatte,

*) Auch in den Fragmenten des Athenäums, welche Zeitschrift seit 1798 das Organ der Romantiker war, sind zahlreiche Beiträge von Schleiermacher. Gleichzeitig beschlossen die beiden Freunde, gemeinsam den Plato zu übersetzen.

desto schwieriger war die Aufgabe, für diese Sehnsucht einen Inhalt zu finden, der nicht in zu hartem Widerspruch mit den Resultaten des Denkens stände, und man tastete unruhig in dem weiten Gebiet der religiösen Ideen herum. Die eine Gruppe ging aus dem innern Drang des Gemüths hervor; sie suchte den verlornen Gott, weil sie sich ohne seine Hülfe unglücklich fühlte. Ganz verschieden von dieser Richtung und in gewissem Sinne entgegengesetzt war die zweite, die nicht aus einem Bedürfniß des Gefühls, sondern aus der Bildung hervorging. Die Dichter fühlten, daß sie etwas Göttliches haben müßten, um bleibende Kunstwerke zu schaffen. In diesem Sinn folgte selbst Schiller in seinen Göttern Griechenlands einem religiösen Drang. Die tiefere historische Bildung mußte entdecken, daß im Christenthum ebenso viel poetischer Zauber verborgen sei als im Heidenthum. Sie brachte Anforderungen mit, die aus dem Studium der Griechen hervorgegangen waren, und es war ein weiter Umweg, auf dem sie zum Christenthum gelangte. Wenn die Gefühlsphilosophen sich den Pietisten anschlossen, so fanden die Dichter ihre Quelle in den Mystikern. Jene blieben auf protestantischem Boden, diese, denen es nicht auf Befriedigung des Gefühls, sondern auf Bereicherung der Phantasie ankam, suchten vor allem nach poetischen Formen; sie flüchteten sich in das Asyl der katholischen Kirche, oder vertieften sich in die chaotische Gährung des Pantheismus. Daß beide Richtungen im innersten Grunde einander feindlich waren, zeigte sich später in dem erbitterten Kampf ihrer beiden Führer, Jacobi und Schelling; vorläufig aber gingen sie noch Hand in Hand, und die Hauptvertreter der zweiten Gruppe, die Romantiker, sammelten sich um Schleiermacher, der seiner ursprünglichen Bildung nach der erstern angehörte. — Die Reden über die Religion (1799), an die gebildeten Verächter der Religion gerichtet, fangen mit dem Zugeständniß an, daß die Bildung mit dem Glauben in der schreiendsten Dissonanz zu stehn scheint. — „Ich weiß, daß ihr ebenso wenig in heiliger Stille die Gottheit verehrt, als die verlassnen Tempel besucht; daß in euern aufgeschmückten Wohnungen keine andern Heiligthümer angetroffen werden als die klugen Sprüche eurer Weisen und die leichten Dichtungen eurer Künstler, und daß Menschheit und Vaterland, Kunst und Wissenschaft so völlig von euerm Gemüth Besitz genommen haben, daß für das ewige Wesen, welches euch jenseit der Welt liegt, nichts übrig bleibt. Ich weiß, wie schön es euch gelungen ist, das irdische Leben so reich und vielseitig auszubilden, daß ihr der Ewigkeit nicht mehr bedürft. An nichts Anderes kann ich also die Theilnehmung anknüpfen, welche ich von euch fordere, als an eure Verachtung selbst. Ich will euch nur auffordern, in dieser Verachtung recht gebildet und vollkommen zu sein." — Die Religion hat wenigstens

eine historische Bedeutung, und jeder wahrhaft Gebildete hat die Verpflichtung, sie zu begreifen. Gewöhnlich läßt man sich abschrecken, indem man Religion mit Theologie oder Moral verwechselt, indem man sie als Norm für das Denken oder für das Handeln betrachtet. Die wahre Religion wohnt aber nicht in den Lehrsätzen oder in den Pflichtgeboten, sie wohnt lediglich in den innern Erregungen des Gemüths. Um hinter ihr Wesen zu kommen, muß man in den gemischten Erscheinungen, in denen sie sich darstellt, alles ausscheiden, was sich auf die Thätigkeit oder auf das Denken bezieht. Die wahre Religion ist der Sinn und Geschmack für das Unendliche, die unmittelbare Wahrnehmung von dem allgemeinen Sein alles Zeitlichen im Ewigen und durch das Ewige. Wer diesen Sinn für das Unendliche, die Gabe, in ihm absolute Harmonie, in der Welt das Göttliche wahrzunehmen, zur Virtuosität ausgebildet hat, ist ein Priester; jeder echte Priester ist eine originelle schöpferische Künstlernatur, der sich das Universum von einer neuen Seite offenbart. Im Christenthum ist die Grundstimmung nicht Seligkeit, sondern das wehmüthige Gefühl einer unbefriedigten Sehnsucht, die, auf einen großen Gegenstand gerichtet, ihrer Unendlichkeit sich bewußt ist. — Für diesen Individualismus der Religion ist die Verfassung Nordamerikas das Muster: frei bilden sich dort Vereine und zerfließen wieder, sondern sich kleine Theile von einem großen Ganzen ab und streben kleine Ganze einander zu, um einen Mittelpunkt zu finden. Dies infusorische Leben charakterisirt den Mangel an historischem Blick: durch eine künstliche Abstraction ist geschieden, was in der Wirklichkeit nicht geschieden werden kann. Es hat in der Weltgeschichte keine Religion gegeben, die sich lediglich auf das Gefühl eingeschränkt, keine Religion, die nicht Einfluß auf das Denken und die Handlungsweise der Menschen gesucht und gefunden hätte. Erst durch die Beziehung auf das Denken und auf die Sittlichkeit erlangten die Religionen ihre Bestimmtheit, und wenn man ihnen diese nimmt, so bleibt nichts übrig als eine haltlose Stimmung ohne Grund und Folge. Hier zeigte sich das Mangelhafte in Schleiermacher's religiöser Bildung, die nicht aus der lebendigen Kirche, sondern aus einer stillen pietistischen Gemeinde hervorging. Die pietistische Schönseeligkeit ist nur die Stagnation einer vorhergegangenen mächtigen kirchlichen Bewegung. Schleiermacher's Erklärung, die Religion sei etwas Individuelles, welches zwar den Trieb habe, sich zu einer Allgemeinheit zu gestalten, aber auf diesem Umwege immer wieder zur Individualität zurückführe, ist historisch ebenso falsch als psychologisch. Der Ursprung der Religion ist kein individueller, sondern ein substantieller; sie beginnt nicht als Empfindung, sondern als zwingender Glaube, sie geht nicht aus dem Gemüth hervor, sondern sie ist die Macht des Allgemeinen über das Gemüth.

Sobald die Religion in individuelle Empfindungen zerbröckelt, ist ihre Lebenskraft im Erlöschen. In der weitern Entwickelung seines Princips nennt Schleiermacher die Idee einer allgemeinen Religion, einer wahren Religion, zu welcher sich die übrigen als falsche verhielten, eine wunderliche, hervorgegangen aus der ungerechtfertigten Verbindung der Philosophie mit der Religion. Die Philosophie strebe allerdings, alle zu einem gemeinschaftlichen Wissen zu vereinigen, die Religion begehre aber nicht einmal, diejenigen, welche glauben und fühlen, unter einen Glauben zu bringen und ein Gefühl. Anhänger des todten Buchstabens, den die Religion auswirft, haben die Welt mit Geschrei und Getümmel erfüllt; die wahren Beschauer des Ewigen waren immer ruhige Seelen. — „Das neue Rom, das gottlose, aber consequente, schleudert Bannstrahlen und stößt Ketzer aus; das alte wahrhaft fromme und religiöse in hohem Stil war gastfrei gegen jeden Gott und so wurde es der Götter voll." — Das Rom der Cäsaren mit seiner Virtuosität in Religionsempfindungen war vielmehr durch und durch irreligiös, und darum unterlag es trotz seines Reichthums an Symbolen für das Unendliche dem ungebildeten Galiläer, der den einen Gedanken, von welchem er ganz erfüllt war, wie ein Schwert in die Welt führte. Aber Schleiermacher scheut keine Consequenz. Er behauptet, die Religion strebe gar nicht danach, die Menschen zum Handeln zu treiben, oder sie in einem bestimmten Kreis der Gedanken festzuhalten, und leugnet so mit einem Federstrich den größern Theil der Geschichte. Der Grund dieses Irrthums ist leicht zu durchschauen. In seinem Gefühl der kritischen Philosophie widerstrebend, war er doch in seinem Denken von ihr befangen. Gleich ihr wollte er das System der Sittlichkeit auf den einfachen Begriff des Willens gründen, und so mußte er für die Religion ein eigenes Gebiet suchen, das durch jenes nicht berührt und gestört würde. Alle Satzungen werden verworfen, und da die musikalische Stimmung der Seele ihm das Höchste ist, so wird der wesentliche Inhalt der Religion als etwas Gleichgültiges beiseite gesetzt. In der Kantischen Philosophie war der Inhalt des Christenthums auf den Glauben an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele zurückgeführt; auch diese Momente des Glaubens, wenigstens in der gewöhnlichen Auffassung, verwirft Schleiermacher als etwas Irreligiöses, dem wahren Sinn für das Ewige Widersprechendes. Die Religion soll wie eine leise gefällige Melodie das Leben umspielen. Die träumerische Unbestimmtheit dieser Idee waltet auch in der Sprache des Buchs, und darum ist man weder auf die vielfachen Widersprüche noch auf die ganz unerhörten Attentate gegen das Christenthum aufmerksam geworden. Die Grundstimmung ist das Liebesbedürfniß einer mehr empfänglichen als schöpferischen Seele, in der sich die stille Sehnsucht der Herrn-

huter Gemeinde mit der feinen Ironie der humanistischen Bildung vermählt. Schleiermacher tadelt die Rationalisten, daß sie die concreten Vorstellungen des Christenthums abgeschwächt und ihm damit die Poesie genommen hätten. Statt nun aber die geschichtlichen Formen wiederherzustellen, geht er im Zersetzungsproceß noch weiter. Zwar stellt er die Begriffe Wunder, Offenbarung, Eingebung, Weissagung wieder her, aber in einem ganz naturalistischen Sinn; zwar warnt er davor, die poetische Urzeit des Christenthums durch kritische Analyse zu entheiligen, aber gerade diese Warnung ist ja ein Zeichen des Unglaubens. Er verlangt angeblich die Trennung von Kirche und Staat, in der That aber die Trennung des Einzelnen von der Kirche. Jeder Einzelne soll die religiöse Virtuosität so rein als möglich in sich ausbilden und dann den Andern Zeugniß von seinen Eingebungen ablegen, damit die Gleichgesinnten sich finden. Die alte Gestalt des Christenthums werde dabei freilich zu Grunde gehen, aber damit vollziehe das Christenthum nur seine Bestimmung, die wesentlich polemischer Natur sei. Es hat von vornherein zerstörend gewirkt, schonungslos gegen alle Spuren des Irreligiösen. „Nachdem es das Irreligiöse in der äußern Welt vernichtet, wendet es seine polemische Kraft gegen sich selbst; immer besorgt, durch den Kampf mit der äußern Irreligion etwas Fremdes eingesogen oder gar ein Princip des Verderbens noch in sich zu haben, scheut es auch die heftigsten innerlichen Bewegungen nicht, um dies auszustoßen. Es verschmäht die beschränkende Alleinherrschaft. Es ehrt jedes seiner eignen Elemente genug, um es als Mittelpunkt eines eignen Ganzen anzuschauen . . . . Immer wartend einer Erlösung aus dem Elend, von dem es eben gedrückt wird, sähe es gern außerhalb dieses Verderbens andre und jüngre Gestalten der Religion hervorgehn. Der gegenwärtige Augenblick, der offenbar die Grenze ist zwischen zwei verschiednen Ordnungen, deutet auf einen neuen schaffenden Genius hin. Aus dem Nichts geht immer eine neue Schöpfung hervor, und nichts ist die Religion fast in allen ihren Geburten der jetzigen Welt, denen ein geistiges Leben in Kraft und Fülle aufgeht . . . . Nur daß die Zeit der Zurückhaltung vorüber sei, und der Scheu. Die Religion haßt die Einsamkeit, und in ihrer Jugend zumal, welche ja für alles die Stunde der Liebe ist, vergeht sie in zehrender Sehnsucht. Wenn sie sich in euch entwickelt, wenn ihr die ersten Spuren ihres Lebens inne werdet, so tretet gleich ein in die eine und untheilbare Gemeinschaft der Heiligen, die alle Religionen aufnimmt, und in der allein eine jede gedeihen kann . . . . Laßt die Profanen an der Schale nagen, wie sie mögen; aber weigert uns nicht, den Gott anzubeten, der in euch sein wird!"*) — Das Buch

*) In der zweiten Ausgabe 1806 kommt Schleiermacher von manchen seiner

erhielt dadurch eine eigenthümliche Stellung, daß es von den Jüngern der Romantik als ein Evangelium begrüßt wurde, und daß man in ihm ganz ernsthaft den Vorboten einer neuen Religion suchte, welche dem Gemüth die reichste Nahrung zu bieten versprach und ihm doch in keiner Weise lästig fiel. Das Geschäft der Propaganda übernahm Fr. Schlegel im Athenäum, der zu diesem Zweck seinen Freund eifrig studirte, um in das „Centrum" seines Wesens einzudringen.*) Aber er stand nicht allein; fast in jeder Schrift bemüht sich Schelling, den verklärten Inhalt des Christenthums der Bildung verständlich zu machen.**) In Zeiten einer

---

Illusionen zurück, aber nicht von der leitenden Idee; es ist etwas Fremdartiges hineingekommen, und doch die alte Einseitigkeit nur scheinbar verwischt.

*) „Ein großes Wort hat er doch über mich gesagt, ich weiß nicht recht, woher es bei ihm gekommen ist, aber wahr ist es nach allen Seiten: ich müsse aus allen Kräften darauf arbeiten, mich innerlich frisch und lebendig zu erhalten. Niemand ist dem Verwelken und dem Tode immerfort so nahe als ich."

**) So im kritischen Journal von 1801: „Der Keim des Christenthums war das Gefühl einer Entzweiung der Welt mit Gott; seine Richtung war die Versöhnung mit Gott, nicht durch eine Erhebung der Endlichkeit zur Unendlichkeit, sondern durch eine Endlichwerdung des Unendlichen, durch ein Menschwerden Gottes. Das Christenthum stellte diese Vereinigung für den ersten Moment seiner Erscheinung als einen Gegenstand des Glaubens auf. Alle Symbole des Christenthums zeigen die Bestimmung, die Identität Gottes mit der Welt in Bildern vorzustellen.... Den höchsten Punkt des Gegensatzes mit dem Heidenthum macht die Mystik im Christenthum; in demselben ist die esoterische Religion selbst die öffentliche und umgekehrt, dagegen ein großer Theil der Vorstellungen in den Mysterien der Heiden selbst mythischer Natur war. Sehen wir von den dunklern Gegenständen der letzten ab, so war die ganze Religion wie die Poesie der Griechen frei von allem Mysticismus, und vielleicht war es im Christenthum eben zur vollkommnern Ausbildung seiner ersten Richtung nothwendig, daß die sich mehr und mehr der Poesie nähernde, krystallhelle Mystik des Katholicismus durch die Prosa des Protestantismus verdrängt werden mußte, innerhalb dessen erst die Mystik in der ausgebildetsten Form geboren wurde.... Die religiöse und poetische Anschauung im Heidenthum ging vom Endlichen aus und endete im Unendlichen; die griechische Mythologie erscheint blos als ein Schematismus der Natur. Ihre Herrschaft kann, wie das Alter der Unschuld, nur kurze Zeit dauern, sie muß unwiederbringlich verloren scheinen. Das Christenthum setzt die absolute Trennung des Göttlichen vom Natürlichen voraus; der Moment der Vereinigung kann mit dem der Entzweiung nicht zusammenfallen.... Es ist keine Religion ohne die eine oder die andere der beiden Anschauungen, ohne die unmittelbare Vergötterung des Endlichen oder das Schauen Gottes im Endlichen. Das Heidenthum sieht unmittelbar in dem Göttlichen und geistigen Urbildern das Natürliche, das Christenthum sieht durch die Natur als den unendlichen Leib Gottes bis in das Innerste und den Geist Gottes. Für beide ist die Natur Grund und Quell der Aschauung

ungewöhnlichen idealistischen Gährung nimmt man leicht die innere Unruhe für eine Vision. Auch die Frauen hatten ihre Eingebungen. Im ganzen war die ersehnte Religion der Romantik dem Christenthum feind, das sieht man nicht blos bei Rahel*), die freilich nicht im Christenthum geboren war und es von Jugend auf kritisch betrachtete, sondern auch bei einem träumerischen speculativen Mystiker wie Novalis.**) Die Sehn-

---

des Unendlichen. Ob dieser Moment der Zeit, welcher für alle Bildungen der Zeit und die Wissenschaften und Werke der Menschen ein so merkwürdiger Wendepunkt geworden ist, es nicht auch für die Religion sein werde, und die Zeit des wahren Evangeliums der Versöhnung der Welt mit Gott sich dem Verhältniß nähere, in welchem die zeitlichen und blos äußern Formen des Christenthums zerfallen und verschwinden, ist eine Frage, die der eigenen Beantwortung eines jeden, der die Zeichen des Künftigen versteht, überlassen werden muß. — Die neue Religion, die schon sich in einzelnen Offenbarungen verkündet, welche Zurückführung auf das erste Mysterium des Christenthums und Vollendung desselben ist, wird in der Wiedergeburt der Natur zum Symbol der ewigen Einheit erkannt; die erste Versöhnung und Auflösung des uralten Zwistes muß in der Philosophie gefeiert werden, deren Sinn und Bedeutung nur der faßt, welcher das Leben der neuerstandenen Gottheit in ihr erkennt."

*) „Die jetzige Gestalt der Religion ist ein beinahe zufälliges Moment in der Entwickelung des menschlichen Gemüths und gehört mit zu seinen Krankheiten. Sie hält zu lange an und wird zu lange angehalten. Beides thut großen Schaden. Besonders ist es jetzt schon närrisch, da dieses unbewußte Anhalten mit eigensinnigem leeren Bewußtsein vollführt wird, und wo Bewußtsein eintreten sollte, wirkliche bewußtlose Narrheit wie eine Krankheit zu heilen vor uns steht . . . Es ist eine wunderliche und wirklich mystische Zeit, in der wir leben. Was sich den Sinnen zeigt, ist kraftlos, unfähig, ja heillos verdorben; aber es fahren Blitze durch die Gemüther, es geschehen Vorbedeutungen, es wandeln Gedanken durch die Zeit, es zeigen sich wie Gespenster in mystischen Augenblicken dem tiefern Sinn, die auf eine plötzliche Umwandlung, auf eine Revolution aller Dinge deuten, wo alles Frühere so verschwunden sein wird wie nach einem Erdbeben in der ganzen Erde, während die Vulkane und entsetzlichen Ruinen eine neue Frische emporheben, und der Mittelpunkt dieser Umgestaltung wird doch Deutschland sein, mit seinem großen Bewußtsein, seinem noch fähigen und gerade jetzt keimenden Herzen, seiner sonderbaren Jugend." (1810.)

**) Absolute Abstraction, Vernichtung des Jetzigen, Apotheose der Zukunft, dieser eigentlich bessern Welt: dies ist der Kern der Geheimnisse des Christenthums. — — Die christliche Religion ist die eigentliche Religion der Wollust. Die Sünde ist der größte Reiz für die Liebe der Gottheit; je sündiger sich der Mensch fühlt, desto christlicher ist er. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit ist Zweck der Sünde und Liebe. — Die christliche Religion ist dadurch merkwürdig, daß sie so entschieden den bloßen guten Willen im Menschen und seine eigentliche Natur, ohne alle Ausbildung, in Anspruch nimmt. Sie steht in Opposition mit Wissenschaft und Kunst und eigentlichem Genuß. Vom gemeinen Mann geht sie aus. Sie beseelt

sucht nach Religion war auch bei ihm nicht Sache des Herzens, sie entsprang aus der Phantasie und der prosaischen Bildung; seine Reflexionen über das Christenthum wie seine pietistischen Anwandlungen gingen aus dem Streben nach allseitiger, Geist und Herz gleichmäßig durchdringender Bildung hervor. Aber sein Leben war mit seinem Denken und Empfinden durchaus in Einklang; er war eine schöne Seele. Diese Idealität seines Wesens und sein frühzeitiger Tod machten ihn zu einer mythischen Figur, auf die die Schule sich gern bezog, sobald sie dunkel empfand, daß in dem eignen

---

die große Majorität der Beschränkten auf Erden. Sie ist das Licht, das in der Dunkelheit zu glänzen anfängt. Sie ist der Keim alles Demokratismus, die höchste Thatsache der Popularität. — Die griechische Mythologie scheint für die gebildeten Menschen zu sein und also in gänzlicher Opposition mit dem Christenthum. — Unglück ist der Beruf zu Gott. Heilig kann man nur durch Unglück werden, daher sich auch die alten Heiligen selbst ins Unglück stürzten. — Höchst sonderbar ist die Aehnlichkeit unsrer heiligen Geschichte mit Märchen; anfänglich eine Bezauberung, dann die unerhörte Versöhnung u. s. w., die Erfüllung der Verwünschungsbedingung. — Die Geschichte Christi ist ebenso gewiß ein Gedicht wie eine Geschichte; und überhaupt ist nur die Geschichte eine Geschichte, die auch Fabel sein kann. — Noch ist keine Religion. Man muß eine Bildungsschule echter Religion erst stiften. — Wie vermeidet man bei Darstellung des Vollkommenen die Langeweile? Die Betrachtung Gottes scheint als eine religiöse Untersuchung zu monoton — man erinnere sich an die vollkommenen Charaktere in Schauspielen, an die Trockenheit eines echten reinen philosophischen oder mathematischen Systems u. s. w. So ist selbst die Betrachtung Jesu ermüdend. Die Predigt muß pantheistisch sein, angewandte, individuelle Religion, individualisirte Theologie enthalten. — Das Christenthum ist dreifacher Gestalt. Eine ist, als Zeugungselement der Religion. Eine als Mittlerthum überhaupt, als Glaube an die Allfähigkeit alles Irdischen, Wein und Brot des ewigen Lebens zu sein. Eine als Glaube an Christus, seine Mutter und die Heiligen. Wählt welche ihr wollt, wählt alle drei, es ist gleichviel, ihr werdet damit Christen und Mitglieder einer einzigen, ewigen, unaussprechlichen Gemeinde. Angewandtes, lebendig gewordenes Christenthum war der alte katholische Glaube, die letzte dieser Gestalten. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilsamkeit, seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue, machen ihn als echte Religion unverkennbar und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung. Er ist gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger, untheilbarer Verbindung mit den beiden andern Gestalten des Christenthums wird er ewig diesen Erdboden beglücken. Seine zufällige Form ist so gut wie vernichtet; das alte Papstthum liegt im Grabe, und Rom ist zum zweiten mal eine Ruine geworden. Soll der Protestantismus nicht endlich aufhören und einer neuen, dauerhaftern Kirche Platz machen? Die andern Welttheile warten auf Europas Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen und Mitbürger des Himmelreichs zu werden. — —

Treiben mehr Reflexion, Kritik und Dilettantismus war als ehrliches Gefühl. — Friedrich von Hardenberg-Novalis war 1772 in einer frommen, den Herrnhutern nahe stehenden Familie geboren: von früh auf ein schwächliches Kind, aber mit einer feurigen und ernsten Seele begabt. 1790 ging er auf die Universität Jena, wo er namentlich Schiller und Reinhold mit hingebender Liebe entgegenkam. Bedeutender war die Anregung, die er von Fichte empfing, und er ahnte in Schelling den philosophischen Geist, als dieser noch in Leipzig einige Freunde auf seiner Stube über Philosophie belehrte. Schon damals zeigte er in seinen Gesprächen eine gewisse Neigung zur Paradoxie. Es war das Streben nach Freiheit des Denkens, wenn er einmal einem katholischen Freunde die Consequenz der Hierarchie schilderte, in diese Schilderung die Geschichte des Papstthums einflocht und mit dem ganzen Reichthum von Gründen und Bildern, die ihm Vernunft und Phantasie darboten, der Panegyrist der päpstlichen Alleinherrschaft wurde: er vertrat den Katholicismus, weil er keiner wirklichen Kirche angehörte. Bald nach Ablauf seiner Universitätszeit lernte er ein dreizehnjähriges Mädchen kennen, Sophie von Kühn, die ihn bestimmte, sich einer praktischen Laufbahn zu widmen, um sich einen sichern Lebensunterhalt zu gründen. Er trat 1796 bei den kursächsischen Salinen ein. Seine Liebe war so leidenschaftlicher Natur, daß er durch den Tod des Mädchens 1797 innerlich gebrochen wurde. Seine Tagebücher aus dieser Zeit sind ganz merkwürdig. Damals setzte sich der Gedanke bei ihm fest, das Leben sei nur eine Krankheit des Geistes und der Tod sei eine Heilung*), ein Gedanke, den er etwas mystisch als einen Entschluß bezeichnet. Indeß kaum nach Ablauf eines Jahres wurde er von einer neuen Liebe ergriffen, gewann neue Lebenslust und schöpfte die besten Hoffnungen für die Zukunft. In dieser Zeit arbeitete er am Athenäum mit („Blütenstaub“ und „Hymnen an die Nacht“), wurde mit Tieck genauer bekannt und setzte seinen vertrauten Umgang mit Fr. Schlegel fort. Aber sein Körper war von einer schleichenden Krankheit unterwühlt und er starb den 25. März 1801, als er es nicht mehr wünschte. — Seine Bildung war universell, namentlich in den Naturwissenschaften und in allem, was auf sein Amt Bezug hatte. In der belletristischen Lectüre war seine Kenntniß lange nicht so umfassend als die seiner Freunde; er beschränkte sich auf einzelne Bücher, zu denen er immer wieder zurückkehrte, namentlich Wilhelm Meister. Der Geschichte war er fremd geblieben, und in seinen Tagebüchern finden wir

*) Wer das Leben anders als eine sich selbst vernichtende Illusion ansieht ist noch selbst im Leben befangen. — Leben ist eine Krankheit des Geistes. — Die Seele ist unter allen Giften das stärkste. — Liebe ist durchaus Krankheit: daher die wunderbare Bedeutung des Christenthums.

die charakteristische Aeußerung: „Ich bin ein ganz unjuristischer Mensch, ohne Sinn und Bedürfniß für Recht." Im Anfang trieb er mit heißer Leidenschaft die Philosophie, jene strenge Göttin, „zu deren Priester an Kopf und Herzen er sich combabisiren lassen wollte" (an Schiller). Allein schon zu Anfang 1800 schreibt er an Just: „Die Philosophie ruht jetzt bei mir im Bücherschrank, ich bin froh, daß ich durch dieses Spitzbergen der reinen Vernunft durch bin und wieder im bunten erquickenden Lande der Sinne mit Leib und Seele wohne. Die Erinnerung an die ausgestandenen Mühseligkeiten macht mich froh, es gehört in die Lehrjahre der Bildung. Uebung des Scharfsinns und der Reflexion sind unentbehrlich. Man muß nur nicht über der Grammatik die Autoren vergessen, über dem Spiel mit Buchstaben die bezeichneten Größen." — Es war nicht Drang der Erkenntniß, sondern ein poetisches Bedürfniß, was ihn zur Speculation trieb: das Bestreben, Kunst und Wissenschaft auf ein gemeinsames Princip zurückzuführen, und alle Wissenschaften und Künste zu einem organischen Ganzen ineinander zu weben.*) Sonst überließ man die Synthese der Kunst und behielt der Kritik die Analyse vor. Bei Novalis ist die Kritik viel synthetischer als die Poesie. Das einzelne Kunstwerk verschwindet wie ein Atom in der allgemeinen Construction der Poesie und die Poesie selbst in einem Ocean von Ueberschwenglichkeit, für welchen kein Name und kein Begriff ausreicht. Das Bestreben, reale Gegenstände darzustellen, gilt als undichterisch; schon die Symbolik der Ideen scheint viel zu profan für den ätherischen Beruf des Künstlers. Frühere Schwärmer meinten, daß sich einen Dichter nennen könne, wer große Empfindungen und große Gedanken habe, jetzt wurden auch die Empfindungen und Gedanken als etwas Gleichgültiges betrachtet, da eine in sich selbst hohe Seele nicht nöthig habe, sich erst zu Gedanken und Empfindungen herabzulassen. Dieses Princip hängt mit der individuellen Natur des Dichters zusammen. In Novalis paart sich großer Reichthum von Ideen und Empfindungen mit einer absoluten Unfähigkeit zur Gestaltung und zur kritischen Unterscheidung. In Bezug auf Inspiration steht er wenig Dichtern nach, aber ihm fehlt der Regulator des Gemeingefühls; Farben und Gestalten gehen widerstandlos ineinander über. Aus seinen Liedern klingt uns zuweilen ein so tiefer, seelenvoller Ton entgegen, daß er mit einem gewissen Schmerz in unser Inneres dringt. Aber man muß sie von fern hören, denn sucht man zu unterscheiden, den Tönen Worte und den Worten Empfindungen und Gedanken unterzulegen, so hört man zuletzt nichts als ein unrhythmisches Tongezitter, Accorde ohne

*) Seine Schriften wurden nach seinem Tod 1802 von Tieck und Fr. Schlegel herausgegeben.

Zusammenhang; von einer realen, möglichen, menschlich begreiflichen Empfindung ist keine Spur: es ist eine Stimmung, die sich sehnt, sich zur Empfindung zu gestalten. Seine Bilder (z. B. in den Hymnen an die Nacht) treffen von fern unser Auge mit glühenden, märchenhaften Farben; treten wir aber näher, um zu sehn, was sie vorstellen, so flimmert uns alles vor den Augen. Dasselbe läßt sich von seinen Gedanken sagen. In der aphoristischen Form werden wir von ihnen überrascht und angezogen, zuweilen durch einen Strahl des Genius geblendet; versuchen wir aber, sie näher auszuführen, das Fragmentarische zu ergänzen, in den Witz einen realen Inhalt zu legen, der etwa dem Dichter vorgeschwebt haben könnte, so überzeugen wir uns sehr bald von der Unmöglichkeit: es sind nur embryonische Ideen. Ebenso embryonisch sind seine Geschichten und Persönlichkeiten. Wir treffen im Heinrich von Ofterdingen wol zuweilen auf eine Gestalt oder auf ein Ereigniß, von denen wir vermuthen, sie würden, aufmerksamer betrachtet, unser Interesse erregen; aber treten wir einen Schritt näher, so verlieren sie sich im Nebel. Wie im Traum geht alles widerstandlos ineinander über: der Dichter, seine Geliebte, sein Lehrer, der Mond, der Sinn und noch ein Dutzend andere allegorische Begriffe, das alles ist ein und dasselbe, und es bleibt in dieser Schattenwelt nur der Schein einer Bewegung. Um diesen Roman, der jeden Unbefangenen in Verwirrung setzen muß, zu verstehn, muß man ihn in seine Elemente auflösen. Als Vorbild hat ihm Wilhelm Meister vorgeschwebt. Im Meister geht die Bewegung aus dem Idealen ins Reale, aus dem Innern ins Aeußere. Im Heinrich von Ofterdingen finden wir den Helden zuerst gleichfalls in gemüthlicher Beschränkung und die bunte und höchst stattliche gegenständliche Welt geht ihm erst allmählich auf, aber die Wirklichkeit dieser Welt ist nur eine scheinbare; sie verflüchtigt sich, kaum entstanden, in ein mystisches Traumwesen, und der Traum ist der Anfang wie das Ende. Das Märchen, mit dem Novalis seinen ersten Theil beschließt und in welchem er seine geheimsten Gedanken über Poesie kund geben will, ist dem seltsamen Märchen Göthe's nachgebildet. Nachdem er uns durch diese Vermittelung in das Land der Fabel eingeführt, geht er mit unsrer Phantasie auf eine Weise um, daß dem besten Kopf schwindelt. Zuweilen hat man das Gefühl eines lebhaften Bedauerns. Wenn auch nicht in der ganzen Composition, so ist doch in einzelnen Episoden ein bezaubernder Realismus; es wird zwar nicht ein historisches Zeitalter vergegenwärtigt, aber ein ideales von ziemlich kenntlicher Physiognomie, wie im Zauberring, nur gebildeter und poetischer: Novalis' Grundbestreben ist, die verschiedenen Seiten der gegenständlichen Welt in dem romantischen Licht der Poesie zu verklären und

sie darin aufgehn zu lassen.*) Die Geschichte von den Kreuzfahrern, von dem persischen Mädchen, welches einen Blick in die ferne Poesie des Orients eröffnet, die Geschichte von dem Bergmann, die Auffindung der Höhle und selbst das Gelage bei Klingsohr sind mit lebhaften Farben

---

*) Man vergleiche die Schilderung des Philisterlebens in den Fragmenten, 3, S. 307—308. Dann: Die Welt muß romantisirt werden. So findet man den ursprünglichen Sinn wieder. Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnißvolles Ansehn, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, romantisire ich es. In allen wahrhaften Schwärmern und Mystikern haben höhere Kräfte gewirkt. Magie ist die Kunst, die Sinnenwelt willkürlich zu gebrauchen. — Auch Geschäftsarbeiten kann man poetisch behandeln. Es gehört ein tiefes poetisches Nachdenken dazu, um diese Verwandlung vorzunehmen. Die Alten haben dies herrlich verstanden. Wie poetisch beschreiben sie Kräuter, Maschinen, Häuser, Geräthschaften . . . . Eine gewisse Alterthümlichkeit des Stils, eine richtige Stellung und Ordnung der Massen, eine leise Hindeutung auf Allegorie, eine gewisse Seltsamkeit, Andacht und Veränderung, die durch die Schreibart durchschimmert, dies sind einige wesentliche Züge dieser Kunst. — Das Märchen ist gleichsam der Canon der Poesie. Alles Poetische muß märchenhaft sein. Der Dichter betet den Zufall an. Der Dichter hat blos mit Begriffen zu thun. Schilderungen und dergleichen borgt er nur als Begriffszeichen. Die bisherigen Poesien wirken meistentheils dynamisch, die künftige transscendentale Poesie könnte man die organische heißen. Wenn sie erfunden ist, wird man sehen, daß alle echten Dichter bisher ohne ihr Wissen organisch poetisirten, daß aber dieser Mangel an Bewußtsein dessen, was sie thaten, einen wesentlichen Einfluß auf das Ganze ihrer Werke hatte, sodaß sie größtentheils nur im einzelnen poetisch, im ganzen aber unpoetisch waren. — Ein Roman muß durch und durch Poesie sein. Die Poesie ist eine harmonische Stimmung unsers Gemüths, wo sich alles verschönert, wo jedes Ding seine gehörige Ansicht, alles eine passende Begleitung und Umgebung findet. Es scheint in einem poetischen Buch alles so natürlich und doch so wunderbar, man glaubt, es könne nicht anders sein und als habe man nur bisher in der Welt geschlummert und gehe einem nun erst der rechte Sinn für die Welt auf. — Unser Leben ist kein Traum, aber es soll und wird vielleicht einer werden. — In einem rechten Märchen muß alles wunderbar, geheimnißvoll und zusammenhängend sein; alles belebt, jedes auf eine andere Art. Die ganze Natur muß wunderlich mit der ganzen Geisterwelt gemischt sein; hier tritt die Zeit der allgemeinen Anarchie, der Gesetzlosigkeit, Freiheit, der Naturstand der Natur, die Zeit vor der Welt ein. Diese Zeit vor der Welt liefert gleichsam die zerstreuten Züge der Zeit nach der Welt, wie der Naturstand ein sonderbares Bild des ewigen Reichs ist. Die Welt des Märchens ist die der Welt der Wahrheit durchaus entgegengesetzte und ebendarum ihr so durchaus ähnlich, wie das Chaos der vollendeten Schöpfung ähnlich ist. — Das willkürlichste Vorurtheil ist, daß dem Menschen das Vermögen, außer sich zu sein, mit Bewußtsein jenseit der Sinne zu sein, versagt sei. Der Mensch vermag in jedem Augenblick ein übersinnliches Wesen zu sein . . . . Je mehr wir uns

geschildert. Die eingestreuten Lieder sind von einem seltnen musikalischen Reiz. Nun aber wird das Zeitalter des Romans als ein bereits abgeschwächtes, prosaischer gewordenes dargestellt, durch dessen Oberfläche von Zeit zu Zeit eine wunderbare dunkle Vorzeit ahnungsvoll durchschimmert. Die fortwährenden Träume nicht blos des Helden, sondern auch seines Vaters und anderer, werfen auf die Bilder des Romans ein fremdes, seltsames Licht, die Sagen führen uns in eine Zauberwelt ein, deren Farben und Umrisse sich fast verlieren. So die Umdichtung der Sage vom Arion, von der magischen Gewalt des Dichters über die unbeseelte Natur, die als etwas ganz Allgemeines dargestellt wird, dann die Sage von dem König von Atlantis, dessen Tochter die Braut des jungen Dichters wird. In all diesen Träumen und Sagen ist ein innerer Zusammenhang und sie scheinen die Lösung des Räthsels zu enthalten, das im wirklichen Leben den Dichter seltsam umgibt. In der Höhle des Grafen von Hohenzollern sieht der Dichter seine eigne Geschichte, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem alten Chronikenbuch abgebildet. Diese Zauberwelt durchweht der Duft der blauen Blume, von welcher ein Fremder ohne bestimmte Qualität, aber offenbar ein Zwillingsbruder des Fremden aus Wilhelm Meister, dem Helden vor Eröffnung des Romans erzählt. All diese Fäden verknüpfen sich nachher im Märchen, und wir finden uns zu Anfang des zweiten Theils in einem Reich des Jenseits, dessen Gesetz uns unbegreiflich ist. „Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt, und was man glaubt, es sei geschehn, kann man von weitem erst kommen sehn ... Schmerzhaft muß jedes Band zerreißen, das sich ums innere Auge zieht ... Der Leib wird aufgelöst in Thränen, zum weiten Grabe wird die Welt, in das, verzehrt vom bangen Sehnen, das Herz als Asche niederfällt." — Nicht blos die Handlung, selbst die Empfindung wird fragmentarisch, abgerissen, beziehungslos, unverständlich. Was vollends Tieck über den Entwurf der Fortsetzung mittheilt, entzieht sich jedem Begriff. Man sieht wol den Plan, alle auf die Poesie bezüglichen Phänomene des Zeitalters der Kreuzzüge in einen weiten Rahmen einzuspannen, bis endlich das gesammte Bild sich in den reinen Aether der übersinnlichen Welt auflöst und unsichtbar wird, aber der innere Zusammenhang, ja auch nur die symbolische oder allegorische

---

dieses Zustandes bewußt zu sein vermögen, desto lebendiger, mächtiger, genügender ist die Ueberzeugung, die daraus entsteht, der Glaube an echte Offenbarungen des Geistes. Es ist kein Schauen, Hören, Fühlen, es ist aus allen dreien zusammengesetzt, eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Ansicht meines wahrhaftigsten, eigensten Lebens. Die Gedanken verwandeln sich in Gesetze, die Wünsche in Erfüllungen.

Tendenz bleibt bei der Ueberfülle der Fabelwesen verschlossen. Wenn bei Arnim und Brentano die Geisterwelt ähnlich in die Wirklichkeit hereinspielt, so besteht doch ein wichtiger Unterschied. Arnim ist von Natur Realist, bei ihm erstaunt man über die Spuren der übersinnlichen Welt, welche sich gewaltsam und unvermittelt aufdrängen; bei Novalis dagegen wird man nicht durch das Jenseits, sondern durch das Diesseits überrascht, wenn es einmal faßbar entgegentritt. Gewöhnlich ist nur ein Schein der Erzählung oder des Dialogs vorhanden, in der ersten Begegnung Heinrich's mit den Kaufleuten, die immer im Chor sprechen, auch wo sie erzählen, und die über die tiefsten Geheimnisse der Poesie reflectiren. Die Färbung bei Novalis ist ganz unhistorisch, während sie bei Arnim bis zum Barocken historisch ist. — Die Hymnen an die Nacht erschienen im Athenäum. Aus der phantasievollen, melodischen Sprache, die uns mit einem fremdartigen Duft betäubt und berauscht, nehmen wir zunächst eine Sehnsucht nach Dingen wahr, die sonst der Mensch zu fliehen gewohnt ist: nach der Nacht, nicht in der Weise Philinens, sondern in einem tief symbolischen Sinn, und nach dem reinsten Geschöpf der Nacht, dem Tode. Zum Theil ist es nur die subjective Stimmung, die dunkle krankhafte Trauer des Gemüths, die sich in den Schein des Gedankens kleidet. Aber es liegt noch etwas Anderes darin. Man nehme Schiller's Reich der Schatten, lasse die energischen Gedanken in Bilder und Stimmungen verduften, suche ihnen eine angemessene Form, und man wird zu etwas Aehnlichem kommen, wie Novalis' Poesie. Die fünfte Hymne ist eine verbesserte Auflage der „Götter Griechenlands". Die sinnliche Schönheit des Heidenthums ist in farbenreichen Bildern ausgedrückt, denen nur der richtige Rhythmus fehlt; aber Novalis hat die wichtige Bemerkung hinzugefügt, daß über diesem schönen Leben ein dunkler Schatten schwebte, die Idee des Todes, die man nicht enträthseln konnte, weil man nur an das Leben glaubte. Er zeigt die Versteinerung dieser Zauberwelt in abstracte Gedanken und Gesetze, und läßt uns ahnungsvoll die Geburt einer neuen poetischen Zeit aus dem dunkeln Schos der Nacht erblicken. Was hier vom Christenthum gesagt wird, dürfte keinen so befremden als den wirklichen Christen. Man erkennt wol ungefähr die heiligen Traditionen heraus, aber sie haben eine seltsame Farbe, sie sind in die phantastische Märchenwelt des Orients getaucht. Die Religion wird in die Poesie vertieft, das Evangelium zu einem Gedicht idealisirt. Ein Sehnsuchtslied an die Himmelskönigin und an den Tod, die Enträthselung alles Lebens, schließt die merkwürdigen Rhapsodien, die uns ebenso verwirren als anziehn. — Die geistlichen Lieder gehören zu den reinsten Dichtungen unsrer Lyrik, nur ist so viel klar, daß sie keine geistlichen Lieder sind. Niemals spricht sich die von der Kirche umfaßte Gemeinde, es spricht sich nur ein seltsam or-

ganisirtes sehnsuchtsvolles Gemüth aus. Niemals ist die kirchliche Ueberlieferung die Grundlage des Bildes, sondern überall eine freie und glühende Phantasie. Alle Bilder der Religion verklären sich im reichsten Farbenglanz der Dichtung, und wie es den Malern des 16. Jahrhunderts gelang, die kirchlichen Ueberlieferungen trotz ihres innern Widerstrebens in das Reich der Gestalt aufzunehmen, so wird auch hier durch eine seltene dichterische Gabe das Ueberlieferte zur individuellen Erscheinung. Zu einer Zeit, wo man auf das drohende Umsichgreifen des Katholicismus aufmerksam wurde, hat man auch in diesen Gedichten an die Jungfrau Maria u. s. w. die katholische Anschauung wiederfinden wollen, und Fr. Schlegel nahm einen ältern Aufsatz „über die Christenheit", der früher seiner Unreife wegen verworfen worden war, 1836 in Novalis' Schriften auf. Es ist verständig von Tieck, daß er bei der 5. Auflage ihn wieder ausmerzt und auf seinen Freund Schiller's Distichon anwendet: „welche Religion ich bekenne? keine von allen die du mir nennst! und warum keine? aus Religion." — Nur in einem Sinne könnte man Novalis katholisch nennen, weil ihm die Religion durch das Medium der Phantasie aufging, während der Protestant sie durch das Medium des Gewissens empfängt. Aber dieser Unterschied war in jener Zeit abgeschwächt und bei Novalis ging das Spiel niemals in das Gebiet der Wirklichkeit über. In den folgenden Strophen an die Jungfrau Maria ist nicht von der katholischen Mutter Gottes, sondern von einem freien Ideal die Rede.

Oft, wenn ich träumte, sah ich dich,
So schön, so herzensinniglich,
Der kleine Gott auf deinen Armen
Wollt des Gespielen sich erbarmen;
Du aber hobst den hehren Blick
Und gingst in tiefe Wolkenpracht zurück.

Was hab ich Armer dir gethan?
Noch bet ich dich voll Sehnsucht an,
Sind deine heiligen Kapellen
Nicht meines Lebens Ruhestellen?
Gebenedeite Königin,
Nimm dieses Herz mit diesem Leben hin!

Die Lehrlinge von Sais bestreben sich, die Natur in das Gebiet der Poesie und Philosophie aufzunehmen, sie in Symbolik und Mythologie aufzulösen; schattenhafter und gestaltloser, als irgendeine andere Schrift von Novalis. Ueberhaupt ziehen uns unter den Fragmenten die naturphilosophischen am wenigsten an; der Ausdruck ist spielend und geziert. Novalis combinirt mit unerhörter Kühnheit, ohne in das Einzelne eine klare Einsicht erlangt zu haben; dann schmeichelt ihm die Klangform des Gedankens alle Bedenken aus der Seele, und wo die ernste Untersuchung erst angehen sollte, macht er einen spielenden Schluß, ein zierlicher Witz überrascht uns, wo wir eine concrete Anschauung erwarten. Die berühmten Fragmente, die er noch selbst hat drucken lassen: „ohne Enthusiasmus keine Mathematik, das Leben der Götter ist Mathematik, alle göttlichen Ge-

sandten müssen Mathematiker sein, reine Mathematik ist Religion, zur Mathematik gelangt man durch eine Theophanie" u. s. w., scheinen nichts Anderes zu sein als der Versuch, Buchstaben in ungewöhnlichen Arabesken zu verbinden. — Noch weiter geht Fr. Schlegel in seinen Fragmenten. Bei Novalis liegt immer ein bestimmter Gedanke und im ganzen auch ein richtiges Gefühl zu Grunde, bei Schlegel der leere Uebermuth des Witzes. So muß man z. B. das Fragment von Novalis „über die Verworrenheit" mit dem von Schlegel „über die Unverständlichkeit" vergleichen. In dem ersten wird die Verworrenheit — ein freilich nicht ganz geschickter Ausdruck — als Kennzeichen des Genius dargestellt, welcher schwer und mühsam in den Gegenstand eindringe, dann ihn aber gewaltig erfasse; während bei Schlegel die Unverständlichkeit nur den geistreichen Uebermuth ausdrückt, der sich seiner eignen Nullität freut. Auf diese Weise hat Schlegel fast überall die fragmentarischen Einfälle seines Freundes ausgebeutet und verdreht. Im Athenäum von 1798 wird die Geduld des Lesers durch 146 Seiten Fragmente von Fr. Schlegel auf die Probe gestellt, die wie Schmetterlinge hin- und herflattern und die man vergebens zu haschen sucht. Es ist die in ihre Urbestandtheile aufgelöste Lucinde. Von Interesse sind einige das Christenthum betreffende Fragmente für den spätern Katholiken: „Man hat von manchem Monarchen gesagt, er würde ein sehr liebenswürdiger Privatmann gewesen sein, nur zum König habe er nicht getaugt. Verhält es sich mit der Bibel nicht ebenso? Ist sie nicht auch blos ein liebenswürdiges Privatbuch, das nur nicht Bibel sein sollte?" — Darauf wird der Christianismus ein „universeller Cynismus" genannt.*) „Der Katholicismus ist das naive Christenthum, der Protestantismus ist sentimentaler und hat außer seinem polemischen, revolutionären Verdienst auch noch das positive, durch die Vergötterung der Schrift die einer universellen und progressiven Religion auch wesentliche Philologie veranlaßt zu haben. Nur fehlt es dem protestantischen Christenthum vielleicht noch an Urbanität." „Die Religion ist meistens nur ein Supplement oder gar nur ein Surrogat der Bildung." „Es ist sehr einseitig und anmaßend, daß es gerade nur einen Mittler geben soll. Für den vollkommenen Christen, dem sich in dieser Rücksicht der einzige Spinoza am meisten nähern dürfte, müßte wol alles Mittler sein." — Ueber die sittlichen Begriffe sind die Fragmente noch ganz Lucinde: „Es ist nie unrecht, freiwillig zu sterben." „Fast alle Ehen sind nur Concubinate, Ehen an der linken Hand oder vielmehr provisorische Versuche zu einer wirklichen Ehe." — Die Bildung ist immer noch die Haupt-

*) Der Cynismus wird beiläufig auch als ein nothwendiges Erforderniß zum classischen Leben bezeichnet.

sache, Ironie als Freiheit von den Stoffen erscheint als höchstes Resultat der Bildung; alles stoffliche Pathos wird mit Spott überhäuft. — Der Jahrgang 1799 enthält eine Abhandlung über die Philosophie „an Dorothee". — „Was ich dir von Spinoza erzählte, hast du nicht ohne Religion angehört." So fängt der Aufsatz an; auf der folgenden Seite erfahren wir, daß Philosophie den Frauen unentbehrlich sei, weil es für sie keine andere Tugend gäbe als die Religion, zu der sie nur durch Philosophie gelangen könnten u. s. w. — Unter den Kritiken Fr. Schlegel's aus den Jahren 1799—1800 ist die über das „Philosophische Journal" nicht unwichtig für das Verhältniß der Romantik zur Philosophie. In der Auffassung der Religion herrscht der ausgesprochene Individualismus, doch ist die Consequenz nicht groß. So wird es auf ein und derselben Seite für widersinnig erklärt, sich einen Gott machen zu wollen, dann aber heißt es unmittelbar darauf: „Jeder Gott, dessen Vorstellung der Mensch sich nicht macht, d. h. frei hervorbringt, sondern geben läßt, diese Vorstellung mag übrigens noch so sublimirt sein, ist ein Abgott." — Schelling's „Briefe über den Kriticismus und Dogmatismus" geben Gelegenheit zu einer Lobrede auf die Paradoxie; der philosophische Sinn wird ebenso als eine besondere Begabung dargestellt wie der poetische. — Die Abhandlung über Lessing (1799) hat vielen Schaden angerichtet. Lessing wird mit großer Emphase gelobt, aber es kommt Schlegel vorzüglich darauf an, nachzuweisen, daß er nicht in dem Sinn gelobt werden dürfe, wie man ihn gewöhnlich lobe. Zunächst sucht er Lessing's gesunden Menschenverstand in Frage zu stellen, er habe sich vielmehr der ältern orientalischen schwärmerischen Philosophie zugeneigt; dann weist er nach, daß Lessing kein Dichter war. Emilie wird ein gutes Exemplar der dramatischen Algebra genannt, ein in Schweiß und Pein producirtes Stück des reinen Verstandes! Ferner wird bewiesen, daß Lessing keinen poetischen Sinn und kein Kunstgefühl gehabt, und es wird ihm auch der historische Geist abgesprochen. Nun ist man verwundert und fragt, worin denn Lessing ein großer Mann gewesen? In der That wird seine Polemik gegen Götze sehr gelobt, was von dem spätern Renegaten immer anerkennenswerth ist; aber auch mit der religiösen Aufklärung Lessing's scheint es nicht weit her zu sein: „Es wird im Nathan eine, wenn auch nicht förmliche, doch ganz bestimmte Religionsart, die freilich von Adel, Einfalt und Freiheit ist, als Ideal ganz entschieden und positiv aufgestellt, was immer eine rhetorische Einseitigkeit bleibt, sobald es mit Ansprüchen auf Allgemeingültigkeit verbunden ist, und ich weiß nicht, ob man Lessing von dem Vorurtheil einer objectiven und herrschenden Religion ganz freisprechen kann, und ob er den großen Satz seiner Philosophie des Christianismus, daß für jede Bildungsstufe der ganzen Menschheit eine eigne Religion ge-

höre, auch auf Individuen angewendet und ausgedehnt und die Nothwendigkeit unendlich vieler Religionen eingesehen hat." Nebenbei erfahren wir, daß Nathan ein dramatisirtes Elementarbuch des höhern Cynismus ist. „So schrieb ich, fährt Schlegel 1801 fort, vor beinahe vier Jahren mit der vorläufigen Absicht, den Namen des verehrten Mannes von der Schmach zu retten, daß er allen schlechten Subjecten zum Symbol ihrer Plattheit dienen sollte", und theilt nun ein Sonett mit, nach welchem alle sonstigen Verdienste Lessing's durch das eine Wort aufgewogen werden: es wird das neue Evangelium kommen! — Um nun für diese „Mischung von Literatur, Polemik, Witz und Philosophie" (!) „ein gefälliges Todtenopfer zu bringen", theilt er 21 Seiten Aphorismen mit, „Eisenfeile", die mit der berühmten Verherrlichung der absoluten Ironie anhebt, von der niemand wissen soll, was sie eigentlich will, und mit dem Satze schließt: „Ironie ist die Form des Paradoxen, parador ist alles, was zugleich groß und gut ist." — Im Hercules Musagetes, dem ersten Gedicht, mit welchem Fr. Schlegel auftrat (1800), rühmt er von sich: „Heiliger brannte die Flamme noch nie vom reinen Altare, als mir tief in der Brust glüht das erhabene Herz, und die so leicht wol befriedigt der kleinen Vollendung sich freuen, alle wieg' ich sie auf durch die erfindende Kraft." — In dem berühmten Gespräch über die Poesie (1800) erscheinen Göthe und Fichte als die beiden Brennpunkte der deutschen Bildung. Als die höchste Form der Göthe'schen Poesie wird das rein Phantastische aufgefaßt. Jeder Begriff einer Kunstform wird verworfen und die Poesie als die unendliche Befreiung der Einbildungskraft von allen Schranken des Verstandes erklärt.*) Der Mangel einer Mythologie sei der Kernfehler der neuern Poesie; man solle sofort Hand ans Werk legen, um theils durch Wiederaufnahme sämmtlicher Mythologien, namentlich der orientalischen, auch der christlichen, theils durch symbolische Verbindung derselben mit Spinoza, Jakob Böhme und dem transscendentalen Idealismus eine neue für die Kunst wie für die Wissenschaft brauchbare Mythologie zu schaffen. — Es knüpft sich daran die Besprechung der „Reden über die Religion" in zwei Briefen: der erste von einem Ungläubigen, der auf die Bildung des Standpunkts, auf den schönen Stil, kurz auf das Künstlerische des Buchs aufmerksam macht; der zweite von einem Gläubigen, dem das Buch als ein Incitament für Religionsfähige erscheint: man solle es allenfalls als das

*) In demselben Heft ist (von A. W. Schlegel) der Reichsanzeiger, eine Wiederaufnahme der Xenien, aber eigentlich viel witziger und bedeutender als diese. Die classischen Dichter durch Säuberung des Schuttes beliebter Mittelmäßigkeiten dem Auge wahrnehmbarer gemacht zu haben, bleibt überhaupt ein unvergängliches Verdienst der Romantiker und namentlich A. W. Schlegel's.

letzte bedeutende Phänomen der Irreligion betrachten. — Dreister geht Fr. Schlegel in seinen Ideen heraus. Diesmal dominirt die Idee der neuzuschaffenden Religion; die Bildung nimmt eine untergeordnete Stelle ein. Statt des universell Gebildeten wird jetzt nur vom Künstler geredet, der auch Priester ist. Die Sittlichkeit wird der Poesie untergeordnet. „Moralität ohne Sinn für Paradoxie ist gemein." „Die Phantasie ist das Organ des Menschen für die Gottheit." „Poesie und Philosophie sind, je nachdem man es nimmt, verschiedne Sphären, verschiedne Formen, oder auch die Factoren der Religion; denn versucht es nur, beide wirklich zu verbinden, und ihr werdet nichts Anderes erhalten als Religion." — „Zunächst rede ich nur zu denen, die schon nach dem Orient sehen." — „Es ist Zeit, den Schleier der Isis zu zerreißen und das Geheime zu offenbaren. Wer den Anblick der Göttin nicht ertragen kann, fliehe oder verderbe." — „Die einzige bedeutende Opposition gegen die überall aufkeimende Religion der Menschen und der Künstler ist von den wenigen eigentlichen Christen zu erwarten, die es noch gibt; aber auch sie, wenn die Morgensonne wirklich emporsteigt, werden schon niederfallen und anbeten." — Ueberschwengliche Sonette über Schleiermacher's Reden, Schelling's Weltseele, Tieck's Genoveva und Novalis machen den Schluß. Fr. Schlegel hat sich nun ganz in Eifer und Würde hineingeredet; er spricht zu den Deutschen in einem langen Gedicht in Terzinen. Man hört den Ton des spätern Predigers heraus; die Ausdrücke sind grob, feierlich und moralisch. Närrischerweise ist vom deutschen Leben in der ganzen Epistel keine Rede; desto mehr von der Naturphilosophie und den Hieroglyphen; der Schwulst ist häufig ganz unverständlich. Das alles ist doch nur ein Uebermuth des Witzes, der sich vom gesunden Menschenverstand und dem Gewissen losgesagt hatte. Der Witz war die Muse der Romantiker. Nur aus der skeptischen Frivolität des Zeitalters, die dem tollsten Witz keinen Widerstand entgegensetzte, und aus der künstlich fixirten ironischen Stimmung begreift man den Uebermuth, eine neue Religion zu erfinden. Sie geriethen zuweilen vor Freude über ihre zukünftige Entdeckung in eine dithyrambische Begeisterung, allein in den geheimen Falten ihres Herzens lauerte der Kobold der Ironie, um, sobald aus der Sache nichts würde, hervorzuspringen und sich über die neuen Gläubigen ebenso lustig zu machen wie über die alten. Seitdem man die mythische Grundlage der verschiednen Religionen vom rein poetischen Gesichtspunkt betrachtete, konnte man wol für Augenblicke auf den Gedanken gerathen, diese Fülle verschiedner Heiligthümer ließe sich unter geschickten Händen zu einem wohlgeordneten Ganzen zusammenfügen; und da einem Messias stets Propheten vorausgehn, so fing man, um doch den Anfang zu machen, ohne weiteres an zu pro-

phezeien: man verkündete das neue Evangelium, nicht, wie das Christenthum, für den Pöbel, sondern für die Aristokratie der Künstler und schönen Seelen. Diese neue Religion als ein Postulat der höhern Bildung sollte ein Pantheon sein für alle Göttergestalten des Alterthums und des Mittelalters, von dem heiligen Ufer des Ganges bis zum Eis der isländischen Berge. Die olympischen Götter wurden aus ihren Gräbern heraufbeschworen, die griechischen Nymphen und Dryaden mischten sich mit den nordischen Elfen und Zwergen, die Nordlandsriesen Odin's schritten wie des alten Hamlet Geist geharnischt über die Bühne, die indischen Pflanzen- und Blumengeister, ja die Krokodile des heiligen Nil tauchten ihre Köpfe aus den alten Gedichten hervor und wurden von den modernen Hierophanten gesegnet, und um die Verwirrung vollständig zu machen, brauste das wilde Heer der christlichen Apokalypse in innigster Verbrüderung mit den Erzengeln des Koran und des Talmud über den kalten Himmel der gothischen Phantasie. Man ging weiter. Nicht nur die Mythologie, auch die Physik, die Astronomie, der transscendentale Idealismus, die magnetisch-sympathetische Heilkraft und das Nachtwandeln, das alles sollte als Ferment der neuen Offenbarung dienen, und Bilder und Mysterien sollten sich in ihr zu einem neuen Himmel krystallisiren, zugleich Paradies und Stoff der allmächtigen, allsehenden, allumfassenden Poesie. Daß aus diesen romantischen Stoffen (wir möchten das Wort diesmal mit Tieck, der nicht wußte, daß die Ironie ihn selber traf, aus dem rohen Durcheinandermantschen der Stoffe herleiten) nun und nimmermehr eine Religion hervorgehn könne, mußten sich die Romantiker in nüchternen Augenblicken selber sagen, denn eine neue Religion muß von einer höhern Offenbarung ausgehn und sich zunächst an die ungebildete Masse wenden. Was aber die Vermischung der verschiednen mythologischen Bilder für die Kunst betrifft, so war das keine neue Erfindung. Die Lieblingsdichter der Schule, Dante, Camoëns, Tasso, hatten mit der größten Naivetät die griechische Mythologie in ihre christlichen Rittergedichte eingeführt. Calderon hatte den griechischen Apoll mit der nämlichen religiösen Salbung besungen wie den Sohn Gottes, und Correggio hatte mit mehr Sympathie den Schwan der Leda in den Mysterien seines Thuns verfolgt als die Mutter Gottes. Gerade das machte sie den Romantikern werth, wenigstens in jener Zeit des Strebens und der Hoffnung. Später, als sie sich bekehrt hatten, kam ihnen ein solches Verfahren doch zu incorrect vor, und wir müssen ihnen darin beipflichten, denn jedes religiöse Mysterium verlangt eine bestimmte Perspective; will man sie ineinander aufgehn lassen, so verzerrt man sie dadurch zu scheußlichen Fratzen. — In einer Kritik über Parny's Guerre des dieux macht A. W. Schlegel 1800 darauf aufmerksam, wie glücklich der Kampf der verschied-

nen mythologischen Bildungen sich zum Gegenstand eines phantastischen Gedichts eigne, wenn man ihn von einem freien poetischen Standpunkt auffaßte. Wir könnten uns darüber wundern, daß die romantische Schule nicht selber den Versuch gemacht. Aber ihr Fehler war, daß die Analyse sich beständig in ihre Anschauung einmischte und die sinnliche Klarheit und Farbe derselben aufhob; sie lösten zu voreilig ihre Anschauungen in Abstractionen auf und behielten bald nur Schattenbilder in den Händen. Auf der andern Seite waren sie doch nicht frei: ohne es zu wollen, und ohne in innerlicher Wärme durchdrungen zu sein, ließen sie die Ideen des mittelalterlichen Christenthums auch da auf sich einwirken, wo ihre poetischen Zwecke eine unbedingte Freiheit der Stimmung nöthig machten. Sie suchten die widersprechendsten Wünsche gleichzeitig zu befriedigen: die Sinnlichkeit in ihrem ganzen Umfang wiederherzustellen und ebenso dem ascetischen Geist des Christenthums seine Kraft und Berechtigung wiederzugeben; sie wollten der Poesie durch den dunkeln Hintergrund des Aberglaubens eine buntere Perspective leihen und zugleich die Bildung im höchsten Maß zur Geltung bringen. Man kann für beide Seiten dieser Gegensätze Interesse empfinden, aber sie durcheinander in einem Kunstwerk zu verarbeiten ist nicht möglich, wenn man nicht lediglich bei der Tendenz stehen bleibt. Das Christenthum führte zunächst nicht nach Deutschland, sondern nach dem Orient zurück, dem Land der Wunder. Man spürte nach den Resten einer übernatürlichen Welt, man drängte Griechenland nach Aegypten und Indien zurück, man floh aus der Naturwissenschaft bis zur Astrologie und Magie, eigentlich noch immer in pantheistischem Sinn. Als dann die Zeit ernster wurde, suchte man die Kirche auf dem nationalen Boden. Diese Rückkehr zum Positiven war eine allgemeine, sie erhielt durch die Romantik nur ihre Färbung. Wo die Schrecken der Wirklichkeit so lebhaft vor die Seele eines Volks treten, wie in den französischen Kriegen, ist es begreiflich, daß man sich zu einem Glauben zurückwendet, den man nur im Uebermuth freier Stunden verleugnet hatte.

Auf die Aufforderung Fr. Schlegel's kam Juni 1799 Fichte nach Berlin, der sich, obwol mit Unrecht, an den kleinern Höfen gefährdet glaubte, und war bald das anerkannte Haupt der „neuen Schule“. Es ist wunderlich, wie schnell der Philosoph der absoluten Moral in dem liederlichen Lucindenkreise heimisch wurde. Er war ein metaphysischer Revolutionär, der seiner Idee zu Liebe ohne Barmherzigkeit alles Individuelle zu Boden schlug; eine starke, aber grobgeschnittene Natur, für das weiblich Zarte und den feinen Duft der Empfindung ohne Sinn; und doch nennt ihn Rahel beständig ihren Herrn und Meister, das zweite

Auge Deutschlands neben Göthe.*) Vielleicht war es der religiöse Anstrich seines Enthusiasmus, der einem weiblichen Herzen imponirte. Vorausschickte er das Leben Nicolai's, durch A. W. Schlegel in Jena herausgegeben; ein boshaftes oder vielmehr wüthendes Pamphlet, in dem sich alles zusammendrängt, was die Philosophie mit der Romantik gemein hatte, vorzüglich der Haß gegen das spießbürgerliche Denken und Empfinden. Fichte hatte ursprünglich den Plan, die beiden Schlegel, Schelling, Schleiermacher, Tieck, Bernhardi, Hülsen mit den dazu gehörigen Frauen in einem gemeinsamen Haushalt zu vereinigen, von dem zugleich ein epochemachendes Journal ausgehen sollte; indeß stellten sich bald erhebliche Bedenken heraus. — In Fr. Schlegel's Schicksal trat eine Katastrophe ein. Sein Verhältniß zu Dorothee hatte um so mehr Anstoß gegeben, da man mehrere Stellen der Lucinde darauf bezog, und ein so gefälliger Ehemann Veit auch war, die Zustände waren doch unhaltbar geworden. Dorothee verlangte eine Scheidung, Veit wollte nur unter der Bedingung darein willigen, daß ihm die Kinder blieben. So zog sich die Sache hin, bis Dorothee im Spätsommer 1799 einer Einladung A. W. Schlegel's und seiner Gemahlin Karoline folgend, sich mit Fr. Schlegel nach Jena begab. Die Sache wurde dadurch noch schlimmer, daß auch dieses Paar in Unfrieden lebte und schon damals auf dem Punkt stand sich scheiden zu lassen. Die Sache veranlaßte ein sehr böses Gerede, unter dem namentlich Schleiermacher und Henriette Herz zu leiden hatten. „Das sind unglückliche Verwickelungen, sagt Schleiermacher, die aus den Widersprüchen in unsern Gesetzen und unsern Sitten entspringen, und denen oft die besten Menschen nicht entgehn können." „Ich muß sagen, daß Friedrich mir Freuden und Leiden gewährt hat, die mir niemand schaffen konnte, und wenn es jemals geschehen sollte, daß die Verschiedenheiten unsrer Denkungsart, die tief in unserm Innern liegen, sich mehr und mehr entwickelten und uns klarer würden, als unsre ebenso große und merkwürdige Uebereinstimmung in manchen andern Punkten, wenn dies jemals, wie es bei Schlegel's angeborner Heftigkeit wol möglich ist, unser Verständniß auf eine Zeit lang unterbräche und störte, so werde ich ihn doch immer herzlich lieben und den großen Einfluß, den er auf mich gehabt hat, dankbar erkennen."**) — In dieser Zeit schrieb Schleiermacher die Mo-

*) „Verehrt, schreibt Rahel, verehrt Fichte! Er hat mein bestes Herz herausgekehrt, befruchtet, in Ehe genommen; mir zugeschrien: du bist nicht allein! und mit seinen gewaltigen Klauen einen Kopf, die rohe Menge, bezwungen, sobald sie sich nur stellt. Und Mit- und Nachwelt muß endlich sich stellen, ihr eignes wildes Drängen hält sie an! Und Jahrhunderte später erfährt sie, was sie verblendet floh, sieht vor sich, was sie unter sich glaubte."

**) Anfang 1801: „Vor der Welt kann und muß ich ihn wol meinen Freund

nologe (1800), ein Buch, welches von philosophischen Redensarten strotzt, aber im Grunde nur eine empfindsame Vertheidigung des Individualismus ist, ein Kampf gegen Regel und Gesetz, der gar keine Consequenzen scheut. Sogar die Bemühung, die Ungezogenheiten der Kinder bei der

---

nennen, denn wir sind einander reichlich, was man unter diesem Namen zu begreifen pflegt. Große Gleichheit in den Resultaten unsers Denkens, in wissenschaftlichen und historischen Ansichten, beide nach dem Höchsten strebend, dabei eine brüderliche Vereinigung, lebendige Theilnahme eines jeden an des andern Thun, kein Geheimniß im Leben, in den Handlungen und Verhältnissen; aber die gänzliche Verschiedenheit unsrer Empfindungsweise, sein rasches, heftiges Wesen und seine tiefe, nie zu vertilgende Anlage zum Argwohn, dies macht, daß ich ihn nicht mit der vollen Wahrheit behandeln kann, nach der ich mich sehne, daß ich alles anders gegen ihn aussprechen muß, als ich es für mich selbst ausspreche, damit er es nur nicht anders versteht, und daß es immer noch Geheimnisse für ihn in meinem Innern gibt, oder er sich welche macht." — 2. December 1801 bis 17. Januar 1802 wohnte Fr. Schlegel auf einem Besuch in Berlin wieder bei Schleiermacher. „Er ist über das, was er in der Welt leisten wird und soll, gewisser geworden, und ebenso ist in seinem Charakter alles, um deswillen ich ihn liebe, und alles, was mir fremd ist und widerstrebt, noch gewaltiger, kräftiger und deutlicher als zuvor. Wie ich ihm vorgekommen bin, weiß ich nicht genau; aber er hat mich schon immer für ein in meiner Art ganz fertiges und vollendetes Wesen gehalten. Auch schien er ein sehr bestimmtes und richtiges Gefühl davon zu haben, wo wir auseinander gehn." — 8. Juli 1802: „Henriette weiß, daß Friedrich's Charakter dem meinigen ganz heterogen ist, und sie glaubt nicht, daß man das Heterogene lieben kann. Sie weiß, daß seine übermächtige stürmische Sinnlichkeit mir in einigen ihrer Aeußerungen unangenehm und gleichsam meinem Geschmack zuwider gewesen ist, auch daß ich mit großer Misbilligung von der Leichtigkeit gesprochen, mit der er sich bisweilen einem unrechtlichen Verfahren in seinen Angelegenheiten nähert, und nun erscheint ihr das als das Wesentliche seines Charakters, weil das Gegentheil davon, Ruhe und Ordnung, das Wesentliche des ihrigen ist. Aber die Sinnlichkeit ist gar nicht in einem unschönen Misverhältniß zu seinen übrigen Kräften, er ist auch dem Geist nach gar nicht unrechtlich, wenn er es gleich dem Buchstaben nach bisweilen wirklich wird." — September 1802 (an Eleonore). „Ich habe den Mittelpunkt seines ganzen Wesens, seines Dichtens und Trachtens nur als etwas sehr Großes, Seltenes und im eigentlichen Sinne Schönes erkannt. Ich weiß, wie damit, und mit seiner ohne Zerstörung eines Theils nicht abzuändernden Lage gegen die Welt, alles was fehlerhaft, widersprechend und unrecht an ihm erscheint, sehr natürlich zusammenhängt; ich muß und kann also gegen diese Dinge, weil ich sie besser verstehe, weit duldsamer sein als andere; ich kann nicht anders, als das Ideal lieben, das in ihm liegt, ohnerachtet es mir noch sehr zweifelhaft ist, ob es nicht eher zertrümmert wird, als er zu einer einigermaßen harmonischen Darstellung desselben in seinem Leben oder in seinen Werken gelangt. Mir ist er durch sein Dasein heilsam genug, sodaß es mir gar nicht einfallen kann, ihn noch für mich zu etwas Anderm gebrauchen zu

Erziehung zu unterdrücken, wird als sträfliches Attentat gegen die heilige Natur aufgefaßt. Mit diesem Grundsatz hing ein zweiter zusammen, der für die ganze Schule das Schibolet war: die Ehe dürfe das Gefühl nicht überdauern, jede Ehe, in der man sich nicht ganz verstehe, sei unsittlich, ein Concubinat. In diesem Sinne suchte er seine Freundin Eleonore zur Scheidung von ihrem Mann zu bewegen; das Verhältniß zwischen beiden wurde so qualvoll, daß er sich Juni 1802 entschloß, um ihm zu entgehn, eine Predigerstelle in Stolpe in Pommern anzunehmen.*)

---

wollen, und inwieweit ich mich ihm eröffnen kann und soll, das mißt sich von selbst ab nach der Wirkung, die sich davon voraussehn läßt. Er hat zeitig vieles an mir geahnt, mein eigentliches Wesen aber wol später erkannt; ich weiß, daß er es im ganzen liebt und ehrt, und daß es unnöthig ist, und gar nicht in seinen Gang hineingehört, ihn mit allen einzelnen Ansichten desselben aufzuhalten. Es ist mir sehr klar, daß er das weise und schöne Wort, es sei in der Freundschaft eine Hauptsache, ihre Grenze zu kennen, aus unserm Verhältniß und aus meinem Betragen gegen ihn geschöpft hat; denn gerade hierin hat sich gar oft die Starke meiner Freundschaft zeigen müssen."

*) Die Briefe mit Henriette Herz, die er von jetzt an duzte, und deren Mann im folgenden Jahr starb, und mit Eleonore gehn sehr lebhaft fort; was von den letztern mitgetheilt ist, klingt nicht eigentlich leidenschaftlich, es enthält aber ein großes Raffinement des Gefühls, ja es fließt sogar viel Speculation und Gelehrsamkeit mit ein, und man sieht, daß Eleonore sehr wesentlich in den Kreis des Athenäums und der Lucinde gehörte. Endlich trat eine Katastrophe ein, über die wir einige Brieffragmente an Henriette Herz mittheilen. — (Juni 1803.) „Es ist geschehn, sie hat mich aufgegeben, sie hat gethan, wie du dachtest! Sie fühlt schon, daß es ihr das Leben kostet, und sie wird auch bald sterben. Ich kann ordentlich wünschen, daß sie eher sterbe als ich; denn wenn sie meinen Tod erlebte, würde sie wieder eine andre Reue anfallen. Sie mag sich sputen, denn Gram und Anstrengung werden auch mir bald zu Gift werden. Noch habe ich wenig an mich gedacht, aber wenn es kommt, überfällt mich ein kaltes Grausen . . . Ich kann nicht mehr, liebe Freundin, ich zerfließe in Seufzer und Thränen . . . Ist denn nicht mein Verlust viel schlimmer als der Tod? ich versichre dich, ich wollte viel ruhiger sein, wenn Eleonore gestorben wäre. Freilich würde ich auch mein Leben überflüssig finden und mir den Tod wünschen, wie jetzt; aber es würde doch anders sein. Mein Leben würde doch bis dahin einen Charakter haben, den es jetzt nicht haben kann. Ein rechtes Verwitwetsein gibt ein schönes, schwermüthiges Leben, das recht ausdrucksvoll sein kann. Jetzt ist aber mein Leben ganz zerfahren, unstet und nichtig." — Doch scheint das Verhältniß sich bald darauf wiederhergestellt zu haben, wenn es ihn auch nicht erquickte. „Laß dir's sagen, liebe Jette, mein Geist hat wenigstens gewiß die Schwindsucht; ich vergehe zusehends von einem Tage zum andern. Warum sterbe ich nicht bei diesem bestimmten Gefühl? Feigherzigkeit ist es nicht, aber etwas nicht viel Besseres, ein schwacher Schimmer kindischer Hoffnung, der mir manchmal aus der Ferne entgegenglänzt.

— A. W. Schlegel, der schon früher häufig nach Berlin gekommen war, siedelte sich Ende 1799 ganz dahin über, seine Frau ließ er in Jena zurück, wo sie mit Schelling ein Herzensbündniß schloß, wie er selbst mit Tieck's Schwester, Sophie Bernhardi. Die Literaturgeschichte hat nicht das Recht, sich um die Privatverhältnisse der Schriftsteller zu kümmern, solange diese wirklich im Privatleben bleiben; sobald sie sich aber mit dreister Paradoxie in die Literatur eindrängen, gehören sie allerdings vor das Forum der Kritik. Das Aergerniß, welches die Lucinde erregte, war groß und augenblicklich. Sie gab den zahlreichen Gegnern der Schule die bedenklichsten Blößen, und man durfte sich nicht wundern, wenn der lang verhaltene Groll endlich zum Ausbruch kam. Mit dreistem Uebermuth hatten die jungen Dichter und Kritiker die bisher allgemein anerkannten Größen verhöhnt; sie hatten der Aufklärung, zuweilen auch dem gesunden Menschenverstand den Krieg erklärt; sie hatten die bedenklichsten religiösen Grundsätze ausgesprochen und den Krieg gegen den herrschenden Geschmack und die Ueberzeugungen der Masse eifrig fortgesetzt. Sie standen als geschlossene Partei zusammen, und der Weihrauch, den sie einander streuten, gab ihnen sogar das Ansehn einer Clique. Unter den Gegnern regte sich zuerst Kotzebue. Schon in den Deutschen Kleinstädtern versuchte er in der Person eines neuerungssüchtigen jungen Dichters die Schule lächerlich zu machen. Göthe strich die Stellen bei der Aufführung in Weimar aus. Dann schrieb er den Hyperboräischen Esel, der in Leipzig aufgeführt wurde, und in welchem ein junger Literat die Grundsätze der Lucinde wörtlich citirt, bis er von dem wohlgesinnten Fürsten ins Irrenhaus geschickt wird. Das Product war witzlos, aber die Stellen waren schlagend. Falk, der nüchterne Satiriker, brandmarkte in seinem Taschenbuch die Schule als bösartige Coterie. Soltau, Tieck's Concurrent bei der Uebersetzung des Don Quixote, schloß sich im Intelligenzblatt der Jenaischen Literaturzeitung diesem Urtheil an, das im Mercur, in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek u. s. w. häufig wiederholt wurde. Merkel schob in seinen Briefen an ein Frauenzimmer über die

---

Und für ein Leben mit Eleonore, sei es auch so spät es wolle, möchte ich dies Leben noch sehr lange aushalten." — October 1805 entschied sich zum zweiten mal, und diesmal definitiv, die Trennung von Eleonore. Schon hatte sie ihren Gatten verlassen, das Gewissen trieb sie zurück. „Ich weiß nicht, schreibt Schleiermacher an Henriette von Willich, ob sich irgendjemand meinen Zustand denken kann; es ist das tiefste, ungeheuerste Unglück — der Schmerz wird mich nicht verlassen, die Einheit meines Lebens ist zerrissen; was sich aus den Trümmern machen läßt, will ich daraus machen." Zwei Jahr darauf verlobte er sich mit einer andern, und als er 1819 Eleonore wieder traf, schüttelte er ihr die Hand und sagte: Gott hat es doch mit uns gut gemeint.

neuesten Producte der schönen Literatur die gemeinsten Motive unter. In einem anonymen Pamphlet: Die Laterne des Diogenes, wurden die persönlichen Beziehungen Fr. Schlegel's zu Dorothee sehr bitter besprochen, und auf dem berliner Hoftheater wurde ein satirisches Stück: Chamäleon aufgeführt, gewissermaßen eine Fortsetzung des Hyperboräischen Esels, in welchem die Doctrinen der romantischen Schule einem literarischen Lump in den Mund gelegt wurden, der zuletzt als gemeiner Gauner überführt und mit Fußtritten entlassen wurde. Als Verfasser hatte sich Beck genannt, doch war bei der Ausführung einiger vorzugsweise boshaften Stellen die Hand Iffland's nicht zu verkennen, der persönlich durch die romantischen Kritiker gereizt war und nebenbei, was auch nicht verschwiegen werden darf, die laxe Moral bei ihnen gründlich verabscheute. 1800 wurde Göthe ein anonymes Preislustspiel eingeschickt: „Der babylonische Thurmbau", eine sehr witzige Satire gegen die gesammte deutsche Literatur, in der, mit Ausnahme Göthe's, freilich allen Dichtern übel mitgespielt wurde, in der aber die Romantiker vorzugsweise schlecht wegkamen. Selbst Hofrath Schütz, der Philolog und Herausgeber der Literaturzeitung, versuchte sich in einem satirischen Gelegenheitsstück. Im Lager der Verbündeten selbst waren Streitigkeiten ausgebrochen. Als Tieck im Herbst 1800 nach Berlin zurückkehrte*), mußte er bereits mehr, als ihm lieb war, von Mystik und Wunder, von Mittelalter und Romantik reden hören. Es waren Wendungen und Formen, die man ihm und seinen Freunden abgelernt hatte. Andere, die keinen Beruf dazu hatten, stimmten in den abschreckenden Ton der neuen Kritik ein. Sie gebrauchten deren Stichworte fleißig, gleichviel ob sie passen mochten oder nicht. Eine Wendung der Schlegel vornehmlich ward zur beliebten und stehenden Redensart: bis zur Religion sollte alles getrieben werden, nicht allein Kunst und Poesie, sondern zuletzt auch jede Trivialität des gewöhnlichen Lebens. So entstand eine Parteisprache, die für niemand verdrießlicher war als für Tieck selbst. Das jüngere Geschlecht, das genial und erhaben sein wollte, war um nichts besser als das ältere pendantische. Wieder waren es unwahre Gefühle, nachgesprochene Redensarten, angelernte Gedanken, denen er begegnete. — Unter A. W. Schlegel's Vorlesungen in Berlin erregten die über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters (1802) das meiste Aufsehn.**) Gleich Fichte bekämpfte Schlegel den

*) Er war seit dem Juli in Hamburg gewesen; im Frühling 1801 ging er wieder nach Dresden. Auch Hülsen hatte sich Ende 1801 persönlich bei Schlegel und Schleiermacher eingefunden.

**) Abgedruckt in Fr. Schlegel's Europa (1803). Außerdem las er über das Verhältniß der schönen Künste zur Literatur (1802, abgedruckt im Prometheus),

Wahn der Deutschen, sie hätten bereits ein goldnes Zeitalter der Literatur. — „Wenn man unter diesem Wort ein rohes Aggregat von Büchern versteht, die kein gemeinschaftlicher Geist beseelt, unter denen nicht einmal der Zusammenhang einer einseitigen Nationalrichtung bemerkbar ist, wo die einzelnen Spuren und Andeutungen des Bessern sich unter dem unübersehbaren Gewühl von leeren und misverstandenen Strebungen, von übelverkleideter Geistesarmuth und fratzenhafter anmaßender Originalitätssucht fast unmerklich verlieren, dann haben wir allerdings eine Literatur. Heißt aber Literatur ein Vorrath von Werken, die sich zu einer Art System untereinander vervollständigen, worin eine Nation die hervorstechendsten Anschauungen ihres Lebens niedergelegt findet, die sich ihr für jede Neigung ihrer Phantasie, für jedes geistige Bedürfniß so befriedigend bewährt haben, daß sie nach Menschenaltern, nach Jahrhunderten mit immer neuer Liebe zu ihnen zurückkehrt, so leuchtet es ein, daß wir keine Literatur haben." — Zwischen den berühmten und gelesenen Schriftstellern liegt eine unübersteigliche Kluft, die bessern Schriftsteller ziehen sich ganz und gar von dem Leben des Volks zurück und daraus geht auf der einen Seite die frivolste Fabrikarbeit, auf der andern „excentrische Dummheit" hervor. Ueberall herrscht der Dilettantismus des Schaffens und Empfangens. — Leider läßt sich Schlegel die Sünden, die er tadelt, selber zu Schulden kommen. In seiner Verdrießlichkeit gegen das Zeitalter stellt er die Behauptung auf, daß wir in allen Künsten und Wissenschaften rückwärts gehn. Er dehnt diese Behauptung z. B. auch auf die Musik aus, in einer Zeit, wo diese in Deutschland den höchsten Gipfel erstieg. Er verwirft die gesammten modernen Wissenschaften, weil sie die mathematische Methode verfolgen und der Poesie widerstreben. „In dem Sinn, wie man Kepler den letzten großen Astrologen nennen kann, muß die Astronomie wieder zur Astrologie werden. Die Astrologie ist durch anmaßende Wissenschaftlichkeit in Verachtung gerathen; allein durch die Art der Ausübung kann die Idee derselben nicht herabgewürdigt werden, welcher unvergängliche Wahrheiten zu Grunde liegen. Die dynamische Einwirkung der Gestirne, daß sie von Intelligenzen beseelt seien und gleichsam als Untergottheiten über die ihnen unterworfenen Sphären Schöpferkraft ausüben, dies sind unstreitig weit höhere Vorstellungsarten, als wenn man sie sich wie todte, mechanisch regierte Massen denkt. Selbst in dem am meisten phantastisch und willkürlich behandelten Theil, der judiciären Astrologie, ist die innige Anschauung von der Einheit und Wechselwirkung aller Dinge, da jedes ein Spiegel des

---

über das Mittelalter (1803, abgedruckt im Museum) und gab in der Eleganten Welt fortlaufende Berichte über Theater und Kunst.

Universums ist, aufbewahrt, und gewiß erhebt es den Menschen mehr dem der Anblick der Gestirne nur darum gegönnt zu sein scheint, um ihn über das Irdische zu erheben, wenn er überzeugt ist, daß sie sich auch individuell um ihn bekümmern, als wenn er sich für einen bloßen glebae adscriptus, einen Leibeignen der Erde hält. Ebenso wie die Astrologie, fordert die Poesie von der Physik die Magie: unmittelbare Herrschaft des Geistes über die Materie zu wunderbaren, unbegreiflichen Wirkungen. Die Natur soll uns wieder magisch werden, d. h. wir sollen in allen körperlichen Dingen nur Zeichen, Chiffern geistreicher Intentionen erblicken, alle Naturwirkungen müssen uns, wie durch höheres Geisterwort, durch geheimnißvolle Zaubersprüche hervorgerufen erscheinen. Die Aufklärung, die keine Ehrerbietung vor dem Dunkel empfindet, hat die wahren Stoffe der Poesie durch die Vernichtung des Traumlebens, der Mystik u. s. w. zerstört. Aber die Aufklärung hat doch dem Menschen durch Befreiung von den Beängstigungen des Aberglaubens eine große Wohlthat erzeigt? Ich sehe nicht, daß diese so arg waren, vielmehr finde ich jeder Furcht eine Zuversicht entgegengesetzt, die ihr das Gleichgewicht hielt und von jener erst ihren Werth bekam. Gab es traurige Ahnungen der Zukunft, so gab es auch wieder göttliche Vorbedeutungen; gab es eine schwarze Zauberei, so hatte man dagegen heilsame Beschwörungen; gegen Gespenster halfen Gebete und Sprüche; und kamen Anfechtungen von bösen Geistern, so sandte der Himmel seine Engel zum Beistande. — Die Reformation hat wider Misbräuche geeifert, deren Abstellung in der Gesammtheit der Kirche vielleicht allmählicher, später, aber universeller und dauernder zu Stande gekommen wäre. Uebrigens gleichen die Reformatoren schon darin den neuern Theologen, daß sie, Gegner aller Mystik, gleichsam um den Wunderglauben markteten, wie wohlfeil sie etwa damit abkommen möchten, daß sie die Nothwendigkeit und Bedeutung einer sinnbildlichen Entfaltung der Religion in Gebräuchen und Mythologie verkannten, und endlich, daß sie sehr unhistorisch zu Werk gingen, indem sie die ganze Geschichte des Christenthums von beinahe anderthalbtausend Jahren, nur etwa die ersten Generationen abgerechnet, mit einem Streich vernichteten. Die protestantisch gewordenen Länder erlitten durch sie anfangs einen großen Rückschritt in eine barbarische Controverszeit. Noch hat die Malerei in keinem protestantischen Lande zu einigem Flor gelangen können (Holland etwa ausgenommen: was bedeutet das aber gegen die großen italienischen Gemälde aus dem 16. Jahrhundert!), und es läßt sich leicht nachweisen, daß dies von der religiösen Verfassung herrührt. Deutschland, als die Mutter der Reformation, hat auch an sich selbst die schlimmsten Wirkungen von ihr erfahren: in zwei Nationen, die nördliche und südliche, geschieden, die ohne Zuneigung und Harmonie voneinander nicht wissen und sich

hinderlich fallen, statt gemeinschaftlich herrliche Erscheinungen des Geistes hervorzurufen, hier durch Misbrauch der religiösen Freiheit erschlafft, dort durch geistlichen Despotismus gedrückt und dumpf geworden, und noch ist keine Aussicht zur Vereinigung da." — Diese Vorlesungen wurden von A. W. Schlegel im Jahr 1802 in der Hauptstadt eines protestantischen Staats, in Berlin, dem angeblichen Mittelpunkt der Aufklärung, vor einem auserlesenen Publicum von Herren und Damen gehalten! — Zum Schluß (S. 85) charakterisirt er die Richtung der neuen Schule. „Mehrere meiner Freunde und ich selbst haben den Anfang einer neuen Zeit auf mancherlei Art in Gedichten und in Prosa, im Ernst und im Scherz verkündigt, und gewisse ehrenfeste Männer, die von keiner andern Zeit einen Begriff haben als der, welche die Thurmglocken anschlagen, haben uns aus diesen frohen Hoffnungen ein großes Verbrechen gemacht . . . . Wir schmeicheln uns keineswegs einer schon erfolgten allgemeinen Veränderung, wir behaupten nur, es seien Keime eines neuen Werdens ausgestreut: unter welchen Zeitbedingungen sie sich fruchtbar erweisen werden, läßt sich nicht im voraus bestimmen. Auch wenn man ganz allein bliebe und gar nicht auf einen sich erweiternden Bund gemeinschaftlich strebender Geister rechnen dürfte, so wäre man darum nicht weniger berechtigt zu sagen, es fange eine neue Zeit an, sobald man es in sich fühlt." — Berlin war damals noch keine Universitätsstadt; die wissenschaftlichen Vorträge waren etwas Neues. In Schlegel's und Fichte's Vorlesungen drängte sich die feine Welt Berlins, die Aristokratie der Geistreichen und die wirkliche Aristokratie um so eifriger, je schärfer das ganze Zeitalter mitgenommen wurde. Denn ein Gefühl des allgemeinen Unbehagens mußte sich damals, wo die preußische Politik eine schlimme Wendung nahm, aller feiner gestimmten und tiefer erregten Gemüther bemächtigen. Je unbedingter die Verderbniß des Zeitalters generalisirt und je greller sie ausgemalt wurde, desto willkommner war sie, ganz abgesehn von den Verheißungen in Bezug auf die Zukunft. — Höchst wunderlich ist es, wie ein Theil der jungen Aristokratie, Prinz Louis Ferdinand an der Spitze, sich mit dem Kreise der Geistreichen zusammenfand. Der Prinz stand dem altpreußischen Wesen ebenso gegenüber wie die romantische Schule der bisherigen deutschen Bildung. Es war eine Empörung des natürlichen Gefühls gegen einen prosaischen, im ganzen geistlosen, aber der Natur angemessenen Staatshaushalt. Einem Fürsten, der durch seinen Stand in allzu enge sittliche Traditionen gezwängt ist, sieht man den Bruch dieser Verhältnisse gern nach, wenn er mit vornehmer Grazie ausgeführt wird. Das wirkt dann wieder auf die sittlichen Begriffe der bürgerlichen Kreise zurück, mit denen er sich zusammenfindet. Die Maitressen des Prinzen bewegen sich ungenirt

in jenen Kreisen, und es wird über exceptionelle sittliche Verhältnisse gedacht und empfunden, als wenn sie der einfachste Ausdruck der menschlichen Natur wären. Dasselbe that Gentz, der angebende Diplomat, und nach ihm die übrigen Diplomaten. Gentz verstand die Virtuosität des Lebens besser als die pedantischen Doctrinärs der Romantik: von Christel Eigensatz an bis zu Fanny Elsler, der Göttin seines hohen Alters, hätte jede seiner Liaisons interessantere Schilderungen geben können als die erfundene Lucinde. Man muß nicht glauben, daß die Gardelieutenants im Gefolge des Prinzen mit Ernst und Andacht den Vorlesungen Fichte's, Schlegel's u. s. w. zugehört hätten; sie amusirten sich darin und erzählten nachher die wunderbaren Dinge, die sie gehört, nicht um Propaganda zu machen, sondern um ihren minder gebildeten Standesgenossen zu imponiren. Auch in dem Verhalten des Prinzen zu jenen Kreisen ist etwas Herablassung. Er läßt sich mit ihnen in die intimsten Herzensverhältnisse ein, aber er bleibt der vornehme Herr, der sich in diesen bürgerlichen Sphären mit vollkommner Bequemlichkeit bewegt und jedesmal den Ton anschlägt, den er haben will. — Die Königin dieses Kreises, Rahel, ging September 1800 mit der überspannten aber starkgeistigen Gräfin Karoline Schlabrendorf nach Paris, wo sie sich ein Jahr aufhielt; ihre Freundin, Frau von Humboldt, war vorangegangen, ihr Bruder, Ludwig Robert, folgte im nächsten Jahr. Nach Berlin zurückgekehrt, fand sie in dem Kreise von Fichte, Schleiermacher und Schlegel ihren geistigen Mittelpunkt; mit den abwesenden Romantikern stand sie in dauerndem Verkehr; die jüngern Anhänger der Schule, namentlich Fouqué, für den sie sehr schwärmte, wurden ihr der Reihe nach zugeführt. Zu ihren nächsten Freunden gehörten der Major Gualtieri, ein Paradoxenjäger im Sinn der Lucinde, der für Depravation schwärmte, der Maler Genelli (geb. 1763), Wilhelm von Burgsdorff, Gustav von Brinckmann; ferner die Schauspielerinnen. Es machte sie doch sehr glücklich, wenn vornehme Damen, wie die Herzogin von Sagan, die Fürstin Carolath u. s. w., auf vertrautem Fuß mit ihr verkehrten. — Eine neue Erscheinung war Jean Paul, der längst danach gestrebt hatte, die Aristokratie in einer höhern Sphäre aufzusuchen, und der Juni 1800*) in

*) In demselben Jahr erschien der 1. Band des Titan, den vier Töchtern des Herzogs von Mecklenburg gewidmet, deren eine die Königin Luise war. Er hatte die Ausarbeitung 1797 begonnen, ohne das Ganze zu übersehn, ohne die Lösung der organischen Punkte gefunden zu haben. Nun blieben von dem ursprünglichen Entwurf zahlreiche Reste, die zu der spätern Entwickelung nicht stimmen wollten. Natürlich erinnert auch der Titan an den Meister: er zeigt einen ebenso lebhaften und allseitigen Bildungstrieb, eine ebenso unfertige geschichtliche Auffassung. Der Trotzkopf Albano fügt sich dem Gegebenen, wie der bescheidne und empfängliche Wilhelm; aber die Welt, deren Gesetzen er sich fügt, ist ebenso trost-

Berlin ankam. Die Huldigungen, die ihm von der Damenwelt zu Theil wurden, übertrafen noch den Cultus von Weimar. Die Mittelpunkte der Gesellschaft bei Henriette Herz, bei Rahel Levin u. s. w. erschlossen sich ihm, aber auch die Equipagen der höchsten Aristokratie standen vor seiner Thür, und er empfing im Schlafrock die Besuche von Gräfinnen und Baronessen, die es sich zur Ehre rechneten, Haare seines Pudels auf der Brust zu tragen.*) Selbst die Königin Luise führte ihn in Sanssouci umher. Dem König wurde die Begeisterung zuletzt zu stark. Als sich Jean Paul um eine Präbende bewarb, wurde sie ihm nicht bewilligt. — Jean Paul kam nach Berlin als entschiedener Anhänger der Gefühlsphilosophie, als Gegner Fichte's und der Romantik. Das Athenäum hatte sich über den Mitarbeiter der Metakritik sehr respectwidrig ausgesprochen, es hatte ihn mit Lafontaine zusammengestellt.**) Als Anhang zum ersten Bande des

---

los als die unsichtbare Loge, die den strebsamen Kaufmannssohn empfängt. Der Roman wurde in 4 Bänden 1800—3 vollendet.

*) Die Frauen, sagt Henriette Herz, wußten es ihm Dank, daß er sich in seinen Werken so angelegentlich mit ihnen beschäftigt und bis in die tiefsten Falten ihres Gemüths zu dringen gesucht hatte; hauptsächlich aber dankten es ihm die vornehmen Damen, daß er sie soviel bedeutender und idealer darstellte, als sie in der That waren. Dies hatte seinen Grund darin, daß, als er zuerst Frauen der höhern Stände schilderte, er noch gar keine kannte, und einer reichen und wohlwollenden Einbildungskraft freien Spielraum ließ, diejenigen aus diesen Classen jedoch, welche er später kennen lernte, alles anwendeten, um die ihnen schmeichelhafte Täuschung in ihm zu erhalten, und ihm möglichst ideal zu erscheinen. So hat er die Frauen der höhern Stände, so viele er deren auch später sah, eigentlich niemals kennen gelernt, ja diejenigen, deren Bekanntschaft er machte, in gewisser Beziehung immer falsch beurtheilt. — Armfeld schrieb an Gentz: Croyez-moi qu'il n'y a plus que les femmes qui vaillent quelque chose; bei Gott! setzt Gentz hinzu, er hat Recht. Es ist ein wahrhaft außerordentliches Phänomen, daß man heute zehn treffliche Frauen von großem Gemüth, lebendigem Ehrgefühl, unversöhnlichem Haß gegen das Böse, und dabei umfassendem Geist findet, ehe man nur einem Mann begegnet, der die Hälfte dieser Eigenschaften in sich vereinigte. Ich gebe gern zu, daß dies auf eine große Zerrüttung in der moralischen Welt deutet; indessen muß man sie immer nehmen, wie sie ist, wenn es aufs Handeln ankommt. Bei mir ist es daher Maxime geworden, die Frauen jener großen Art mit entschiedner Vorliebe zu suchen, mit zärtlicher Sorgfalt zu pflegen und das Heil der Welt von ihnen zu erwarten.

**) Der große Haufe liebt Jean Paul's Romane vielleicht nur wegen der anscheinenden Abenteuerlichkeit, während der gebildete Oekonom edle Thränen in Menge bei ihm weint und der strenge Künstler ihn als das blutrothe Himmelszeichen der vollendetsten Unpoesie der Nation und des Zeitalters haßt, kann sich der Mensch von universeller Tendenz an den grotesken Porzellanfiguren seines wie Reichstruppen zusammengetrommelten Bilderreizes ergötzen und die Willkürlichkeiten

Titan ließ Jean Paul den Clavis Fichtiana seu Leibgeberiana drucken, eine Satire gegen den transscendentalen Idealismus, die wunderlich genug aussah, die auf alle Fälle dem größern Publicum noch weniger zugänglich war als Fichte's Schriften selbst. Nun lernte er in Berlin Fichte, Schleiermacher, A. W. Schlegel, Tieck, Bernhardi ꝛc. persönlich kennen, und die Gegner der Romantik, Merkel an ihrer Spitze, fielen auch über ihn her. So wurde das Bündniß schnell geschlossen, Jean Paul trat als Vertheidiger der

---

in ihm vergöttern. Ein eignes Phänomen ist es: ein Autor, der die Anfangsgründe der Kunst nicht in der Gewalt hat, nicht ein Bonmot rein ausdrücken, nicht eine Geschichte gut erzählen kann, nur so was man gewöhnlich gut erzählen nennt, und dem man doch schon um eines solchen humoristischen Dithyrambus willen, wie der Adamsbrief des trotzigen, kernigen, prallen, herrlichen Leibgeber, den Namen eines großen Dichters nicht ohne Ungerechtigkeit absprechen dürfte. Wenn seine Werke auch nicht übermäßig viel Bildung enthalten, so sind sie doch gebildet: das Ganze ist wie das Einzelne, und umgekehrt; kurz er ist fertig . . Ueberhaupt läßt er sich fast nie herab, die Personen darzustellen, genug, daß er sie sich denkt und zuweilen eine treffende Bemerkung über sie sagt . . . Sein Schmuck besteht in bleiernen Arabesken im nürnberger Stil. Hier ist die an Armuth grenzende Monotonie seiner Phantasie und seines Geistes am auffallendsten, aber hier ist auch seine anziehende Schwerfälligkeit zu Hause und pikante Geschmacklosigkeit, an der nur das zu tadeln ist, daß er nicht um sie zu wissen scheint. (Fr. Schlegel, 1798.) — Nicht ohne Interesse ist ferner das Urtheil der Frau von Staël. L'esprit de J. P. ressemble souvent à celui de Montagne. Les auteurs français de l'ancien temps ont en général plus de rapport avec les Allemands que les écrivains du siècle de Louis XIV. On pourrait prier J. P. de n'être bizarre que malgré lui: tout ce qu'on dit involontairement répond toujours à la nature de quelqu'un, mais quand l'originalité naturelle est gâtée par la prétention à l'originalité, le lecteur ne jouit pas complètement même de ce qui est vrai, par le souvenir et la crainte de ce qui ne l'est pas. — Sa manière d'observer le coeur humain est pleine de finesse et de gaité, mais il ne connaît guère que le coeur humain tel qu'on peut le juger d'après les petites villes d'Allemagne, et il y a souvent dans la peinture de ces moeurs quelque chose de trop innocent pour notre siècle . . . La mélancolie continuelle de son langage ébranle quelquefois jusqu'à la fatigue. Lorsque l'imagination nous balance trop longtemps dans le vague, à la fin les couleurs se confondent à nos regards, les contours s'effacent, et il ne reste de ce qu'on a lu qu'un retentissement au lieu d'un souvenir . . . La poésie de son style ressemble aux sons de l'harmonica, qui ravissent d'abord et font mal au bout de quelques instants, parceque l'exaltation qu'ils excitent n'a pas d'objet déterminé . . . L'on donne trop d'avantage aux caractères arides et froids quand on leur présente la sensibilité comme une maladie, tandis que c'est de toutes les facultés morales la plus énergique, puisqu'elle donne le désir et la puissance de se dévouer aux autres.

Romantik auf, las den Jakob Böhme mit Eifer, und die 1804 erschienene Vorschule der Aesthetik, eine Sammlung seiner „Regulbücher", legt Zeugniß von dieser Wendung ab. Doch war das Bündniß nur äußerlich. Schleiermacher sowol als Schlegel hatten eine natürliche Abneigung gegen den verwilderten Stil ihres neuen Freundes, und die Apotheose des eben verstorbenen Herder am Schluß der Vorschule stellte das etwas lau gewordene Verhältniß zu den Gefühlsphilosophen wieder her. In der „Vorschule" finden wir eine Reihe glänzender Bemerkungen, die gerade ihrer paradoxen Form wegen viel lebhafter in die Augen springen als die folgerichtigen Auseinandersetzungen Schiller's und Schlegel's, daneben aber die absolute Unfähigkeit, einen logischen Faden festzuhalten, und eine ganz auffallende Unstetigkeit des Urtheils. Was er gegen die Priester der absoluten Kunst sagt, ist fein und treffend, aber in seinen eignen Vorschlägen verfällt er in die nämlichen Fehler, die er rügt. Wo ihm der Gedanke ausgeht, muß ein Bild zu Hülfe kommen, und dieses wird in der Regel nicht zur weitern Ausführung des Gedankens, sondern um seiner selbst willen fortgesetzt. Der Dichter hat vergessen, was er eigentlich sagen wollte. — Der vornehmen Damen müde verlobte sich Jean Paul im November 1800 mit Karoline Meier, einer gebildeten Beamtentochter. Da er in Berlin keine Anstellung fand, ging er Juni 1801 nach Meiningen, von da nach Koburg, bis er sich 1804 in Baireuth ansiedelte. „Bisher hager, bleich und die Unruhe seiner Seele in einem hastigen Wort, in dem suchenden Auge und der unsteten Bewegung ausdrückend, von einem Fleck zum andern eilend, nirgend mit einem Entschluß und dem Gefühl des Bleibens, selbst im Gespräch nirgend verharrend, wölbte sich plötzlich seine ganze Gestalt, es füllte und bräunte sich plötzlich sein Gesicht, er bekam ein äußerst robustes Ansehn, und man konnte ihn von da an bis zu seinem Ende fast dick nennen, auf eine Weise, daß seine frühern Freunde ihn kaum wiederzuerkennen vermochten."*)

Indem man in Weimar den Sieg, der durch den Wallenstein gewonnen war, schnell zu benutzen strebte, mußte man den Mangel an einem Repertoire idealistischer Stücke schmerzlich empfinden. Es lag nahe, die

*) In den ersten Jahren seiner Ehe schrieb er die Flegeljahre (1802—5), und trat mit ihnen in den Kreis zurück, dem er eigentlich angehörte. In den Flegeljahren empfinden wir durchaus Realität, was im Titan trotz der scharfen Zeichnung keineswegs der Fall ist. Gottwald, der Held des Romans, der stille,

einheimische Production durch Uebersetzungen zu ergänzen, und es war eine eigenthümliche Ironie, daß die deutsche Dichtung, die mit soviel Qual und Noth dem Einfluß des französischen Theaters entflohn war, jetzt wieder umkehrte. Um des Naturalismus willen hatte man die französische Regel über Bord geworfen; um den Naturalismus los zu werden, nahm man die französische Regel wieder auf. Voltaire's Zaïre wurde in der Eschenburg'schen Uebersetzung 1799 in Berlin aufgeführt, Göthe folgte mit Mahomed 30. Januar 1800, Tancred 31. Januar 1801.*) Das letztere Stück führte Iffland am 10. März desselben Jahrs auf (die Alzire nach Bürde 1800); Corneille's Rodogune 3. August 1802, Andromache 12. Januar 1804. Schiller, der sich im Anfang gesträubt, folgte mit der Phädra, die in Weimar 30. Januar 1805, in Berlin 24. März 1806 gegeben wurde. Corneille's Cid, nach Einsiedel, führte man in Weimar Januar

bescheidene Träumer, der sich aus seiner einsamen Klause nach der Welt sehnt, erhält durch einen wohlwollenden Sonderling Gelegenheit, in verschiedenartige Verhältnisse und mit verschiedenartigen Menschen im Verkehr zu kommen. Dieser Sonderling setzt ihn zum Universalerben seines großen Vermögens ein, jedoch unter solchen Bedingungen, daß er um dieses Vermögen mit den habsüchtigen und listigen Verwandten kämpfen muß. Obgleich der Roman nicht vollendet ist, kann man doch voraussehn, es werde das ganze Vermögen in den Händen dieser Verwandten bleiben und dem Dichter nur als ein Bildungscapital dienen, ohne ihm irgendeine Selbstanstrengung zu ersparen. Die träumerische Unschuld einer jugendlichen, aus der Armuth des Dorfs plötzlich in das Treiben der Welt mit ihren Luftschlössern hineintretenden Dichterseele, der ein reich möblirtes Zimmer, ein Mittagsessen bei einem begüterten Kaufmann und dergleichen wunderbare Erlebnisse sind, die sich aber durch ihren innern Adel kühn über diese Welt erhebt, hat an sich etwas Humoristisches, aber diesen Humor legt der Dichter diesmal nicht dem Bewußtsein des Helden unter, er läßt ihn vielmehr in seiner vollen Unschuld und stellt ihm dafür einen Zwillingsbruder zur Seite, der wohlwollend, aber in seinen Aeußerungen mephistophelisch seine Irrfahrten ironisirt. Vult ist ein Theil von der Doppelnatur des Dichters, in dem sich aber zeigt, daß Jean Paul's Humor nur ein künstlich Anerzogenes war. Er hat für den Humoristen keinen Zug, kein Ereigniß aus seinen Erlebnissen; es ist in ihm kein geschichtlicher Inhalt, er ist nur der Schatten für die ideale Empfindungswelt des andern. Ein Abschluß fehlt auch hier, da der Dichter nach seiner alten Neigung seinem Helden wieder eine vornehme Erscheinung als Ideal entgegenhält: eine Sterngestalt, von der er wol träumen, nach der er sich sehnen, die er aber nicht besitzen darf, da er sie wol für sich erweichen, nicht aber überwältigen, sie nicht seiner Manneskraft unterordnen kann. Für Gottwald war wie für seinen Dichter eine Karoline Meier bestimmt.

*) Die Vorliebe des Herzogs für das französische Theater wirkte mit, ebenso die geistvollen Berichte W. von Humboldt's aus Paris. Der Tancred sollte ursprünglich mit Chören gegeben werden. Herder war namentlich über den Mahomed sehr entrüstet.

1806 auf. Es war keineswegs eine bloße Rückkehr zum Alten, denn was die frühern deutschen Dichter vorzugsweise als Fessel empfunden hatten, war der französische Alexandriner: durch den fünffüßigen Jambus wurden diese fremden Stoffe naturalisirt, freilich trat die Dürftigkeit des Inhalts und die Kälte der Form um so merklicher hervor. Es kam den weimarischen Kunstfreunden auch nicht auf den Inhalt an oder auf den sittlichen Eindruck, sondern lediglich auf das Vornehme und Abgemessene der Form. Schiller hat sich in dem bekannten Gedicht an Göthe ausführlich darüber ausgesprochen, wie nöthig es sei, das gewaltsam eindringende wirkliche Leben von der Kunst zu verbannen: „Denn leicht gezimmert nur ist Thespis Wagen, und er ist gleich dem Acherontschen Kahn: nur Schatten und Idole kann er tragen, und drängt das rohe Leben sich heran, so droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen, das nur die flücht'gen Geister fassen kann. Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen, und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen." — In diesem höhern Sinn habe nur der Franzose die Kunst verstanden, trotz ihrer Beeinträchtigung durch falsche Convenienz. „Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene, verbannt aus ihrem festlichen Gebiet sind der Natur nachlässig rohe Töne, die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied. Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne, in edler Ordnung greifet Glied in Glied, zum ernsten Tempel füget sich das Ganze und die Bewegung borget Reiz vom Tanze." — Viel merkwürdiger noch als der Versuch, die französischen Classiker auf die Bühne zu bringen, war die Aufführung der Terenzischen Lustspiele nach der Uebersetzung von Einsiedel, „die Brüder" 24. October 1801, und das Mädchen von Andros 6. Juni 1802; ferner Plautus' Gefangene, nach Einsiedel, April 1806; ein Versuch, der Göthe so wichtig erschien, daß er davon eine neue Periode des Theaters datirt. Um die Nachbildung vollständig zu machen, wurden diese Stücke in Masken aufgeführt und so allen bisherigen Begriffen und Gewohnheiten der Schauspieler wie des Publicums die unerhörteste Gewalt angethan. Alle diese Versuche waren im Grund nur Spielereien, von einer ungeheuern Bedeutung war dagegen die neue Methode in der Aufführung Shakspeare's. Bisher hatte man diesen Dichter, in dem man einen genialen Naturalisten sah, in die Prosa der Familien- und Ritterstücke hinabgezogen, man hatte ihn, und zwar mit großem Beifall, in der Schröder'schen Bearbeitung gegeben. Schröder hatte die großen Scenen, in welchen sich Shakspeare's Kraft zusammendrängt, herausgehoben und dieselben mit Auslassung aller Mittelglieder aneinander gereiht; die feinern Nuancen waren verwischt, und der derbe prosaische Ton der Uebersetzung wurde durch die Improvisationen der Schauspieler noch mehr ins Rohe gezogen. Allein Shakspeare gehörte in dieser Form doch wirklich dem deutschen Theater an. Jetzt

ging man an das kühne Unternehmen, ihn im Sinn des neugewonnenen Kunstprincips zu veredeln. Wie man sich das etwa dachte, zeigt Wilhelm Meister: das symbolische Grundprincip des Hamlet wird mit scharfer Analyse entwickelt und daraus die Tragödie neu construirt, mit völliger Aufgebung des alten Baugerüstes. Das idealistische Princip der weimarer Schule wollte mit Shakspeare's Form ebenso wenig übereinkommen als die classische Schule der Franzosen. Wenn sie consequent sein wollte, so mußte sie in ihren Umarbeitungen ebenso durchgreifend sein. Nun fand aber die Ansicht, Shakspeare's Dramen seien absolute Kunstwerke und jede Veränderung derselben eine Beleidigung der Kunst, in dem jungen Dichterkreise, welcher das Drama mehr vom Standpunkte der Literatur als des Theaters auffaßte, um so leichter Eingang, da ihr durch ein Kunstwerk ersten Ranges die Bahn gebrochen wurde, die Uebersetzung Shakspeare's von A. W. Schlegel, 9 Bde. 1797—1810: das glänzendste Zeugniß für die Fähigkeit der deutschen Sprache, eine fremde Dichtung in ihren eigensten Feinheiten wiederzugeben. Freilich muß man nicht jene fließende Diction erwarten, die wir von unsern eignen Bühnendichtern fordern; sie ist eben für den Leser geschrieben, nicht für die Bühne. Ihre rein literarische Aufgabe hat sie in einer Weise erreicht, wie selten ein anderes Werk: sie ist für die Gebildeten Deutschlands eine poetische Bibel geworden, aus der sie in den höchsten Stunden Erhebung und Trost geschöpft haben.*) — Göthe schlägt in einer Abhandlung über Shakspeare (1803), die viel goldne Worte enthält, den theatralischen Werth des Dichters ziemlich gering an. „Shakspeare spricht durchaus an unsern innern Sinn: durch diesen belebt sich sogleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und so entspringt eine vollständige Wirkung, von der wir uns keine Rechenschaft zu geben wissen; denn hier liegt eben der Grund von jener Täuschung, als begebe sich alles vor unsern Augen. Betrachtet man aber die Stücke genau, so enthalten sie viel weniger sinnliche That als geistiges Wort. Er läßt geschehn, was sich leicht imaginiren läßt, ja was besser imaginirt als gesehen wird. Hamlet's Geist, Macbeth's Hexen, manche Grausamkeiten erhalten ihren Werth durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwischenscenen sind blos auf sie berechnet. Alle solche Dinge gehen beim Lesen leicht und gehörig an uns vorbei, da sie bei der Vorstellung lasten und störend, ja widerlich erscheinen. So gehört Shakspeare nothwendig in die Geschichte der Poesie; in der Geschichte des Theaters tritt er nur zufällig auf. — Nun hat sich das Vorurtheil in Deutschland

*) In Berlin gab man bereits 15. October 1799 den Hamlet nach dieser Uebersetzung.

eingeschlichen, daß man Shakspeare auf der deutschen Bühne Wort für Wort aufführen müsse und wenn Schauspieler und Zuschauer daran erwürgen sollten. Die Versuche, durch eine vortreffliche genaue Uebersetzung veranlaßt, wollten nirgend gelingen, wovon die weimarische Bühne das beste Zeugniß ablegen kann. Will man ein Shakspearisch Stück sehn, so muß man wieder zu Schröder's Bearbeitung greifen; behält jenes Vorurtheil die Oberhand, so wird Shakspeare in wenig Jahren ganz von der deutschen Bühne verdrängt sein, welches denn auch kein Unglück wäre, denn der Leser wird an ihm desto reinere Freude empfinden." — Eine solche Resignation war erst möglich, nachdem man lange Zeit hindurch ernsthaft bemüht gewesen war, den Dichter in diejenige Kunstform umzugießen, die man für die vollkommenste hielt. Die Aufgabe war nicht an ihrer eignen Unmöglichkeit gescheitert, sondern an der Einseitigkeit des weimarischen Kunstprincips. Sehr lehrreich ist Schiller's Bearbeitung des Macbeth, die 14. Mai 1800 in Weimar aufgeführt wurde; das wiener Theater folgte 1808, das berliner 1809. Sie ist in Sprache und Declamation für das Theater weit zweckmäßiger eingerichtet als die spätern von Voß und Tieck. In Bezug auf die Hexen werden wir freilich den Gegnern Schiller's beitreten, ohne doch zu verkennen, daß ihn bei seiner Umgestaltung ein nicht unwichtiger Grund leitete. Zur Zeit des Macbeth waren die Hexenprocesse in vollem Gange; Shakspeare hat die plump gemeinen Züge des Volksglaubens entfernt und nur das Poetische beibehalten, denn er durfte auf die ergänzende Phantasie seiner Zuschauer rechnen. Unsrer Phantasie sind glücklicherweise diese Fratzen nicht mehr so geläufig, und wenn sie uns nicht ganz unverständlich bleiben sollen, so muß der Dichter etwas zur Ergänzung thun. Hier trat nun dem Schüler der Griechen die Verwandtschaft mit den alten Schicksalsmächten entgegen. Er verwandelte die Unheilsschwestern in Schicksalsschwestern, gab ihnen eine idealisirte Haltung und legte ihnen complicirte Pläne unter. Dieser Idealismus ging so weit, daß die Hexen als junge Mädchen dargestellt wurden, schön von Wuchs und recht artig gekleidet.*) — Man wird versucht, an eine Verwandtschaft Shakspeare's mit der antik-romantischen Schicksalstragödie zu glauben, wenn man den Accent seiner Stücke verändert. Damit ändert man freilich die Hauptsache. Die beiden Prophezeiungen der Hexen sind bei

*) Als December 1825 Macbeth in der rein Shakspeare'schen Form in Berlin aufgeführt wurde, schreibt Göthe an Zelter: „Diese Bemühungen gehören zu denjenigen, welche König Saul der Hexe zumuthete: den großen Todten hervorzurufen, wenn wir uns selbst nicht zu helfen wissen. Shakspeare ist noch widerborstiger als jener abgeschiedne Prophet."

Shakspeare nicht im Sinn der griechischen Orakel aufzufassen, sie sind Motive, deren Wirkung wir vollständig ermessen. Durch die erste Prophezeiung wird der Ehrgeiz, der in Macbeth's Brust schlummerte, ins Bewußtsein gerufen und ihm der Muth zu seinem Unternehmen eingeflößt; durch die zweite wird er in trügerische Sicherheit gewiegt und dadurch endlich der rächenden Gerechtigkeit preisgegeben. Wenn die Hexen die Zukunft, obgleich in einem verkehrten Sinn, richtig prophezeien, so liegt in diesem Vorgreifen der Zukunft keine Prädestination. Macbeth rennt nicht blind in seine Schuld, wie Oedipus, sondern sehend. Shakspeare ist überall Meister in der Kunst, die übersinnliche Welt so in seinen dramatischen Inhalt zu verflechten, daß sie als etwas Reales erscheint; aber nirgend hat er diese Kunst so glänzend bewährt als im Macbeth. Zwar sollen auf dem Theater die Erscheinungen sinnlich hervortreten, allein sie sind eigentlich nur für das geistige Auge. Bei den Hallucinationen Macbeth's vom blutigen Dolch an bis zu dem Geist Banquo's, der allen übrigen unsichtbar bleibt, ist das leicht zu erkennen; allein es gilt auch von den Hexen. Die dämonische Welt erfüllt unsichtbar das ganze Leben, aber sie zeigt sich nur dem, der sie sucht. Die Gedanken, welche die Hexen Macbeth einzugeben scheinen, verkörperten sich zu jenen räthselhaften Erscheinungen, die nur auf ihn einwirken, nicht etwa, wie Tieck meint, weil der Fuß des tugendhaften Helden sich zufällig in ihren Zauberkreis verirrt, sondern weil sein Geist bereits darin befangen ist. Es erregt ein grauenhaftes Gefühl, als später Macbeth beschließt, die Zauberschwestern aufzusuchen; er zweifelt nicht daran, sie zu finden, denn sie sind, wo etwas Böses eintritt. Nachdem sie sein Herz noch weiter mit trügerischen Versicherungen genährt, sind sie verschwunden wie ein Blendwerk der Phantasie, keiner seiner Begleiter hat sie gesehn, er steht einsam auf der Haide. In seinem bösen Vorhaben war er in demselben nachtwandlerischen Treiben befangen, das bei Lady Macbeth erst infolge der That eintritt. Mit unendlicher Feinheit hat der Dichter diesen finstern Spuk so gezeichnet, daß er nur die Farbe der Seele wiedergibt. Dies geht durch den falschen Idealismus Schiller's verloren. Die Schicksalsschwestern behaupten ein Recht für sich und verlieren dadurch jenen poetischen Hauch, der nur aus der realen Farbe des Lebens hervorgeht.

Die Genoveva aufzuführen, welche Tieck 1799 nach Weimar brachte, fand man doch bedenklich, obgleich Göthe der Vorlesung Beifall schenkte. Als sie 1800 erschien, wurde die Schule nicht müde, sie in Prosa und Sonetten zu feiern, und Tieck selbst hatte ein nicht geringes Bewußtsein: noch in der spätern Novelle „das alte Buch“ geräth er in eine sehr drollige Ekstase. Daß Tieck den ganzen Krieg Karl Martel's

gegen die Mauren in breitester Ausführlichkeit schildert, läßt sich nur aus einer falschen Nachahmung Shakspeare's erklären; der Kampf gegen die drei Einheiten trug doch seine bösen Früchte: das Stück ist stillos in Sprache, in Costüm und in der sittlichen Handlung. Wo jeder andre Dichter mit einer Person auskommt, braucht Tieck zehn, und daß diese scheinbare Fülle lediglich ein Erzeugniß der Armuth ist, zeigt sich in der Familienähnlichkeit aller dieser Figuren, die man nur mit Mühe unterscheidet. Der Charakter des Ganzen ist Genremalerei, und dieser fehlt das Einzige, was ihr Berechtigung geben könnte, ein klar angeschauter historischer Hintergrund. Das Stück spielt in der sogenannten poetischen, d. h. charakterlosen Zeit, in einer Zeit, wo zwar viele Wunder geschehen, wo aber Golo zu einem alten Knappen sagen kann: „Du Abbild der verflossenen treuen Zeit, wie könnt' ich doch ob deinem Glauben spotten, dein kindliches Gemüth doch bitter tadeln!“ — Eine Zeit, in der man vom kindlichen Gemüth redet, läßt keine Wunder zu. Tieck hat sich bemüht, eine gewisse Einheit der Stimmung durch die religiöse Farbe hervorzubringen. Aber die Religion ist nur dann von Werth, wenn sie als lebendige Seele das Kunstwerk durchdringt, wenn aus ihr die Motive hervorgehn. Bei Tieck ist sie blos Costüm und Decoration; sie hat mit dem Nerv der Begebenheit nichts zu thun und sie ist dem Calderon abgesehn. Man könnte dieses Costüm wegwerfen, ohne der Handlung Eintrag zu thun. Das Reflectirte zeigt sich gleich im Prolog, wo der heilige Bonifacius mit den Worten auftritt: „Ich bin der wackre Bonifacius“, und die Zuschauer daran erinnert: „O laßt den harten Sinn sich gern erweichen, daß ihr die Kunde aus der alten Zeit, als noch die Tugend galt, die Religion, der Eifer für das Höchste, gerne duldet.“ — Diese Bezeichnungen passen am wenigsten auf das Zeitalter der Karolinger, aber sie stimmen auch nicht zum Stück; sie sind gemacht wie der altfränkische Ton des Prologs. Der heilige Bonifacius tritt noch einmal auf, um in 33 Ottaverimen zu erzählen, was zwischen der Verstoßung der Genoveva und ihrem Wiederfinden vorgefallen ist. Außerdem erscheint im Lauf der Schlachten „ein Unbekannter“ bei Karl Martel und prophezeit ihm in einer unendlichen Reihe von Terzinen das künftige Schicksal des Frankenreichs, wozu im Jahre 1800 der Dichter keine große Sehergabe bedurfte. „Der Tod“ kommt in eigner Person zu Genoveva in ihre Höhle, um sie abzuholen, und sie ist gern bereit, obgleich ihr kleiner Schmerzenreich sie beschwört, bei ihm zu bleiben. Da treten zwei Engel auf, verjagen den Tod und gehn mit folgender Arie ab: „Wir heilgen Engelein von Gott gesendet sein mit frischem Lebensschein. Du sollst genesen sein, und kömmt dein Stündelein, daß du zu uns gehst ein, gedenken alle dein, daß es sei sanft und fein.“ — Diese Religiosität muß mit ihrer süßlichen Kindlich-

keit den Rechtgläubigen ebenso anwidern als uns. So bleibt von der Religion nur die Genremalerei: es werden die Dome und die Heiligenbilder beschrieben, es wird über die Bibel geredet, über die Wunderkraft Gottes (freilich auch über die Wunderkraft der Sterne, was weniger christlich ist), und Genoveva ergebt sich beständig in christlichen Phantasien, aber diese Phantasien geben keine klare Anschauung, und wirken ebenso wenig auf die Handlung ein als jene episodischen Momente. Der Refrain der Fabel, das Volkslied vom „einsam grünen Thal", ist eine Reminiscenz aus der Genoveva des Maler Müller und wenig geeignet, eine tragische Entwickelung hervorzurufen. Golo hört es zuerst unter Schäfern und wird bis zum Weinen davon gerührt, dann singt er es unter den Fenstern der Genoveva und es kommt ihm bei jeder ernsten Scene seines Lebens in den Sinn, auch noch bei den Schrecken des Todes; sein letztes Wort ist das „einsam grüne Thal". Weder Golo noch Genoveva sind stark genug, ein bedeutendes Schicksal zu tragen. Genoveva wird gleich zu Anfang so schwächlich geschildert, daß selbst ihr Gemahl einen harten Tadel gegen sie aussprechen muß, und so verhält sie sich durch das ganze Stück. Zuerst sprechen die beiden miteinander im allgemeinen von Blumen und von Thränen, dann schildert Golo eine stille Sehnsucht, deren Wesen er nicht durchschaut, die sich aber auf jenes Lied bezieht; dann singt er Genoveva jenes Lied vor und wird durch heftiges Schluchzen unterbrochen, dann nach längerer Pause folgt die Mondscheinscene im Garten, in der er mit Genoveva, die auf dem Balcon steht, Wettgesänge von unbestimmter Zärtlichkeit hält. In dieser Scene, die an die bekannte des Romeo erinnert, sind einzelne lyrische Stellen sehr poetisch und sie würde durchweg einen guten Eindruck machen, wenn sie irgendeinen Ausgang hätte. Nach einigen Zwischenscenen bemerkt endlich Genoveva, daß Golo von einem geheimen Kummer gedrückt wird, sie erzählt einer Vertrauten, daß sie von Golo große Dinge geträumt habe, wieder ohne Resultat. Nach so vielen vergeblichen und ermüdenden Anläufen gesteht Golo jener Vertrauten seine Liebe, sie ermahnt ihn, sein Glück zu versuchen, und nun kommt es endlich zur Explosion. Er will Genoveva an die Brust drücken, sie stößt ihn hinweg und ruft Drago, ihren geistlichen Vertrauten, um — mit ihm die Bibel zu lesen, während Golo wieder das Lied von der Weide singt. Dann wird man nicht wenig überrascht, als eine neue Gartenscene zwischen beiden stattfindet und Genoveva, ohne des frühern Gesprächs zu gedenken, ihn freundlich fragt, warum er sich so wenig sehen läßt. Freilich ist man durch die blumenreiche Sprache so verwirrt, daß man wenig an den dramatischen Zusammenhang denkt, z. B. „Die Lilien stehn, wie träumend in dem Grünen, die Rosen von dem goldnen Mond beschienen erwecken sich und rauschen mit leisem Geflüster; der hohe Wald ist düster,

es äugelt die Nacht in den Buchengang hinein, ein grünes Feuer brennt er in dem Schein.“ Kurz, der leidenschaftliche Ausbruch erfolgt von neuem, immer unterbrochen von phantastischen Naturschilderungen, und der Heiligen entfährt das unbedachte Wort: „ich kann auf Euch nicht so, wie ich wol möchte, zürnen.“ Dann die falsche Ueberraschung und Genoveva im Gefängniß; darauf eine Reihe von Scenen, in denen Golo sie versucht und nicht nur alle Versmaße, sondern auch die Prosa aufbietet, um dem leidenschaftlichen Wechsel seines Gemüths Rechnung zu tragen. Poetisch, aber aus Calderon entlehnt, ist hier ein Moment, daß Golo's Phantasie in einem Augenblick, wo Genoveva ihm christlich zuredet, plötzlich umschlägt, in ihr einen lebendigen Leichnam zu erblicken glaubt und sich mit Abscheu abwendet. Wieder eine Reihe bunt ausgeführter Genrebilder, die stark an den Faust erinnern, z. B. die Beschwörung bei der Hexe, dann der Mordversuch und Genoveva's Errettung. Die schreckliche Begebenheit hat in Golo's feiger Seele keine Stahlkraft hervorgerufen, er bewegt sich in elenden Lügen, flieht dann mit seinen Helfershelfern auf ein einsames Schloß, wo der verkleidete Geist seines Vaters bei ihm erscheint, den er aber mit der Erklärung abfertigt, er sei zufrieden und mehr brauche der Mensch nicht. Dann intriguirt wieder Siegfried gegen ihn, der längst den Betrug entdeckt hat, und lockt ihn unter falschen Vorwänden in das Netz. Die todtgeglaubte Genoveva wird gefunden, Golo soll unter Martern hingerichtet werden, der jämmerliche Wicht windet sich zu den Füßen der Genoveva, man erläßt ihm endlich die Marter und sticht ihn einfach todt. Sein Leichnam wird von einigen Schäfern aufgefunden, denen er früher Gutes gethan, sie geben ihm ein christliches Begräbniß und weinen eine Thräne der Rührung auf seinem Grabe. Dieser weinerliche Ausgang ist ganz und gar nicht Calderon, ganz und gar nicht katholisch, er ist der einfache Kotzebue in Menschenhaß und Reue: die sieche, untragische Abschwächung der Sünde. Will man einen Bösewicht schildern, so zeichne man ihn stark und hart, man gebe seiner Seele die Energie, die Last der Schuld auf sich zu nehmen und darunter zusammenzustürzen wie ein Mann. Aber mit solchen kläglichen armen Sündern wie Golo, bei denen jede andre Strafe, als ein Fußtritt, eine verlorne Mühe ist, möge uns die Poesie verschonen. Dazu ist dieser Charakter nicht eine neue Erfindung, sondern der wiedererweckte William Lovell, jenes Molluskengeschöpf, das sich von einem Kehrichthaufen zum andern schleppt und nur durch einen Zufall endlich sein armseliges Leben verliert. Was diesem seltsamen Stück so großen Erfolg verschafft, war das phantastische Colorit, der Gegensatz gegen die verachtete Wirklichkeit. Für die Literaturgeschichte ist die Dämmerung dieser romantischen, mondbeglänzten Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält, nicht ausreichend, einer Scheinexistenz Dauer zu

verleihen. — Das Theater war viel dankbarer für Kotzebue's*) Johanna von Montfaucon, die 1800 in Berlin aufgeführt wurde. Alle Bühnen wetteiferten, es in glänzender Ausstattung aufzuführen, und in der Hauptrolle machte Friederike Unzelmann selbst bei Steffens und Solger einen gewaltigen Eindruck. Im ersten Act empfängt Johanna, eben von einer gefährlichen Krankheit genesen, die Glückwünsche ihrer treuen Unterthanen, theilt Almosen aus, und entwickelt einem Verführer gegenüber eine edle Gesinnung. Die erste Scene des zweiten Acts möge hier ganz stehn. „Waffensaal in der Burg mit verschiedenen Thüren, durch eine Lampe sparsam erleuchtet. — Nacht. Man hört in der Ferne verwirrtes Getöse und Schwertergeklirre. Während folgender ersten, stummen Scene dauert eine rauschende Musik im Orchester fort. Johanna, von Schrecken und Angst gejagt, kommt aus der Mitte, sie horcht, flieht, steht, horcht wieder, und als der Lärm sich zu nähern scheint, flieht sie durch eine Seitenthür rechts, — das Gefecht zieht sich indessen hinter der Bühne rechts herum. Johanna kommt zurück, ringt die Hände, und stürzt zur Seitenthür links hinein. Das Getöse verliert sich nach und nach.“ Der Räuber will in ihr Cabinet eindringen, sie springt ihm mit gezücktem Dolch entgegen und treibt ihn zurück. Da gibt er ihr die falsche Nachricht vom Tod ihres Gemahls; sie fällt in Ohnmacht, er entreißt ihr den Dolch. Es erfolgt eine Scene des halben Wahnsinns, in der sie vergebens nach einer Waffe sucht. Endlich gibt das Gebet und die Verzweiflung ihr Kraft. Sie springt auf und rüttelt mit Gewalt an einem Schild, über welchem Schwert und Lanze aufgehängt sind. Das Schwert fällt hernieder, sie will sich hineinstürzen. Da fällt ihr unschuldiges Söhnlein ihr in die Arme. Das Gefühl triumphirt, sie bleibt leben. Wieder eine große Scene hat sie im fünften Act. Der Räuber will sie zwingen, sich ihm zu ergeben, sonst soll ihr Sohn vor ihren Augen sterben. Sie umklammert ihn mit Todesangst. — „Fürchte nichts, mein Sohn! — hörst du nicht? — es donnert — ja es donnert schon — jetzt gleich wird ein Blitz herabfahren. — Gott! Gott ist uns nahe! fürchte nichts! solchen Frevel duldet der Allmächtige nicht! — Nein! nein! es donnert! — es wird blitzen! — es muß blitzen!“ — Bis dahin ist die Wirkung in der That glänzend, ähnlich wie in der großen Scene der Jungfrau. Aber nun drängt sich der rationalistische Kotzebue vor: es blitzt nicht, und Johanna erklärt mit schwacher Stimme ihrem Verführer: „Wohlan, ich folge Euch zum Altar.“ Glücklicherweise wird

*) Kotzebue war 1799 wieder nach Rußland gegangen, dort plötzlich auf vier Monate nach Sibirien geschickt, dann mit vielen Ehrenbezeigungen zurückgerufen. Nach Kaiser Paul's Tod kam er als russischer Collegienrath nach Weimar, wo ihn A. W. Schlegel mit der bekannten „Ehrenpforte“ empfing.

inzwischen die Burg angegriffen, der Räuber will eben ihren Gemahl erschlagen, da stürzt Johanna in glänzender Rüstung mit gezücktem Schwert und geschlossenem Visir mit lautem Schrei herzu, faßt ihr Schwert mit beiden Händen und führt aus allen Kräften einen Streich auf des Räubers Haupt. Der Helm ist gespalten und fällt herab, durch die Anstrengung aller Kräfte erschöpft, vermag sie sich kaum zu halten, setzt sich auf ihr Schwert und holt gewaltsam Athem u. s. w. Das ist doch in der That die dankbarste Rolle, die je geschrieben ist, und wenn die andern betheiligten Personen weniger Glanzpunkte haben, so fehlt es auch ihnen nicht an kräftigen Effecten. Ritter aller Arten, Eremiten, Kinder, Edelfräulein als Gärtnerinnen, unterirdische Verließe u. s. w. — diese ganze Maschinerie wird auf das wirksamste verwendet. — Die Sprache strotzt von Sentenzen, die gleich Fangbällen von der einen Person zur andern geworfen werden. Diese Sentenzen scheinen dazu bestimmt zu sein, den Geist des Mittelalters zu schildern.*) — Ein Seitenstück waren die Kreuzfahrer 1802. Ritter Balduin geräth in die Gefangenschaft der Sarazenen. Emma, seine verlassene Braut, unternimmt einen Pilgerzug ins gelobte Land, um ihn aufzusuchen; sie hört, daß er todt ist, wird in einem Kloster von der Aebtissin Cölestine, der verlassnen Geliebten von Emma's Vater, mit einem gar nicht uninteressanten Gemisch von Rachsucht und Mitleid empfangen und nimmt, da sie auf keine irdische Liebe mehr hofft, zu Cölestinens großer Befriedigung den Schleier. Das Kloster hat die Pflege christlicher Verwundeter. Ein verwundeter Ritter wird hereingeführt, Emma erkennt ihren todtgeglaubten Geliebten. Jetzt spricht die Stimme der Natur, zwar nicht so lustig wie bei der Sonnenjungfrau, aber doch vernehmlich genug, um die Nonne zuerst zu einer Umarmung, dann zu einer Entführung zu

---

*) So sagt z. B. ein Ritter, den man darüber tadelt, daß er seine Burg nicht einmal des Nachts verschließt: „Mein Herz steht jedem Menschen offen, warum nicht auch meine Burg?" — Ein andres Gespräch mit einem jungen Ritter wollen wir hier ganz ausschreiben: „Die wahre Liebe kann der Pflicht entbehren. — Wirst du immer so denken? — Immer so fühlen. — Wenn ich alt werde — die Liebe wird nicht alt — Oder häßlich — dein Auge bleibt der Abdruck deiner Seele. — Meine Armuth — dein Herz ist reich. — Meine Niedrigkeit — deine Tugend ist erhaben. — Die Jahre schwinden. — Die Tugend ist ewig. — Die Liebe flattert. — Die Freundschaft wurzelt. — Jene verwelkt. — Diese beschattet im Alter." — Ein frommer Eremit, dem ein junges Mädchen einen Korb mit Früchten bringt, erwidert ihr: „Das Thier sättigt sich, der Mensch genießt." Als sie ihm erzählt, ein guter Freund schmachte im Kerker, macht er die Bemerkung: „Den Tugendhaften kann man fesseln, die Tugend nie." — — Man lache übrigens nicht zu sehr über diese Dialoge. Noch in unsern Tagen wird so manches beklatscht, was nicht um einen Gran vernünftiger ist.

bestimmen. Die Entführung wird hintertrieben und Emma soll zur Strafe für ihren Frevel lebendig eingemauert werden. Alle diese Scenen sind roh und mit einem ungebührlichen Aufwand äußerer theatralischer Mittel ausgearbeitet, aber auch mit sehr richtigem theatralischen Verstand. Emma wird eben eingemauert, da trifft Balduin einen türkischen Emir, dessen Tochter er mit der gewöhnlichen Großmuth eines Kotzebue'schen Helden kurz vorher gerettet: er stürmt mit seinen Leuten das Kloster und befreit die Geliebte. Um nun die Stimme der Natur nachträglich zu legalisiren, wird zum Schluß der päpstliche Legat eingeführt, der den Thatbestand untersucht, Emma wegen ihrer frühern Verlobung ihres Klostergelübdes entbindet und die Liebenden in den Schoos der Kirche aufnimmt. So tolerant gegen die Stimme der Natur war die damalige Kirche keineswegs, und wäre sie es gewesen, so wäre die ganze Basis des tragischen Conflicts weggefallen.

Inzwischen that Schiller in zwei rasch aufeinander folgenden Tragödien einen neuen entscheidenden Schritt.*) Mit der Ausarbeitung des Wallenstein war er in seiner Technik sicher gestellt, Maria Stuart und die Jungfrau wurden in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollendet. Die Aufführung der Maria Stuart in Weimar erfolgte einen Monat nach dem Macbeth, 14. Juni 1800; in Berlin 8. Januar 1801. Der Enthusiasmus, den die beiden Dichter bei den Schauspielern erregt hatten, zeigte sich unter anderm darin, daß die junge, schöne, bewunderte Karoline Jagemann**), für welche Schiller die Rolle der Maria bestimmt hatte, sich erbot, die „ungünstigere" der Elisabeth zu übernehmen, eben weil sie eine schwierigere war, und daß die junge Amalie Malcolmi die Kennedy gab. Das Vorurtheil, Maria für die dankbarere Rolle zu halten, besteht noch immer, obgleich für denjenigen, der sich durch den sinnlichen Reiz nicht blenden läßt, Elisabeth die Hauptperson ist: nur so gewinnt der Verlauf des Stücks einen dramatischen Charakter. Zu Anfang schwankt der Entschluß in ihrer Seele, für den Tod der Maria sprechen ebenso dringende Rücksichten als dagegen. Durch die persönliche Unterredung mit Maria, zu der sie sich verleiten ließ, um die Gegnerin zu demüthigen, die aber ins Gegentheil umschlägt, wird ihre Leidenschaft rege, und der Kampf in ihrem Innern ist entschieden. Der gleichzeitige Mordversuch gibt ihr Veranlassung, diesen Entschluß äußerlich zu rechtfertigen. Trotzdem ist ihre Vergangenheit noch stark genug, das Gebot der Milde ihr einzuprägen, und so faßt sie einen halben Entschluß, der trotz feinster Berechnung dem

*) Göthe's Paläophron war 24. October 1800, Lessing's Nathan November 1801 aufgeführt.

**) Seit 1797 in Weimar, später des Herzogs Geliebte.

Zufall einen Theil des Erfolgs in die Hand spielt. Indem nun ihr Wille in das Gebiet der Thatsachen übertritt und sich ihrer Macht entzieht, trifft sie der Rückschlag. Es zeigt sich, daß die Frucht, die sie frevelhaft begehrte, eine bittre ist und ihr ferneres Leben vergiftet. Daß bei der wirklichen Aufführung dieser Eindruck keineswegs hervorgebracht wird, liegt an der Einseitigkeit der Färbung. Das Herz des Dichters ist auf seiten der Königin von Schottland. Er hat sie mit aller Liebenswürdigkeit ausgestattet, deren sein Pinsel fähig war, während in dem Bild ihrer großen Feindin kein einziger versöhnender Zug sich findet; ja sie ist mit einem wahren Raffinement des Hasses gezeichnet. Der Gegensatz zwischen Maria und Elisabeth ist kein blos individueller; es prägen sich in ihnen zwei widerstreitende Weltanschauungen aus, Protestantismus und Katholicismus. Andeutungsweise sind in Schiller's Tragödie die Wirkungen der Religion richtig getroffen: die katholische Kirche beschäftigt die Phantasie und läßt in der Erwartung des Wunders, welches das Gemüth mit Gott versöhnen soll, der Leidenschaft freien Spielraum, während der Protestantismus Einheit und Integrität des Charakters und des Gemüths für den Lauf des ganzen Lebens verlangt und damit die Verschlossenheit und Heuchelei begünstigt. Aber die Phantasie ist auf seiten des Katholicismus; hier wird alles beschönigt, während vom Protestantismus nur die Nachtseite erscheint. Diese ungerechte Unparteilichkeit ist nur aus der Natur der artistischen Bildung zu erklären, die den Schein über das Wesen setzte. Wir sollen uns von diesem schönen Spiel nicht täuschen lassen. Der englische Protestantismus ist knorrig und rühmt sich harter Eichenherzen, aber der Pulsschlag dieses Herzens ist darum nicht weniger stark, weil er sich nicht in fieberhaften Sprüngen, sondern in ruhiger Gleichförmigkeit bewegt, und jene königliche Magdalene, welche das Gedicht zu einer Heiligen verklären möchte, ist eine trügerische Sirene, an ihren schönen Händen klebt verruchtes Blut. Zu begreifen ist es wohl, daß bei jener Begebenheit, wenn man sie aus dem historischen Zusammenhang reißt, das natürliche Gefühl sich auf Seite Mariens schlägt; auch durfte der Dichter die gerechte Empörung über einen Justizmord nicht abschwächen; allein der tragische Ernst wäre erhöht worden, wenn er uns durch geschichtliche Motivirung der Unthat über die nackte Nichtswürdigkeit der persönlichen Eifersucht hinweggeführt hätte. Elisabeth wurde nicht blos durch persönliche Motive, sondern durch sehr beherzigenswerthe Gründe der Staatswohlfahrt angetrieben, Mariens Tod zu wünschen. Noch war das Andenken der blutigen Maria, die dem Moloch der alleinseligmachenden Kirche so zahlreiche Opfer geschlachtet, in aller Herzen, Englands Heil stand auf dem Spiel, wenn Maria Stuart den Thron bestieg; und dies Ereigniß lag nicht außer dem Bereich der Möglichkeit.

Die Dolche katholischer Meuchelmörder bedrohten das Leben der weisen Königin, und nach ihrem Tode war Maria die rechtmäßige Erbin. Der Dichter verschweigt diese Bedenken keineswegs, allein er prägt sie nicht der Einbildungskraft ein. Wir hören, wie das Volk Mariens Tod verlangt, wie Burleigh, der weise Staatsmann, darauf dringt, allein wir erfahren nicht den Grund. Hier durfte der Dichter, ohne das Recht des poetischen Gefühls zu beeinträchtigen, die Handlung aus dem Gebiet des gemeinen Verbrechens in das Gebiet sittlicher Conflicte übertragen. Er mußte in Burleigh den protestantischen Fanatiker zeichnen, der von dem Glauben seiner Kirche oder von der Idee des Staatswohls so durchdrungen war, daß ihm, wie allen Fanatikern, der Zweck die Mittel heiligte; dem katholischen Enthusiasten Mortimer mußte der protestantische gegenübergestellt werden. Die Schilderung des ersten ist ein Meisterstück und würde den Abscheu des Volks begreiflich machen, wenn dieses nur einen ebenbürtigen Vertreter gefunden hätte. Mortimer entflieht den dumpfen Predigtstuben der Puritaner und zieht inmitten einer allgemeinen Wallfahrt nach Rom. „Ich hatte nie der Künste Macht gefühlt: es haßt die Kirche, die mich auferzog, der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie, allein das körperlose Wort verehrend. Wie wurde mir, als ich ins Innre nun der Kirchen trat, und die Musik der Himmel herunterstieg, und der Gestalten Fülle verschwenderisch aus Wand und Decke quoll, das Herrlichste und Höchste, gegenwärtig, vor den entzückten Sinnen sich bewegte" u. s. w. — Was für Gründe, um einen Uebertritt zu motiviren! Der Jesuit, der ihn bekehrt, entzündet in ihm die Leidenschaft zu einem schönen Weibe, dessen Reiz durch die Glorie des Unglücks erhöht wird. Er weiht ihn in die Künste der Verstellung ein; er schickt ihn zum Morde der Königin aus. „Ablaß ist uns ertheilt für alle Schulden, die wir begingen, Ablaß im voraus für alle, die wir noch begehen werden." Mortimer zeigt sich dieses Zutrauens würdig; er will alles umbringen, was irgend den Raub verrathen könnte, zuerst seinen Oheim, seinen zweiten Vater, er hat Erlaubniß, das Aergste zu begehen, und er will es. Es ist die rührende Gewalt der Schönheit, die ihn dem Beil des Henkers entgegentreibt, in der er etwas ganz Anderes sieht als das leidende Weib. „Nicht kalter Strenge klagt die Welt dich an; dich kann die heiße Liebesbitte rühren, du hast den Sänger Rizzio beglückt, und jener Bothwell durfte dich entführen. — — Du zitterst vor ihm, da du ihn liebtest! Wenn nur der Schrecken dich gewinnen kann, beim Gott der Hölle! — erzittern sollst du auch vor mir!" — — Derselbe Mann stößt sich den Dolch ins Herz mit den Worten: „Maria, heil'ge, bitt' für mich und nimm mich zu dir in dein himmlisch Leben!" — Nun male man sich aus, daß es diesem Mann gelingt, Maria zu befreien, das Reich in Aufruhr

zu bringen, den Protestantismus zu stürzen; man male sich ferner das Gefühl aus, das diese Möglichkeit in der Seele eines protestantischen Staatsmannes erregen mußte, und man wird sich die Figur Burleigh's richtiger vorstellen, als sie der Dichter gezeichnet hat. An dem Charakter der Elisabeth durfte wenig geändert werden; nur hätte der Dichter den scheußlichen Zug, den Versuch der sinnlichen Verführung Mortimer's, wegwischen sollen; er idealisirte ja sonst seine historischen Charaktere mit so viel Feinheit und Humanität. Ohnehin war in einem Stück, in welchem das Schlechte überwiegt, die Hervorhebung positiver Momente auch aus ästhetischen Gründen wünschenswerth. Leicester ist von einer so widerwärtigen Unwürdigkeit, daß man nicht begreift, wie grade Schiller dazu kam, eine so marklose Figur in ein tragisches Kunstwerk aufzunehmen, wenn ihn nicht etwa das Beispiel Weißlingen's verführt hat. Schiller fühlte den Mangel, der darin liegt, daß Maria nichts dazu beiträgt, ihr Schicksal herbeizuführen oder auch nur zu beschleunigen. Ihre frühere Schuld kann an der Sache nichts ändern, denn diese hat zum nachfolgenden Schicksal kein rechtliches Verhältniß. Dieses Verhältniß ersetzt der Dichter durch die Idee der katholischen Werkheiligkeit, daß man durch ein unverschuldetes Leiden eine anderweitige Schuld büßen könne; und um diese wunderliche, dem protestantischen Gewissen widerstrebende Theorie glaublich zu machen, hat er den Katholicismus mit einem Farbenreichthum geschildert, der lediglich aus künstlerischen Motiven hervorgeht. Aber man soll die sittlichen Motive nicht dem Kunstwerk zu Liebe ausklügeln, sondern aus ihnen heraus den Gegenstand empfinden, man soll der Phantasie durch den Verstand das Gleichgewicht halten. Nun waltete über dieser Idee noch eine eigne Ironie. Sie gipfelt in der Communionsscene, die zum Verständniß der Handlung ebenso nothwendig ist als der Großinquisitor in Don Carlos. Allein schon Göthe wurde nicht wohl dabei, der Hof untersagte die Scene, und sie wird seitdem fast überall ausgelassen; moralisch betrachtet, mit Recht, aber nicht zum Vortheil der künstlerischen Harmonie. — Es ist den Darstellern vergönnt, durch leise Betonung einzelner Momente dem Dichter zu Hülfe zu kommen. Unsre Schauspielerinnen zeichnen in der Regel in Maria das leidende Weib in der Verklärung des Martyriums. Soll Maria die Heldin der Tragödie sein, so muß während des Stücks in ihrer Seele irgendeine Bewegung vorgehn. Wenn sie schon in der ersten Scene mit der Welt abgeschlossen hat, ist sie kein Gegenstand einer dramatischen Entwickelung. Sie hat in ihrer Jugend ein furchtbares Verbrechen begangen, und wenn sie in der Einsamkeit ihres Kerkers Muße gehabt, das Gefühl der Reue in sich zu nähren, so darf diese Vergangenheit nicht als bloße Reminiscenz in das Stück hineinspielen, wir müssen in der Erscheinung der Königin begreifen, daß ihr Wesen etwas

Dämonisches hat, welches die andern Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt fesselt, und sie selbst über alle Schranken der Vernunft und des Gesetzes reißt. Wir müssen es begreifen, daß dieses Weib, von der Leidenschaft erfaßt, einen Mord hat begehen können. Sie soll unser Mitleid erregen, aber dies Mitleid soll von einem geheimen Schauder begleitet sein.*) Schiller hat dies im einzelnen angedeutet, es kommt darauf an, diese Andeutungen in Zusammenhang zu bringen. Maria hat im ersten Act die Hoffnung noch nicht aufgegeben, sie ist noch immer geneigt, ihre Freiheit durch Intriguen zu beschleunigen, und wenn sich der Gedanke ihrer frühern Uebelthaten wie ein schwarzer Schatten über ihre Seele breitet, so tritt dieser Schatten nur hervor, wenn sie mit ihrer Vertrauten allein ist: es ist eine Sache, die sie allein mit sich und mit Gott abzumachen hat. Den Richterstuhl, der ihr aufgedrängt werden soll, erkennt sie nicht an, und gegen ihre Verfolger zeigt sie nicht Resignation, sondern kalte Verachtung, die nur darum nicht in Vorwürfe übergeht, weil sie unter ihrer Würde sind. Ihr Geist ist gefangen, aber nicht gebrochen; er muß noch einmal in seiner ganzen Gewalt sich zusammenraffen, um sich dann unbedingt vor Gott zu demüthigen und das ihr widerfahrne Unrecht als ein höheres Recht des Himmels hinzunehmen. Das Gespräch mit Elisabeth hat sie nicht niedergedrückt, es hat ihr Gelegenheit gegeben, endlich einem ebenbürtigen Gegner gegenüber mit Leidenschaft auszudrücken, was ihr Gemüth so lange gepeinigt, und sie, die äußerlich Unterdrückte, fühlt sich die Siegerin. Die Demüthigung erfolgt erst in der Scene mit Mortimer: Maria fühlt, daß sie in den Augen ihres leidenschaftlichen Verehrers noch tiefer steht als in den Augen ihrer erbitterten Feindin. Die letztere entlehnt die Vorwürfe nur ihrem Haß, und Maria darf sich mit dem vollen Stolz einer Königin dagegen erheben; gegen den feurigen Liebhaber, der in ihr nur das Weib sieht, fruchtet dieser Stolz nicht, und sie bricht in sich selbst zusammen durch das demüthigende Gefühl, daß ihre Sünde auch ihre äußerliche Würde befleckt hat.**) — Die Jungfrau von Orleans

---

*) „Es gibt böse Geister, die in des Menschen unverwahrter Brust sich augenblicklich ihren Wohnsitz nehmen, die schnell in uns das Schreckliche begehn, und zu der Höll' entfliehend das Entsetzen in dem befleckten Busen hinterlassen." — Schiller schreibt an Göthe: „Meine Marie wird keine weiche Stimmung erregen, es ist meine Absicht nicht. Sie empfindet und erregt keine Zärtlichkeit, ihr Schicksal ist nur, heftige Passionen zu erfahren und zu empfinden."

**) Fest überzeugt, daß durch jede Reflexion das „nachtwandlerische" Schaffen des Genius nur gestört werde, hielt sich Schiller jetzt geflissentlich von allen ästhetischen Untersuchungen fern. Eine Behauptung Schelling's, daß in der Natur vom Bewußtlosen angefangen werde, um es zum Bewußtsein zu erheben, in der Kunst dagegen umgekehrt, veranlaßte ihn 27. März 1801 zu dem Schreiben

verfolgte siegreich die Bahn der schottischen Königin. Der Hof von Weimar, an die Pucelle gewöhnt, wußte sich in Schiller's Auffassung nicht zu finden; der Dichter selbst hielt sie im Anfang für unaufführbar. Iffland bewies das Gegentheil, schon den 23. November 1801 brachte er das Stück auf die Bühne*), in einer Ausstattung, welche an Glanz die der Johanna von Montfaucon bedeutend übertraf. Friederike Unzelmann, welche die letztere Rolle geschaffen, spielte auch die Jungfrau. Die Pracht und der Aufwand unsrer Darstellung, schreibt Zelter an Göthe September 1803, ist mehr als kaiserlich; der vierte Act ist mit mehr als 800 Personen besetzt, und Musik und alles andere mit inbegriffen, von so eclatanter Wirkung, daß das Auditorium jedesmal in Ekstase geräth.

---

an Göthe: „Ich fürchte, daß diese Herren Idealisten ihrer Ideen wegen allzu wenig Notiz von der Erfahrung nehmen. In der Erfahrung fängt auch der Dichter mit dem Bewußtlosen an, ja er hat sich glücklich zu schätzen, wenn er durch das klarste Bewußtsein seiner Operationen nur so weit kommt, die erste dunkle Totalidee seines Werks in der vollendeten Arbeit ungeschwächt wiederzufinden. Ohne eine solche dunkle, aber mächtige Totalidee, die allem Technischen vorhergeht, kann kein poetisches Werk entstehn, und die Poesie besteht eben darin, jenes Bewußtsein auszusprechen und mittheilen zu können. Der Nichtpoet kann so gut als der Dichter von einer poetischen Idee gerührt sein, aber er kann sie nicht mit einem Anspruch auf Nothwendigkeit darstellen: er kann ebenso gut ein Product mit Bewußtsein und Nothwendigkeit hervorbringen, aber ein solches Werk fängt nicht aus dem Bewußtlosen an und endigt nicht in demselben. Es bleibt nur ein Werk der Besonnenheit. Das Bewußtlose mit dem Besonnenen vereinigt macht den poetischen Künstler aus. Man (doch wol die Schlegel?) hat in den letzten Jahren über dem Bestreben, der Poesie einen höhern Grad zu geben, ihren Begriff verwirrt . . Es leben jetzt mehrere so weit ausgebildete Menschen, die nur das ganz Vortreffliche befriedigt, die aber nicht im Stande wären, auch nur etwas Gutes zu machen. Indem sie sich auf dem vagen Gebiet des Absoluten aufhalten, halten sie ihren Gegnern immer nur die dunkle Idee des Absoluten entgegen." Göthe geht in der Antwort noch weiter: „Ich glaube, daß alles, was das Genie als Genie thut, unbewußt geschehe." „Was die großen Anforderungen betrifft, die man jetzt an den Dichter macht, so glaube ich auch, daß sie nicht leicht einen Dichter hervorbringen werden. Die Dichtkunst verlangt im Subject eine gewisse gutmüthige', ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen productiven Zustand und setzen, für lauter Poesie, an die Stelle der Poesie etwas, das nun ein für allemal nicht Poesie ist, wie wir in unsern Tagen leider gewahr werden."

*) Leipzig war 17. September 1801 vorangegangen; dem anwesenden Dichter wurden glänzende Huldigungen zu Theil. — Die Ausarbeituug hatte Schiller Juli 1800 begonnen, mit mehr Betheiligung des Herzens (wie er an Körner schreibt) als in seinen frühern Stücken. — In Weimar erfolgte die Aufführung erst 23. April 1803.

Daß das italienische große Hoftheater dadurch in die größte Verlegenheit geräth, indem es nun gar nichts übrig behält, die Augen auf sich zu ziehen, können Sie denken. — Das neue Stück ist dem deutschen Leben noch fremder als die Maria; die Romantik der Ueberlieferung ist zum Behuf künstlerischer Abrundung noch gesteigert. Der Gedanke eines göttlichen Berufs konnte in der keuschen träumerischen Seele einer einsamen Jungfrau sich wol zu einer Vision gestalten, und die Erscheinung dieser gottbegeisterten Seherin konnte in Zeiten, wo die materiellen Mittel zum Kampf vorhanden waren, und nur die Elasticität fehlte, die zum Entschluß nöthig ist, wol wie ein Wunder wirken. Allein Schiller hat nicht nur das Wunderbare unnöthig gehäuft, sondern er hat dem sittlichen Conflict ein supranaturalistisches Motiv zu Grunde gelegt. Der Gemüthszustand der Jungfrau, welche durch eine Vision aus dem gewöhnlichen Kreise ihres Lebens herausgedrängt und in eine der Natur ihres Geschlechts widersprechende Idee verzückt wird, in die Idee, daß sie in sich jedes Mitleid und jede zartere Regung ausrotten müsse, um ein reines Gefäß der Gottheit zu bleiben; und die von dieser Idee so tief durchdrungen ist, daß sie die erste natürliche Regung in ihrem Busen als eine Sünde empfindet: — ein solcher Gemüthszustand kann nicht unmittelbar mitempfunden werden; er verlangt eine psychologische Motivirung, und diese hat der Dichter unterlassen. Daß jene räthselhaften Voraussetzungen nicht individuell erläutert, und ebenso wenig in eine höhere, d. h. deutlichere Idee aufgelöst werden, sondern sich ohne weiteres als gültig und zu Recht bestehend ankündigen, stellt jene Tragödie in die Reihe der romantischen. Die reine Kunst fordert unbedingte Wahrheit, eine Wahrheit, die überall erkannt, begriffen und nachempfunden werden muß, wo es frei denkende und frei empfindende Menschen gibt, nicht eine gebrochene, durch individuelle Stimmungen vermittelte Wahrheit. Sie ist ferner unprotestantisch: denn sie stellt die Einbildungskraft über das Gewissen. Aber Schiller unterscheidet sich von Calderon dadurch, daß der letztere mit seinen Voraussetzungen nur uns, die Protestanten des 19. Jahrhunderts in Erstaunen setzt; nicht seine Zeitgenossen, nicht sein Volk; und daß er darum mit sich selbst einig ist, während bei Schiller fortwährend die moderne Bildung durchblickt. Das Schicksal der Jungfrau an sich ist tragisch, d. h. es enthält eine innere Nothwendigkeit. Die Hirtin, aufgewachsen in den religiösen Vorstellungen ihres Volks, zugleich in dem dunkeln aber energischen Haß gegen den Nationalfeind, in ihrer Einsamkeit zu sinnig-schwärmerischen Gedanken, d. h. zum Umgang mit Geistern geneigt, kann sehr wohl zu einer Erscheinung der Heiligen kommen, die ihr aufgibt, die Feinde ihres Gottes zu vernichten. Da ein solcher Beruf ihrem Geschlecht widerspricht, so wird die Idee einer excentrischen Verpflichtung, die allein diesen Bruch

mit der Natur sühnen könne, sich sehr bald daran knüpfen: nur die Himmelsbraut kann ein würdiges Werkzeug der Mutter Gottes sein. Nun ist die That vollbracht, der latente Enthusiasmus der Nation, der nur eines zündenden Funkens bedurfte, um ins Leben zu treten, hat diesen Funken in der Erscheinung der Jungfrau gefunden und nachher mit selbständiger Kraft seine Befreiung vollendet. Ueberlebt die Jungfrau den Tag des Sieges, der ihre ausschließliche Bestimmung war, so wird jenes anomale Verhältniß eintreten, daß eine Heilige vorhanden ist, die keine Wunder mehr thut; der Rausch der Begeisterung hat sich verloren und zieht eine Reaction nach sich: das Volk wird mistrauisch gegen seinen Abgott, der keine unmittelbare Macht mehr entfaltet, es begreift nicht mehr, denn es ist nicht mehr im Rausch, wie jene wunderbaren Wirkungen eines schwachen Geschöpfes mit rechten Dingen zugehn konnten. In einem Zeitalter, das allein eine ähnliche Geschichte möglich macht, wird das Mistrauen sich bald in Entsetzen verwandeln, man wird die früher angebetete Jungfrau als Hexe verbrennen. Es ist ferner natürlich, in dem Wesen der Seele begründet und eine höhere tragische Ironie, daß sich diese äußerliche Reaction auch innerlich in dem Geist der Heldin nachbildet. In ihrer Erhebung liegt ein Bruch mit ihrer ursprünglichen Natur, eine wenn auch unfreiwillige Schuld: es sprechen zwei Geister in ihrer Brust, von denen der eine den andern nicht versteht. Sobald die Exaltation, die nicht über eine gewisse Zeit dauern kann, vorüber ist, wird diese Selbstentzweiung als Schmerz empfunden. Der Schmerz gestaltet sich in einem religiösen Gemüth als Gefühl der Schuld, und es ist begreiflich, daß dieses Gefühl zum erstenmal hervortritt, wenn die Natur sich gegen den spiritualistischen Beruf geltend macht, wenn das Gebot nicht ausreicht, die Stimme des Herzens zum Schweigen zu bringen: wenn also gegen die vermeintliche Pflicht der Keuschheit die erste Liebe sich empört. Die Täuschung liegt dann nahe, den Umschlag der öffentlichen Meinung als eine Folge dieser vermeintlichen Schuld, als Strafe Gottes zu betrachten. Diese Strafe trifft aber eigentlich nicht das verletzte spiritualistische Gebot, sondern die verletzte Natur. Johanna hat über das Schreckliche ihres Berufs, schon während ihrer Exaltation, ein dunkles Bewußtsein. Man vergegenwärtige sich die Scene mit Montgomery. Die Tödtung dieses Knaben soll uns mit Schauder erfüllen, mit Schauder vor der geheimnißvollen Macht, die in der Jungfrau waltet, und gegen die das natürliche Gefühl Sünde ist, und zugleich mit vorahnendem Schauder vor der Unnatur eines Berufs, der das Weib sich selber entfremdet. „Dem Geisterreich, dem strengen, unverletzlichen, verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag, mit dem Schwert zu tödten alles Lebende, das mir der Schlachten Gott verhängnißvoll entgegenschickt .... Nicht mein Geschlecht beschwöre!

Nenne mich nicht Weib! Gleichwie die körperlosen Geister, die nicht frein auf ird'sche Weise, schließ' ich mich an kein Geschlecht der Menschen an, und diesen Panzer deckt kein Herz." — Und wenn nun das Herz dennoch einmal sprechen sollte! schon die Vorstellung flößt ihr Entsetzen ein: „Der Männer Auge schon, das mich begehrt, ist mir ein Grauen und Entheiligung . . . Darf sich ein Weib mit kriegerischem Erz umgeben, in die Männerschlacht sich mischen? Weh mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes in Händen führte und im eitlen Herzen die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann! mir wäre besser, ich wär' nie geboren!" — Fast ist das letzte Ziel ihrer Aufgabe erreicht, da schaudert vorahnend die Natur in ihr noch einmal zusammen, das Gespenst ihres Gewissens, der schwarze Ritter erinnert sie an den magischen Kreis der übersinnlichen Welt, vor deren Gebot man zittert, ohne es zu verstehn; sie verschmäht die Warnung, und mit dem zündenden Strahl der ersten Liebe — der Liebe zu einem Feind! — geht ihr ein schreckliches Licht über ihre Schuld auf. „Unglückliche! ein blindes Werkzeug fordert Gott; mit blinden Augen mußtest du's vollbringen! Sobald du sahst, verließ dich Gottes Schild." — Sie ist sehend geworden, sie sieht auch mit Schrecken in ihre Vergangenheit zurück. Sie erinnert sich der harten Ueberhebung gegen ihre Familie. Mit der Wiederkehr des Bewußtseins, daß sie ein Weib ist, tritt die Erinnerung an jene alten Verhältnisse als geheime Selbstanklage hervor, und wenn in jener Scene, wo die Jungfrau auf dem Gipfel des Ruhmes durch die furchtbare Anklage des Vaters getroffen wird, der Himmel mit Donner und Blitz für diese Anklage ein Zeugniß ablegt, so ist das die Stimme der beleidigten Natur, die man nicht ungestraft verletzt. Johanna schweigt zu der Anklage ihres Vaters, die in der Form unbegründet ist, angeblich weil sie dieselbe (echt katholisch) als Strafe für ihre das Gebot der Heiligen übertretende Empfindung hinnehmen will, in Wahrheit aber, weil sie anfängt in sich zu gehn, an sich zu zweifeln, und darum von der unerwarteten aber doch vorempfundenen Anklage niedergedrückt wird, ohne sie ganz zu verstehn. Wenn Thiebault im Prolog sagt: „das Herz gefällt mir nicht, das streng und kalt sich zuschließt in den Jahren des Gefühls — das deutet auf eine schwere Irrung der Natur" — so ist dieser Vorwurf bis zu einem gewissen Grad gerecht, und daß sie das dunkel fühlt in dem Augenblick, wo sie die Einheit ihrer erhöhten Stimmung verloren hat, das erdrückt sie in der schweren Stunde der Prüfung. Ein Schauder erfaßt sie vor dem Blut, das sie vergossen, das sie nicht vergießen durfte, wenn sie ein Weib war; und daß sie ein Weib ist, weiß sie jetzt. Als gotterfüllte Heilige ging die Jungfrau ganz in ihre Pflicht auf; sie fühlte den innern Widerspruch ihres Wesens nicht, den ihr Vater richtig erkannte. Als liebendes Weib erkennt sie mit Schrecken ihre dämonische Doppelna-

tur, und der Fluch des Vaters ist nur der äußere Ausdruck des Entsetzens, das sie vor sich selber empfindet. Zwar ermannt sie sich später in einer neuen Exaltation — und die Berechtigung dieser Exaltation spricht sich namentlich in dem sinnreich erfundenen Gegensatz der Jungfrau, in Talbot, aus, der in dem Trotz auf die Ueberlegenheit seines Verstandes und seiner Kraft die Macht des Glaubens verleugnet und in diesem Unglauben schmählich zu Grunde geht — die Exaltation, die im Augenblick der Noth Frankreichs wiederkehrt und dadurch ihre Vergangenheit sühnt, steigert sich sogar bis zum Wunder; aber nur, um ihr einen schönen Tod zu geben, von den siegreichen Fahnen ihres Vaterlandes umweht. — Alle diese Momente eines tragischen Geschicks sind in Schiller's Tragödie zwar angedeutet, aber nicht ausgeführt. Die innere Umwendung ihrer Stimmung verschwimmt zu sehr in dem Klingklang schöner Verse, um uns mit der Gewalt einer unmittelbaren Wahrheit zu erschüttern. Für uns bleibt alles Räthsel und Wunder, unsre Phantasie wird hingerissen, unser Herz bleibt stumm. Aber wir müssen die hohe Kraft der Poesie bewundern, die aus dieser Romantik ein Bild gemacht hat: am glänzendsten in den Scenen, die sich auf reale Zustände beziehn. Man merkt in den Schlachtscenen Shakspeare heraus, aber das Vorbild darf sich der Nachahmung nicht schämen. Die Schilderung der Landesnoth, die nur durch ein Wunder gelöst werden kann, ist unübertrefflich; ebenso die Steigerung des Affects bis zum höchsten Ausbruch und die Färbung des mittelalterlichen Kriegslebens. Diese lebendige Schilderung des Wirklichen hebt die übersinnliche Macht um so glänzender hervor, und wenn es dem Dichter nicht ganz gelungen ist, das Wunder real darzustellen, so schimmert doch in dieser Region, wo die Wirkung von der Ursache nicht bedingt wird, verklärend der Geist eines höhern Rechts durch. —

Zwei so glänzende Leistungen gaben der idealen Schule eine neue Sicherheit; fortan konnten die Führer mit Plan und Folge zu Werke gehn. Göthe hat uns über das, was er mit dem Theater beabsichtigte, nicht im Unklaren gelassen. „Wer darauf denken dürfte, eine gewisse Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixiren, müßte vor allen Dingen darauf ausgehn, die Denkweise des Publicums, das er vor sich hat, zur Vielseitigkeit zu bilden. Diese besteht darin, daß der Zuschauer einsehen lerne, nicht eben jedes Stück sei wie ein Rock anzusehn, der dem Zuschauer völlig nach seinen gegenwärtigen Bedürfnissen auf den Leib gepaßt werden müßte. Man sollte nicht gerade immer sich und sein nächstes Geistes-, Herzens- und Sinnesbedürfniß auf dem Theater zu befriedigen gedenken, man könnte sich vielmehr öfters wie einen Reisenden betrachten, der in fremden Orten und Gegenden, die er zu seiner Belehrung und Ergötzung besucht, nicht alle Bequemlichkeit findet, die er zu Hause seiner Individua-

lität anzupassen Gelegenheit hatte.“ — Es ist auffallend, wie Göthe zwei Begriffe, die er sonst streng auseinander hält, in dieser wichtigen Frage verwechselt: Manier und Stil. Die Griechen, die Engländer, die Spanier, die Franzosen haben in der classischen Zeit ihrer Dichtung einen ausgeprägten Stil gehabt, wobei doch der individuellen Bewegung die größte Freiheit verstattet wurde. Das Gefühl für die Form wird nicht, wie Göthe meint, durch vielseitige Empfänglichkeit für alle möglichen Formen, sondern durch Festhalten einer bestimmten Form genährt. Schauspieler, die bald in Trimetern, bald in Calderonischen Reimverschlingungen sich vernehmen lassen, werden die Form als etwas für sich Bestehendes betrachten und ihre Kunstübung theilen, und während bei einer classischen Dichtung die Form das natürliche Gewand ist, das sich dem Inhalt gefällig anschmiegt, wird bei dieser falschen Vielseitigkeit ein doppeltes Studium verlangt, dessen eine Seite mit der andern nicht zusammenhängt. Noch schlimmer ist es mit der Verwirrung der zu Grunde gelegten sittlichen Anschauungen. Ein rein ästhetischer, d. h. von den Voraussetzungen des realen Gefühls getrennter Eindruck kann vielleicht durch die Musik hervorgebracht werden, aber nimmermehr im Theater. Unsre Theilnahme, Rührung, Erschütterung wird, wenn wir handelnde und reflectirende Menschen vor uns sehn, durch unser Urtheil bedingt, und den Maßstab dieses Urtheils müssen wir fertig ins Stück mitbringen, weil wir während desselben keine Zeit haben, uns Grundsätze zu bilden. Wenn wir Calderon oder Corneille oder Euripides oder auch die indischen Dichter lesen, so können wir bei genügender Vorbildung gar wohl von unsern eignen Gefühlen abstrahiren und uns in die Gefühlsweise des fremden Dichters versetzen. Bei der unmittelbaren Theilnahme des Gemüths dagegen, welche auf dem Theater erforderlich ist, wäre so etwas unmöglich; und wird es durch einen künstlerischen Despotismus dennoch anscheinend durchgesetzt, so ist damit dem Theater die Basis entzogen und ein schmählicher Verfall vorbereitet. — Ferner war Göthe in seinen Ansichten doch nicht consequent. Auf der einen Seite bestimmte ihn der Einfluß Schiller's, der sich eine bestimmte Kunstform angeeignet hatte; auf der andern der Einfluß der Romantiker, die den Grundsatz aufstellten, man müsse durch treue Wiederaufnahme der Form dem deutschen Publicum die fremdartige Atmosphäre in gelehrter Strenge versinnlichen. Die Stücke wurden umgearbeitet, aber ohne ein festes Vorbild. Wäre Schiller damals nicht selbst in einem Zustand des Schwankens gewesen, so hätte sein mächtiger Wille den fügsamen Freund mit fortgerissen; aber der Bearbeiter der Turandot hatte keine Veranlassung, gegen die Aufführung des Alarkos aufzutreten. — Ueber die Aufführung der Turandot (Weimar, 30. Januar 1802; Berlin, 5. April 1802) sagt Göthe: „Der Deutsche ist ernsthafter Natur, und sein Ernst

zeigt sich vorzüglich, wenn vom Spiel die Rede ist, besonders im Theater. Hier verlangt er Stücke, die eine gewisse einfache Gewalt über ihn ausüben, die ihn entweder zu herzlichem Lachen oder zu herzlicher Rührung bewegen. Was uns betrifft, so wünschen wir freilich, daß wir nach und nach mehr Stücke von rein gesonderten Gattungen erhalten mögen, weil die wahre Kunst nur auf diese Weise gefördert werden kann; allein wir finden auch solche Stücke höchst nöthig, durch welche der Zuschauer erinnert wird, daß das ganze theatralische Wesen nur ein Spiel sei." — Hätte man gewagt, den alten Gozzi in der Weise auf die Bühne zu bringen, wie er selber seine Stücke gedacht, so wäre eine Art von Wirkung nicht ausgeblieben, obgleich die Masken zu der Gewohnheit unsrer Fastnachtspiele nicht stimmen. Wenn man aber durch den Ernst und die Idealität der Sprache das Publicum in die Tragödie einführt und ihm trotzdem zumuthet, es solle sich das Ganze als einen Fastnachtschwank denken, so wird die Absicht des Dichters verfehlt. Schiller's Autorität stand zu fest, als daß das Publicum sich ernsthaft dagegen aufgelehnt hätte; unruhiger wurde es, als 2. Januar 1802 A. W. Schlegel's Jon aufgeführt wurde. „Von dem sinnlichen Theil des Jon, erzählt Göthe, konnte man sich die beste Wirkung versprechen, denn in den sechs Personen war die größte Mannichfaltigkeit dargestellt. Ein blühender Knabe, ein Gott als Jüngling, ein stattlicher König, ein würdiger Greis, eine Königin in den besten Jahren und eine heilige bejahrte Priesterin. Für bedeutende abwechselnde Kleidung war gesorgt und das durch das ganze Stück sich gleichbleibende Theater zweckmäßig ausgeschmückt. Die Gestalt der beiden ältern Männer hatte man durch schickliche Masken ins Tragische gesteigert, und da in dem Stück die Figuren in mannichfaltigen Verhältnissen auftreten, so wechselten durchaus die Gruppen dem Auge gefällig ab und die Schauspieler leisteten die schwere Pflicht um so mehr mit Bequemlichkeit, als sie durch die Aufführung der französischen Trauerspiele an ruhige Haltung und schickliche Stellung innerhalb des Theaterraums gewöhnt waren. Die Hauptsituationen gaben Gelegenheit zu belebtern Tableaux, und man darf sich schmeicheln, von dieser Seite eine meist vollendete Darstellung geliefert zu haben. Uebrigens ist das Stück für gebildete Zuschauer, denen mythologische Verhältnisse nicht fremd sind, völlig klar, und gegen den übrigen weniger gebildeten Theil erwirbt es sich das pädagogische Verdienst, daß es ihn veranlaßt, zu Hause wieder einmal ein mythologisches Lexikon zur Hand zu nehmen und sich über den Erichthonius und Erechtheus aufzuklären. Blos dadurch, daß unsre Lage erlaubt, Aufführungen zu geben, woran nur ein erwähltes Publicum Geschmack finden kann, sehn wir uns in den Stand gesetzt, auf solche Darstellungen loszuarbeiten, welche allgemein gefallen." — Aber das auserwählte Publicum fällt nicht gerade mit

dem „gebildeten" zusammen; man kann sehr gut von dem Erichthonius unterrichtet sein, ohne ein Urtheil über das Theater zu haben. Wenn übrigens ein Gelehrter, z. B. Böttiger, widersprach, so wurde er ebenso kurz abgefertigt wie der Pöbel. Auffallend ist, daß Schlegel den Euripides bearbeitet, den er so tief unter Aeschylus und Sophokles herabsetzt. Es lag wol das geheime Gefühl zu Grunde, daß die dramatische Form des Euripides nicht blos den Gewohnheiten unsers Theaters (denn danach fragte man in Weimar nicht), sondern dem Begriff der theatralischen Kunst überhaupt näher kam. In der äußern Behandlung des Stoffs ist Göthe's Iphigenie das Vorbild. Der Trimeter ist mit Ausnahme einiger Stellen von erhöhter Stimmung dem fünffüßigen Jambus gewichen, der Chor ist weggefallen, von den tragischen Versmaßen nur der trochäische und anapästische Tetrameter in Anwendung gebracht. Die Sprache erinnert an den Ton des griechischen Dramas, aber sie ist zugleich ein reines und elegantes Deutsch. Die scenischen Veränderungen sind fast durchweg Verbesserungen, obgleich das Bestreben, das Alterthum perspectivisch zu malen, d. h. so, daß die uns fremden Farben und Linien am auffallendsten hervortreten (so die Höhle des Trophonius), eigentlich dem Zweck des Dramas zuwider ist. Wo Schlegel frei arbeitet, hat er im ganzen den Ton schöner Leidenschaft getroffen. Aber wie unendlich steht der dichterische Inhalt dieses Stücks hinter der Iphigenie zurück! es ist ein Intriguenstück, dessen Motive uns fremd sind. Daß Apollo seinen Sohn dem Xuthus unterschiebt, ist zwar dadurch gemildert, daß nicht ein reiner Betrug stattfindet, aber nach unsern Begriffen ist es keine Ehre für einen Sterblichen, den Bastard eines Gottes in seinem Hause zu hegen, wenn auch Apollo, der ungeschickterweise zuletzt persönlich auftritt, dem Xuthus erklärt: du wirst das holde Lager nicht verschmähn ob meiner offenbarten Vorgenossenschaft. Schlegel hat vergessen, daß, um die richtige Wirkung auf den Zuschauer hervorzubringen, nur diejenigen Hebel angewandt werden dürfen, die in der That Macht über das Gemüth haben. Ja einzelne Seiten des griechischen Geistes, die unsrer Gefühlsweise widersprechen, treten in dem Urbild weniger hervor als in der Nachbildung. Schlegel hat die lüsternen Scenen, die im Euripides vermieden sind, absichtlich schärfer hervorgehoben und bei den Geständnissen der Kreusa mit einer gewissen Vorliebe verweilt. Es war vorzugsweise von dieser Seite, daß man an dem Jon Anstoß nahm. Göthe stellt nach seiner Weise das Ganze als eine Parteisache dar. „Die Gebrüder Schlegel hatten die Gegenpartei am tiefsten beleidigt, deshalb trat schon am Vorstellungsabend Jon's, dessen Verfasser kein Geheimniß geblieben war, ein Oppositionsversuch unbescheiden hervor; in den Zwischenacten flüsterte man von allerlei Tadelnswürdigem, wozu denn freilich die etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünschten Anlaß

gab. Ein sowol den Autor als die Intendanz angreifender Aufsatz (von Böttiger) war in das Modejournal projectirt, aber ernst und kräftig zurückgewiesen: denn es war noch nicht Grundsatz, daß in demselbigen Staat, in derselbigen Stadt es irgendeinem Glied erlaubt sei, das zu zerstören, was andre kurz vorher aufgebaut hatten." — Auf Jon folgte Göthe's Iphigenie 15. Mai, die einen außerordentlichen Erfolg hatte. Göthe selbst hatte zu der dramatischen Kraft dieses wunderlieblichen Gedichts niemals ein rechtes Zutrauen gehabt.*) Seit dem ersten Versuch, sie in der ursprünglichen Form auf dem Liebhabertheater darzustellen, hatte sie geruht. Da nun die fremden Masken sich haufenweise auf das Theater drängten, glaubte man auch diese Schatten wieder heraufbeschwören zu dürfen, und wohl durfte man es wagen, denn wenn man von dem griechischen Costüm absah, so war der allgemein menschliche, jedem fühlenden Herzen verständliche Inhalt hier reicher und lebendiger als in irgendeinem der romantischen Maskenspiele, die man dem Publicum zu kalter Anstaunung preisgab. Frau von Staël hat sehr richtig bemerkt, daß die Zartheit der weiblichen Empfindung, die den Knotenpunkt des Stücks ausmacht, ein unsichres Motiv der dramatischen Entwickelung ist; aber diese Schwäche vergißt man leicht über dem Seelenadel jener heiligen Gestalt. Freilich trug die eigenthümliche Haltung und Sprache, selbst die fremdartige Tracht nicht dazu bei, jenen ausgesprochnen Stil zu fördern, der für ein ideales Theater unerläßlich war, und wir müssen es dem Schicksal danken, daß Schiller die modernen historischen Stoffe in die Hand gespielt hatte und ihn abhielt, sich mit seiner ganzen Energie auf Griechenland zu werfen, wodurch unser Theater noch mehr in eine falsche Bahn wäre getrieben worden.**) — Der nächste Versuch war Fr. Schlegel's Alarkos

*) In einem wie einseitigen Hellenismus die beiden Freunde befangen waren, zeigt ein Brief Schiller's, als er in Göthe's Auftrag an die theatralische Durcharbeitung der Iphigenie ging. Er wunderte sich, daß sie auf ihn nicht mehr den günstigen Eindruck machte wie sonst, ob es gleich immer ein seelenvolles Product bleibe. „Sie ist aber so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stück zu vergleichen. Sie ist ganz nur sittlich, aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und alles was ein Werk zu einem echten dramatischen specificirt, geht ihr sehr ab. Göthe selbst hat mir schon längst zweideutig davon gesprochen, aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei; bei näherm Ansehn aber hat es sich mir auch so bewährt. Indessen ist dieses Product in dem Zeitmoment, wo es entstand, ein wahres Meteor gewesen. Auch wird es durch die hohen poetischen Eigenschaften, die ihm ohne Rücksicht auf seine dramatische Form zukommen, blos als ein poetisches Geisteswerk betrachtet, in allen Zeiten unschätzbar bleiben."

**) Die griechischen Formen des Theaters wurden unterstützt durch die gleich-

29. Mai 1802. Die Versöhnung des Antiken und Romantischen wird bereits in dem Versmaß angestrebt: neben dem vorherrschenden spanischen Rhythmus und dem Reim finden wir den griechischen Trimeter, der aber sonderbarerweise durch die Assonanz verschönert ist: mehrere Seiten Trimeter, die auf a oder o oder u auslauten, das sämmtliche Vocalsystem wird in Anwendung gebracht. Daß ein Gedicht einen bestimmten Rhythmus haben muß, und daß eine Vermischung der Formen nicht eine Veredelung, sondern eine Verkehrung derselben ist, davon hat Schlegel keinen Begriff. Bei der gesteigerten Künstlichkeit der Form wird der Inhalt als etwas Accidentelles angesehn, als der unvermeidliche, aber an sich nicht wesentliche Stoff, an dem die Kunst des Metrums und des Reims geltend zu machen sei. In der Auswahl scheint nur die Rücksicht vorgewaltet zu haben, den sittlichen Vorstellungen der Aufklärung soviel als möglich zu widersprechen. Die Volkssage vom Alarkos ist durchaus im spanischen Geist gedacht. Ein Graf hat einer Königstochter die Ehe versprochen, er hat trotzdem eine andere geheirathet. An sein Wort gemahnt, bleibt ihm kein anderes Mittel übrig, sein Versprechen zu erfüllen, als der Tod seiner Gemahlin. Er ermordet sie und wird nebst seinen Mitschuldigen von der Sterbenden in der Frist von drei Tagen vor Gottes Richterstuhl geladen. Wenn man eine solche Fabel zur Grundlage eines modernen Dramas nehmen will, was an sich schon wunderlich ist, da sie einer ganz andern Atmosphäre des Denkens und Empfindens angehört,

---

zeitigen Bemühungen um den classischen Geschmack in der bildenden Kunst. Im engen Verein mit Meyer war Göthe bemüht, auch hier den reinen Geschmack zu fördern. Die Propyläen wurden bis 1800 fortgesetzt, mußten dann aber wegen der Theilnahmlosigkeit des Publicums eingehn. Während die weimarischen Kunstfreunde durch die ästhetische Erörterung ihrer Grundsätze von dem sentimental Unbedeutenden und glatt Natürlichen auf die höhern Anforderuugen idealer Kunst hinzuweisen bemüht waren, erkannten sie das Bedürfniß, die Wahl günstiger Gegenstände durch Preisaufgaben zu erleichtern. Zu diesen wählte man vorzugsweise Scenen aus Homer. Die erste Aufgabe war aus dem dritten Buch der Ilias, wo Venus dem Paris die Helena zuführt. Es gingen neun Preisstücke ein, und die Zahl derselben stieg mit jeder neuen Aufgabe. Hektor's Abschied von Andromache und der Ueberfall des Rhesus waren für das Jahr 1800 ausgeschrieben. In den nächsten Jahren ließ man Scenen aus dem Leben des Achill, Perseus' Befreiung der Andromeda, Odysseus und Polyphem folgen; dann ging man 1804 zu einem allgemeinen Problem über, dem Kampf der Menschen mit dem Element des Wassers. Die siebente und letzte Kunstausstellung 1805 war den Thaten des Hercules gewidmet. Göthe gab jedesmal eine sorgfältig eingehende Kritik. Um sich zu dieser besser vorzubereiten, studirte er die Schilderungen griechischer Gemälde von Philostrat und schrieb die Abhandlung über Polygnot's Homerische Darstellungen.

so muß man wenigstens die Thatsachen durch scharfsinnige psychologische Erfindungen motiviren. Schlegel hat es sich leicht gemacht: er motivirt gar nicht, er nimmt alle Voraussetzungen aus der spanischen Legende unbefangen herüber und geht nur darauf aus, die düstre Stimmung des Ereignisses auf die Phantasie wirken zu lassen; also ohne alle Vermittelung sittlicher Theilnahme sollen wir von der bloßen Macht der Thatsachen ergriffen werden. Darin liegt der Grundirrthum der romantischen Kunst. Was im Alarkos aus einer falschen Doctrin hervorging, das Bestreben, durch ungewöhnliche Erscheinungen, durch Massenanhäufung von Schrecknissen, kurz durch materielle Mittel zu wirken, wird von jedem Naturalisten unbefangen ausgeübt. Aber der Naturalist versteht es besser als der Doctrinär, denn gerade durch das, was die feine Bildung auszeichnet, eine vornehme und bei aller Aufregung gemessene Sprache, wird die Wirkung des Contrastes abgeschwächt. Man liest den Alarkos nur mit Staunen und Verwunderung; nicht einmal die Phantasie wird angeregt. Wenn ein Naturalist, ein Werner, Müller, Raupach, oder auch Kotzebue, sich eines ähnlichen Stoffs bemächtigt hätte, so würde er zwar eine ungesunde aber bedeutende Wirkung hervorgebracht haben. Bei Schlegel wird nicht einmal deutlich, was vorgeht, noch weniger gelingt es ihm, einen Eindruck zu fixiren; die ganze Aufmerksamkeit wird durch die Form in Anspruch genommen. Wenn aber das Publicum das Stück mit schallendem Gelächter aufnahm*), so war sein Einfluß auf die dama-

*) Unmittelbar nach der Aufführung des Stücks reiste Fr. Schlegel mit Dorothee, die sich nun taufen ließ und nach der Scheidung von Veit seine Gattin wurde, nach Paris; in Jena hatte es ihm der allgemeine Widerstand der ältern Professoren unmöglich gemacht, sich bei der Universität festzusetzen; December 1801 bis Januar 1802 hatte er sich bei Schleiermacher in Berlin aufgehalten. — Von Dorothee hatte er 1801 einen unvollendeten Roman, Florentin herausgegeben. Die Erzählung wird durch unnöthiges Retardiren in Verwirrung gesetzt, auch gibt die ironische Auffassung des Lebens dem Charakter des Helden einen gezierten Anstrich: allein die sinnliche Anschauung ist von einer hellen Farbe, namentlich in einzelnen Scenen, die hineindämmernde Romantik ist durchaus nicht tendenziös, die Reflexionen stellen nur Erlebtes und Selbstempfundenes dar, und die Anlage der Charaktere ist nicht gewöhnlich. Die eingestreuten Gedichte sind plastisch und von individueller Färbung und bilden einen wohlthuenden Gegensatz gegen das schwülstige Widmungsgedicht, mit dem Schlegel seine Freundin einführt. — Das Jahr 1802 ist noch merkwürdig durch den Versuch, den Kotzebue, von Göthe beleidigt, in Weimar machte, durch eine lächerliche Apotheose Schiller's (eine Aufführung der Glocke) die beiden Dichter zu entzweien. Der Plan mislang, aber die Leonoren des Hofs von Ferrara fielen dem Dichter der Johanna von Montfaucon zu — doch etwas beschämend für den Classicismus. Kotzebue ging gleich darauf (Herbst 1802) nach Berlin, wo er mit großer Ehre empfangen und

lige Dichtergeneration desto größer: das finstre Gespenst des Schicksals, welches im Alarkos in unheimlicher Gestaltlosigkeit über die Bühne schreitet, wurde die Muse der modernen Tragödie. — Indeß würde dieser Erfolg nicht eingetreten sein, wenn nicht ein Größerer, Schiller, Schlegel's heftiger Gegner, sich an seiner Schuld betheiligt hätte. — Nach dem ungeheuern Erfolg des Wallenstein, der den Dichter überführen konnte, wie nützlich es ihm sei, seine Kraft auf einen gegebenen realistischen Stoff zu wenden, erscheint der Abfall zum abstracten Idealismus unglaublich; und doch wird er theils durch das Studium der Griechen, theils durch die Verachtung der Menge erklärlich. — Wenn die Begebenheit auf den Bretern uns rühren, erschüttern und erheben soll, so muß sie in ihren psychischen und sittlichen Motiven verständlich sein, sie muß das Gesetz unsrer eignen Gedanken und unsers eignen Gewissens versinnlichen. Nicht als sollte sich die Kunst zu den gemeinen Motiven des Pöbels herablassen: ein Misverständniß, das auch in der Politik bei der Ermittelung des „Volkswillens" obwaltet; die Tragödie soll nicht darstellen, wie wir Einzelne zufällig empfinden, sondern wie wir empfinden sollen, wie wir, wenn es uns gezeigt wird, empfinden müssen. Darin beruht das Geheimniß der dichterischen Idealität. Es war von jeher die Sitte der deutschen Kunst, die Thaten als nothwendige Folge der Charaktere in ihrer Verwickelung mit einer bestimmten Situation darzustellen, und aus der Schuld des Einzelnen den Grund seines Schicksals herzuleiten. Es treten zwar Ereignisse ein, die hemmend oder beschleunigend auf den Gang der Handlung einwirken, und die aus jenen Voraussetzungen nicht herzuleiten sind; auf diese wird die Aufmerksamkeit nur nebenbei hingelenkt, wir beschäftigen uns vorzugsweise mit der Verfolgung der Seelenbewegungen. Shakspeare's Stücke sind fast ohne Ausnahme Charakterentwickelungen; die Ereignisse beschäftigen uns nur, insofern sie den Charakteren Gelegenheit geben, sich zu entfalten. In gleichem Sinn wirkten Lessing und Göthe: in der Emilia Galotti sind die Voraussetzungen seltsam, aber hat man sie einmal zugegeben, so ist kein Sträuben gegen die gewaltige Evolution möglich; das Schicksal kommt ganz von innen heraus. Das griechische Theater dagegen hat fast überall von außen nach innen

---

in die Akademie aufgenommen wurde; dort eröffnete er im „Freimüthigen" mit Merkel gegen Göthe und die Romantiker einen lebhaften Federkrieg. — Schiller wurde September 1802 auf Ansuchen des Herzogs vom Kaiser geadelt; so war nun Charlotte wieder courfähig wie ihre Schwester Karoline, jetzt Frau von Wolzogen. Dem Jahr 1802 gehören die Gedichte: Kassandra, an die Freunde und die vier Weltalter an. — Corona Schröter starb 24. October 1802.

gearbeitet, d. h. es hat das Schicksal und die sich daran knüpfenden allgemein menschlichen Reflexionen in den Vordergrund gestellt und sich mit den Charakteren nur in zweiter Linie beschäftigt. Es ging darauf aus, durch Thatsachen zu rühren und zu erschüttern, und erst nach diesen Thatsachen stimmte es seine Charaktere, die es in ihrem innern Wesen nicht weiter verfolgt, als das Verständniß der Handlung unerläßlich erfordert. So ist in der Orestie des Aeschylus ein Gefühlsconflict vorhanden; zum Rächer seines Vaters berufen, muß Orest die Stimme des Bluts verleugnen, aber noch im Augenblick, wo er das Herannahen der Erinnyen fühlt, die ihn zum Wahnsinn treiben, erklärt er feierlich, er habe seine Pflicht gethan, indem er die Natur verletzte. Der Conflict ist so stark ausgesprochen als möglich, und man würde nach unsern Begriffen erwarten, die Lösung müsse von innen heraus erfolgen. Aber die sittlichen Mächte, die sich in des Orestes Seele bekämpften, individualisiren sich außerhalb derselben: für die eine tritt Apollo ein, für die andre die Eumeniden; Orestes selbst ist ein willenloses Schlachtopfer, und jene beiden Mächte finden keinen andern Austrag ihres Streits, als daß sie an einen Gerichtshof appelliren. Die hohe Poesie, die in der Darstellung der Eumeniden dies neue Stück entfaltet, ist rein dämonischer Natur: es wird Grauen und Entsetzen erregt, aber ohne Verständniß. Aehnlich schließt Sophokles im Oedipus auf Kolonos. Die Eumeniden werden durch Schmeicheleien und Versprechungen versöhnt; sie hören auf, die schrecklichen Rachegeister zu sein, und ziehn sich in ein unterirdisches Heiligthum zurück, wo sie als Schutzgötter Athens walten. Aber uns kommen die Eumeniden, die aus dem dunkeln Schoos der Erde den Unglücklichen zu sich rufen, noch viel dämonischer, fremder und räthselhafter vor als die Erinnyen des Aeschylus in dem ganzen Grauen ihres Blutdurstes. Sophokles hat über den Conflict des Schicksals gegen das Sittengesetz tiefer nachgedacht als Aeschylus, aber er ist ebenso wenig zu einer Lösung gekommen. Wir empfinden beim Ausgang nur Bestürzung und Grauen, aber nicht jene tragische Erschütterung, in der zugleich eine gewisse Versöhnung liegt. Oedipus hat nichts gethan, was nach seinen Motiven oder nach dem Maßstab der griechischen Sittlichkeit betrachtet, irgendwie tadelnswerth wäre, und doch hat er, ohne es zu wissen, die größte Schuld auf sich geladen; diese Schuld ist nicht dem Zufall angehörig, sie ist ihm schon bei der Geburt prädestinirt, und gerade die fromme Bemühung, dieser ihm durch ein Orakel verkündeten Schuld zu entgehn, treibt ihn in die Schuld hinein. Um die Ehre der Griechen zu retten, hat man behauptet, die neuern Tragödien hätten das Wesen des antiken Schicksals misverstanden: aber was Schiller in der Braut von Messina, Göthe in der natürlichen Tochter, Schlegel im Alarkos, Werner

im 24. Februar, Müllner in der Schuld, Grillparzer in der Ahnfrau geleistet haben, ist noch lange nicht so unverständlich, fremdartig und schrecklich als das Gespenst des Schicksals im Sophokles. Don Cesar begeht doch ein wirkliches Verbrechen, als er seinen Bruder tödtet, ebenso Alarkos, Kurt Kuruth, Graf Hugo, Jaromir u. s. w.; freilich treten Umstände ein, die ohne ihr Wissen ihre Schuld erschweren, aber schuldig sind sie alle. Oedipus dagegen hat sich nichts vorzuwerfen, und doch wird er ein Abscheu der Götter und der Menschen, er wagt das Licht der Sonne nicht mehr zu schauen; eine Prädestinationslehre, an die selbst der Calvinismus nicht hinaufreicht. — Dieses wunderbare Drama war Schiller's Hauptstudium in seinen dramatischen Lehrjahren. Schon October 1797 schreibt er an Göthe: „die Vortheile sind unermeßlich, wenn ich auch nur des einzigen erwähne, daß man die zusammengeschlossene Handlung, welche der tragischen Form ganz widerstrebt, dabei zum Grunde legen kann, indem diese Handlung ja schon geschehn ist und mithin ganz jenseit der Tragödie fällt. Dazu kommt, daß das Geschehene, als unabänderlich, seiner Natur nach viel fürchterlicher ist, und die Furcht, daß etwas geschehn sein möchte, das Gemüth ganz anders afficirt als die Furcht, daß etwas geschehn möchte. Der Oedipus ist gleichsam nur eine tragische Analysis; alles ist schon da, und es wird nur herausgewickelt. Wie begünstigt das nicht den Poeten!" „Freilich würde man schwerlich aus weniger fabelhaften Zeiten einen Gegenstand dazu auffinden können. Das Orakel hat einen Antheil an der Tragödie, der schlechterdings durch nichts zu ersetzen ist, und wollte man das Wesentliche der Fabel selbst bei veränderten Personen und Zeiten beibehalten, so würde lächerlich werden, was jetzt furchtbar ist." — Die Gefahr sah er wohl, aber er ließ sich nicht warnen. Die Malteser mit ihren Chören tauchten immer aufs neue vor seiner Einbildungskraft auf; endlich im Mai 1801 fand er den Stoff zur Braut von Messina. Die Lectüre des Stolberg'schen Aeschylus, die rege Theilnahme an Göthe's Propyläen und an den akademischen Kunstausstellungen feuerten ihn an; das Stück wurde Ende 1802 fertig und 19. März 1803 aufgeführt. Die Personen sprechen beständig von Penaten, Göttern, ehernfüßigen Erinnyen, sie benehmen sich antik, verhüllen im Schmerz ihr Haupt, fürchten sich vor dem Vogelflug und bösen Vorzeichen im Reden; wunderlich genug kommt dann ein christliches Begräbniß dazwischen. Trotzdem erklärte Humboldt die Braut für Schiller's Meisterstück, und in der That findet man nirgend eine so kunstgerechte Composition, eine so edle Harmonie des Stils, der nur durch sehr vereinzelte Ueberschwenglichkeiten an den Dichter der Räuber erinnert. Die tragischen Scenen überschreiten bei der gewaltigsten Kraft nie das Maß der Schönheit, und der fremdartige Duft übt eine berauschende Wirkung

aus. Aber dem Stück fehlt etwas, was den Nerv aller echten Poesie ausmachen soll: die Betheiligung des Gemüths. In keinem Werk unsrer classischen Dichter ist die Trennung der Kunst vom Leben so unerbittlich durchgeführt, so alle Fäden abgeschnitten, welche sonst das Kunstwerk mit der natürlichen Bewegung unsers Pulses in Verbindung setzen. Wer sich in diese Welt des Traums vertieft, muß seine angebornen heiligen Vorstellungen, Gedanken und Empfindungen hinter sich lassen, denn keine derselben findet hier ihre Stätte. Das alles hat der Dichter mit Absicht gethan. Die Vorrede ist eine leidenschaftliche Kriegserklärung des Idealismus gegen den Realismus. Man habe auf dem Theater noch immer mit dem gemeinen Begriff des Natürlichen zu kämpfen, welcher alle Poesie aufhebe. Durch den Jambus sei man einen großen Schritt weiter gekommen, es seien einige lyrische Versuche glücklich durchgegangen (und in der That hatte Schiller in Maria Stuart und der Jungfrau durch Einmischung des Lyrischen mit den Romantikern gewetteifert), und die Poesie habe im einzelnen manchen Sieg über das Vorurtheil errungen, wonach vom Drama Illusion gefordert wird. Aber mit dem Einzelnen sei wenig gewonnen, wenn nicht der Irrthum im ganzen falle, und es sei nicht genug, daß man als poetische Freiheit dulde, was doch das Wesen aller Poesie sei. „Die Einführung des Chors wäre der letzte entscheidende Schritt; und wenn derselbe auch nur dazu diente, dem Naturalismus in der Kunst offen und ehrlich den Krieg zu erklären, so sollte er uns eine lebendige Mauer sein, die die Tragödie um sich herumzieht, um sich von der wirklichen Welt rein abzuschließen und sich ihren idealen Boden, ihre poetische Freiheit zu bewahren.“ Zum Schluß sucht er sich wegen der Freiheit zu rechtfertigen, mit der er die christliche Religion, die griechische Götterlehre und den maurischen Aberglauben in diesem Stück durcheinander geworfen hat. Wir wollen von der empirischen Rechtfertigung, daß in Messina eine solche Vermischung thatsächlich stattgefunden habe, eine Rechtfertigung, die der gröbste Widerspruch gegen sein eignes Kunstprincip ist, absehn und nur die ideelle Rechtfertigung ins Auge fassen. „Ich halte es für ein Recht der Poesie, die verschiednen Religionen als ein collectives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem alles, was einen eignen Charakter trägt, eine eigne Empfindungsweise ausdrückt, seine Stelle findet. Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst, die Idee eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt sein, dieses auszusprechen, in welcher Form er es jedesmal am bequemsten und am treffendsten findet.“ — Aber die Religionen sind nicht ein bloßer Flitterkram phantastischer Formen, die man nach Belieben durcheinander werfen könnte, sondern jede hat ihr Lebensmotiv, das sich organisch in allen Zweigen des sittlichen Empfindens aus=

breitet. Wenn es in der Geschichte vorkommt, daß verschiedne Religionsformen miteinander kämpfen, so darf die Kunst von dieser Freiheit keinen Gebrauch machen, es sei denn, daß sie den Kampf dieser Religionen zum Gegenstand macht, was aber das Drama nicht vermag und was auch Schiller nicht beabsichtigt hat. Es dürfen sich im Drama verschiedne Ideen und Leidenschaften bekämpfen, aber der Geist der Religion, oder wenn man will, das sittliche Ideal des Dichters, muß sie beherrschen und für diese Contraste die richtige Perspective finden. In der Braut von Messina ist der Geist des griechischen Fatalismus nicht wie im Wallenstein als psychologisches Motiv benutzt, welches in der sittlichen Totalität des Lebens seine Berichtigung fände, sondern er tritt an Stelle dieser höhern Sittlichkeit, und dadurch wird der Sinn der Handlung ganz aus unsrer sittlichen Atmosphäre hinausgerückt. Es waltet in der Handlung eine Vorsehung, die uns nicht blos unerforschlich ist, sondern die wir verurtheilen müssen: das Schicksal, statt dem Argen die Umkehr zu erleichtern, geht durch verwickelte Intriguen darauf aus, alle schuldig zu machen, und Isabelle sagt zum Schluß mit bittrer aber gerechter Ironie: ich leide schuldlos, doch in Ehren bleiben die Orakel. Das heißt nicht, das Räthsel des Schicksals lösen. Die sogenannte Unerforschlichkeit der Vorsehung findet wol im Leben ihre Stelle, aber nicht in der Kunst, das heißt nicht in der christlichen Kunst, denn bei den Griechen drückte diese Vorstellung in der That den religiösen Glauben des Volks aus und war daher im Theater an ihrem Platz. — In diesem Vergleich erkennen wir die Weisheit, mit welcher Göthe in seiner Iphigenie trotz des griechischen Costüms den Pulsschlag seiner Handlung durch die geistigen Lebensmotive der Gegenwart geleitet hat. Dagegen stehen die Motive, die Fr. Schlegel im Alarkos, A. W. Schlegel im Jon, Tieck in der Genoveva anwendet, auf einer Stufe mit der Braut von Messina, außer allem Zusammenhang mit unserm realen Empfinden, und Alarkos und Genoveva werden uns keineswegs dadurch näher gerückt, daß sie mit christlichen Flittern ausgeputzt sind. Es kann befremden, daß gerade die romantische Schule in ihrer Verurtheilung der Braut von Messina so einstimmig war: Schiller that doch nichts, als was die Schule seit Jahren als das Evangelium der Kunstreligion verkündet hatte. Daß die productive Phantasie sämmtlicher Religionen sich zu einem idealen Kunstgebilde krystallisiren sollte, war ja der erste Glaubenssatz der Romantik. Daß Schiller den christlichen Dogmen eine verhältnißmäßig geringe Stellung in seinem Pantheon einräumt, konnte nicht den Ausschlag geben; die Hauptsache war, daß den Romantikern in einem Beispiel, das mit ganz anderm Glanz vor das Publicum trat, als ihre eignen Stilübungen, die Verkehrtheit ihres Princips aufging. Sie mußten aus diesem verfehlten Versuch erkennen, daß die Religion keineswegs ein roher Stoff sei,

den man nach beliebigen ästhetischen Zwecken zuschneiden könne. Mit diesem Irrthum hängt das Misverständniß des Chors zusammen. Der Chor kann darum nicht als Träger der öffentlichen Meinung auftreten, weil im Stück eine solche nicht existirt. Wenn im Oedipus die Orakel der Götter, denen die individuelle Vermessenheit der Einzelnen sich zu entziehen trachtet, in Erfüllung gehn, so ist der Chor in seinem vollen Recht, seine Anerkennung auszusprechen, denn der Glaube an die Wahrheit der Orakel gehörte zur griechischen Religion. Wenn aber der Chor in der Braut von Messina sich erdreistet, für die Orakel der Götter in die Schranken zu treten, so ist er wenigstens darin nicht der Repräsentant der öffentlichen Meinung, denn diese erkennt die Orakel der Götter nicht an. Der Zweck des Chors bei den Griechen war, die allgemein gültige sittliche Basis gegen die Einseitigkeit der Leidenschaften festzuhalten. Das ist in einem Stück nicht möglich, wo der Dichter nicht blos die Basis der öffentlichen Meinung verläßt, sondern seine eigne sittliche Ueberzeugung um des künstlerischen Zwecks willen mit Bewußtsein verleugnet. „Die alte Tragödie brauchte den Chor als eine nothwendige Begleitung; sie fand ihn in der Natur und brauchte ihn, weil sie ihn fand. In der neuen Tragödie wird er zu einem Kunstorgan; er will die Poesie hervorbringen Der neuere Dichter findet den Chor nicht mehr in der Natur, er muß ihn poetisch erschaffen, d. i. er muß mit der Fabel, die er behandelt, eine solche Veränderung vornehmen, wodurch sie in jene kindliche Zeit und in jene einfache Form des Lebens zurückversetzt wird. Der Chor leistet daher den neuern Tragikern noch weit wesentlichere Dienste als dem alten Dichter, eben deswegen, weil er die moderne gemeine Welt in die alte poetische verwandelt." Mit andern Worten, der Chor soll den Dichter veranlassen, wie er der äußern Form des Lebens Gewalt anthut, so auch dem Wesen desselben Gewalt anzuthun und die Seele durch andre Mittel in Bewegung zu setzen, als die im wirklichen Leben angewendet werden. Die Form ist das Erste, um der Form willen wird dann der Inhalt gesucht. Humboldt ging noch weiter: er wollte den Chor noch idealer halten und seine äußere Erscheinung gar nicht motiviren; er wollte also die Kunst noch weiter vom Gewöhnlichen entfernen. Wie wenig sich Schiller die äußere Technik seines Stücks klar gemacht, zeigt seine Concession an die Theater. Den Chor in eine Reihe von Personen zu zerspalten, die einer nach dem andern ihre Reflexionen vortragen, widerstrebt nicht blos der Bedeutung des Chors, sondern macht auf der Bühne einen höchst peinlichen Eindruck, da man nicht allgemeine Reflexionen, sondern individuelle Begebenheiten und Empfindungen erwartet. Andrerseits war diese Concession nothwendig, denn diese Lyrik unisono declamiren zu hören, würde auf das tödtlichste ermüden. Unzweifelhaft hat dem Dichter zuerst die Idee vorgeschwebt, die

Chöre ungefähr in der Weise singen zu lassen, wie es später in Berlin mit mehreren Stücken von Sophokles nicht ohne Erfolg ausgeführt ist. Allein Schiller hatte eine zu geringe Einsicht in das Wesen der Musik, um seinen Text diesem Zweck anzupassen. So war denn Schiller, der in seiner Recension des Egmont so eifrig gegen die Einmischung der Musik in das Drama protestirt, so verständig das Princip des Realismus verfochten hatte, allmählich bei einer Kunstform angelangt, die der Oper näher verwandt war als dem Drama. Allein trotz des falschen Princips hat er eine schöne Harmonie des Tons und der Stimmung erreicht, und der Chor macht an einzelnen Stellen, wo er nicht philosophirt, sondern die tragische Stimmung ausdrückt, eine erschütternde Wirkung. Die Haltung des Dialogs, selbst die äußern Formen, in denen sich der Schmerz und die andern Gemüthsbewegungen äußern, sind durchaus antik und akademisch; das Stück ist aus einem Guß; es ist in den vornehmsten Formen gehalten und kann als etwas Fremdes genossen werden. Seinerzeit hat es unsrer Bühne keinen Segen gebracht, denn die gesammte dramatische Literatur, die durch den Erfolg des Alarkos wahrlich nicht wäre verführt worden, hat sich durch dieses glänzende Irrlicht in das Labyrinth der Schicksalstragödie verleiten lassen, und das Gespenst des altheidnischen Fatums, der Schatten jenes Fluchs, dem zu entgehn Oedipus in den dunkeln Schoos der Erde flüchten mußte, hat ein paar Jahrzehnde hindurch das Gemüth des deutschen Volks verfinstert. Das Schicksal, welches im Oedipus trotz aller Fremdartigkeit einen so mächtigen Eindruck macht, weil es mit dem Kern der griechischen Mythologie zusammenhing, in der trotz der Ueberfülle heiterer Göttergestalten das göttliche Wesen ein verborgenes war, wird hier auf die mittelalterliche Welt übertragen, in der man trotz aller Ueberschreitung der Phantasie den allmächtigen Gott des Himmels und der Erde zu verstehn wenigstens mit Ernst sich bemühte. Mit andern Worten, die poetische Idee ist dem Stoff entgegengesetzt. Dies ist der Punkt, in welchem die Verwandtschaft des idealistischen Kunstprincips mit der Romantik und ihr gemeinsamer Gegensatz gegen die deutsche Natur in die Augen springt. — Etwas davon liegt auch in der natürlichen Tochter. Durch diese wurden Göthe's sämmtliche Freunde überrascht; selbst Schiller, dem er diesmal ein Geheimniß gemacht hatte, weil er fürchtete, durch viele Berathung unsicher zu werden. Die erste Idee war 1799 durch die angeblichen Memoiren der Prinzessin von Bourbon in ihm angeregt worden, er hatte sogleich ein Schema aufgesetzt, welches zum Rahmen für alles dienen sollte, was er bisher über die französische Revolution gedacht und empfunden. Der Stoff wuchs ihm unter den Händen zu einer Trilogie an, deren erster

Theil 2. April 1803 aufgeführt wurde.*) Die hohe Symbolik, schreibt Schiller August 1803 an Humboldt, mit der Göthe den Stoff behandelt hat, sodaß alles Stoffartige vertilgt und alles nur Glied eines idealen Ganzen ist, ist wirklich bewundernswerth. Es ist ganz Kunst und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit. Noch enthusiastischer sprach sich Fichte aus. Durchaus misfällig äußerten sich Göthe's Jugendfreunde, die Gefühlsphilosophen, und geradezu geringschätzig die jüngern Anhänger der weimarischen Dichterschule, die Romantiker, die bereits merkten, daß der Bund mit Göthe keine Dauer versprach. Das Publicum war nur verwundert. „Ich hatte, erzählt Göthe, den unverzeihlichen Fehler begangen, mit dem ersten Theil hervorzutreten, ehe das Ganze vollendet war. Ich nenne den Fehler unverzeihlich, weil er gegen meinen alten geprüften Aberglauben begangen wurde, einen Aberglauben, der sich indeß ganz vernünftig erklären läßt. Einen tiefen Sinn hat jener Wahn, daß man, um einen Schatz wirklich zu heben und zu ergreifen, stillschweigend verfahren müsse, kein Wort sprechen dürfe, wie viel Schreckliches und Ergötzendes auch von allen Seiten erscheinen möge. Ebenso bedeutsam ist das Märchen, man müsse bei wunderbarer Wagefahrt nach einem kostbaren Talisman unaufhaltsam vorschreiten, sich ja nicht umsehn, wenn auf schroffem Pfade fürchterlich drohende oder lieblich lockende Stimmen ganz nahe hinter uns vernommen werden. Indessen war's geschehen, und die geliebten Scenen der Folge besuchten mich nur manchmal wie unstete Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen." — Wie das Stück uns jetzt vorliegt, ist es nur Exposition, und der Schluß gibt nicht den geringsten Fingerzeig für die weitere Entwickelung. Aber es leidet noch an einem schlimmern Fehler. Ein=

*) Mit Shakspeare versuchte Göthe jetzt, was selbst die Engländer nicht gewagt, er gab 1. October 1803 den Cäsar nach Schlegel's Uebersetzung unverkürzt. Er hatte für die Schauspieler didaskalische Stunden eingerichtet, die für die harmonische Ausbildung der ältern und für die rasche Einübung der jungen Schauspieler von großem Gewinn waren. Er verschmähte aber auch keinen Kunstgriff, um die Sinne zu reizen und zu beschäftigen; er dehnte den Leichenzug weiter aus, als das Stück ihn forderte, und schmückte ihn nach den Ueberlieferungen aus dem Alterthum mit blasenden Instrumenten, Lictoren, Fahnenträgern mit verschiedenen Feretris, welche Burgen, Städte, Flüsse, Bilder der Vorfahren zum Schauen brachten, mit Freigelassenen, Klageweibern, Verwundeten und dergleichen aus, sodaß er hoffte, dadurch auch die rohere Masse anzuziehen, bei Halbgebildeten dem Gehalt des Stücks mehr Eingang zu verschaffen und Gebildeten ein geneigtes Lächeln abzugewinnen. Schiller bekannte, daß er einen großen Eindruck mitgenommen, der für seinen Tell ihm von unschätzbarem Werthe sei, und daß sein Schifflein dadurch gehoben werde.

zelne Scenen, z. B. das Geschenk der Kostbarkeiten an Eugenie und die Klagen des Herzogs über ihren vermeintlichen Tod sind mit einer unbegreiflichen Breite ausgeführt, und die Exposition selbst ist unklar. Man hat zuweilen behauptet, die Personen seien keine Individuen, sondern Typen für Standesunterschiede, wahrscheinlich weil Göthe im Personenverzeichniß keine Eigennamen genannt hat. Im Gegentheil sind die Charaktere so individueller Natur, daß wir uns ihre Motive nicht enträthseln können. In einem wie unendlichen Vortheil stehen dagegen die Piccolomini. Hier fehlt zwar der Abschluß, aber unsre Einbildungskraft ist auf einen bestimmten Punkt gespannt, und die Verhältnisse, in die wir eingeführt werden, sind nach allen Seiten hin klar geworden. In der natürlichen Tochter bleibt alles dunkel. Ein finstres Verhängniß, dessen willenlose Träger sämmtliche Personen des Stücks zu sein scheinen, thürmt sich am Horizont eines Volks auf und ist im Begriff, seinen Hauptschlag auf eine schöne und unschuldige Individualität zu entladen. In der symbolischen Haltung des Stücks werden die individuellen Motive und ihr innerer Zusammenhang verschwiegen. Die verkehrten Zustände des Reichs werden durch verschiedene Schichten der Gesellschaft versinnlicht, aber die Art der Intrigue ist zu fabelhaft, um verstanden zu werden. Das Schicksal hat für den Dichter selbst etwas Räthselhaftes, und er sucht es symbolisch zu deuten. Nach der alten Fabel wurde Proserpina an die Unterwelt gefesselt, weil sie daselbst einen Apfel gegessen. Die Schuld steht in gar keinem verständlichen Verhältniß zu dem daraus hervorgehenden Schicksal. Ganz ähnlich Eugenie. Es wird ihr verboten, einen Schrank zu öffnen, in welchem ein Festgeschenk für einen bestimmten Tag aufbewahrt ist: sie übertritt dieses Verbot und verfällt dadurch ihrem Verhängniß. Wie das Eine mit dem Andern zusammenhängt, ist völlig räthselhaft. Freilich gehört zum Tragischen eine gewisse Irrationalität im Verhältniß des Schlusses zur Voraussetzung; wir müssen überrascht werden, aber doch nachträglich die innere Nothwendigkeit verstehn. Wenn wir schon nicht begreifen, wie der König sich bestimmen läßt, das Leben der Eugenie einem schurkischen Weibe in die Hand zu geben, so ist vollends unerklärlich, wie jene Eröffnung des Schranks ein Motiv dazu hat sein können. Wir sind dem menschlichen Causalnexus entrückt und der Prädestinationslehre verfallen. Jede einzelne der aufeinander folgenden Scenen hat etwas Unbegreifliches. Die Hofmeisterin läßt es ruhig zu, daß Eugenie sich hülfesuchend an jeden beliebigen Privatmann, ja an die Volksmasse wendet. Nun wird uns gesagt, das Land befinde sich in einer furchtbaren Gährung und man suche überall dem Hof zu Leibe zu gehn. Hier war ja die beste Gelegenheit, den König auf einer offnen Schandthat zu ertappen, einer Schandthat, die gegen den ersten Großen des Reichs

gerichtet war, die also den erwünschten Aufstand leicht herbeigeführt haben würde. Warum benutzt von den Unzufriednen keiner diese günstige Gelegenheit? Bei hellem Tage wird Eugenie auf offnem Marktplatz entführt, sie ruft aus, daß sie ihrem Vater gewaltsam geraubt sei, und doch findet sich keiner, der auch nur den Versuch machte, ihrem Vater die Botschaft zu überbringen. Wie konnten die Verschwörer hoffen, eine so öffentliche Unthat werde dem Herzog verborgen bleiben? Wie konnten sie in der Ehe mit einem Bürgerlichen (die noch dazu nicht vollzogen wird) eine Sicherung für ihr Verbrechen hoffen? Im Kloster war sie doch besser aufgehoben, als im Hause eines angesehenen unabhängigen Mannes, der, wie wir später erfahren, an der Spitze einer mächtigen Partei stand. Die Erklärung ist einfach, wenn auch nicht ausreichend. Göthe hat sich durch die Memoiren einer Abenteuerin bethören lassen, einen unmöglichen Gegenstand dramatisch darzustellen. Das allmählich am Horizont sich aufthürmende Unwetter der Revolution war ihm seit Jahren so grauenhaft vorgekommen, daß alles Abscheuliche, was man davon sagte, bei ihm Glauben fand. Seine historische Stellung zur Revolution war unfrei, denn er klagte nur über den Untergang so vieles Schönen und Wünschenswerthen und sah die Kraft nicht, die sich in diesem Spiel der Leidenschaften entwickelte. Mit zunehmenden Jahren mied Göthe mehr und mehr alle ergreifend tragischen Eindrücke, ganz nach Art seiner Mutter. Er sprach sich schon 1797 in einem Brief an Schiller die Fähigkeit zur Tragödie ab, weil sie ihn zu mächtig erschüttere; er habe tragische Situationen lieber abgelehnt als aufgesucht, indem ihn dabei ein zu großes pathologisches Interesse in Anspruch genommen. Er kenne sich zwar selbst nicht genug, um zu wissen, ob er eine wahre Tragödie schreiben könne, aber er erschrecke bei dem Gedanken an das Unternehmen und sei überzeugt, daß er sich durch den bloßen Versuch zerstören könne. Noch deutlicher schreibt er an Zelter, October 1831: „Ich bin nicht zum tragischen Dichter geboren, da meine Natur conciliant ist, daher kann mich der rein tragische Fall nicht interessiren, welcher eigentlich von Haus aus unversöhnlich sein muß. In dieser übrigens so äußert platten Welt kommt mir aber das Unversöhnliche ganz absurd vor." Das Tragische war ihm eine äußerliche (dämonische) Vernichtung des menschlich Edeln und Schönen, das Verhältniß der Schuld zum Schicksal war ihm räthselhaft. Als Ferdinand andeutet, er könne Egmont nicht ganz von eigner Schuld freisprechen, antwortet dieser: „Das sei beiseite gestellt. Es glaubt der Mensch sein Leben zu lenken, sich selbst zu führen; und sein Inneres wird unwiderstehlich nach seinem Schicksal gezogen. Laß uns darüber nicht sinnen, dieser Gedanken entschlag' ich mich leicht." — Die Furcht vor dem Tragischen ist nicht das richtige Gefühl für einen tragischen Entwurf.

Göthe hat die Bösewichter, welche nach seiner Ansicht in dunkeln Intriguen die Revolution vorbereiten, so schwarz geschildert, und dabei in so zierlichen Formen; der Secretär, die Hofmeisterin und der Weltgeistliche, die untergeordneten Agenten des bösen Prinzen kramen einen solchen Vorrath von Verworfenheit aus, und mit einem so sichern Gefühl persönlicher Ueberzeugung, daß der Eindruck spurlos an uns vorübergeht. Wie es scheint, kommt es diesen Leuten vorzugsweise auf Geld an. Warum sie nun deshalb den Thron unterwühlen, ist nicht ersichtlich. Wenn wir den Inhalt des Stücks reiflich überlegen, so scheinen uns vielmehr die Revolutionärs aus denjenigen zu bestehen, welche die Niederträchtigkeit der herrschenden Partei, den König, welcher das verruchte Decret unterzeichnet hat, mit eingerechnet, vollkommen durchschauen und die Ueberzeugung haben, daß nur mit Gewalt zu helfen ist. Die Revolutionärs haben also Recht, und wir müssen ihren Sieg wünschen, wir müssen wünschen, daß das Sodom und Gomorrha, welches der Dichter schildert, von der Erde vertilgt werde. Wenn die Prinzessin Eugenie, die ohne Hofputz, Perlen und Diamanten nicht leben kann, und der es vor den Umarmungen des bürgerlichen Gemahls graut, anders empfindet, wenn sie den König, den ohnmächtigen Helfershelfer der verworfensten Schurkenstreiche, aus Standesvorliebe retten will, so geht uns das nichts an. Es ist sehr traurig, daß Prinzessin Eugenie keine Diamanten mehr tragen, keine arabischen Pferde tummeln, keine Hofbälle mitmachen soll, daß sie sogar den herrlichen Umgang, in dem sie bisher gelebt, die edle Hofmeisterin an der Spitze, entbehren soll, aber schlimmer noch scheint es uns, ja fürchterlich, daß das Unrecht nicht mehr den Zorn des Menschen erregt, daß Graf, Gouverneur, Aebtissin, Gerichtsrath u. s. w., wie sie alle heißen, sich schweigend dem willkürlichen Walten einer gottlosen Macht fügen. Das Gefühl, das jeden gesunden Menschen bei der Lectüre dieses Stücks ergreift, entspricht dem Trommelschlag der Marseillaise und dem Voltaire'schen écrasez l'infame! Göthe dagegen macht eine mönchische Elegie daraus. „Im Dunkeln drängt das Künft'ge sich heran, das künftig Nächste selbst erscheinet nicht dem offnen Blick der Sinne, des Verstandes. Wenn ich beim Sonnenschein durch diese Straßen bewundernd wandle, der Gebäude Pracht, die felsengleich gethürmten Massen schaue, da scheint mir alles für die Ewigkeit gegründet. Allein wenn dieses große Bild bei Nacht in meines Geistes Tiefen sich erneut, da stürmt ein Brausen durch die düstre Luft, der feste Boden wankt, die Thürme schwanken, gefugte Steine lösen sich herab und so zerfällt in ungeformten Schutt die Prachterscheinung. Wenig Lebendes durchglimmt, bekümmert, neuentstandne Hügel, und jede Trümmer deutet auf ein Grab." — War denn in der That dieses Babel, wie es hier geschildert wird, werth, daß ein edles Herz darüber trauerte? Dieses

Reich hat draußen keine Feinde, es stürzt in sich selbst zusammen, und die Menschheit muß über seinen Sturz triumphiren. Das Vorgefühl dieses kommenden Sturzes hat der Dichter mit so außerordentlicher Feinheit angedeutet; es ist sonderbar, daß es ihn nur mit bangen Ahnungen und Sorgen erfüllt. Die ausführliche Beschreibung des Geburtstagssonetts, welches Eugenie in den geheimen Wandschrank verschließt, damit es später nach dem Ausbruch der Revolution durch einen Zufall wieder aufgefunden werde und die goldne Zeit, die verloren gegangen, versinnlichen helfe, deutet darauf hin, daß dem Dichter vor allem die Störung der Kunst am Herzen liegt, die bei der fürchterlichen Aufregung der Gemüther nothwendig eine Zeit lang aus dem Horizont des Volks verschwinden muß. Bei einer andern Gelegenheit bemerkt Göthe, er wolle den Deutschen die Umwälzungen nicht wünschen, die nothwendig wären, um eine classische Poesie hervorzubringen. Mit viel größerm Recht aber durfte man sagen, daß das Fortbestehen der Zustände, welche uns die „natürliche Tochter" versinnlicht, auch selbst dann nicht wünschenswerth war, wenn nur innerhalb derselben so zierliche Geburtstagssonette geschrieben werden konnten. Die Fortsetzung der natürlichen Tochter sollte uns mitten in den Ausbruch der Revolution führen, in die aufgeregten Provinzen, in die Clubs der Verschwornen, endlich in die Gefängnisse des Schreckensregiments. Freilich wäre die Philosophie, die sich aus diesen Ansichten entwickelt hätte, nicht die unsrige gewesen: jener Mönch, der im ersten Theil Eugenie von den bevorstehenden Unruhen unterrichtet und ihr den Rath gibt, gewissermaßen als Sühnopfer für die fremde Schuld sich in das tödtliche Klima der Inseln zu begeben und dort die Heiden zu bekehren, spielt auch in dieser Fortsetzung eine große Rolle. — Herder hatte ursprünglich die Eugenie die köstlichste Frucht eines tief nachdenkenden Geistes genannt, der die ungeheuern Begebenheiten dieser Zeit still in seinem Busen geborgen und zu höhern Ansichten entwickelt habe, zu deren Aufnahme die Menge gegenwärtig freilich kaum befähigt erscheine. Ebenso schrieb seine Frau an Knebel: „Das Thema hat eine große Anlage, den ewigen Kampf der menschlichen Verhältnisse mit den politischen ... Göthe hat eine neue Manier gewählt, er läßt die Stände ohne Namen handeln ... Zwischen diesen kommt nun Eugenie ins Gedränge ... Hier zeigt sich nun in den verschiednen Situationen, wo sie um Hülfe fleht, daß sie nur Stände, nicht Menschen antrifft. Die menschlichen Verhältnisse treten mit den politischen in Collision. Nur einer unter den vielen Ständen hat ein mitempfindendes Herz u. s. w. ... Es ist das Höchste, Schönste, was Göthe gemacht; ein Licht der Kunst, bei dem das Schiller'sche Irrlicht verschwindet." Diese Begeisterung beruht auf einem Misverständniß. Bald darauf schreibt sie an Knebel: „Wenn man seine Grundsätze kennt, so ist's nur allzu wahr, daß er das Stück zu

Gunsten der Stände auflösen wird. Welch eine Hölle haben Sie mir hinter meinem gutmüthigen Wahn geöffnet! Herder gibt Ihrer Ansicht und Ihrem Gefühl Recht ... Entwickelt der Dichter das Ganze zu Gunsten der Stände, so ist er freilich ein Teufel und sein Talent mag in die Hölle fahren!" Etwas derart muß Herder den alten Freund haben merken lassen; Göthe „sah ihn schweigend an und die vielen Jahre ihres Zusammenseins erschreckten ihn auf das fürchterlichste". Schon längere Zeit war die herrschende Poesie gewohnt, Herder zu den böswilligen Vertretern des Alten zu zählen.*) Seinem Mismuth schienen die Zeiten immer schlechter zu werden. In seinen Plänen war er noch jugendlich: er wollte die Briefe über Persepolis weiter ausarbeiten, den Geist der hebräischen Poesie vollenden. Vielleicht der glücklichste Griff seines Lebens war die Auffindung altspanischer Romanzen, aus denen er in freier poetischer Ueberarbeitung das Heldengedicht vom Cid zusammenstellte: von der gesammten romantischen Poesie dasjenige Werk, welches am meisten in alle Kreise des deutschen Volks eingedrungen ist. Spätere treuere Uebersetzungen haben nur gezeigt, wie fein Herder durch Ausmerzung alles Barbarischen auch bei der Nachbildung der Volkspoesie das Princip der Humanität, die leitende Idee seines ganzen Lebens zu retten verstand. — Mitten unter diesen Arbeiten traf ihn unerwünscht der Tod in seinem sechzigsten Jahr, 18. December 1803, der doch in dem Leben von Weimar eine empfindliche Lücke hervorbrachte. Seine Werke wurden gleich nach seinem Tode durch seine Frau und nächsten Freunde Heyne und die Gebrüder Müller herausgegeben; darunter der Cid mit einer historischen Einleitung von J. Müller, der damals gerade von Wien nach Berlin übersiedelte. — Es wurde überhaupt in den Reihen der alten Literatur stark gelichtet. Den 14. März 1803 war Klopstock gestorben. Sein Leichenbegängniß war das feierlichste, das je einem deutschen Schriftsteller zu Theil wurde. Die Gesandten und Geschäftsträger, alle angesehenen Bürger, Senatoren, Kaufleute, Kirchen- und Schullehrer, Künstler u. s. w. begleiteten in 120 Wagen die Leiche, welche unter einer Ehrenwache von 100 Mann zu Fuß und zu Pferde, unter dem Geläute der sechs Hauptthürme Hamburgs und dem Zuströmen vieler Tausende an einem heitern Frühlingstage 22. März, in dem Dorfe Ottensen bei Hamburg neben seiner Meta eingesenkt wurde, wo er schon

*) Bei Gelegenheit der Adrastea schreibt Schiller 20. März 1801: „Herder verfällt zusehends, und man möchte sich zuweilen im Ernst fragen, ob einer, der sich jetzt so unendlich trivial, schwach und hohl zeigt, wirklich jemals außerordentlich gewesen sein kann." Herder dachte über Schiller sehr geringschätzig; noch verächtlicher über die Schlegel; gegen sie nahm er selbst für Böttiger und Kotzebue Partei.

bei ihrem Tode sich sein Grab bestellt hatte.*) Gleim, der alte wohlwollende Mann, der manches Mittelmäßige geschrieben, unendlich viel Gutes gethan, starb 84 Jahr alt, 18. Februar 1803. — Ihm folgte am 12. Februar 1804 Immanuel Kant, 80 Jahr alt, bis an seinen Tod von der heitersten Geistesfrische, von all seinen Mitbürgern geliebt und verehrt, von Deutschland schmerzlich betrauert, obgleich er längere Zeit nichts Größeres geschrieben hatte. In seinem stillen und zufriednen ehelosen Leben hatte er das Princip seiner Philosophie, die Resignation auf die Uebereinstimmung mit sich selbst, in einer bewunderungswürdigen Weise durchgeführt. — Immer leerer wurde es in der Residenz der deutschen Literatur. Das kleine Ländchen konnte auch materiell das Zusammenströmen so bedeutender Kräfte nicht tragen; Fichte's Abgang 1799 war das Signal einer allgemeinen Auswanderung, die namentlich seit 1803 sehr bedeutend wurde, als Baiern alle aufstrebenden Talente an sich zu ziehen suchte. Niethammer, Hufeland, Stahl gingen nach Würzburg, Paulus**) folgte ihnen (October 1803) und selbst Schelling***) ließ man gehn. Dann

*) Klopstock ließ immer nur Wieland und Herder als ebenbürtig gelten; Göthe erkannte er nicht an. Herder nannte ihn (Adrastea 1802) Deutschlands ersten Sänger! — Wieland war nach dem Verkauf seines Guts Osmannstedt Sommer 1803 wieder in Weimar.

**) Geb. 1761 bei Stuttgart. Nach dem Tod seiner Mutter legte sich der Vater, Pfarrer zu Leonberg, auf Geisterseherei und wurde deshalb 1771 ob absurdas phantasmagoricas visiones cassatus. Der Knabe wurde auf den Klosterschulen zu Blaubeuren und Bebenhausen erzogen und wuchs an den Sigwart-Romanen auf; sein Ideal war damals eine Mission im Orient. Auf dem theologischen Stift zu Tübingen 1779—84 schlug seine Ueberzeugung um, Semler's Schriften machten ihn zum Rationalisten; eine Reise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich (1787—88), die er mit Hülfe eines Stipendiums machte, gab ihm allgemeine Weltbildung; April 1789 wurde er, hauptsächlich durch Herder, als Orientalist nach Jena berufen, wo er 1793 nach Döderlein's Tod in die theologische Facultät rückte. Juni 1789 heirathete er gegen den Willen seines Vaters seine Cousine Karoline (geb. 1767), die als Romandichterin und intime Freundin Göthe's in Jena eine nicht unbedeutende Rolle spielte, wie denn auch Paulus als theologischer Hauptmitarbeiter der Literaturzeitung großes Ansehn genoß. Ein Versuch, ihn der Ketzerei zu verdächtigen, wurde 1794 durch den Herzog und das Consistorium entschieden zurückgewiesen. 1795 hatte er mit Lavater den berühmten Streit über das Wandeln Jesu auf dem Meer, das er als ein Wandeln am Meer interpretirte. Diese Art des Rationalismus geht hauptsächlich von ihm aus. 1802 trug er das Leben Jesu nach den Synoptikern vor. Auch mit Schiller und Fichte stand er sehr intim.

***) Er wollte ursprünglich nach Italien gehn; Karoline Schlegel, jetzt von ihrem Mann geschieden und gleich darauf mit Schelling verheirathet, begleitete ihn;

folgte der schwerste Verlust: der Anatom Loder ging nach Halle und zog Schütz und Ersch, die Herausgeber der Literaturzeitung, nach sich, die ihr Journal dorthin verpflanzten; die Sache schien Göthe so wichtig, daß er den völligen Ruin der Universität davon befürchtete. — Auf uns, die wir das Zeitalter im großen und ganzen übersehn, macht es leicht den Eindruck einer vollkommenen Uebereinstimmung. Wenn aber einer von den tonangebenden Dichtern oder Philosophen einmal aus den Mittelpunkten der Literatur heraustrat, so merkte er bald, daß die unsichtbare Kirche doch einen sehr geringen Umfang hatte; daß Fragen, die man in Weimar und Jena mit der größten Leidenschaft behandelte, als ob das Wohl des Vaterlandes von ihnen abhinge, an andern Orten gar keine Beachtung fanden. Die Journale der Zeit, der Mercur, die Allgemeine deutsche Bibliothek, der Freimüthige u. s. w., behandelten die neue Bewegung mit Spott und Geringschätzung, und was uns heute unglaublich erscheint, sie drückten die Meinung der großen Masse aus. In der unsichtbaren Kirche bildete sich die öffentliche Meinung auf eine andere Weise. Ein ununterbrochener Briefwechsel unter allen bedeutenden Personen durchkreuzte Deutschland von allen Punkten her; ein Faden knüpfte sich an den andern, und man kann sich die damalige literarische Welt als eine unsichtbare Republik denken, deren Fäden immer einer und der andere in den Händen hielt. Die Kritiken, die einem Schriftsteller Eingang verschafften oder denselben hemmten, lagen fast mehr in diesem Briefwechsel als in den öffentlichen Blättern, und es durfte nur einer in Weimar einen Ton angeben, um denselben von Königsberg und Kiel bis nach Zürich erklingen zu machen. Freilich gingen diese Correspondenzen über das eigentlich literarische Publicum nicht hinaus, und darum war es für die Göthe'sche Schule so wichtig, daß sie sich der „Allgemeinen Literaturzeitung" bemächtigte; darum war die Uebersiedelung derselben nach Halle ein so außerordentlicher Verlust. Göthe griff auch mit ungewöhnlicher Energie durch; es wurde sofort unter Eichstädt's Redaction eine Jenaische Allgemeine Literaturzeitung der nunmehrigen Hallischen Allgemeinen Literaturzeitung entgegengestellt, und diese Zeitschrift, an der Göthe selbst mit seinen Kunstfreunden, Schlegel, Schelling und seine Schüler sehr eifrig theilnahmen, und die am meisten dazu beigetragen hat, für die Ideen der Naturphilosophie und der absoluten Kunst Propaganda zu machen, wurde für 1804—8 (bis die Heidelberger Jahrbücher an ihre Stelle traten) das wichtigste Organ für die deutsche poetisch-philosophische Bewegung. — Einen wichtigen Zuwachs erhielt Weimar durch Voß. Seine alten Verhältnisse in

---

aber man hielt ihn in Würzburg zurück, wo er mit seinem nachmaligen Feind Paulus in einem Hause wohnte.

Eutin waren immer unleidlicher geworden. Als Stolberg 1800 als neubekehrter Katholik und leidenschaftlicher Reactionär zurückkehrte, war der Bruch zwischen den alten Freunden nicht mehr zu vermeiden und er wurde um so bitterer, da Voß gleich den Berlinern überall jesuitische Umtriebe wahrzunehmen glaubte, und in sich den Trieb fühlte, der Vorkämpfer gegen die wachsende Verführung zu sein. Daß er dem Grimm über den Abfall Stolberg's noch 1819 Luft machte, mag man ungehörig finden, in der Sache selbst wird man ihm Recht geben. Im Herbst 1802 erhielt Voß seinen Abschied mit Pension, er verließ Eutin, um sich zunächst über Halberstadt, wo er den erblindenden Gleim zum letzten mal sah, nach Jena zu begeben. Seine Söhne, die dort studirten, hatten bei Schiller und Göthe die freundlichste Aufnahme gefunden, ihn selbst hoffte man zur Ergänzung der mannichfaltigsten Verluste für Jena zu gewinnen. Sein bäuerischer Classicismus war in keiner Weise mit dem Classicismus von Weimar verwandt. Das ideale Pathos Schiller's war ihm unleidlich, seine Dramen fand er kaum genießbar. Göthe war ihm als Aristokrat, als Hofmann und als Beschützer der Romantiker verdächtig. „Daß das Verhältniß zu Göthe, erzählt Ernestine Voß, kein herzliches werden konnte, fühlten wir gleich; dazu waren beide Naturen zu verschieden. Dem Mann, der sich überall vielseitig bewegte und in allen Fächern zu glänzen bemüht war, konnte das Streben, in einem engern Kreise nach Vermögen zu wirken, leicht einseitig und beschränkt erscheinen. Indessen strengten beide sich an, die Seiten, wo sie sich berührten, festzuhalten, und das Gute, das sie aneinander schätzten, zu würdigen." Wie ernsthaft dieses Bestreben von seiten Göthe's gemeint war, zeigt seine Recension der Vossischen Gedichte 1804 in der Jenaischen Literaturzeitung. Das dunkle Gefühl, daß zwischen dem weimarischen Idealismus und der kunstreichen Natürlichkeit des norddeutschen Dichters eine tiefe Kluft lag, war so allgemein und wurde namentlich durch den unermüdlichen Apostel des poetischen Idealismus, durch A. W. Schlegel, so lebhaft ausgesprochen, daß sich die Ansicht verbreitete, Göthe's Recension sei ironisch gemeint; eine Ansicht, die seltsamerweise auch bei Voß Eingang fand und das Verhältniß verbitterte. Wie lächerlich sie ist, erkennt man beim ersten Blick in jene Recension. Man muß sie mit der Schlegel'schen und namentlich mit dem bekannten Wettgesang der drei Naturpoeten Voß, Matthisson und Schmidt von Werneuchen zusammenstellen (Athenäum 1800), übrigens Schlegel's bestem Gedicht. Beide Kritiker haben Recht: Schlegel, indem er den Maßstab der Kunst anwendet, und von diesem aus sowol Form als Inhalt der Vossischen Gedichte verwirft; Göthe, indem er die Gedichte als den interessanten Ausdruck einer individuellen, für die Geschichte der Poesie höchst bedeutenden Natur geistreich und gemüthlich ent-

wickelt.*) Das sind gewiß ebenso warme als richtige Zugeständnisse, und wenn wir noch, was bei Göthe nicht wenig sagen will, die ernste Empfehlung der Vossischen Freiheitsideen in der Religion und dem Staatsleben dazu nehmen, sowie die lebhafte Empfehlung der Verdienste, die sich Voß um Versbau und Sprache erworben, so dürfen wir wol mit Recht behaupten, daß Göthe das Verhältniß edler auffaßte als Voß. Aber er sprach in jener Recension nicht blos als Freund, sondern er bewährte auch einen

*) In die Natur begleitet den Dichter nicht jene verwandelnde Phantasie, durch deren ungeduldiges Bilden sich der Fels zu göttlichen Mädchen ausgestaltet, der Baum seine Aeste zurückzieht und mit jugendlich weichen Armen den Jäger zu locken scheint; einsam vielmehr geht der gemüthvolle Dichter umher, berührt jede Pflanze, jede Staude mit leiser Hand und weiht sie zu Gliedern einer übereinstimmenden Familie. — Dann zeigt sich Neigung und Leidenschaft von den ersten Anklängen einer vom höchsten Wesen selbst vorgeordneten Sympathie bis zu jener stillen, anmuthigen, schüchternen Lüsternheit, wie sie aus den engern Umgebungen des bürgerlichen Lebens hervorsprießt . . . Doch ist es immer der Bräutigam, der sich erkühnt, immer die Braut, welche nachgibt, und so beugt selbst alles Gewagte sich unter ein gesetzliches Maß; dagegen erlaubt er sich manches innerhalb dieser Grenze. — Seine Gedichte, bei Gelegenheit ländlicher Vorfälle, stellen zwar mehr die Reflexion eines dritten, als das Gefühl der Gemeine selbst dar; aber wenn wir uns denken mögen, daß ein Harfner sich bei der Heu-, Korn- und Kartoffelernte finden wollte; wenn wir uns vorstellen, daß er die Menschen, die sich um ihn versammeln, aufmerksam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas Alltägliches widerfährt; wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichterisch ausspricht, erhöht, jeden Genuß der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darstellung schärft; so darf man sagen, daß er seiner Nation eine große Wohlthat erzeige. Denn der erste Grad einer wahren Aufklärung ist: wenn der Mensch über seinen Zustand nachzudenken und ihn dabei wünschenswerth zu finden gewöhnt wird. — Die Ueberzeugung, durch eigenthümliche Kraft, durch festen Willen, aus beengenden Umständen sich hervorgehoben, sich aus sich selbst ausgebildet zu haben, sein Verdienst sich selbst schuldig zu sein, solche Vortheile nur durch ein ungefesseltes Emporstreben des Geistes erhalten und vermehren zu können, erhöht das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das, durch Absonderung von der Welt immer mehr gesteigert, in den unausweichlichen Lebensverhältnissen manchen Druck, manche Unbequemlichkeit erfahren muß. Wenn daher der Dichter zu bemerken hat, daß so manche Glieder der höhern Stände ihre angebornen großen Vorrechte und unschätzbaren Bequemlichkeiten vernachlässigen, und hingegen Ungeschick, Roheit, Mangel an Bildung bei ihnen obwaltet, so kann er einen solchen Leichtsinn nicht verzeihen. Und wenn sie noch überdies mit anmaßendem Dünkel dem Verdienst begegnen, entfernt er sich mit Unwillen, verbannt sich launig von heitern Gastmählern und Trinkcirkeln, wo offne Menschlichkeit vom Herzen ins Herz strömen, und gesellige Freude das liebenswürdigste Band knüpfen soll.

richtigen Takt, denn es war nothwendig, jener Zeit, in der die Kunst den Stoffen ganz zu entfliehn suchte, einmal eine recht derbe stoffliche Poesie entgegenzuhalten, um sie an das Leben dieser armen Erde zu erinnern. Göthe zeigte, daß er keineswegs mit dem Nihilismus seiner Schule zusammenfiel, während Schlegel gar nicht bemerkte, daß seine an sich ganz richtigen Vorwürfe gegen die gespreizte Form ebenso seine eigne Poesie trafen, nur daß dieser die Entschuldigung einer ehrlichen Hingabe an die Stoffe nicht zugute kam.*) — Das Verhältniß zu Göthe wurde rasch aufgehoben, als Voß den Vorsatz faßte, Jena zu verlassen und einem bessern Ruf nach Heidelberg zu folgen, 1805, wohin ihm sein Sohn Heinrich, der Liebling Schiller's und Göthe's, der seit 1804 am Gymnasium zu Weimar angestellt war, bald folgte. Göthe hatte sich daran gewöhnt, Voß als wesentliches Glied des Weimar-Jenaischen Kreises anzusehn, und daß er den Menschen das Recht zugestanden hätte, selbständig über ihr Wohl zu verfügen, ohne Rücksicht auf seine Bedürfnisse, so weit ging seine Objectivität nicht. — Im December 1803 setzte die Ankunft der Frau von Staël, die von B. Constant begleitet, die literarischen und socialen Zustände Deutschlands untersuchen kam, Weimar in allgemeinen Aufruhr; trotz der allgemeinen Abneigung gegen das Franzosenthum war es den Dichtern Deutschlands doch nicht ganz gleichgültig, wie man jenseit des Rheins über sie dachte; zudem fühlte man, daß man es mit einer bedeutenden, wenn auch etwas wunderlichen Erscheinung zu thun habe.**) Göthe suchte ihr anfangs in Jena zu entfliehn und seinem

---

*) Selten standen sich zwei Naturen so fremd gegenüber als Voß und Schlegel. Voß war der Bauer, der sich demokratisch gegen alle äußerlichen Vorzüge auflehnte, auch gegen den Vorzug der Eleganz und des Geschmacks, und diese Vorzüge waren das Einzige, woran Schlegel's Gemüth bis zu Ende seines Lebens unwandelbar festhielt. — „Voß, schreibt Schlegel, hatte eine eigne Gabe, jede Sache, die er verfocht, auch die beste, durch seine Persönlichkeit unliebenswürdig zu machen. Er pries die Milde mit Bitterkeit, die Duldung mit Verfolgungseifer, den Weltbürgersinn wie ein Kleinstädter, die Denkfreiheit wie ein Gefängnißwärter, die künstlerische und gesellige Bildung der Griechen wie ein nordischer Barbar." —

**) „Es ist alles aus Einem Stück, schreibt Schiller 21. December an Göthe, und kein falscher pathologischer Zug an ihr; das macht, daß man sich trotz des immensen Abstands der Naturen und Denkweisen vollkommen wohl bei ihr befindet. Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Licht dar. In allem was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr in Streit und bleibt es trotz alles Redens; aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen . . . Für das was wir Poesie

Freund die Vertretung der „Hyperboräer, deren capitale alte Fichten und Eichen, deren Eisen und Bernstein sich noch so ganz wohl in Nutz und Putz verwandeln ließen", zu überlassen; indeß mußte er doch zuletzt Rede stehn. Schließlich war alles müde, sich dem Examen der geistreichen Frau zu unterziehn, und froh, als sie Anfang März nach Berlin ging. Dort schloß sich A. W. Schlegel an sie an, der ihr durch Göthe empfohlen war, und als sie nach dem plötzlichen Tod ihres Vaters (Ende April 1801) Berlin verließ und über Weimar nach ihrem Landgut Coppet am Genfersee reiste, begleitete er sie als Freund und Lehrer ihrer Kinder. — Sehr nahe traten Göthe die jüngern Docenten: Hegel (geb. 1770 zu Stuttgart), Fernow und Schelver; die ursprüngliche Entwickelung des ersten ist durch Haym, dem wir hier folgen, erschöpfenddargestellt.

Hegel's Knabenzeit charakterisirt eine unersättliche Lernbegierde; er excerpirt ganz sachgemäß, ohne irgendwie einem eignen Einfall Raum zu geben, eine Masse von Schriften, seine Studien dehnen sich auf alle Gebiete aus, jedoch das Alterthum, das er gründlich kennen lernt, liegt allen seinen Anschauungen zu Grunde. So vorbereitet studirt er 1788—93 in Tübingen Theologie. Die damalige Theologie suchte durch Reflexion die Dogmen vor dem Verstand zu rechtfertigen, selbst wenn sie dieselben als über den Verstand hinausgehend nachweisen wollte. An diesem Bestreben betheiligt sich Hegel sehr eifrig. Er ergänzt die bisherige Aufklärung durch Kant und Jacobi, durch Herder und Lessing. Gleichzeitig wird er durch seine Freundschaft mit Hölderlin zur lebendigen Empfindung und

---

nennen, ist kein Sinn bei ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen." Sie selbst erzählt: „Ich vertheidigte mit Wärme die Ueberlegenheit unsers dramatischen Systems über alle andern; Schiller verschmähte nicht, mich zu bekämpfen, und unbekümmert über die Schwierigkeiten des Französischen fand er Worte innigster Ueberzeugung. Anfangs bediente ich mich französischer Waffen, der Lebendigkeit und des Spottes, bald aber entdeckte ich in dem, was Schiller sagte, mitten durch die Hemmnisse des Worts soviel Ideen; diese Charaktereinfalt, die einen Mann von Genie einen Kampf unternehmen ließ, in dem es seinen Gedanken an Worten fehlte, machte einen solchen Eindruck auf mich; ich fand ihn so bescheiden und so unbesorgt, was seine eignen Erfolge betraf, so stolz und erregt in der Vertheidigung dessen, was er für Wahrheit hielt, daß ich ihm von diesem Augenblick bewunderungsvolle Freundschaft weihte."

gleichsam in die Mysterien des Hellenenthums eingeweiht. In ihm findet er das schöne Gleichgewicht zwischen dürrer Abstraction und excentrischer Phantastik. In einer Hauslehrerstelle in Bern 1793—97 sucht er immer nach dem Vorbilde des Alterthums den rohen theologischen Stoff mit seiner humanen Bildung auszugleichen. Aus diesem Streben geht eine auf sein individuelles Bedürfniß berechnete theologische Encyklopädie hervor. Er bemüht sich die Theologie nach Kantischen Principien zu reinigen, und das Urtheil Nathan's über alle positive Religion ist das seinige. Aber das philosophische Problem verwandelt sich ihm sofort in ein historisches. Wie kommt es, so fragt er sich, daß die Menschen für die Wahrheit, die ihnen durch die praktische Vernunft offenbart wird, eine äußerliche Quelle und äußerliche Beglaubigung suchen? Woher die Verunreinigung der Religion des Rechtthuns durch eine Reihe zum Theil widersinniger Lehren und Geschichten, Satzungen und Ceremonien? Sein Interesse richtet sich nicht auf die Thatsachen als solche, sondern auf den innern Sinn der Geschichte. Alle Wunder läßt er einfach beiseite; nur das Wesentliche, d. h. das Reinmenschliche zieht ihn an, auf diesem aber haftet sein Blick unzerstreut. Sinnend verweilt er über den einzelnen Auftritten der Lebensgeschichte, über den einzelnen Worten der Lehre Christi. Er will sich nichts von dem Gehalt derselben entschlüpfen lassen; er ruht nicht, bis er sich ihren Sinn ganz zu eigen gemacht, bis er ihn nachempfunden, und seine Empfindung wieder in klare Begriffe übersetzt hat. Sein Denken ist nicht sowol von kritisch auflösendem, als von darstellendem und nachbildendem Charakter. Er trägt nicht einfach die Dogmen vor, er kritisirt sie auch nicht, sondern er hat sie bereits innerlich umgeschmolzen, hat sie begrifflich formirt, und so allein ist er im Stande sie wiederzugeben. Ueber Massen von Anschauungen schwebt ein Gewölk von Begriffen, beides berührt sich, aber es fließt nicht in Eins. Zum Mittelpunkt der christlichen Lehre macht er die Liebe und Lebensfülle im Gegensatz zu der Abstraction des jüdischen Gesetzes. Sein Vorbild bleibt auch hier die griechische Schönheit, und da ihm noch immer die Erscheinung des griechischen Olymp ästhetisch verständlicher ist als selbst das hellenisirte Christenthum, so legt er sich die Frage vor: wie war es möglich, daß das Heidenthum dem Christenthum wich? „Wer nun die Bemerkung gemacht hat, daß jene Heiden doch auch Verstand hatten, daß sie außerdem in allem, was groß, schön, edel und frei ist, noch so sehr unsere Muster sind, wer es weiß, daß die Religion nicht durch kalte Schlüsse, die man sich in der Studirstube vorrechnet, aus dem Herzen und Leben eines Volks gerissen wird, wer es ferner weiß, daß bei der Verbreitung der christlichen Religion eher alles andere als Vernunft und Verstand sind angewendet worden, wer statt durch die Wunder den Eingang des

Christenthums erklärbar zu finden, eher sich die Frage schon aufgeworfen hat: wie muß das Zeitalter beschaffen gewesen sein, daß Wunder und zwar solche Wunder, als die Geschichte uns erzählt, in demselben möglich werden? — wer diese Bemerkungen schon gemacht hat, wird die eben aufgeworfene Frage durch jene Ausführungen noch nicht beantwortet finden." — Die griechische Religion war eine Religion freier Völker, mit dem Verlust der Feiheit ging auch der Sinn und die Kraft derselben, mithin ihre Angemessenheit für die Menschen verloren. Im römischen Kaiserreich ging alle Thätigkeit aufs Einzelne. Vergebens suchten die Menschen nach einer allgemeinen Idee, für die sie leben und sterben mochten; die alten Götter, gleichfalls einzelne und beschränkte Wesen, konnten diesem Bedürfniß eines ideellen Ersatzes für das verlorne Vaterland kein Genüge leisten. In diesem verzweifelten Zustand bot sich den Menschen eine Religion dar, die unter einem Volke von ähnlicher Verdorbenheit und ähnlicher nur anders gefärbter Leerheit entstanden war. Die Gottheit, welche das Christenthum der menschlichen Vernunft anbot, wurde zum Surrogat für jenes Absolute, das mit der republikanischen Freiheit untergegangen war. Was außerhalb der menschlichen Macht und des menschlichen Wollens lag, rückte in die Sphäre des Bittens und Flehens. Wenn die Realisirung des moralisch Absoluten nicht mehr gewollt, so konnte sie nun wenigstens gewünscht werden. Da schlug die alte Phantasiereligion in eine positive um, da verwandelte sich die subjective Religiosität in den Glauben an eine objective Gottheit, das Wollen des Guten und seine Freiheit in die Anerkennung einer außermenschlichen Macht und die mit dieser Anerkennung verbundene Abhängigkeit und Schwäche. Die Objectivität der Gottheit — so ketzerisch läßt sich der junge Theolog vernehmen — ist mit der Verdorbenheit und Sklaverei der Menschen im gleichen Schritt gegangen, und jene ist eigentlich nur eine Offenbarung dieses Geistes der Zeiten. Ausführlich schildert er, wie nun auf einmal die Menschen erstaunlich viel von Gott zu wissen anfingen, wie das ganze System der Sittlichkeit von seinem natürlichen Ort im Herzen und im Sinn der Menschen verrückt, zu einer Summe göttlicher Gebote gemacht und wie die Unterwerfung unter diese Gebote das Asyl der überhandnehmenden Feigheit und Selbstsucht geworden sei. Um das Christenthum zu würdigen, wendet er das classische Schema an, unter den Gesichtspunkt des griechischen Schicksals rückt er auch den Gegensatz des Lebens Jesu zu der Geschichte seines Volkes: der Oedipus auf Kolonos wird zu dem am Kreuz zur Versöhnung des Schicksals sterbenden Christus umgedichtet, und das Evangelium von der Liebe als die wahre Auflösung des in der griechischen Tragödie waltenden Conflicts der ethischen Mächte begriffen. — Eine zweite Hauslehrerstelle in Frankfurt

1797—1800 regt ihn zuerst zu politischen Detailstudien an. Seine Abhandlung über die innern Verhältnisse Würtembergs scheint auf durchgreifende Reformen auszugehn: er eröffnet sie mit einer rednerischen Aufforderung, sich von der „Angst, die muß“, zu dem „Muth“ zu erheben, „der will“. Allein unversehens zerrinnen ihm die Begriffe von allgemeinen Menschenrechten, von Fortschritt und Vernunftrecht, die Anschauung von dem was sein soll, in die Anschauung von dem was ist; seine Forderungen werden stumpf an der Wahrnehmung der thatsächlichen Zustände als der nothwendigen Bedingungen aller Reformen, und sein Reformeifer wie sein rednerisches Pathos schlägt in die Resignation des Wissens um. Einen ähnlichen Charakter haben seine damaligen Ausführungen über das deutsche Rechtssystem. Wie sich Göthe mit seinen individuellen Erlebnissen abfand, indem er sie zu Bildern und Gestalten abrundete, so findet sich Hegel mit dem allgemeinen Weltzustand ab, indem er ihn, seine Nothwendigkeit historisch begreifend, in eine gedankenmäßige Charakteristik faßt. — In diese Periode fällt der erste Entwurf des Systems. Was Hegel zum Philosophiren treibt, ist nicht in erster Linie das Bedürfniß wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit, sondern das Bedürfniß, sich das Ganze der Welt und des Lebens in ordnungsvoller Form vorzustellen. Es ist nicht ein sicher abgegrenzter Punkt, von dem er der Erforschung der Wahrheit nachgeht, sondern ein historisch und gemüthlich erfülltes Ideal, eine breite inhaltsvolle Anschauung, eine Anschauung, von deren Berechtigung er sich nicht zuvor eine kritische Rechenschaft gibt, sondern die er sich aus der vollen Energie seines Wesens heraus angeeignet und angelebt hat, die ihn, er weiß selbst nicht wie, durch und durch erfüllt, und in die er nun das Verlangen hat, den ganzen Reichthum des natürlichen wie des menschlichen Seins hineinzustellen. Seine Philosophie entspringt aus dem Drang, ein Weltbild nach einem in seiner Seele vorräthig liegenden idealen Typus zu entwerfen. In diesem System liegen rohe unverarbeitete Massen der Wirklichkeit dicht neben andern Elementen, die von der logischen Kraft dieses Kopfs um allen Körper gebracht sind. Das schärfste Auge ist jetzt kaum im Stande, in der Luft des reinen Gedankens noch irgendein lebendiges Stäubchen zu erblicken und jetzt wieder ist der Gedanke kaum im Stande, durch die bunten, dicht hingelagerten Gestalten einen Weg zu finden. Die Sprache der Mathematik und der Logik mischt sich und wechselt ab mit grandiosen poetischen Anklängen. Bunt schillernde Bilder sind durchkreuzt und begrenzt von kahlen Constructionslinien. Von einer allmählichen Einführung in eine Untersuchung, von einem Anknüpfen an die gewöhnlichen Vorstellungen, von einer vorläufigen Fragestellung, an der man sich orientiren, von einer kritischen Zurichtung, bei der man sich selbständig betheiligen könnte, ist nicht die Rede. Mit dem ersten Schritt

befinden wir uns, wie durch einen Zauberschlag, in einer eignen neuen Welt. Hegel's System will die Welt des Seins und Wissens nicht etwa kritisch zersetzen, sondern zu der Einheit eines schönen Ganzen zusammenfassen. Es ist Darstellung des Universums als eines lebendigen Kosmos. Nach Weise der altgriechischen Philosophie will es das Weltall eines großen Organismus vergegenwärtigen, in welchem alles Einzelleben todt zu sein aufhört und die Bedeutung eines lebendigen Organs bekommt. Die Methode dieser Construction geht von dem Schema der Wissenschaftslehre aus: die Selbstbewegung der Begriffe durch Satz, Gegensatz und Vermittelung. An Stelle des Fichte'schen „Ich" tritt das Absolute, das sich zuerst als Begriff constituirt, dann sich als Natur realisirt, endlich als Geist sich wiederfindet. Diese Methode hatte bei Fichte, der ehrlich schematisirt, nur Leeres hervorgebracht; bei Hegel tritt eine unendliche Fülle concreten Lebens ein, aber nur weil er in die scheinbare Bewegung des abstracten Begriffs durch einen sehr geschickten Kunstgriff die Resultate der Anschauung einschwärzt. — Alles, was ist, ist der Proceß des absoluten Geistes; die Natur desselben ist in allen Dingen, sodaß jedes „in ihm selbst die absolute Unendlichkeit und den Kreislauf der Momente darstellt, keines ruht und feststeht, sondern absolut sich bewegt und verändert, sodaß jedes in seinem Anderswerden zugleich ist und in seinem Sein zugleich geht". „Das Bestimmte als solches hat kein andres Wesen als diese absolute Unruhe, nicht zu sein, was es ist." — Es scheint so, und es liegt in der That in Hegel's Princip, daß diese Bewegung der Begriffe unabhängig von dem subjectiven Denken der Menschen vor sich gehe; in der That hat er die Entwickelung der Begriffe innerhalb der Geschichte der Philosophie vor Augen. Sein historischer Sinn ließ ihn die Ideen wesentlich so fassen, wie sie im geschichtlichen Verlauf des deutschen philosophischen Denkens gefaßt worden waren. Dieser Sinn eröffnete ihm das Auge für diejenigen Beziehungen der Ideen untereinander, die Kant vom Wolf'schen Dogmatismus zum Kriticismus, und die Fichte von der ehemaligen objectiven zu seiner subjectiven Metaphysik hinübergetrieben hatten. Hegel „realisirte" in seinem System die Begriffe auf die verschiedenste Weise. Er realisirte sie nicht am schlechtesten dadurch, daß er ihre abstracte farblose Beschaffenheit durch die Farbe ihres geschichtlichen Werthes veränderte. Ebenso machte er sie auf die verschiedenste Weise flüssig und übergangsfähig. Nicht die schlechteste bestand darin, daß er sie in den Strom der geschichtlichen Entwickelung hineintauchte. Die Begriffe sind in Wahrheit so, wie sie in einer bestimmten Zeit verstanden wurden, und sie werden in Wahrheit zu dem, wozu sie beim geschichtlichen Uebergang von System zu System wurden. — Mit diesen Prämissen waren die Fugen gegeben, aus denen das Hegel'sche System nie gewichen ist;

Hegel's Uebersiedelung nach Jena gab seinem bisherigen einsamen Grübeln einen bestimmten Platz in der historischen Entwickelung des deutschen Idealismus. — Mit Schelling, dessen glänzende Laufbahn er mit hoher Bewunderung verfolgt hatte, war er in beständigem Verkehr geblieben, und als er Anfang 1801 in Jena ankam, galt er allgemein für einen Anhänger der neuen Philosophie.*) Jena strotzte von jungen Männern, welche, angeregt durch das Beispiel Reinhold's, Fichte's und Schelling's, in der Philosophie eine schnelle Berühmtheit zu erlangen strebten. Sie kamen und gingen von allen Richtungen; fast alle kündigten außer dem Lieblingsfach, worin sie besondre Studien gemacht hatten, Logik an, weil dies Collegium als das von der studirenden Jugend observanzmäßig anzunehmende, noch am ehesten Aussicht auf Honorar darbot. Doch gehörte es schon zur Etikette, auch Naturphilosophie oder philosophische Encyklopädie zu lesen. Als Baiern seine Unterrichtsanstalten nach einem neuen Plane zu organisiren anfing, konnte es von Jena her eine ganze Colonie Gelehrter beziehen; die Zurückbleibenden sahen ihnen mit Neid nach und strebten baldmöglichst dasselbe Schicksal zu theilen. Schelling und Hegel waren unabhängig voneinander in dem nämlichen Stadium angelangt: ihre Verwandtschaft lag darin, daß beide im Gegensatz zur kritischen Methode den Inbegriff ihrer Weltansicht in darstellender und descriptiver Weise entwickelten. Beider System beruhte in letzter Instanz auf derselben gemeinschaftlichen Grundlage, war beherrscht von dem einen bald bestimmt, bald unbestimmt ausgesprochenen Gedanken: die Gesammtheit alles Seins ist wie ein Kunstwerk, das All, d. h. das Denken wie das Handeln, die Natur wie die Geschichte, steht unter dem ästhetischen Schema und trägt den Typus absoluter Harmonie. Schelling, formgewandt und mit den Bedürfnissen des philosophirenden Publicums durch lange Uebung vertraut, gab der neuen Lehre die künst-

*) Das Thema seiner Habilitationsdissertation (1801) de orbitis planetarum trug er schon lange mit sich herum. Von Kepler's harmonia mundi war er tief durchdrungen. Die Verwechselung mathematischer Bestimmungen mit physikalischen erschien ihm als ein Hauptgrund der Verwirrung in der Naturwissenschaft. Er meinte, daß Kepler den Kern der Sache in Betreff der himmlischen Mechanik gefaßt, Newton nur diesen ihm gegebenen Inhalt hypothetisch in mathematische Formeln gebracht habe. Auch Newton's Optik gab ihm einen nie ausgehenden Stoff zu dem Vorwurf, mathematische Vorstellungen von den physikalischen nicht gehörig geschieden zu haben, eine Polemik, welche sich bei ihm durch das Interesse an der Göthe'schen Farbentheorie noch steigerte. Es war ein eigenthümliches Unglück, daß noch in dem nämlichen Jahr, wo er der auf Analogie gegründeten Vermuthung der Empiriker, zwischen dem Mars und Jupiter müsse sich ein Planet vorfinden, aus naturphilosophischen Gründen widersprach, der erste dieser gesuchten Sterne wirklich entdeckt wurde.

lerische Haltung; Hegel eroberte für sie die historische Stelle, indem er sie zugleich durch die Dialektik seines Systems weiter entwickelte. — Das Kritische Journal, welches er 1802 mit Schelling herausgab, wird eingeleitet durch eine Abhandlung über das Wesen der philosophischen Kritik. Mit besonderer Härte zieht Hegel gegen zwei Verirrungen zu Felde: gegen die Originalitätsucht, mit der jeder einzelne Philosoph sich von dem Zusammenhang der Wissenschaft trennt und das Universum gewissermaßen mit seiner eignen Empfindung anfängt, und gegen das Bestreben, die philosophischen Ideen zu popularisiren. „Die Philosophie ist ihrer Natur nach etwas Esoterisches, für sich weder für den Pöbel gemacht, noch einer Zubereitung für den Pöbel fähig; sie ist nur dadurch Philosophie, daß sie dem Verstande und noch mehr dem gesunden Menschenverstande, worunter man die locale und temporäre Beschränktheit eines Geschlechts der Menschen versteht, gerade entgegengesetzt ist; im Verhältniß zu diesem ist an und für sich die Welt der Philosophie eine verkehrte Welt. In diesen Zeiten der Freiheit und Gleichheit aber hat das Schönste und Beste dem Schicksal nicht entgehen können, daß die Gemeinheit, die sich nicht zu dem, was sie über sich schweben sieht, zu erheben vermag, es dafür so lange behandelt, bis es gemein genug ist, um zur Aneignung fähig zu sein."*) — In der Abhandlung über das Verhältniß des Skepticismus zur Philosophie (gegen den bekannten Aenesidem-Schulze) weist Hegel nach, daß der alte classische Skepticismus zu Gunsten der höhern Vernunftwahrheiten, der moderne dagegen zu Gunsten der platten Vorurtheile des Haufens angewendet werde. Der zweite Band des Journals (1802) wurde durch die Abhandlung eröffnet: Glauben und Wissen, oder die Reflexionsphilosophie der Subjectivität in der Vollständigkeit ihrer Formen als Kantische, Jacobi'sche und Fichte'sche Philosophie. Zum ersten mal sagte sich das Identitätssystem auch von seiner nächsten Voraussetzung, der Wissenschaftslehre, unumwunden und leidenschaftlich los. Der vermeintliche Sieg der sogenannten Vernunft über die Religion hat nach Hegel zu dem Resultat geführt, daß die Vernunft ihre eigne Leere erkannt und sich wieder zur Magd eines neuen Glaubens gemacht hat. Diese

*) So werden im Journal die damaligen Popularphilosophen von Schelling mit einer Grobheit behandelt, wofür die Literatur bis dahin noch kein Beispiel kannte. Reinhold z. B. wird mehrmals ein Dummkopf genannt, ein Individuum mit einem Abgrund von Absurdität, das nichts als Schlamm und Unrath mit sich führe, ein Narr, der sein zusammengestohlenes Exercitium für eine neue Philosophie halte, ein lackirter Gassenjunge, ein trockner Schleicher, ein Schwachkopf, trivial, platt, pöbelhaft u. s. w. Dieselben Ausdrücke werden von seinem Freunde Bardili gebraucht, von Krug, Weiß, Rückert u. s. w.

Selbsterkenntniß hat sich in den drei neuesten Formen der Speculation ausgesprochen. Nach Kant ist das Uebersinnliche unfähig, von der Vernunft erkannt zu werden, die höchste Idee hat nicht zugleich Realität; nach Jacobi ist dem Menschen nur das Gefühl und Bewußtsein seiner Unwissenheit, nur die Ahnung des Wahren gegeben; nach Fichte ist Gott etwas Unbegreifliches und Undenkbares, das Wissen weiß nichts, als daß es nichts weiß, und muß sich zum Glauben flüchten. Nach allen kann das Absolute nicht gegen, so wenig als für die Vernunft sein, sondern es ist über der Vernunft. Das Ewige ist für das Erkennen leer, und der unendlich leere Raum des Wissens kann nur mit der Subjectivität des Sehnens und Ahnens erfüllt werden. In diesen drei Formen der Speculation ist eine mächtige Geistesform zu ihrer vollendeten Selbstanschauung gekommen; das Princip des Nordens oder des Protestantismus, die Subjectivität, in welcher Schönheit und Wahrheit in Gefühlen und Gesinnungen, in Liebe und Verstand sich darstellt, die Religion, welche im Herzen des Individuums ihre Tempel und Altäre baut und mit Seufzern und Gebeten den Gott sucht, dessen Anschauung sie sich versagt, weil die Gefahr vorhanden ist, daß der Verstand das Angeschaute als bloßes Ding erkennen würde. Zwar trat dieser Idealismus der Aufklärung und ihrem Glückseligkeitsprincip entgegen, im Grunde steht er aber auf demselben Boden. Der Dogmatismus der Aufklärung bestand nicht darin, daß er Glückseligkeit und Genuß zum Höchsten machte, sondern darin, daß sie nur von der empirischen Glückseligkeit, nur vom empirischen Verstand des Einzelnen sprach. Weil ihr das Endliche die einzige Realität war, so war ihr die Sphäre des Ewigen das Unbegreifliche und Leere; ein unerkennbarer Gott, der jenseit der Grenzpfähle der Vernunft liegt, eine Unendlichkeit, welche nichts ist für die Anschauung, nichts für den Genuß, nichts für das Erkennen. Dieser Grundcharakter des Eudämonismus, welcher die schöne Subjectivität des Protestantismus in eine empirische, die Poesie seines Schmerzes, der mit dem empirischen Dasein alle Versöhnung verschmäht, in die Prosa der Befriedigung mit dieser Endlichkeit umgeschaffen hatte, ist durch die neue Philosophie keineswegs verwischt, sondern nur aufs höchste vervollkommnet worden. Es ist in ihr nichts zu sehn, als die Cultur des gemeinen Menschenverstandes, der sich bis zum Denken eines Allgemeinen erhebt, aber entweder auf das Anschauen des Ewigen überhaupt Verzicht thut, oder es nur als Sehnsucht und Glauben hegt, der unvermögend ist, über die Schranken des Endlichen in das klare und sehnsuchtslose Gebiet der Vernunft sich zu erheben. Da der feste Standpunkt dieser Cultur eine mit Sinnlichkeit afficirte Vernunft ist, so geht sie nicht darauf aus, Gott zu erkennen, sondern den Menschen: nicht als Abglanz der ewigen Schönheit, sondern als eine Sinnlichkeit, welche aber

das Vermögen des Glaubens hat. Wie wenn die Kunst, aufs Porträtiren eingeschränkt, ihr Idealisches darin hätte, daß sie ins Auge eines gemeinen Gesichts noch eine Sehnsucht, in seinen Mund noch ein wehmüthiges Lächeln brächte, so soll die Philosophie nicht die Idee des Menschen, sondern das Abstractum der empirischen Menschheit darstellen, und indem sie sich ihre sinnliche Schranke deutlich macht, sich zugleich mit der oberflächlichen Farbe eines Uebersinnlichen schmücken, indem sie im Glauben auf ein Höheres verweist. Wie der Künstler, der nicht der Wirklichkeit dadurch, daß er die ätherische Beleuchtung auf sie fallen läßt und sie ganz darin aufnimmt, die ideale Wahrheit zu geben vermag, zu dem rührenden Mittel der Sehnsucht flieht und allenthalben der Gemeinheit Thränen auf die Wangen malt: ebenso wenig kann die Philosophie das Endliche dadurch reinigen, daß sie es mit Unendlichem in Beziehung bringt, denn dieses Unendliche ist selbst nicht das Wahre, weil es die Endlichkeit nicht aufzuzehren vermag. Die Kantische Philosophie ist ihres Princips der Subjectivität geradezu geständig. Sie geräth öfters auf ihrem kritischen Wege beiläufig auf Ideen, welche sie aber bald als leere Gedanken wieder fallen läßt, und die höchste Idee, auf welche sie in ihrem kritischen Geschäft stieß und sie als eine leere Grübelei und einen bloßen Schulwitz, aus Begriffen eine Realität herauszuklauben, behandelte, stellt sie selbst am Ende ihrer Speculation als ein subjectives Postulat auf. Die ganze Aufgabe dieser Philosophie ist nicht das Erkennen des Absoluten, sondern das Erkennen dieser Subjectivität. Die höchste Frage der Philosophie: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? hat Kant richtig gestellt und auch auf die Lösung hingedeutet, die in der ursprünglichen Identität des Entgegengesetzten besteht; aber er hat die Frage nur äußerlich aufgefaßt, und der transscendentale Idealismus hat sich in ein formales Wissen und in psychologische Beobachtungen verloren. Der bloße Formalismus des Systems zeigt sich am deutlichsten, indem die Leerheit der reinen Vernunft sich als praktische Vernunft einen Inhalt geben und in der Form von Pflichten sich ausdehnen soll. Indem Kant die absolute Entgegensetzung des Ideellen und Reellen behauptet, „genießt der bornirte Verstand seines Triumphs über die Vernunft, welche die absolute Identität der höchsten Idee und der höchsten Realität ist, mit völlig mistrauenloser Selbstgenügsamkeit". Auch in der Urtheilskraft gelingt es Kant nicht, einen Inhalt zu gewinnen. Eine ästhetische Idee kann nach ihm keine Erkenntniß werden, weil sie eine Anschauung der Einbildungskraft ist, der niemals ein Begriff adäquat gefunden werden kann: eine Vernunftidee kann nie Erkenntniß werden, weil sie einen Begriff vom Uebersinnlichen enthält, dem niemals eine Anschauung angemessen gefunden werden kann. Es wird also vom Uebersinnlichen, insofern es Princip des Aesthe-

tischen ist, wieder nichts gewußt, und das Schöne erscheint als etwas, das sich allein auf das menschliche Erkennungsvermögen und ein übereinstimmendes Spiel seiner mannichfaltigen Kräfte bezieht. Wenn man dem praktischen Glauben der Kantischen Philosophie, dem Glauben an Gott, etwas von seinem unphilosophischen Kleide nimmt, so ist darin nichts Anderes ausgedrückt als die Idee, daß die Vernunft zugleich absolute Realität habe, daß in dieser Idee aller Gegensatz der Freiheit und der Nothwendigkeit aufgehoben sei. Das Speculative dieser Idee ist freilich von Kant in die humane Form gegossen, daß Moralität und Glückseligkeit harmoniren: nämlich die Vernunft, wie sie im Endlichen thätig ist, und die Natur, wie sie im Endlichen empfunden wird. Während die schlechte Moralität, die nicht mit der Glückseligkeit, und die schlechte Glückseligkeit, die nicht mit der Moralität harmonirt, von der wahren Philosophie für ein Nichts erkannt wird, schmäht diese Reflexions-Moralität die Natur, als ob ihre Einrichtungen nicht vernünftig, sie hingegen in ihrer Erbärmlichkeit ewig wäre, und meint sich sogar zu rechtfertigen, daß sie im Glauben die Realität der Vernunft sich wol vorstellt, aber nicht als etwas, das wirklich sei. — Wenn die Kritik der Kantischen Philosophie sehr hart ausfiel, so ist die Kritik Jacobi's ein fortgesetzter Hohn. „Das Interesse der Jacobi'schen Schriften beruht auf der Musik des Anklingens und Widerklingens speculativer Ideen, die aber, indem die Ideen sich in dem Medium der Reflexion brechen, nur ein Klingen bleibt und nicht zu dem artikulirten wissenschaftlichen Wort gedeiht. Jacobi kann das Absolute nicht in der Form für vernünftige Erkenntniß, sondern nur im Spiel mit Reflexionsbegriffen oder in einzelnen Ausrufungen ertragen, das Vernünftige nur als schöne Empfindung, Instinct und Individualität.“ Hegel weist ihm nach, daß er sowol Spinoza als Kant misverstanden hat, daß er ihre Lehrsätze auf eine hämische Weise verdreht, indem er die Vernunftideen auf endliche Bestimmungen anwendet. Mit unverhohlnem Ekel macht er auf das beständige Zanken und Anklagen aufmerksam, auf die Beimischung Jean Paul'scher Empfindsamkeit, auf den thränenreichen erbaulichen Schwulst, dem aller Inhalt fehlt. Jacobi's Glaube bezieht sich nicht auf die ewigen Vernunftideen, sondern auf das Zufällige und Körperliche. Sein Abscheu gegen die Kantische und Fichte'sche Philosophie ist ganz erklärlich, weil diese darauf gehn, daß im Endlichen und Zeitlichen keine Wahrheit sei, und weil sie vorzüglich in der Negativität groß sind, in welcher sie erweisen, was endlich und Erscheinung und nichts ist. Jacobi aber verlangt dieses Nichtige in seiner ganzen Länge und Breite und erhebt ein ungeberdiges Zetergeschrei über die Vernichtung dieser Nichtigkeit. Freilich hat Jacobi neben dem Glauben an die Wirklichkeit und an die sinnliche Erfahrung auch noch einen Glauben an das Ewige; aber

dieser Glaube, indem er in die Philosophie eingeführt wird, verliert seine eigentliche Natur. Wenn bei ihm die protestantische Subjectivität aus der Kantischen Begriffsform zur subjectiven Schönheit der Empfindung und der Lyrik himmlischer Sehnsucht zurückzukehren scheint, so ist der Glaube und die individuelle Schönheit durch die Beimischung der Reflexion und des Bewußtseins aus der Unbefangenheit herausgeworfen, wodurch die Subjectivität allein fähig ist, schön und fromm und religiös zu sein. Das Absolute ist ihm, wie Kant, ein absolutes Jenseits im Glauben, aber es ist zugleich etwas Particuläres, Geistreiches, das ebenso wenig in die Allgemeinheit aufgenommen, als die Vernunft sehend werden darf. Die Schönheit der Individualität wird dadurch getrübt, daß der Glaube, insofern er auf das Ewige geht, eine polemische Rücksicht hat und auch auf das Zeitliche ausgedehnt wird, sodaß das Zeugniß der Sinne für eine Offenbarung gilt und Gefühl und Instinct die Regel der Sittlichkeit enthalten. Durch die Reflexion auf die besondre Persönlichkeit verwandelt sich die Sehnsucht in ein Wohlgefallen an den eignen schönen Gedanken und Empfindungen. — Fast mit nicht geringerer Bitterkeit ist Fichte's transscendentaler Idealismus dargestellt. Der Kritik desselben legt Hegel nicht die Wissenschaftslehre, sondern die Bestimmung des Menschen zu Grunde. „Der reine Wille soll reell werden, durch Handeln; die Realität, die ihm durch Handeln entspringt, soll aus ihm kommen; sie muß also vorerst in ihm ideell vorhanden sein. Das Ich soll schlechthin frei den Begriff entwerfen und der Wille soll durch keine andre Realität afficirt werden, die er sich als irgendwoher gegeben zum Zweck machte. Indem der Mensch sich zum Handeln bestimmt, entsteht ihm der Begriff eines Zukünftigen, das aus seinem Handeln folgen werde, und dies ist das Formelle des Zwecksbegriffs. Aber der Wille ist nur insofern rein, als er ein durchaus Formales ist; es ist unmöglich, daß sein Zweckbegriff aus ihm einen Inhalt habe, und es bleibt nichts als dieser Idealismus des Glaubens und die hohle Declamation, daß das Gesetz um des Gesetzes willen, die Pflicht um der Pflicht willen erfüllt werden müsse, und wie das Ich sich über das Sinnliche und Uebersinnliche erhebe, über den Trümmern der Welten schwebe u. s. w." — „Der ungeheure Hochmuth, der Wahnsinn des Ich, sich vor dem Gedanken zu entsetzen, ihn zu verabscheuen, wehmüthig zu werden darüber, daß es eins sei mit dem Universum, daß die ewige Natur in ihm handle; in Verzweiflung zu gerathen, wenn er nicht frei ist, frei von den ewigen Gesetzen der Natur: — setzt eine von aller Vernunft entblößte Ansicht der Natur voraus. Die ältere Teleologie bezog zwar die Natur im einzelnen auf außer ihr liegende Zwecke, im ganzen aber faßte sie dieselbe als einen Abglanz ewiger Schönheit. Die Fichte'sche Teleologie dagegen faßt die Natur als etwas absolut

Unheiliges und Todtes, welches nur dazu vorhanden sei, um den freien Wesen einen Spielraum zu bilden und um zu Trümmern werden zu können, über denen sie sich erheben. Es brechen hier die gemeinsten Litaneien über das Uebel in der Welt ein, indem Fichte den Voltaire'schen Pessimismus, den dieser dem frömmelnden Optimismus empirisch entgegensetzt, in eine philosophische Form bringt und ihm so seine relative Wahrheit nimmt. Die Moralität bedarf eines Zwecks, sie kann ihn aber nicht aus sich selbst schöpfen, da sie an sich leer ist, sie muß ihn aus der Mannichfaltigkeit der Empirie entnehmen. Aber dieser Inhalt hebt sogleich den reinen Willen, das absolute Pflichtgefühl auf und macht die Pflicht zu etwas Materiellem. Die Leerheit des reinen Pflichtgefühls und der Inhalt kommen einander beständig in die Quere. Wenn in der wahren Sittlichkeit die Subjectivität aufgehoben ist, so wird dagegen durch jenes moralische Bewußtsein das Vernichten der Subjectivität gewußt und damit die Subjectivität selbst in ihrem Vernichten festgehalten und gerettet, und Tugend, indem sie sich in Moralität verwandelt, zum nothwendigen Wissen um ihre Tugend, d. h. zum Pharisäismus. Nebenbei liegt bei dieser blos formellen Moralität noch die Gefahr nahe, alle moralischen Zufälligkeiten in die Form des Begriffs zu erheben und der Unsittlichkeit ein gutes Gewissen zu verschaffen. Die Pflichten und Gesetze, da sie in dem System eine unendliche auseinander geworfne Mannichfaltigkeit sind, machen eine Wahl nothwendig. Nun kann kein wirklicher Fall einer Handlung erdacht werden, der nicht mehrere Seiten hätte, denn jede Anschauung eines wirklichen Falls ist unendlich durch den Begriff bestimmbar, und so verfällt das Individuum leicht in jene traurige Unschlüssigkeit, welche darin besteht, daß es nur Zufälligkeit um sich sieht. Den Grad der Pflichten genau zu wissen und zu unterscheiden, ist, weil sie empirisch unendlich sind, unmöglich, und doch wird es als Pflicht schlechthin gefordert." — Hegel sucht zum Schluß die relative Berechtigung dieser Reflexionssysteme innerhalb der Entwickelung des Denkens festzustellen, aber auch diese Rechtfertigung klingt wie Spott. Es sei nothwendig gewesen, den geschichtlichen Schmerz um den Verlust des Ideals, der sich am klarsten in Pascal's Worten ausspricht: la nature est telle qu'elle marque partout un Dieu perdu et dans l'homme et hors de l'homme, in die Sphäre des reinen Gedankens zu erheben und durch diese ungeheure Abstraction den speculativen Charfreitag, dem die Auferstehung der absoluten Freiheit folgen solle, vorzubereiten. Es ist das ein schwacher Trost für die Gläubigen, die bisher mit so vielem Ernst an der Philosophie gearbeitet, und wenn die Grübelei dieses Zeitalters auch noch fortgesetzt wurde, bis sie in Hegel's Phänomenologie gleichzeitig mit der Schlacht bei Jena zu ihrem angemessensten, d. h. verworrensten Ausdruck kam, so kann doch der Eindruck

dieses Gesammtbildes kein andrer sein, als daß auch von dieser Seite der deutsche Geist in ein Labyrinth gerathen war, aus dem er keinen Ausgang fand.

Es war in jener Kritik der bisherigen Philosophie nicht unwesentlich, daß die protestantische Auffassung als ein zu überwindendes Moment dargestellt wurde. Hegel hatte ein lebhaftes Gefühl für die Thatsachen, und es war auch für den ernsten Denker eine unbestreitbare Thatsache, daß in der allgemeinen Erschütterung nur eine Macht Stand gehalten hatte: die katholische Kirche. Selbst Napoleon hatte nach Aufrichtung des Reichs nichts Eiligeres zu thun, als sie durch das Concordat in Frankreich wiederherzustellen. In dieser Lebenskraft, die allen Stürmen des Schicksals widerstand, lag ein wunderbarer Reiz für rathlose Gemüther. Bis dahin hatte die öffentliche Meinung, unter den Katholiken nicht weniger wie unter den Protestanten, die katholischen Dogmen für einen zurückgebliebenen Standpunkt angesehn, und was die Romantiker zu ihren Gunsten gesagt, war immer halb ironisch, wenigstens mit dem bestimmten Bewußtsein der Paradoxie gesprochen: es war, wie A. W. Schlegel sich ausdrückt, lediglich eine prédilection d'artiste. Aber dieser Vorliebe kam nun die Geschichte zu Hülfe. Die Aristokratie hatte wol mit der Aufklärung gespielt, um sich freizumachen von dem Glaubensdruck, der auf dem Pöbel lastete, aber der eigentliche Träger der Aufklärung war das Bürgerthum. Es war der bürgerliche Beigeschmack des aufgeklärten Wesens, der es der neuen Aristokratie verleidete. In Frankreich hatte sich unter dem Directorium der Rationalismus zu einer Art von Kirche herausgebildet, der Theophilantrophie. Man versuchte damals, was in unsern Tagen die Lichtfreunde unternahmen, einen Cultus ohne die Idee des Opfers, einen Glauben ohne supranaturalistische Färbung. Auf die Länge ist es aber unmöglich, sich von Männern erbauen zu lassen, die nichts Anderes sind als das Publicum, ohne Inspiration und ohne Weihe. Bald mußte der revolutionäre Decadi dem christlichen Sonntag weichen: es gehörte zum guten Ton, christlich und katholisch zu sein. Man machte wieder Lobgesänge auf die Jungfrau Maria und weihte die angeblich antike Tracht, die Therese Tallien eingeführt, durch den mittelalterlichen Rosenkranz. Die Perspective, die Paris nach allen Seiten hin eröffnete, erinnerte an die weltbürgerlichen Träume der romantischen Religion. Der Held Frankreichs hatte an den Pyramiden gefochten, am fabelhaften Nil; rebellische Mohrenfürsten von den westindischen Inseln schmachteten in französischen Kerkern;

Italiens Kunstschätze lagen zu den Füßen der großen Nation; die Kaiserkrone Karl des Großen umkränzte das Haupt des Sohnes der Revolution, der Papst mußte erscheinen, ihn zu salben. Die alten Phantasien von einer Weltkirche, einem Weltreich und einer Weltliteratur schienen sich zu verwirklichen, und die Weltgeschichte selbst schien den träumerischen Anstrich anzunehmen, der sie nach dem Sinn der Romantiker zu einem Weltgedicht erheben sollte. In dieser Zeit trat Chateaubriand als Anwalt der Kirche auf.*) Der Geist des Christenthums erschien in London 1802. Heute macht das Buch einen wunderlichen Eindruck, denn vom Geist des Christenthums ist wenig die Rede, es beschäftigt sich ausschließlich mit der Erscheinung. Aber 1802 kam es allerdings darauf an, auf das Anziehende dieser Erscheinung aufmerksam zu machen. Der akademische Stil in der Kunst, die mathematische Philosophie, die geradlinige geschulte Sprache und das classische Theater hatten allmählich das Gesammtbild des katholisch-romanischen Lebens, welches in den untern Schichten des Volks noch kräftig fortwucherte, aus dem Gesichtskreis der gebildeten Welt gerückt. Chateaubriand hat nun mit großem Geschick eine bunte Reihe ästhetischer Bilder, die man in der Geschichte des Christenthums bisher übersehn, weil man nur an Deduction, nicht an Anschauung gewöhnt war, zusammengelesen und dadurch einen Gesammteindruck hervorgebracht, der noch größer sein würde, wenn er sorgfältiger den Schwulst und die Empfindsamkeit vermieden hätte. — Ganz in demselben Sinn handelten die deutschen Romantiker, als sie das Publicum auf Calderon aufmerksam machten. Die Uebersetzung A. W. Schlegel's (Berlin, Hitzig, 2 Bd., 1803. 1809) bleibt ein bewunderungswürdiges Werk: es ist ihm gelungen, ohne zu große Gewaltthätigkeit gegen die deutsche Sprache die schwierigen und verwickelten Formen des Originals getreu wiederzugeben; seine Nachfolger**) durften nur auf dem gebahnten Weg fortschreiten. Die Auswahl der fünf Stücke war für den Zweck sehr geschickt: es galt, dem Publicum zu imponiren, indem man ihm das Fremdeste und Unbegreiflichste in einer glänzenden und einschmeichelnden Form darstellte.***) Bei den Lustspielen hätte man

*) Vgl. meine französische Literaturgeschichte seit der Revolution.

**) J. D. Gries, 13 Stücke (1815—29); Otto von der Malsburg, 12 St. (1819—25, jedes Stück durch eine bis zum Burlesken begeisterte Vorrede eingeführt); Adolf Martin, 9 St. (1844); J. von Eichendorff (Fronleichnamstücke).

***) „Man hat in Deutschland getadelt, schreibt Gries an seinen Bruder, daß Schlegel seine Uebersetzung mit einem Stück eröffnet, worin sich der Katholicismus in seiner ganzen Stärke ausspricht. Mit Unrecht, däucht mir, denn warum sollte man sich nicht ebenso gut in diese Mythologie als in die griechische versetzen kön-

sowol gegen die fremdartige Form als gegen die fremdartige Sitte Protest eingelegt, weil der Vergleich zu nahe lag; ebenso wenn man zuerst den Versuch mit den bürgerlichen, auf positiven Rechtsbegriffen beruhenden Dramen gemacht hätte. Bei einem religiösen Gegenstand kam die fremdartige Form dem fremdartigen Inhalt zu Hülfe, da die Sehnsucht nach Religion sehr groß und der religiöse Besitz sehr klein und schwankend war. — Die Andacht zum Kreuz ist in ihrem religiösen Inhalt die schamloseste Verhöhnung des Protestantismus, des Gewissens und des gesunden Menschenverstandes, in der Ausführung aber ein Meisterstück: sobald man das Grauen einmal überwunden hatte, konnte an dem Dichter nichts mehr fremd bleiben. Held und Heldin begehen eine Reihe unerhörter Greuelthaten, die aber dadurch in einen träumerischen Schein aufgelöst werden, daß sich das göttliche Kreuz, dem sie immer vertraut, ihrer erbarmt. Diese wunderbare Lösung ist ihnen durch eine Reihe sinnlicher Symbole prädestinirt. Die Hauptsache des Lebens ist, vor dem Tode die letzte Beichte abzulegen und damit Vergebung der Sünden und die ewige Seligkeit zu erlangen. Gegen diese gehalten, ist der übrige Inhalt des Lebens gleichgültig. Der Held des Stücks stirbt ohne Beichte und würde daher zu den Verworfenen gehören; aber das Kreuz thut ein Wunder, er wird von den Todten auferweckt, um seine Beichte abzulegen, und geht darauf in den Himmel ein. — „So brennt, sagt Eichendorff (1854), das heilige Kreuz als ein christliches Fatum düster durch das ganze Stück, bis es zuletzt alles Irdische verzehrend und verklärend in stillen Flammen emporleuchtet!" — Wir kennen diese Flammen! ein Abglanz ihres unheimlichen Lichts schimmert noch über den verödeten Ländern, deren schönste Blüte ein Raub der Scheiterhaufen wurde. — Als Schiller und Göthe mit Calderon bekannt wurden (1803), faßten sie die technische Seite auf und wurden entzückt: namentlich glaubte Schiller, bei früherer Bekanntschaft mit Calderon manche Irrthümer vermieden zu haben. Göthe wurde durch die seltsame Erscheinung so bezaubert, daß er meinte, aus dem Standhaften Prinzen ließe sich der Begriff der Poesie vollkommen construiren, auch wenn alle übrigen poetischen Werke verloren gingen. — Wer die schnelle und durchgreifende Wirkung bezweifelt, die von einer entschlossenen Schule durch beständige Wiederholung des nämlichen Gedankens ausgeübt wird, hat noch keinen Begriff von der Unsicherheit dessen, was man gewöhnlich öffentliche Meinung nennt. Es war nicht ungefährlich, die Principien Calderon's in einer Zeit zu feiern, die leer und erstaunlich liebesbedürftig war; und an Ausdauer fehlte es der Schule nicht. Calderon wurde von sämmtlichen

nen? Sie ist gewiß consequenter als jene, und hat man sich einmal in diese Welt hineingesetzt, so wird man durch nichts weiter gestört."

Romantikern in Sonetten und Canzonen auf das eifrigste besungen; sie wetteiferten, in seiner eignen Bildersprache ihrer Verehrung Worte zu leihn, wenn sie sich auch den Grund dieser Verehrung nicht recht klar machten. Es ist das der Schule auch später nicht gelungen, als sie aus ihrer phantastischen Entwickelungsperiode in eine ruhigere, reflectirende eintrat. So finden sich z. B. in den „dramatischen Vorlesungen" von A. W. Schlegel einige artige ästhetische und literarhistorische Bemerkungen, aber auch nicht einmal der Versuch, irgendeines dieser Stücke von der technischen Seite aufzufassen und seine Vorzüge darzuthun. A. W. Schlegel begnügte sich, in Sonetten u. s. w. dem „göttlichen" Dichter Weihrauch zu streuen, bis ihm 1828 Licht aufging. „Wenn Calderon religiöse Verfolgungen gutheißt, so empört sich jedes menschliche Gefühl. Daß vor anderthalb Jahrhunderten ein wissenschaftlich unterrichteter, gesellschaftlich gebildeter Spanier, wie Calderon, die Vorurtheile des Pöbels gegen die Protestanten theilen konnte, erinnert an den heutigen Zustand Spaniens, und eins wird aus dem andern begreiflicher." Fr. Schlegel kannte dies Bedenken nicht. In seiner „Geschichte der Literatur" steht Calderon hoch über Shakspeare: er ist der ganz göttliche Dichter, von dem nur bemerkt wird, daß er vielleicht zu göttlich, zu wenig menschlich sei. Fr. Schlegel hatte Calderon wahrscheinlich wenig gelesen, sonst würde er bemerkt haben, daß der Dichter neben den Stücken, in denen er die hoffähige Bigoterie verherrlicht, auch andre geschrieben hat, in denen er dieselben Gegenstände mit einer sehr bedenklichen Frivolität behandelt; daß seine Phantasie sich an den mythologischen Stoffen ebenso glänzend entfaltet als an den kirchlichen, daß sie ebenso gern darin verweilt, ebenso warm für sie empfindet. Merkwürdig ist, wie Tieck mit Calderon brach. Er war es ursprünglich, der seinem nüchternen Freund A. W. Schlegel alle Bedenken in Bezug auf die Andacht zum Kreuz ausgeredet hatte, und er hatte es an Sonetten zur Verherrlichung des Dichters nicht fehlen lassen. In den kritischen Schriften aus der dresdner Periode dagegen ist die Polemik gegen Calderon fast der durchgehende Grundgedanke. Es war nicht blos die Schicksalsidee, nicht blos der Katholicismus, was ihm Calderon bedenklich machte, sondern vor allem die künstliche, an die Oper streifende Form. Freilich hat er dies Princip bei seinem unsteten Wesen niemals einheitlich durchgebildet, und so geschah es, daß seine nächsten Jünger in Dresden in derselben Zeit die verzücktesten Anhänger Calderon's waren, wo er seine kritischen Pfeile gegen ihn abschoß. — Die Ideen der Romantiker wirken noch immer nach. Noch A. von Schack in seiner Geschichte des spanischen Theaters (1845 — 46), obgleich er in der Einleitung ganz richtig nachweist, daß Calderon trotz seiner außerordentlichen Kunst den Verfall der spanischen Bühne herbeiführte, weil er die vorhandenen sittlichen Wahnbegriffe künst-

lich auf die Spitze trieb, ist doch in der Ausführung ganz panegyrisch. Er gibt zu, daß in seinen geistlichen Schauspielen manche starke Dinge vorkommen, allein er meint, daß die Glaubenseinheit Spaniens in einer Zeit, wo in den übrigen Ländern die Religion ganz auseinander gefallen sei, ein Opfer wohl rechtfertige, und daß die Protestanten bei ihren Angriffen gegen die katholischen Dichter doch die Hexenprocesse nicht vergessen sollten. Aber wenn ein protestantischer Dichter im 17. Jahrhundert das Princip des Dämonismus ebenso schamlos verherrlicht hätte als Calderon das Princip der Werkheiligkeit in der „Andacht zum Kreuz", im „Fegfeuer des heiligen Patrick" u. s. w., so würden wir Protestanten die ersten sein, ein solches Princip als verrucht zu verdammen. Die Zeit der Hexenprocesse ist ein unheimlicher Theil unsrer Geschichte, den die gesammte protestantische Kirche verleugnet: sobald die katholische Kirche die Werkheiligkeit, d. h. die Rechtfertigung der Sünde durch kirchliche Acte, Fasten, Geiseln, Kniebeugungen u. s. w. ebenso entschieden und allgemein verleugnen wird, werden wir im Stande sein, uns ihren Dichtern gegenüber liberal zu verhalten, denn dann werden sie aufhören, uns in unheimlicher Gegenwart zu drohen. — Die Anpreisung Calderon's war um so bedenklicher, da bei ihm die Wirkung augenscheinlich und unmittelbar ist. Sein außerordentliches dramatisches Talent wird jeden Leser ergreifen, welcher Bildungsstufe er angehören mag; aber dieser ästhetische Eindruck geht mit dem sittlichen nicht Hand in Hand. Jedem deutschen Protestanten, ja jedem unbefangenen deutschen Katholiken müssen die Motive, die Calderon seinen Helden unterlegt, seine sittlichen Grundsätze und seine Ideale absurd und abscheulich erscheinen. Nun ist man so weit gekommen, sich nicht blos in eine stoffliche Begeisterung für ihn hineinzuschwindeln, sondern auch in seinem Sinn zu dichten. Es hat sich dadurch eine Lügenhaftigkeit in unser Theater eingeführt, von der keine andre Nation einen Begriff hat. Der Charakter der protestantischen wie der germanischen Literatur ist sittliche Freiheit, Herleitung der Schuld und des Schicksals aus dem Innern der Menschen; der Charakter der romantischen Dichter dagegen ist die Unfreiheit. Sie stellen ihrer Poesie keine sittlichen Probleme, sie lassen nur die überlieferten Regeln an einem bestimmten Beispiel zur Geltung kommen. Ihre Tragik wie ihre Schuld liegt lediglich in den äußerlichen Situationen, von einem Kampf im Innern der Seele wissen sie nichts, und darum ist die Leidenschaft, die sie darstellen, nur ein Rausch, das Schicksal ein Traum, die Versöhnung ein Act der Gnade, die Entwickelung ihrer Charaktere eine Reihe von Wundern oder auch ein Rechenexempel. Ihre Figuren sind stereotyp, ihre Ideen geprägte Münzen, ihr Sittengesetz ein sinnloser Katechismus der fixen Idee. Freilich schmeichelt sich diese frostige Welt durch eine bilderreich phantastische Sprache und eine glühende Atmosphäre, die

allen Gestalten einen zauberischen Reiz verleiht, den Sinnen ein, und man sucht um so mehr hinter dieser räthselhaften Märchenwelt, je trüber und verworrner sie aussieht. Man verwechsele ja nicht den reflectirten jesuitischen Katholicismus des 17. Jahrhunderts mit der Kirche des Mittelalters, die uns ebenso angehört als den heutigen Katholiken. Dante kann die eine Kirche so gut verstehn als die andre, denn in ihm sind die Gegensätze noch gebunden; aber Calderon war eine Empörung gegen das ausgesprochene Wort, und es war gerade dieses reflectirte religiöse Gefühl, was ihn den Romantikern, die eine ähnliche Reflexion versuchten, so werth machte. Wir haben alle Ursache, gegen so etwas auf unsrer Hut zu sein. Unsre sittlichen Grundsätze waren und sind noch immer durchaus nicht so fest, daß wir gegen eine feindliche Vorstellung liberal sein könnten, am wenigsten solange die Aesthetiker, die sie vertreten, mit der kirchlichen und politischen Reaction Hand in Hand gehn. Wenigstens wird man bei aller Anerkennung Calderon's immer an das treffende Wort Bouterweck's (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, 1804) denken müssen: „die Vernunft und das moralische Gefühl werden in diesen Schauspielen so mishandelt, daß man den Nationen Glück wünschen muß, denen ihr besseres Schicksal eine solche Geistesergötzung versagte."

In der Lyrik gewann die neue Schule durch das Studium der romanischen Dichter sowie der deutschen Minnelieder, die Tieck 1801 herausgab, eine Form, die als Uebergang von den griechischen Namen und Versmaßen zu der Weise des deutschen Volkslieds ihre volle Berechtigung hat. Der Musenalmanach für 1802, herausgegeben von A. W. Schlegel und Tieck, in welchem die Romantik zuerst den Classikern geschlossen gegenübertrat, enthält eine Reihe literarhistorischer Sonette von den beiden Schlegel; die geistlichen Lieder von Novalis; Marien- und Christuslieder aus dem Lateinischen und Spanischen, die Abendröthe von Fr. Schlegel, eine Reihe von Gedichten, die nichts ausdrücken als ungewöhnlich stark aufgefaßte landschaftliche Stimmungen, die wunderlicherweise als Fortsetzung der Lucinde gedacht waren; die Lebenselemente von Tieck, ein naturphilosophischer Cyklus von der höchsten Ueberschwenglichkeit, ohne Gliederung und Plastik. Ein Cyklus von Mnioch*): Hellenik und Romantik, stellt diesen von den Romantikern mehrfach aufgeregten Gegensatz in zwei Bildern zusammen: das Leben und der Tod. Jedes von beiden geht von

*) Geb. zu Elbing, starb in Warschau Februar 1804. In seinen Analekten (1804) finden sich nur zu zahlreiche Spuren elender häuslicher Verhältnisse. Bei manchen seiner Gedichte scheint er nicht gewußt zu haben, was er darstellen wollte: eine dunkle Idee bewegt sich in seiner Seele, er ging von ihr aus und dichtete fort, solange ein Wort das andere gab.

Hexametern in Ottaven, aus Distichen in Terzinen über. Der Gedankengang stimmt mit Schiller und Novalis überein, aber es ist fast bloße Reflexion ohne alle Bildlichkeit. Die Romanzen des Musenalmanachs verlassen durchaus das classische Gebiet; so der ewige Jude von A. W. Schlegel, die Zeichen im Walde von Tieck, eine unendlich lange Mordgeschichte in Assonanzen, die mit einer erschreckenden Ausdauer auf u auslauten; ferner eine Erzählung in Terzinen von Schelling, der unter dem Namen Bonaventura damals auch in Romanen und Gedichten arbeitete (z. B. Nachtwachen, 1804); dazu einige philosophische Gedichte von Schelling, Fichte und andern. Die neue Manier erregte außerordentliches Aufsehn, und in den Musenalmanachen der nächstfolgenden Jahre ist sie durchweg die herrschende. Was damals von jungen Talenten aufkam, versuchte sich in Sonetten und Terzinen und trieb höhere Literaturgeschichte oder transscendentalen Idealismus. — Mit großer Bewunderung blicken die Anhänger Tieck's auf seine lyrischen Gedichte. In einzelnen, wo ihm deutsche Volkslieder als Muster vorschwebten, findet man eine glückliche Stimmung, eine träumerisch ins Ohr klingende Melodie; aber der gemüthliche Inhalt ist sehr dürftig und wird zum Theil durch ein geziert kindliches Wesen unangenehm entstellt. Wo er ins Große geht und philosophische Reflexionen über das Ganze des Weltalls, das Wesen der Gottheit und dergleichen poetisch gestalten will, wird er schwülstig und weiß sich zuletzt in der Regel nicht anders zu helfen, als daß er mit dem Versmaß auch die grammatische Construction aufgibt, um in reinster Ueberschwenglichkeit der Laute schwelgen zu können. Ueberall eine Fülle von Tendenzen, überall eine Flucht aus dem Reich der Gestalten. Wenn Göthe und Schiller sich der Wirklichkeit und der Natur entzogen, so war es nur die gothische Wirklichkeit, die gothische Natur; eigentlich waren sie sehr realistisch, sie befriedigten ihren Drang nur im fremden griechischen Leben. Bei den Romantikern aber war es eine Flucht in den düstern Nebel einer wollüstig erregten Phantasie, oder in den leeren Aether der Abstraction. — A. W. Schlegel bleibt trotz der erborgten Glut, die er seiner Phantasie einzuflößen sucht, namentlich in den Sonetten und andern romanischen Formen ein bloßer Techniker, eine wesentlich prosaische Natur. Wenn man sich an den fremden Tonfall gewöhnt, sind diese Gedichte verhältnißmäßig sehr klar; wo eine Unklarheit eintritt, ist es nur Mangel an Geschick. Fr. Schlegel dagegen strebt mit Absicht und Bewußtsein nach Dunkelheit. Durch eine ganz eigenthümliche Behandlung des Versmaßes, durch Anklänge an alte Sprachformen, durch Herbeiziehen naturphilosophischer Speculationen und mythologischer Symbole, vor allem aber durch eine unbegreifliche Verwirrung der Bilder weiß er uns zuweilen so in Schwindel zu versetzen, daß wir der festen Ueberzeu-

gung sind, wir müßten etwas Gewaltiges gehört haben, und es ist doch nur leerer Klingklang gewesen. Combinationen, wie „duftiger Blumen kühlendes Feuer“ sind ihm ganz geläufig. In derselben Weise, wie in seinen philosophischen Gedichten, geht er auch in seinen Balladen und Naturschilderungen zu Werke. Die Farbe und Stimmung ist ihm alles, und durch Anhäufung aller erdenklichen Mittel weiß er sie auch in der That hervorzubringen. Der Gegenstand an sich ist ihm gleichgültig, ja er zieht die nichtigsten und leersten vor. Dagegen sind Novalis und Brentano, bei denen Stimmung und Farbe gleichfalls über den Gegenstand vorherrscht, sehr wohl von Schlegel zu unterscheiden, denn bei ihnen ist Natur, was bei diesem erkünstelt und raffinirt ist. Schlegel erfindet seine Melodien, und daher werden sie nur unserm Verstand, nicht unserm Gemüth, ja nicht einmal der Phantasie vernehmbar. Auch in seinen patriotischen Gedichten ist die Ehrbarkeit, das Gefühl fürs Positive, die Liebe und der Haß stilistisch hervorgebracht. Die bekehrte Romantik arbeitete ebenso von außen nach innen, ebenso von der Form auf den Inhalt, als die frivole und revolutionäre. — In den Blumensträußen italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie (1803) ist A. W. Schlegel's Technik wieder bewundernswerth: er hat den Ton gefunden, der uns den Geist jener Sprachen versinnlicht und sich doch dem Gesetz der deutschen Sprache gefällig anschmiegt. Aber wie glänzend das Zeugniß ist, das diese Nachbildungen romanischer Formen für die Bildung der deutschen Sprache ablegen, so schädlich haben sie auf unsre Dichtkunst eingewirkt. Denn sie veranlaßten jenen schmachtenden, farblosen verschwimmenden Ton, jene Wortspielerei ohne gemüthlichen Inhalt und jene Physiognomielosigkeit der Sprache, die im Anfang den Roheiten der Naturdichter gegenüber den Gebildeten blendet und bezaubert, die aber alle Kraft und Sinnlichkeit untergräbt. Ohne Zweifel müssen wir es den Romantikern Dank wissen, daß sie uns von der todten mythologischen Nomenclatur und von den gräcisirenden Wortfügungen befreit haben. Leider haben sie etwas Schlimmeres an die Stelle gesetzt. Während die Nachbildung der antiken Rhythmen der poetischen Sprache im ganzen einen männlichern Charakter verlieh, haben die romanischen Formen, gerade wie die italienische Musik, sie verweichlicht. Die Sündflut von Sonetten, die sich seit Schlegel's Vorgang über Deutschland ergoß, hat das musikalische Moment unsrer Poesie abgeschwächt und uns gewöhnt, der Form größere Aufmerksamkeit zuzuwenden als dem Inhalt, oder vielmehr den Inhalt lediglich nach dem Bedürfniß der Form aufzusuchen; sie hat die Empfindung und Anschauung durch den Witz und die Reflexion verdrängt. Man gewöhnte sich, die trockenste Fabrikarbeit, die gemeinste Prosa für Poesie anzusehn, wenn sie in anspruchsvollen Aus-

drücken auftrat, blos weil der fremdartige Anstrich das Poetische ersetzte. Daß übrigens die Freude an der Farbe nicht ganz unbefangen war, daß sich die Sympathie auch auf den Stoff bezog, zeigt die Zueignung der Blumensträuße. „Eins war Europa in den großen Zeiten, ein Vaterland, deß Boden hehr entsprossen, was Edle kann in Tod und Leben leiten; ein Ritterthum schuf Kämpfer zu Genossen, für einen Glauben wollten alle streiten, die Herzen waren einer Lieb' erschlossen, da war auch eine Poesie erklungen in einem Sinn, nur in verschiednen Zungen. Nun ist der Vorzeit hohe Kraft zerronnen, man wagt es, sie der Barbarei zu zeihen. Sie haben enge Weisheit sich ersonnen; was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien. Doch mit unheiligem Gemüth begonnen, will nichts, was göttlich ist von Art, gedeihen. Ach diese Zeit hat Glauben nicht, noch Liebe: wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?" — Diese ziemlich deutlichen Ermahnungen mußten das deutsche Volk darauf aufmerksam machen, daß die licentia poetica doch ihre Bedenken habe. Wenn Schiller und Göthe die Rückkehr zum griechischen Heidenthum predigten, so konnte man sich das insofern gefallen lassen, als alle praktische Bedeutung fern lag. Aber diese Empfehlung des Katholicismus durfte man nicht so unbefangen hinnehmen, denn sie erfolgte in einer Zeit, wo die katholische Kirche wieder als ecclesia militans auftrat und wo bereits einzelne Berühmtheiten, die vor zu großem Geist den Verstand verloren hatten, sich in dies Asyl flüchteten. Bald wurde aus der Romantik eine Massenbewegung; ein Almanach löste den andern ab, der Wetteifer neuer Formen und Symbole nahm kein Ende. Die Jenaische Literaturzeitung (6. Mai 1805) berichtet von den Dichtern eines neuen Musenalmanachs, der sie an das Vorbild von 1802 erinnert: sie opfern ihre bürgerliche Individualität auf, um sich dem Gemeinwesen der Dichtkunst anheimzugeben, aus welchem sie ihr poetisches Individuum glorreicher hervorgehn zu lassen denken. Sie gehören sämmtlich zu Einer Gattung. Es ist wahr, daß dieser und jener es in der Kunst weiter gebracht hat, und manche recht täuschend die menschliche Geberde und Stimme nachahmen, welche sie sich zum Vorbild wählten. Der Vers klingt genau so, die Gegenstände geben nichts nach, und am Gehalt fehlt wenig, nur ebenso viel, wie beim Goldmachen noch immer daran gefehlt hat, daß wirkliches Gold daraus würde. Hier gibt es zahllose Sonette an Philosophen (Fichte), Dichter (Göthe, Tieck), an die werthen Freunde untereinander, sonstige imaginäre Wesen, von den Elementen und an die Elemente, an die Tag- und Jahreszeiten, von den Farben und den Klängen; Cyklusse von Gedichten, Göthe'sche Epigramme, ein Fragment, nicht viel schlechter wie die Geheimnisse; Canzonen, originale und übersetzte, Terzinen, Variationen oder Glossen. Hymnen aus dem Lateinischen durften nicht fehlen; die

Verfasser haben sich sogar in ihrer Auswahl bis zur unbefleckten Empfängniß der Jungfrau erhoben. Gedenkt ihr der Romanze vom Licht von Fr. Schlegel: hier ist eine vom Schall. Ueberall stoßt ihr auf gebrochne Verse, manche sind durch und durch gerädert; schwere Verse, dreisilbige Reime, kein Symptom mangelt. Tiefer hinein habt ihr dieselbe Wirthschaft. Das Ganze ist erstaunlich ernsthaft: man weiß, daß der Scherz am schwersten aufzunehmen ist. Wenn die Gedichte nicht philosophisch sind, so ist doch ein guter Theil Philosophie dabei consumirt worden. Von Selbstvernichtung wird manches verhandelt, vom Tode, der Leben ist, vom Doppeltode, der folglich ein doppeltes Leben ist, und dem das Uns als Wahrheit ersteht. Die Liebe zeigt sich glutvoll und wuthvoll, strafend und anbetend. Wo sie sich sinnlich äußert, da scheint sie es nur um der höchsten Ansichten der Physik willen zu thun. Es ist damit zwar nur eine etwas anders modificirte Epoche der Empfindsamkeit eingetreten wie zu Werther's Zeiten, die aber bei weitem nicht so unschädlich ist. Zum eigentlichen Todtmachen ist diese zu stolz; dagegen bringt sie alles Große um, was sie in ihren kleinen Kreis hereinzuziehn sucht, und tödtet sich selbst in ihrer Erscheinung. Das simple Lieben behält, wenn es auch der hundertste neunundneunzigen nachspricht, immer etwas Erfreuliches und Wahres, es läßt sich daran glauben; allein die complicirte Empfindung verräth sich, sobald sie nicht echt ist, als eine reine Nichtempfindung. Man muß nicht darüber rechten, daß die Empfindsamkeit, wenn man sie über alle Berge glaubt, sich immer wieder einstellt, wir können sie eben nicht los werden, sie gehört zu unsrer Natur, wenigstens von der christlichen Zeitrechnung an: nur wäre zu wünschen, daß ein jeder seine eigne hätte, und sich nicht mit einer fremden quälte. Das Individuelle ist ihr mütterlicher Boden; auf diesem will sie aber auch wirklich entsprossen sein, um einen Werth zu haben. Gebricht es ihr an eigner Kraft oder Erfindung und sie gibt sich deswegen einer außer ihr seienden mit Liebe und Bewunderung hin, so liegt selbst in dieser persönlichen Anhänglichkeit noch etwas, das mehr ist als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, und ihr helfen würde, vor gewissen Dingen eine geziemende Scheu zu bewahren, welches aber keineswegs zu thun, sondern frech an dem Heiligthum der Natur und der Kunst Kirchenraub zu begehn, die Sentimentalität unsrer Tage bezeichnet. Wenn doch besonders unsre schreibende Jugend die Kräfte des Himmels und der Erden ruhen ließe, bis sie durch stilles fleißiges Forschen sie im eignen Wahrnehmen erkennen lernte, statt sie blos auswendig zu wissen, und dann mit ihren wundervollen Beziehungen wie mit den Reimen zu spielen. Legen sie wol einen tiefern Sinn hinein, als daß sie ihnen, wie diese, dazu dienen, Gedichte zu verfertigen? Der Taschenspieler aber, der die Eigenschaften der Dinge zu

seinen Künsten gebraucht, ist respectabler, als wer in Worten und Bildern sie misbraucht. — Auch das Selbstgefühl der jungen Dichter klingt wie Reminiscenz, ebenso ihre Verachtung des Gemeinen. „Und dieser bittre Schmerz, den ich genähret, der mich bald schmelzen ließ und bald versteinte, den sollten künft'ge Zeiten nicht mehr kennen? Nein wenn kein Dichterwahn die Brust bethöret, es lebt in Liedern ewig, was ich meinte, und ihren Namen wird die Nachwelt nennen." — Theils gehört es zum Costüm, sich die Unsterblichkeit zu prophezeien, indem sich dieses bei verschiednen Dichtern findet, welche wirklich auf die Nachwelt gekommen sind, theils scheint ihnen die große Sicherheit darüber fast ein sichrer Schritt dazu zu sein. — Dennoch kann man nicht leugnen, daß sich manches aufdrängt, als ob es etwas wäre. Das aber bringt gerade den treuen Freund der Poesie zur Verzweiflung, weil es denn doch nichts ist, indem allenthalben die Tiefe und der Hintergrund fehlt. Die neuen Formen der Lyrik gediegen auszufüllen erfordert Gediegenheit im Subject und eine bedeutende Eigenthümlichkeit um so mehr, da die Formen zugleich hervorstechend genug sind, um für sich allein zu fesseln und die Leerheit zu begünstigen. Diese sinnvollen Töne haben neuerdings mit dazu gedient, den erstorbenen Sinn für Poesie, als Kunst, allgemeiner wiederum hervorzulocken. Indem aber die Jünger eine gebildete Technik allein für sich eintreten lassen, trägt man eine nur um so schlimmere Empfindung davon, daß die Kunst auf einer höhern Stufe sich wieder in ein Phantom verkehrt. Für unsre Poeten gesellen sich nun zu dem blos äußerlich Gegebenen noch gewisse innerliche Hülfsformeln, die sie aus den immer mehr sich verbreitenden Ideen, den Entdeckungen der Philosophie und Physik nehmen, und die schwächsten unter ihnen an Crucifixen, Marien- und Heiligenbilder finden, welche die Venus und den Amor, die Grazien und Nymphen als altmodisch bei ihnen verdrängt haben, aber unter ihren Händen ebenso nichtssagende abenteuerliche Zeichen und Puppen werden, als sie es gewöhnlich in den deutschen Klosterkirchen sind.*)

---

*) Die Dichter dieses Musenalmanachs waren keine schlechten Männer: es waren die Jünglinge, die sich 1803 in Berlin, auf dem Boden der Romantik, aber mit dem ehrenwerthesten Streben, zu einem poetischen Kränzchen vereinigten, der Nordsternbund. Varnhagen von Ense, geb. 1785 zu Düsseldorf; Wilh. Neumann, geb. 1781 in Berlin; Adalbert von Chamisso, geb. 1781 zu Paris, emigrirt mit seinen Aeltern 1790, Page in Berlin 1797, Lieutenant 1801; Ludwig Robert, Rahel's Bruder, geb. 1778, Hitzig, geb. 1780 zu Berlin (eigentlich Itzig): studirte in Halle und Erlangen mit Cl. Brentano die Rechte, damals Referendarius; — Theremin, Gr. Alex. von der Lippe; der Buchhändler

Mit Tieck war seit der Genoveva eine ungünstige Wandlung vorgegangen, hauptsächlich infolge einer Krankheit 1800, die sein ganzes Leben verkümmerte. Das Studium des Jakob Böhme führte ihn auf die Mystiker und auf die Kirchenväter; seine Unbefangenheit war verloren, er glaubte sich von einer finstern Magie umgarnt, die ihn ins Verderben reißen müsse. Vor dieser Macht sank alle Poesie unter, das Leben und alles was sonst als Schönheit, Glück und Liebe erschienen war; er wünschte sich in einem Kloster verbergen zu können. Der Umgang mit Steffens, seinem Schwager, mit dem er seit dem Frühling 1801 in Dresden lebte, vertiefte ihn noch mehr in die naturphilosophischen Grübeleien, aus denen das schauerliche Märchen vom Runenberg (1802) hervorging. Steffens führte ihm einen jungen Norweger, Möller, zu, der ebenfalls für die deutsche Literatur begeistert nach dem Süden gekommen war. Aufgewachsen in dem strengsten Lutherthum, erfüllte ihn eine leidenschaftliche Abneigung gegen die katholische Kirche, was Tieck häufig zu der heftigsten Polemik veranlaßte. Plötzlich in einer schweren Krankheit kam alles, was er zu Gunsten der katholischen Kirche gehört, zum Durchbruch; er trat über, und jetzt erwachte sein Bekehrungseifer. Alles was er je aus Tieck's Munde gehört, wandte er nun gegen ihn, mündlich und schriftlich forderte er ihn auf, in den Schoos der wahren Kirche zurückzukehren und ein großes Beispiel der Bekehrung zu geben. Nur mit Mühe erwehrten sich Tieck und Steffens diesen Zumuthungen. Der erste siedelte sich 1802 auf dem Gut seines alten Freundes Burgsdorff, Ziebingen in der Neumark an, das später an den Grafen Finkenstein überging. Von dort aus machte er 1803 auf einer Sommerreise die Bekanntschaft mit Fouqué (der damals unter dem Namen Pellegrin romantische Exercitien schrieb) und Hardenberg-Rostorf, Novalis' Bruder; seine Stimmung wurde wieder gesunder, und er vollendete seinen Kaiser Octavianus (1804), aus dem man, wenn alle übrigen Werke der Romantik verloren gegangen wären, den Begriff derselben wiederherstellen könnte. — Das Princip der Schule, daß die stoffliche Wirkung in der Poesie nur für den Pöbel sei,

---

G. Reimer, der Arzt Koreff. Fichte und Bernhardi nahmen sich der jungen Leute an, sehr aufmerksam wurden A. W. Schlegel's Vorlesungen gehört. Im Frühling 1804 zerstreute sich der Kreis: Theremin ging nach Genf, Koreff nach Halle, Hitzig nach Warschau, Varnhagen und Neumann nach Hamburg, wo Varnhagen's Schwester Rosa Maria, gleichfalls als Dichterin bekannt, sich mit dem Arzt Assing verheirathete. Der Musenalmanach dauerte einige Jahre fort: Schenkendorf, G. von Brinckmann, K. von Raumer, Klaproth, Fouqué und Andere schickten Beiträge. Die jungen Leute fanden Eingang bei allen ästhetischen Gesellschaften, auch bei Rahel, bei J. Müller u. s. w.

daß der wahre Kenner von den Stoffen abstrahiren und sich von der reinen Form müsse bestimmen lassen, enthält freilich ein Körnlein Wahrheit. Der Stoff wirkt nur dann künstlerisch, wenn die unmittelbare Empfindung idealisirt, d. h. in einer in sich harmonisch zusammenhängenden Welt dargestellt wird. Aber vom Stoff zu abstrahiren und sich an der bloßen Form zu erfreuen, vermag nur der überbildete Geschmack; der wahre Dichter zeigt sich ebenso wol in der Auswahl des richtigen, d. h. das menschliche Ideal versinnlichenden Stoffes als in der zweckmäßigen Behandlung. — Die Dürftigkeit des Inhalts, die so stark gegen die Ansprüche der Form absticht, zeigt sich schon im Vorspiel. Es ist den Göthe'schen Hoffestlichkeiten nachgebildet; allein bei Göthe sind die Bilder und Masken nur Ausschmückungen, durch welche fast immer ein bedeutender Gedanke durchscheint, während Tieck bei den Bildern und Masken stehn bleibt. Die allegorischen Personen, die Romanze, ihre Aeltern Glaube und Liebe, ihre Begleiter Tapferkeit und Scherz nebst dem Chor von Hirten, Rittern, Pilgern, Reisenden u. s. w. bilden keineswegs eine wenn auch in scheinbarer Thätigkeit zusammengefügte Gruppe, sie stellen sich ganz in der fadenscheinigen Romantik, in welcher sie später der Maler Hübner auf dem Vorhang des dresdner Theaters abgebildet hat, dem Publicum nur dar, um unter obligatem Waldhorn Glossen auf das Thema der mondbeglänzten Zaubernacht zu singen. Schärfer noch, als in diesem Thema, das von den jüngern Dichtern, z. B. von Uhland, unermüdlich glossirt ist, hat Tieck am Schluß des Phantasus in einem zweiten: „Liebe denkt in süßen Tönen, denn Gedanken stehn zu fern", sein Glaubensbekenntniß ausgesprochen, daß die Hauptsache der Kunst Farbe und Stimmung sei. Gewiß ein ebenso falsches Princip, als wenn die Malerei Farbe und Stimmung ohne Gegenstand anwenden wollte. Die Hauptsache der Poesie ist vielmehr der Gegenstand und sein ideeller Inhalt, für welchen der Dichter die passende Farbe und Stimmung zu finden hat, aber nur als Mittel, nicht als Zweck. Wenn die Liebe nicht anders zu denken versteht als in süßen Tönen, so möge sie bei der Musik stehn bleiben, denn das Organ der Poesie ist das Wort, und die Seele des Worts ist der Gedanke. Freilich wird es dieser abstracten Liebe ebenso wenig gelingen, die Welt der Töne zu beherrschen, denn auch die Tonkunst hat ein materielles Organ, über welches nur derjenige verfügt, der das Gesetz studirt und sich angeeignet hat; und so hilft sich der Romantiker in der Musik mit einem umgekehrten Dilettantismus: während er in der Dichtkunst die Worte von ihrem ideellen Inhalt ablöst und sie nach dem Gesetz der Farben und Töne gruppirt, um einen unmittelbaren materiellen Eindruck hervorzubringen, bemüht er sich in der Musik, den Eindruck von Gedanken oder von sinnlichen Farben nachzubilden. Tieck

hat jene Uebersetzungen der Instrumentalmusik in Worte, mit denen spätere Dilettanten einen so großen Misbrauch getrieben haben, in Curs gebracht. — Wenn in dem Aufzug der Romanze die mythologischen Bilder der absoluten Poesie gewissermaßen zu einer Theogonie sich gruppiren, so hat der Dichter bei andern Gelegenheiten auch entgegengesetzte Lesarten angebracht. In dem einleitenden Gedicht zum Phantasus sind die mächtigsten Geister, die das Gefolge des jungen Frühlingsgottes der Poesie bilden: der Schreck, die Albernheit, der Scherz und die Liebe; vom Glauben, dem angeblichen Vater der Romanze, ist nicht mehr die Rede. Dagegen macht der Dichter, als er auf das Gewimmel der Elfen und Kobolde, auf das Rauschen der Zweige und den Farbenglanz auf den seltsam gezackten Bergwänden eine genauere Aufmerksamkeit wendet, eine eigenthümliche Entdeckung. „Was ich für Grott' und Berg gehalten, für Wald und Flur und Felsgestalten, das war ein einzig großes Haupt, statt Haar und Bart mit Wald umlaubt, still lächelt' er, daß seine Kind in Spielen glücklich vor ihm sind, er winkt, und ahndungsvolles Brausen wogt her in Waldes heil'gem Sausen, da fiel ich auf die Kniee nieder, mir zitterten in Angst die Glieder, ich sprach zum Kleinen nur das Wort: sag' an, was ist der Große dort? — Der Kleine sprach: dich faßt sein Graun, weil du ihn darfst so plötzlich schaun: das ist der Vater, unser Alter, heißt Pan, von allem der Erhalter." — Es begegnet zuweilen einem Dichter, daß ihm ein unbedachtes Wort entschlüpft, durch welches das versteckte Princip seines Schaffens sich dem blödesten Auge klar herausstellt. Dies ist nun ein solches Wort. Wie eifrig sich Tieck und seine Freunde bemüht haben, sich mit christlichem Flitterkram auszuputzen, der Gott, den sie in ihrer Dichtung anbeten, war niemals des Menschen Sohn, niemals der in Wort und Gestalt sich offenbarende Gott, sondern jener räthselhafte Pan, der vielgestaltige oder gestaltlose Naturdämon. Daher ihre Vorliebe für Spinoza, trotz der steifen mathematischen Form, vorzüglich aber für Jakob Böhme, der die halbverstandnen biblischen Brocken zu einem mystischen Naturdienst misbrauchte. Daher ihre Verbindung mit Schelling, Novalis und den Naturphilosophen. Der Pantheismus hat an sich etwas Mondscheinartiges, und insofern ist seine Verwandtschaft mit der romantischen Kunst wohl zu begreifen; aber so lieb man den Mondschein haben mag, für eine ausgeführte Landschaft ist er doch nur dann brauchbar, wenn man bei seinem Licht wirklich etwas sehn kann. — Der Inhalt des Stücks ist dem alten Volksbuch entnommen, die Composition Shakspeare's Wintermärchen nachgebildet. Tieck hat die Kunst seines Meisters nicht richtig verstanden. Das Wunderbare und Tragische bildet bei dem britischen Dichter nur einen phantastischen Schimmer, der das Märchenhafte des Stoffs übermüthiger hervortreten läßt. Die Grundfärbung des Stücks ist einheitlich;

es ist, wenn man sich vor dem prosaischen Namen nicht scheut, eine Posse, in welcher nicht die poetischen Personen, sondern Autolicus, der junge Schäfer, und was zu ihnen gehört, die Hauptfiguren sind. Niemals wird die heitre Stimmung durch tragischen Ernst gestört, denn alles Tragische ist mit einem so possenhaften Anstrich vorgetragen, daß man bei einem Dichter, der niemals sich selbst ironisirt, die Absicht augenblicklich herauserkennt. Es ist mislich, einem Genius ersten Ranges in seinen Aeußerlichkeiten nachzuahmen. Shakspeare hat ein paarmal in einem Anflug übermüthiger Laune Geographie und Geschichte in Verwirrung gesetzt. Tieck übertreibt diesen Einfall. In seinem Stück treten unter andern auf: der römische Kaiser Octavianus, der König Dagobert von Frankreich, der Majordomus Pipin, König Eduard von England, König Rodrigo von Spanien, König Balduin von Jerusalem, der Sultan von Babylon, König Arlanges von Persien, ein Riesenkönig u. s. w. Dabei malt er die einzelnen Völker sehr umständlich; wo man aber das Costüm specialisirt, muß man beim Costüm stehn bleiben. Nebenbei ist der Witz sehr wohlfeil. Er ist auf den Spießbürger berechnet, dem es Freude macht, sich im Gegensatz der unwissenschaftlichen Phantasien des Dichters seiner eignen geographischen Kenntnisse bewußt zu werden. Da die Handlung noch weitläufiger, noch mehr durch Episoden unterbrochen und von unnützen Figuren überfüllt ist als in der Genoveva, so hat der Dichter zwei Theile daraus gemacht, jeden zu fünf Acten. Es gehn wunderliche Dinge darin vor. Im Wintermärchen sind, wie es sich gebührt, die wunderbaren Abenteuer schlicht, einfach und mit großer Deutlichkeit erzählt, und zwar erzählt, wie es im Drama geschehn muß, sodaß die Erzählung wieder dramatisch belebt ist. Tieck macht es sich bequemer. Wie in der Genoveva den Bonifacius, so bringt er hier jedesmal, wo etwas geschehn soll, die Romanze hinein, die in einer langen Rede in Assonanzen dem Publicum dasjenige referirt, was es eigentlich auf der Bühne sehn sollte. Der Abwechselung wegen übernimmt der Schlaf die Rolle der Romanze, der das erste mal, als er von einem Baume steigt, sich dem Publicum mit folgenden Worten vorstellt:

Nieder steig' ich aus dem Wipfel,
Bin ein Knabe heiße Schlaf,
Oben wohn' ich in den Blüten,
Düfte sind mein süßes Grab.

Wo die sanften Wellen wandeln,
Steht mein Haus auch nebenan,
Bienen wissen, wo ich athme,
Summen leise, das ist wahr u. s. w.

Da die dramatische Handlung durch Erzählungen ersetzt wird, so bleibt für den Prolog und den Monolog, abgesehn von den lustigen Scenen, nichts übrig als die lyrische Stimmung, die in allen nur erdenklichen Versmaßen Calderon's und der deutschen Minnelieder angeschlagen wird.

Der Duft dieser Blumenpoesie ist so narkotisch, daß man in einem hoffnungslosen Opiumrausch und auf den Gegenstand der Stimmungen kaum aufmerksam ist; strengt man aber seine Sinne an, so vernimmt man mitunter wunderliche Dinge. Nebenbei ist in diesen Stimmungen keine Spur von Ursprünglichkeit. Die Anlage des Stücks ist aus Shakspeare; auch einzelne Gruppen sind Shakspearisch gedacht, wenn auch ins Fratzenhafte übertrieben. Dagegen ist in der Ausführung das Meiste aus Calderon, die Nachbildung beinahe sklavisch. Für die Mehrzahl der Monologe, Arien, Recitative u. s. w. würde man eine bestimmte Stelle bei Calderon auffinden, die dem Dichter vorgeschwebt hat: nicht blos die ewigen Wettgesänge zwischen der Rose und Lilie, Roxane und Lealia, nicht blos die christlichen Predigten und Ottaverimen und die bombastischen Prahlereien der babylonischen Heiden, sondern einen großen Theil der komischen Scenen, z. B. die Episode von Hornvilla, die man in der „Tochter der Luft" aufsuchen mag. Freilich würde es Calderon nie so arg gemacht haben als Tieck, der ihm an Improvisationstalent fast gleichkommt, denn Calderon hat nicht blos eine leicht bewegliche Zunge, sondern eine lebhafte Phantasie, und aus seiner Stimmung entwickelt sich meistens ein dramatisches Moment. Tieck bleibt bei den Stimmungen stehn, und das Werk sieht wie eine Sammlung lyrischer Gedichte aus, die sich zufällig zusammengefunden haben und durch unbedeutende Dialoge nothdürftig verbunden sind. In einzelnen dieser Gedichte ist wol eine schöne Bildersprache, aber weil diesmal dem Dichter das Vorbild der romanischen Poesie zu lebhaft vorschwebte, fehlt ihnen alles ursprüngliche Gefühl, alles natürliche Leben und alle bestimmte Physiognomie. Die Gefühle zerfließen in gegenstandlose Seufzer, die Bilder in schillernde Arabesken. Die einzige heitre Episode in diesem Wust von Schwulst und Empfindsamkeit ist die Geschichte von Florens, dem ritterlichen Eulenspiegel, bis dieser sich endlich auch, wie der spätre Thiodolf, ins Mystische verliert. Dieses schlechte Gedicht galt lange Zeit nicht blos bei der Schule, sondern auch bei den jüngern Freunden der Dichtkunst als die höchste Leistung der romantischen Poesie.*)

---

*) Wohl aber erkennt man den relativen Werth, wenn man es mit den Werken der Freunde vergleicht. — Tieck's Schwester Sophie hatte mit Bernhardi unglücklich gelebt; die Ehe mußte 1804 gelöst werden, und sie folgte ihrem Bruder nach Italien. In ihren Dichtungen (gesammelt 1802 als Wunderbilder und Träume) sind Blumen, Wasserstrahlen und andere Naturgegenstände unermüdlich geschäftig, Gedanken und Empfindungen von sich zu strahlen und das Herz der Menschen zu bezaubern, das ihnen keinen Widerstand entgegensetzt. Novalis blaue Blume verbreitet einen so narkotischen Duft, daß nur die Sehnsucht übrig bleibt.

An dem gegenstandlosen Getändel dieser romantischen Fratzen waren die Dichter von Weimar nicht ganz unschuldig; auch sie hatten der Kunst das Leben geopfert. Aber bei ihnen erwachte trotz der falschen Doctrin immer von neuem der Instinct des Lebens und regte sie zu Schöpfungen

---

die sich nach der Sehnsucht sehnt und nicht weiß, daß sie die Sehnsucht ist. „Mir ist, als hätte ich gestern ein großes Gut besessen, und mein träger Geist kann sich nicht darauf besinnen; mir ist, als gäbe es einen Klang in der Welt, wonach mein Herz mit Sehnsucht schmachtet, und mir dünkt, wenn dieser Klang mich wieder berührte, so würde ich glücklich sein; aber wie soll ich ihn suchen, wo soll ich ihn finden, da ich ihn nicht einmal zu nennen weiß?" „Ihr schöne Pilgerin habt uns eine große Wohlthat erzeigt, die uns lebenslang euch zu dienen zwingt, doch weiß ich mich ihrer nicht zu erinnern." „Als du geboren wurdest, hat er dein Bild gesehn, und seit der Zeit liebt er dich mit der heißesten Sehnsucht und zieht nun durch die Welt, um dich zu suchen." — Bei dieser gegenstandlosen Sehnsucht weiß natürlich keiner von den Reisenden, wohin er will, sie überlassen ihren Lauf dem Schicksal. Zuweilen bildet sich jemand ein, daß er einen andern erschlagen habe, dann trifft er ihn wieder, erschlägt ihn wieder, dann ist es ein Mädchen, die er heirathet u. s. w. Oder jemand springt, von Sehnsucht getrieben, in einen verzauberten See, erwacht wo anders, springt wieder in den See u. s. w., oder er wird in einen Vogel verwandelt, so in den „Bezauberungen der Nacht", in welchen wir das ganze Vers- und Reimregister des Octavian wiederfinden. Der Refrain ist in der Regel, daß man einem schwarzlockigen Frauenbild begegnet, man fühlt ein seltsam Weh in seinem Busen und stürzt weinend zu ihren Füßen, wo sich dann in der Regel ergibt, daß sie eine andere ist als diejenige, die man gesucht, etwa eine Hexe, die einen wieder in einen Vogel verwandeln will, aber die Macht der Augen ist doch so stark, daß man wie todt zu ihren Füßen gestreckt wird, daß man den Staub mit heißen Thränen benetzt, in einer Mischung von Grauen, Furcht und Entzücken vor dem lieblichen Gesicht, dem man zum Spiele dient. Kurz, man ist stets außer sich. Zuweilen verblüht man sanft wie eine Blume, und in der Ferne klingt dazu ein Waldhorn. Indeß ist das Resultat zuweilen auch greifbarer Natur. „Wenn einer sprechen wollte, so küßte der andere die Worte von seinen Lippen. Unter solchen Tändeleien war es Nacht geworden, und die Dunkelheit schloß sie inniger und vertraulicher aneinander. Als der Morgen heraufdämmerte, erwachte Belinde als Fernando's Weib." Diese Unbefangenheit in der Art und Weise, wie man die Ehe schließt, wiederholt sich in der Novelle Julie Saint-Albain (1801), die in der modernen Gesellschaft spielt. Man glaubt sich in den Liaisons dangereuses zu befinden. Zwar werden die äußersten Consequenzen vermieden, auch hat die Dichterin tugendhafte Absichten, aber die Hauptsache bleibt dieselbe, und man begreift, daß Lucinde nicht blos eine dithyrambische Phantasie war. — In demselben Abhängigkeitsverhältniß zur Schule stand Tieck's jüngerer Schulfreund Wilhelm von Schütz, der spätere Nationalökonom und Uebersetzer des Casanova, intimer Freund von Varnhagen und Fouqué. Sein Lacrimas wurde 1803 durch A. W. Schlegel herausgegeben und in einem einleitenden Sonett gegen die bessere Ueberzeugung des Kritikers lebhaft empfohlen.

an, welche nicht blos den exclusiven Kreis der Gebildeten, sondern die Nation fortrissen. Wenn Göthe in der natürlichen Tochter trotz der symbolischen Haltung sich mitten in das Gedränge der geschichtlichen Leidenschaften gewagt hatte, so durfte Schiller nicht zurückbleiben; auch er

---

Es ist eine Uebung in den verschiedenen spanischen und italienischen Versmaßen in dem Ton, welchen Schlegel zuerst in seinen Uebersetzungen der südlichen Dichter angeschlagen hatte. Bei Calderon werden doch immer nur zwei Sonette einander gegenübergestellt, hier haben wir deren zuweilen sechs; ferner sind die Versmaße ausschließlich lyrisch, und die künstlichsten werden mit besonderer Vorliebe bearbeitet. Daß der Held das ganze Stück hindurch weint (vielleicht hat er davon seinen Namen), daß sämmtliche Personen sich unaufhörlich sehnen, daß statt eines Traums drei Träume erzählt werden, in denen es noch blumiger aussieht als in dem Stücke selbst, das geht weit über Calderon. Die dramatische Kunst ist völlig in ihre Kindheit zurückgekehrt: es tritt eine Person auf und spricht ihre Sehnsucht in einem Sonett oder einer Canzone aus, eine andre Person begegnet ihr und thut dasselbe; darauf gehn beide miteinander ab, und das wiederholt sich durch das ganze Stück. Es sind im übrigen eine Masse Verwickelungen, z. B. der Liebhaber einer christlichen Dame ist eigentlich ein muhamedanischer Prinz, eigentlich aber auch nicht, sondern der Sohn eines Christen, und ein andrer ist der maurische Prinz, obgleich ein Christ, und eine dritte christliche Dame eigentlich eine maurische Prinzessin und umgekehrt — man kann die Personen voneinander nicht unterscheiden. Die Sitten spielen weder in Spanien noch in Afrika, sondern in jenem gelobten Lande der Poesie, welches Tieck im Zerbino beschrieben hat. Von dem spanischen Drama wandte sich Schütz auf das griechische. 1807 erschienen zwei Tragödien Niobe und der Graf von Gleichen. Die Formen sind durchweg der Ast'schen Uebersetzung des Sophokles nachgebildet. In der Niobe treten zwei Halbchöre auf und außerdem noch zwei Chöre, die sieben Söhne und die sieben Töchter der Niobe. Die Sprache sieht so aus, als ob sie von einem sehr gewissenhaften, aber ungeschickten Künstler aus dem Griechischen übersetzt wäre: nicht blos der Trimeter und was sonst dazu gehört, sondern auch sehr künstliche Chorversmaße sind angewendet. Von einem dramatischen Gehalt ist nicht die Rede. Daß zum Schluß, nachdem Niobe bereits in einen Stein verwandelt ist, nicht blos Leto auftritt, um ihr versöhnlich zuzureden, sondern auch Pallas, um eine symbolische Wahrheit an das Stück zu knüpfen (es scheint als Grundgedanke der Tragödie die wunderbare Bedeutung, welche Latona als Geburtshelferin hat, durchzuklingen), macht den Eindruck dieses wunderlichen Stücks nur noch wunderlicher. Vollends komisch ist die Anwendung der griechischen Versmaße, der griechischen Wortfügungen und der griechischen Kunstausdrücke auf einen romantischen Stoff, wie im Graf von Gleichen. Auch hier ist ein Chor, der aus gefangenen sarazenischen Weibern besteht. Im Anfang tritt die Gräfin mit ihren beiden Töchtern auf und unterhält sich mit dem Chor über die Natur der christlichen Ehe. Zugleich wird eine maurische Prinzessin erwähnt, die sich nach Europa sehnen soll. Dann tritt ein Pilger auf und erzählt, daß der Graf in sarazenischer Gefangenschaft geschmachtet habe, aus derselben durch eben jene maurische Prinzessin befreit sei und

stellte in seinem nächsten Stück die Zustände eines gewaltsam unterdrückten Volks dar, das durch die Noth endlich zu einem verzweifelten Entschluß getrieben wurde. Iffland*) hat das große Verdienst (1803), ihn vor der Antike, die doch nur für die Auserwählten sei, gewarnt und ihn auf deutsche geschichtliche Stoffe gewiesen zu haben. Im Wilhelm Tell, schon 1802 entworfen, 17. März 1804**) in Weimar aufgeführt, finden wir den Dichter im lebendigsten Realismus angelangt. Es gibt keinen größern Gegensatz in Form und Inhalt als Tell und die Braut von Messina. In der letztern ist um der Kunstform willen ein seltsamer, das Gemüth auf keine Weise berührender Inhalt erfunden; im Tell hat die gemüthliche Durchdringung des realen Stoffs alles gethan. In der Composition ist Tell das schwächste unter Schiller's Stücken; sein gemüthlicher und sittlicher Inhalt ist aber so groß, daß man diese Schwäche mit Recht übersehn hat. Wo Göthe mit seinen künstlerischen Principien auf Schiller einwirkte, gereichte diese Einwirkung selten zum Segen; wo er aber mit einer bestimmten Anschauung seinem Freund entgegentrat, gab sein gesundes Auge den Stoff her, den die grübelnde Einbildungskraft Schiller's nicht würde gefunden haben. Göthe war auf der Schweizerreise 1797 angeregt worden, den Vierwaldstättersee und seine Umgebungen als eine ungeheure Landschaft mit den passenden Personen zu bevölkern, wozu sich Tell und seine Zeitgenossen am bequemsten darboten. Es entspann sich bei ihm der Plan eines epischen Gedichts. Er stellte sich Tell als einen kolossal kräftigen Lastträger vor, rohe Thierfelle und sonstige Waaren durchs Gebirg herüber- und hinüberzutragen sein Leben lang beschäftigt, und, ohne sich weiter um Herrschaft noch Knechtschaft zu bekümmern, sein

---

vom Papst die Erlaubniß erhalten habe, sie als zweite Frau zu heirathen. Die Gräfin ist ganz damit einverstanden und freut sich darauf, ihre neue Collegin kennen zu lernen. Sie geht ab, das Haus für den Empfang einzurichten, darauf erscheint der Graf mit seiner Prinzessin und freuen sich, daß sie in Deutschland sind.

*) Im Frühling 1804 ging Schiller auf Iffland's Einladung auf einige Wochen nach Berlin, wo er von allen Seiten, auch vom Hof, namentlich von der Königin Luise, mit den glänzendsten Zeichen der Anerkennung empfangen wurde. Man bot ihm eine Stelle bei der Akademie mit 3000 Thlrn. an; aber Dankbarkeit und Liebe hielten ihn in Weimar fest.

**) J. Müller aus Berlin war zugegen und empfing seinen Antheil an den Huldigungen, der ihm reichlich gebührte, denn selten hat ein Geschichtschreiber seinem Dichter so günstig vorgearbeitet als der Verfasser der Schweizerhistorie. Auch Frau von Staël wohnte der Aufführung bei. — 12. November 1804 überließ Göthe seinem Freund, die Ankunft der Erbgroßherzogin durch die „Huldigung der Künste" zu feiern.

Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren fähig und entschlossen. Sein Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindrängen, übrigens aber sich gern bequem finden, deshalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch gelegentlich dies oder jenes verüben, was entweder gleichgültig wirken oder auch wol Nutzen und Schaden zur Folge haben kann. Die ältern Schweizer und deren treue Repräsentanten, an Besitzung, Ehre, Leib und Ansehn verletzt, sollten das sittlich Leidenschaftliche zur innern Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch treiben, indeß jene beiden Figuren persönlich gegeneinander zu stehn und unmittelbar aufeinander zu wirken hatten. Göthe hatte mit Schiller diesen Plan oft besprochen und ihn mit seiner lebhaften Schilderung jener Felswände und gedrängten Zustände unterhalten, sodaß sich bei ihm dieses Thema nach seiner Weise zurecht stellte. Für Göthe hatte der Stoff den Reiz der Neuheit verloren, und er überließ ihn daher seinem Freunde gern und förmlich, wie er schon früher mit den Kranichen gethan. Nach Schiller's Tod hat er mehrmals daran gedacht, den Stoff wieder aufzunehmen. Wenn Göthe meint, daß Schiller ihm nichts zu verdanken habe, als die Anregung und eine lebendigere Anschauung der einfachen Legende, so ist das doch wol zu bescheiden. Wenn Schiller den Stoff unabhängiger aufgefaßt hätte, so würde er aus Tell unzweifelhaft einen Freiheitshelden und aus Geßler einen systematischen Tyrannen gemacht haben. Freilich ist er bei dem Göthe'schen Entwurf nicht stehn geblieben; es sind in die beiden Charaktere einzelne Züge eingemischt, die zu ihrer ursprünglichen Anlage nicht stimmen. Nach Göthe's Auffassung sollte die ganze Legende naiv behandelt werden; diese Unmittelbarkeit konnte der Schüler der Kantischen Philosophie nicht ertragen, und er hat daher nach beiden Seiten Motive eingeführt, die der individuellen Handlung den Anschein eines allgemeinen Problems geben und daher zu manchen Misverständnissen verleitet haben. Ein Meuchelmord ist nach unsern Begriffen unter allen Umständen verwerflich; er kann daher auf dem Theater, wo wir die Stimme unsers eignen Gewissens wiederzufinden erwarten dürfen, nicht geduldet werden; episch und historisch läßt sich die Tödtung Geßler's rechtfertigen. In den Zeiten des Faustrechts muß der Schwache, um den Verfolgungen eines mächtigen Unterdrückers ein Ende zu machen, da er ihm im offnen Kampf nicht widerstehn kann, zuletzt zum Morde greifen; und wenn dieser Mord für das Land glückliche Folgen hat, so wird man mit dem erschlagnen Feinde nicht viel Wesens machen; man wird den Mörder vielmehr als einen Freiheitshelden verehren. Bei der wunderbaren Kunst, mit welcher Schiller die factischen Zustände, aus denen die That hervorging, versinnlicht, würde man auch auf dem Theater keinen Anstoß nehmen; aber der Dichter

regt selber die Gewissensbedenken an, indem er seinen Helden in einem langen Monolog die Gründe seiner That auseinander setzen läßt. Dieser Monolog, der sehr bewundert worden ist, weil er gut klingt, ist dramatisch nicht zu rechtfertigen, denn er stellt nicht eine wirkliche innere Seelenbewegung dar, sondern er exponirt nur den Zuhörern die rechtliche Seite der Sache, er regt sie zum eignen Nachdenken auf und befriedigt um so weniger, da die Gründe nicht überzeugen. Denn was auch Tell für Veranlassung haben mag, nach unsern Begriffen bleibt der Mord immer ein Mord; wir können den Mörder bemitleiden und entschuldigen, aber wir können ihn wegen seiner That nicht loben und preisen. Tell bringt alle möglichen Gründe vor, aber einen vergißt er ganz: die Freiheit des Vaterlandes und das Bündniß vom Rütli, das doch allein den Erfolg seiner That sichern konnte. In der Anlage hatte Tell, der sich weigerte im Rath zu sitzen, und rasch zugriff, wo es galt, nichts von diesem reflectirten Wesen. Noch schlimmer wirkt die Scene mit Parricida. So verdammlich die That desselben sein mag, so hatte Tell kein Recht, ihm Tugend zu predigen, und wir empfinden deutlich, daß der Dichter sich selber erst die Motive zurecht legen muß, um die That zu billigen. Schiller reflectirte zu moralisch, um historisch, d. h. unbefangen zu empfinden. Diese Umgestaltung des Charakters zeigt sich noch nach einer andern Seite hin. Er nahm aus Göthe's Plan mit in den seinigen herüber, daß Tell sich in der Mitte seiner verschwornen Landsleute isolirte. Wäre dieser Umstand naiv aufgefaßt, so würde es gewiß einen tragischen Eindruck machen, daß gerade der Friedfertige, der sich um die politischen Händel nicht kümmert, durch den Drang der Umstände zu einem verhängnißvollen Entschluß getrieben wird. Aber Schiller rechtfertigt diese Zurückhaltung durch Maximen, und diese bewirken in uns keine Ueberzeugung. Sobald Tell überhaupt überlegte, mußte er sich den Rathschlägen des wackern Stauffacher anschließen, denn die gemeinsame Noth konnte nur durch gemeinsamen Widerstand abgewandt werden. Daß der vereinzelte Mord Geßler's, der doch sofort durch einen andern Landvogt ersetzt werden konnte, einen größern Einfluß ausübte als der Mord Wolfenschießen's, war ein bloßer Zufall. Darin liegt überhaupt der Fehler Schiller's, daß er auf die Folgen und die politische Bedeutung der That ein zu großes Gewicht legt. Baumgarten's That kann kein Tadel treffen, welches auch die Folgen derselben sein mochten, weil sie in flagranti geschieht; aber was nutzt der nur aus individuellen Verhältnissen hervorgegangenen That des Tell, daß sie nebenbei auch im allgemeinen Interesse geschieht? Sittlich wird dadurch nichts geändert, und außerdem kann im Drama dies Interesse nicht deutlich gemacht werden. So ist es auch mit den politischen Motiven Geßler's. Göthe wollte ihn als den naiven Gewalthaber darstellen, gegen den sich also der ganze Zorn ausschließlich

richten mußte; Schiller dagegen stellte ihn als den Träger eines Systems dar: er übt seine Unterdrückung nicht aus bloßer Willkür, sondern im Auftrag seiner Regierung, um die Schweizer von dem Reich zu Oestreich zu bringen. Warum gehn sie nicht darauf ein? Es werden uns Gründe angeführt, aber diese sind ziemlich weit hergeholt, und nebenbei werden wir dadurch noch mehr daran erinnert, daß man mit dem Träger eines Systems noch nicht das System vernichtet, daß also Stauffacher im doppelten Sinn gegen Tell Recht hatte. Schiller hatte sich durch Göthe bestimmen lassen, einen Helden zu wählen, der in seinem Sinn kein Held war; daher hat sich an Stelle desselben, gerade wie im Don Carlos, ein andrer Held eingeführt: das gesammte Schweizervolk, wie es sich am Rütli verbündete. Dieser Gesichtspunkt gibt dem Drama einen andern Kern, und wir begreifen, wie es von so besonnenen und dem Dichter so wenig ergebenen Kritikern, wie A. W. Schlegel, für ein Meisterstück ausgegeben werden konnte. Nur müssen wir uns für einen Augenblick die neuen verwässerten Auflagen aus dem Sinn schlagen, in denen wir jede Scene des Tell bereits auf dem Theater gesehn haben. Wie viele Attinghausen haben uns seit der Zeit durch die Ausdauer ihres Sterbens und durch die historische Genauigkeit ihrer Prophezeiungen, von denen wir aus unsern Compendien wußten, daß sie wirklich eingetroffen sind, zur Verzweiflung gebracht! Wie viele Rudenze sind durch ein verständiges Mädchen zur richtigen Politik zurückgeführt worden! Wie viele Telle haben uns vordeclamirt, daß der brave Mann an sich zuletzt denken soll! Wie viele Hirten-, Jäger- und Fischerlieder haben uns die sittlichen Zustände eines beliebigen Landes versinnlichen müssen! Diese und ähnliche Effectstücke schweben uns nun als eine unerträgliche Trivialität vor und verleiden uns die kernhaften Schilderungen, die tiefe Durchdringung des Volks, die einfache, gewaltige und dabei doch vornehme Auffassung der tragischen Scenen. Nur den leeren Flitterkram haben die Nachahmer dem Dichter absehn können; das echte Gold seiner Poesie ist noch nicht ausgegraben. — Schon Göthe und Humboldt waren von der wunderbaren Intuition betroffen, mit welcher der Dichter die Gegenstände, die er selber niemals gesehn, so lebendig in sich aufnahm, daß sie uns mit unabwendbarer Gegenwart umstricken. Aber noch viel mehr Bewunderung verdient die scharfe Charakteristik der sittlichen Zustände, und dies ist ein Punkt, in welchem dem Dichter, der in letzterer Zeit vielfach verkannt worden ist, wieder Gerechtigkeit widerfahren muß. In den Zeiten, wo die patriotische Begeisterung alle andern Empfindungen zurückdrängte, lehnte sich die Jugend an Schiller an, als an den Dichter der Freiheit, während Göthe, der Liebling der Aristokratie, mit Geringschätzung oder wenigstens mit Bedauern angesehn wurde. Eine solche Einseitigkeit mußte eine Reaction hervorrufen, die wieder alle Grenzen übersprang.

Jener Enthusiasmus bezog sich mehr auf einzelne Phrasen als auf das Ganze der Dichtung, und Phrasen beweisen nichts. Die Abneigung gegen die Jakobiner war bei beiden Dichtern gleich, und in der Verachtung des Pöbels war Schiller weit rücksichtsloser als Göthe, da dieser zuweilen, z. B. in seinen Venetianischen Epigrammen, ein gewisses Interesse am Pöbel, wenn er sich nur gefällig und malerisch darstellte, nicht verleugnen konnte. Aber es kommt auf den Gesammtinhalt der Dichtung an. Von den revolutionären Stimmungen seiner frühern Jugend, von der Freiheitsliebe der Räuber und selbst des Marquis Posa hat sich Schiller losgesagt, sobald er das Leben und die wirkliche Geschichte kennen lernte. Die Radicalen würden vergebens ihren Propheten in ihm suchen. Ferner ging ihm das frische Auge für die kleinen Züge des Volkslebens und das Gemüth für die stille Welt der unhistorischen Kreise, welches Göthe so sehr auszeichnet, völlig ab. Ein Gedicht wie Hermann und Dorothee hätte er nie schreiben können. Aber um die Fähigkeit der beiden Dichter, das Volk als eine sittliche und geschichtliche Erscheinung zu begreifen, miteinander zu vergleichen, stelle man Tell neben Egmont. Der Stoff ist im wesentlichen der nämliche, denn der niederländische Schiffer und Kaufmann hat durch die historische Kraft, die er entwickelte, bewiesen, daß er der Freiheit wenigstens ebenso würdig war als der Bauer des Vierwaldstättersees; aber Göthe hat in seinen Schilderungen der Niederländer im Volk nichts Anderes gesehn als Pöbel und Spießbürger, während Schiller ein ideales und doch naturgetreues Gemälde von einem sittlichen, seiner Kraft bewußten, auf fester Grundlage beruhenden Volksleben gedichtet hat; wir sagen gedichtet, denn seine Stauffacher, Kuoni, Ruodi u. s. w. konnte er in keiner Chronik finden. Die Freiheit, welche diese knorrigen Gestalten erstrebten, war freilich nicht die libertinistische Freiheit unsrer Tage; sie war, wie man das heute ausdrücken würde, conservativ; aber dafür ist sie auch wie aus Erz gemeißelt und wird als ein Denkmal prophetischer Anschauung bleiben, solange die Alpen an die alten Kämpfe gegen die Tyrannei erinnern.*) — Die treuherzige Sprache des Tell wirkte mit dazu, die Wiederaufnahme des Götz von Berlichingen zu erleichtern; er wurde im September 1804 in der neuen Bearbeitung in Weimar aufgeführt. Obgleich Schiller diese nicht selbst übernehmen wollte, so wußte er doch durch seine kühnen Entschließungen dem Verfasser manche Abkürzung zu erleichtern. Die Maximen der frühern Redactionen wurden auch hier angewendet. Man verminderte die Scenenveränderungen, gewann mehr Raum zu Entwickelung der Charaktere,

*) Zu den Nachklängen der Tellstimmung gehört das Berglied und der Alpenjäger, beide 1804.

sammelte das Darzustellende in größern Massen und näherte mit vielen Aufopferungen das Stück einer echten Theatergestalt. In dieser ist der unbefangene Ton der ursprünglichen Anlage fast ganz verwischt, aber man muß die Rücksichtslosigkeit des Dichters anerkennen, der gegen sein eignes Werk ebenso gewaltsam verfuhr als gegen die Werke andrer. Wundern darf man sich nur über die breitere Ausführung einzelner episodischer Scenen, die in mancher Beziehung an die älteste, von Göthe selbst mit Recht verworfene Version erinnern. Die Umarbeitung des Götz war nur eine einzelne Probe einer Thätigkeit, die vorzugsweise von Schiller ausging. Seine Einbildungskraft führte ihn ins Weite und Breite, und so leidenschaftlich er dabei verfuhr, so konnte ihm bei längerer Erfahrung nicht entgehn, daß ihn dies auf der Theaterlaufbahn irre führen müsse. Wenn er im Entwerfen seiner Plane unbegrenzt zu Werke ging, so zeigt seine Redaction des Don Carlos für die Aufführung, daß er den Muth besaß, streng, ja unbarmherzig mit dem Vorhandenen umzugehn. Lange dachte er darüber nach, auch seine drei Jugendstücke umzuarbeiten; allein das Unreife derselben war zu innig mit Gehalt und Form verwachsen, und so gab er den Gedanken auf. Nun hatte er nicht lange den theatralischen Vorstellungen beigewohnt, als sein thätiger Geist, ins Ganze arbeitend, den Gedanken faßte, daß man dasjenige, was man am eignen Werke gethan, wol auch am fremden thun könne, und so entwarf er einen Plan, wie dem deutschen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch die frühern Leistungen zu erhalten wären. Der anerkannte Gehalt solcher Werke sollte einer Form angenähert werden, die theils der Bühne überhaupt, theils dem Sinn der Gegenwart gemäß wäre. Durch eine neue Ausgabe dieser Theaterstücke sollten die zahlreichen Bühnen Deutschlands in den Stand gesetzt werden, den leichten Tageserzeugnissen einen festen Grund unterzulegen. Von der Recension des Egmont und des Nathan ist schon die Rede gewesen. Lessing liebte er eigentlich nicht, Emilia Galotti war ihm zuwider. Doch wurde diese Tragödie sowol als Minna von Barnhelm in das Repertorium aufgenommen. Mit Klopstock's Bardieten wurde der Versuch bald aufgegeben. Dagegen ist die Umarbeitung der Stella, die am 15. Januar 1806 zum ersten mal gegeben wurde, Schiller zu verdanken. Da das Stück an sich schon einen ruhigen Gang hat, so ließ er es in allen Theilen bestehn, verkürzte nur hie und da den Dialog, besonders wo er aus dem Dramatischen ins Idyllische und Elegische überzugehn schien. „Denn wie in einem Stück, setzt Göthe treuherzig hinzu, zu viel geschehn kann, so kann auch darin zu viel Empfundenes ausgesprochen werden, und so ließ sich Schiller durch so manche angenehme Stellen nicht verführen, sondern strich sie weg.“ Merkwürdigerweise wurde noch bei dieser Aufführ-

rung der alte Ausgang beibehalten, nach welchem Fernando beide Frauen zugleich besitzt. „Allein bei aufmerksamer Betrachtung kam zur Sprache, daß nach unsern Sitten, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet sind, das Verhältniß eines Mannes zu zwei Frauen, besonders wie es hier zur Erscheinung kommt, nicht zu vermitteln sei und sich daher vollkommen zur Tragödie qualificire." Daß dieses Licht dem Dichter erst so spät aufging, ist doch charakteristisch. — Die Laune des Verliebten ward im März 1805 in Weimar zur Aufführung gebracht und von da nach Breslau und Berlin verpflanzt. Im ganzen war die Ausbeute, welche die vorhandene dramatische Kunst dem idealen Theater gewährte, sehr gering, und man mußte es als einen Gewinn betrachten, daß Kotzebue auf die Idee kam, idealistische Stücke zu schreiben und sich so dem classischen Theater anzuschließen. Der Schiller'sche Rhythmus prägte sich leicht dem Ohr ein, und man durfte nur die neugewonnene Form auf die alten Stoffe anwenden. So entstanden nun jene idealistischen Spectakelstücke, die nach dem Zeugniß Göthe's bei dem Publicum von Weimar ungefähr ebenso viel Beifall fanden als die Schiller'schen.*) Schiller's

---

*) Kotzebue's Octavia (1801) ist nicht blos in Jamben geschrieben, sondern steigert sich in Momenten höherer Erregung zu einem Versmaß, welches offenbar an den Hexameter, zuweilen aber auch an den Pentameter erinnert, und sonst alle möglichen Versformen in schöner Harmonie anstreift. Er hat sich bemüht, gelehrte Notizen einzuflechten, und seine Sprache nimmt zuweilen einen ganz lyrischen Anflug. „Der Morgen graut. Auf stillem Meere schwimmt ein zweites Meer von dichten Nebelwogen; mit zartem Duft sind um mich her die Blumen weiß angehaucht; und wie ein leichtes Traumbild seh' ich die Mauern Alexandriens aus stiller Dämmerung hervorgehn." — Im übrigen erkennt man den alten Kotzebue, auf dessen faunischem Gesicht sich die Schiller'sche Schminke sehr sonderbar ausnimmt. Octavia ist ein abstract tugendhaftes Wesen, welches sich um der Tugend willen mit großem Vergnügen mit Füßen treten läßt: ihre Kinder spielen die gewöhnliche Rolle, bei passenden Gelegenheiten die fehlende Rührung herbeizuführen. Kleopatra ist die ganz gemeine Person, die fortwährend Gift mischt, Kinder raubt und ähnliche Unthaten verübt. Eine ungemeine Aufklärung verbreitet sich über die Formen des römischen Staatslebens, und diese Aufklärung ist bei Antonius so groß, daß er in einer Hauptscene wie der Weltumsegler La Peyrouse die Arme um Octavia und Kleopatra zugleich ausstreckt und beide heirathen will. Auch Gustav Wasa und Bayard (1802) sind in Jamben geschrieben und im historischen Costüm. Das erste enthält ebenso große Momente wie Johanna von Montfaucon: eine Mutter, die der Hinrichtung preisgegeben wird, eine Geliebte, die mit hoch erhobener Fackel vor einem Pulverfaß die Feinde zurückschreckt, ein finstrer König von den Geistern seiner Erschlagenen verfolgt und öftres Erscheinen von Frauen mit fliegenden Haaren. Interessant ist ein Zug, der den fortgesetzten Kampf Kotzebue's gegen die Vorurtheile versinnlicht: Gustav hat einmal einem Ritter das Ehren=

Einfluß auf die Entwickelung der dramatischen Kunst war vortheilhaft, insofern er die Dichter vom Gemeinen und Gewöhnlichen abzog und sie auf ideale Stoffe hinlenkte; indem er ferner eine bestimmte Form der Technik feststellte, innerhalb deren sich doch eine große Freiheit entfalten

---

wort gegeben, seinem Gefängniß nicht zu entfliehn, und ist doch entflohn; er ist demselben außerdem eine große Summe schuldig geblieben. Dieser Zug hat nicht den geringsten Einfluß auf den Fortgang des Stücks. — Bayard theilt Almosen aus, rettet fortwährend die gekränkte Unschuld, entsagt seiner Liebe unter erschwerenden Umständen mehrere male und steht mit engelgleicher Gelassenheit über dem Gewühl schlechter Leidenschaften. Solche Figuren entsprangen dem bösen Beispiel Max Piccolomini's. Den unglücklichen Frauen, die den edeln Ritter lieben, bleibt nichts übrig, als in Knabentracht für ihn zu sterben. — In den Hussiten vor Naumburg (1803), einem „Trauerspiel mit Chören", spielen die Kinder die Hauptrolle. Sie marschiren, geführt von dem Viertelsmeister Wolf, der als tugendhafter Mann sein Liebstes dem Vaterlande opfert, den vorgestreckten Spießen der Hussiten entgegen. Diese senken sich vor dem rührenden Anblick. — Hugo Grotius (1803) ist der edle Dulder, der, umringt von den jammernden Kindern und von tyrannischer Willkür verfolgt, unverdrossen für das Beste der Menschheit arbeitet. Auch Oranien, der Barneveldt unschuldig hinrichten läßt und Grotius längere Zeit in Gefangenschaft hält, sorgt nur für das Beste der Menschheit, und die übrigen Tugendhaften werden zum Schluß so davon gerührt, daß sie sich vor ihm demüthigen. Bei so allgemeiner Tugend kann ein Conflict nur künstlich herbeigeführt werden. Einem jungen Lieutenant, Grotius' Pflegesohn, wird die Bewachung desselben anvertraut, seiner Ehre anvertraut von seinem Vorgesetzten, seiner Freundschaft von einem Freunde; außerdem liebt er aber Grotius' Tochter und wird wahrhaft Calderonisch von Freundschaft, Liebe und Ehre zugleich bestürmt. Die Ehre siegt nach schwerem Kampf, er vereitelt einen Fluchtversuch und wird dafür von der Familie sanft verwünscht. Aber die Liebe macht sich auch geltend; er unterstützt zwar nicht den offenen Fluchtversuch, aber er sieht durch die Finger und läßt ihn halb mit, halb ohne Wissen geschehen. Die Flucht wird entdeckt und die Angehörigen des Grotius sollen bestraft werden. Da nimmt der Lieutenant mit edler Lüge die ganze Schuld auf sich, er wird zum Tode verurtheilt und soll hängen. Selbst die Schmach dieses Todes will ihm der Prinz nicht ersparen. Da eilt Grotius in sein Gefängniß zurück, erklärt, er sei nur geflohn, um die Gegner des Prinzen zum Schweigen zu bringen und den Frieden herzustellen, und so geht alles nach Wunsch aus. Das Disciplinarvergehn des jungen Lieutenants geräth in Vergessenheit, obgleich der Prinz vorher von dem abstracten Rechtsprincip ein großes Wesen gemacht hatte. — Ein andres Drama, Heinrich Reuß von Plauen (1805), hat aus diesem finstern dämonischen Helden, dessen Schicksal um so tragischer war, weil in ihm die allgemeine Schuld des Zeitalters mit der individuellen Schuld in Verbindung trat, einen milden Heiligen gemacht, der durch seine Tugend junge Heiden und Heidinnen zum Christenthum bekehrt. — Rudolf von Habsburg geht in der Form noch mehr ins Ideale: die fünffüßigen Jamben sind regelmäßig gereimt, sodaß immer die

ließ. Wenn im übrigen der nachtheilige Einfluß überwiegt, so ist der Dichter selbst am wenigsten daran schuld, denn es ist eine allgemeine Erfahrung, daß bei einem epochemachenden Vorbild die Fehler schneller nachgeahmt werden als die Vorzüge. Schiller hatte die Dichter an eine zu große Breite gewöhnt; sein umfassender Geist konnte sich schwer in engen Schranken bewegen. Seine Manier, in den historischen Stoff eine novellistische Liebesgeschichte, wie im Wallenstein und Tell, die nicht organisch in den Zusammenhang gehört, äußerlich einzuflechten, ist von sämmtlichen Dramatikern wiederholt worden. Die lyrischen und rhetorischen Stellen, in denen er aus dem Drama heraustritt, haben seinen Nachfolgern als Grundlagen der Tragödie gedient. Die schönen Stellen waren das Erste, wonach man suchte, die historischen Scenen wurden zur Begründung derselben beliebig eingeschoben. An eine ernste Durchführung von Charakteren dachte man nicht. Man wollte durch lebhaft declamirte Grundsätze der Humanität und des Idealismus die Zustimmung der Zuhörer erwerben; wem diese Grundsätze in den Mund gelegt wurden, schien gleichgültig. Am deutlichsten zeigt sich das bei den zahllosen Bearbeitungen des Hohenstaufenthums, welches durch äußere Betrachtungen so leicht Mitleid und Rührung hervorruft, ohne daß der Dichter nöthig hätte, diese Ideen und Stimmungen von innen herauszuarbeiten.

Göthe, dessen „elende häusliche Verhältnisse, denen er zu schwach war sich zu entziehn", auch die Freunde zuweilen mit einer gewissen Geringschätzung empfanden, hatte sich mit Meyer, Fernow, Hegel, Voß und

---

erste und dritte, die zweite und vierte Zeile correspondiren. — Neben Kotzebue erhob sich eine Reihe von Dichtern, welche sich die Schiller'sche Manier aneigneten. Heinrich Collin's (geb. zu Wien 1772, gest. 1811) Regulus wurde mit außerordentlichem Beifall 1801 in Wien, im folgenden Jahr in Weimar und Berlin aufgeführt, und die übrigen Bühnen blieben nicht zurück. Die dramatische Schule Oestreichs hat sich stets durch eine gewisse Ehrlichkeit in der Hingabe an ihren Stoff ausgezeichnet, bis auf den heutigen Tag; man sieht, daß die Reflexion noch nicht viel daran gearbeitet hat. Allein dabei muß auch das Lob stehn bleiben. Der Dichter bleibt in der Rhetorik; eine kräftige Handlungsweise zu erfinden ist er nicht im Stande. In der Form erkennt man das Vorbild Schiller's und Corneille's, auch wird man an Alfieri erinnert; aber im Inhalt wird man auf Kotzebue's Octavia hingewiesen. Sogar die weinenden Kinder treten wieder auf. Die spätern Stücke: Coriolan (zu welchem Beethoven seine herrliche Ouvertüre schrieb), die Horatier und Curiatier, Polyxena, Balboa, und Bianca della Porta, sind in derselben Weise geschrieben; ebenso die Dramen seines Bruders Matthäus Collin, geb. 1779, gest. 1824: Friedrich der Streitbare, Marius, Bela, Heinrich der Grausame ꝛc. Später ist Theodor Körner (Zriny und Rosamunde) am meisten gelungen, die Sprache Schiller's nachzuahmen; von der dramatischen Kraft seines Vorbildes ist noch weniger anzutreffen als bei Collin.

Wolf (der ihn Mai 1805 besuchte) immer mehr in das Alterthum vertieft. „Wenn ich mit Fernow spreche, schreibt er 1803 an Schiller, so ist mir's immer, als käme ich erst von Rom, und fühlte mich zu einiger Beschämung vornehmer als in der so viele Jahre nun geduldeten Niedertracht nordischer Umgebung, der man sich doch mehr oder weniger assimilirt.“ Die antiken Preisaufgaben wurden regelmäßig fortgesetzt, der Cellini 1803 abgeschlossen; auch die Uebersetzung der seltsamen Diderot'schen Schrift Rameau's Neffe (1804—5) verrieth durch den bitter jovialen Cynismus die Stimmung des Dichters. Das bedeutendste Zeugniß jener Tage ist die Abhandlung über Winckelmann und sein Jahrhundert (1804—5), die er mit Hülfe Wolf's und Meyer's ausarbeitete; sie ist zugleich ein lautes Zeugniß gegen den „Klosterbruder“ und seine Schule, und faßt in vollster Kraft die alte heidnische Naturanschauung zusammen. „Die Schilderung des alterthümlichen, auf diese Welt und ihre Güter angewiesenen Sinnes führt uns unmittelbar zur Betrachtung, daß dergleichen Vorzüge nur mit einem heidnischen Sinne vereinbar seien. Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werth des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft gehören so nothwendig zusammen, daß wir in dem höchsten Augenblick des Genusses, wie in dem tiefsten der Aufopferung, ja des Untergangs eine unverwüstliche Gesundheit gewahr werden. — Dieser heidnische Sinn leuchtet aus Winckelmann's Handlungen und Schriften hervor, und diese Entfernung von aller christlichen Sinnesart, ja seinen Widerwillen dagegen muß man im Auge haben, wenn man seine sogenannte Religionsveränderung beurtheilen will. Winckelmann fühlte, daß man, um in Rom ein Römer zu sein, um sich innig mit dem dortigen Dasein zu verweben, eines zutraulichen Umgangs zu genießen, nothwendig zu jener Gemeinde sich bekennen, ihren Glauben zugeben, sich nach ihren Gebräuchen bequemen müsse. Dieser Entschluß ward ihm dadurch erleichtert, daß ihn, als einen gründlich gebornen Heiden, die protestantische Taufe zum Christen einzuweihen nicht vermögend gewesen. Doch gelang ihm die Veränderung seines Zustandes nicht ohne heftigen Kampf. Wir können nach genugsam abgewogenen Gründen einen Entschluß fassen, der mit unserm Wollen, Wünschen und Bedürfen völlig harmonisch ist, ja zu Erhaltung und Förderung unsrer Existenz unausweichlich scheint, sodaß wir mit uns völlig zur Einigkeit gelangen. Ein solcher Entschluß aber kann mit der allgemeinen Denkweise im Widerspruch stehn; dann beginnt ein neuer Streit, der zwar bei uns keine Ungewißheit, aber eine Unbehaglichkeit erregt, einen ungeduldigen Verdruß, daß wir nach außen Brüche finden,

wo wir nach innen eine ganze Zahl zu sehn glauben. Und so erscheint auch Winckelmann bei seinem vorgehabten Schritt besorgt, ängstlich, kummervoll und in leidenschaftlicher Bewegung, wenn er sich die Wirkung dieses Unternehmens bedenkt. — Denn es bleibt freilich ein jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel bespritzt, von der es unmöglich scheint ihn zu reinigen. Die Menschen schätzen den beharrenden Willen um so mehr, als sie sämmtlich in Parteien getheilt ihre eigne Sicherheit und Dauer beständig im Auge haben. Hier ist weder von Gefühl noch von Ueberzeugung die Rede; ausdauern soll man da, wo uns mehr das Geschick als die Wahl hingestellt. — War nun dies die eine, sehr ernste Seite, so läßt sich die Sache auch von einer andern ansehn, von der man sie heitrer und leichter nehmen kann. Gewisse Zustände des Menschen, die wir keineswegs billigen, gewisse sittliche Flecken an dritten Personen haben für unsre Phantasie einen besondern Reiz. Will man uns ein Gleichniß erlauben, so möchten wir sagen, es sei damit, wie mit dem Wildpret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulniß weit besser als frischgebraten schmeckt. Eine geschiedne Frau, ein Renegat machen auf uns einen besonders reizenden Eindruck. Personen, die uns sonst vielleicht nur merkwürdig und liebenswürdig vorkämen, erscheinen uns nun als wundersam, und es ist nicht zu leugnen, daß die Religionsveränderung Winckelmann's das Romantische seines Lebens und Wesens vor unsrer Einbildungskraft merklich erhöht.— Aber für Winckelmann selbst hatte die katholische Religion nichts Anzügliches. Er sah in ihr blos das Maskenkleid, das er umnahm, und drückt sich darüber hart genug aus.“*) —

Gleich nach Vollendung des Tell ging Schiller an den Demetrius; die Idee hatte er März 1804 gefaßt, die Ausarbeitung begann er März 1805. Die historische Exposition im ersten Act gehört zum Glänzendsten was er geschrieben. Der Plan erinnert wieder an den Oedipus, indem er die dämonische Macht des Verhängnisses versinnlicht. Demetrius handelt

---

*) Sehr gegen ihren sonstigen Ton sagt die Jenaische Literaturzeitung, 31. Mai 1805: Dieser im Charakter Winckelmann's so gut als neu entdeckte und so rein ausgesprochene Hauptzug wird vielleicht denen ein Aergerniß sein, die seit einiger Zeit das Kunstgefühl so gern in eine mystische, frömmelnde Schwärmerei verwandeln möchten, und deshalb unsern Künstlern Kreuz und Martyrthum predigen, um darin, nicht aber in dem heitern Kreise griechischer Mythen und Dichtungen, das verlorne Heil der Kunst wiederzusuchen. Dagegen werden vielleicht junge Kraftmänner (wenn es deren noch unter uns gibt) künftig einer heidnischen Sinnesart nachstreben, und wol gar dem Reich des Kunstpietismus ein Ende machen. Denn dieser Zug ist zu originell und zu reizend, daß er nicht auf den Nachahmungstrieb wirken sollte.

im guten Glauben seines Rechts und muß nun plötzlich erfahren, daß dieser Glaube auf einem Irrthum beruht, daß er also eine Schuld auf seine Seele geladen hat, die er nicht wieder abschütteln kann, und die ihn zu einem neuen Verbrechen treibt. So wird durch das Verhängniß der Charakter umgekehrt: eine grandiose Idee und des größten Dichters werth. Ob die Ausführung der Größe der Intention entsprochen haben würde, muß dahingestellt bleiben. Schiller's Talent zeigt sich nicht am glänzendsten in der psychologischen Motivirung. Unübertrefflich in der Zeichnung von Personen und Zuständen, solange diese in einer gewissen Ruhe und Beharrlichkeit bleiben, wird seine Individualisirung abgeschwächt, wenn die Leidenschaft eintritt. Er schildert die Leidenschaft schwungvoll und edel, aber nicht individuell, er empfindet nicht die bestimmte Seele in der Aufregung der Nerven, die nur ihr gehören, sondern er überträgt den Fall ins allgemein Menschliche; und so kommt es, daß gerade in diesen Fällen seine idealen Charaktere, statt in ihrer Naturbestimmtheit erregt zu werden, ins Gebiet der Reflexion übergehn und leidenschaftlich declamiren. — Mitten in diesen angestrengten aber hoffnungsreichen Beschäftigungen unterbrach Schiller der Tod — 9. Mai 1805 — von den Freunden lange befürchtet, denn sein physischer Organismus war seit Jahren völlig zerrüttet, und doch für alle eine erschütternde Schreckensbotschaft. Wenige Tage vor seinem Tod, 2. April 1805, hatte er an Humboldt geschrieben: „Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben; einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet sein kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle andern von dem Zeitenstrom ergriffen, er kommt, selbst wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten; und so kann es leicht geschehn, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe." „Die speculative Philosophie, wenn sie mich je gehabt, hat mich durch ihre hohlen Formeln verscheucht, ich habe auf diesem kahlen Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden. Aber die tiefen Grundideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz, und schon um ihretwillen muß man sich glücklich preisen, in dieser Zeit gelebt zu haben." — Jene philosophischen Beschäftigungen waren für ihn eine innere Nothwendigkeit gewesen. Die Idee trat ihm nicht als Abstraction entgegen, sondern in ihrem vollen Gehalt, mit der Ahnung aller aus ihr hervorgehenden Folgen. Seine geistige Beschäftigung war immer die an=

gestrengteste Selbstthätigkeit; das blos stoffliche Wissen erregte ihm kein Interesse, er warf das Gewöhnliche und Kleinliche aus seinem Leben wie aus seinen Dichtungen heraus. Sein Leben bestand darin, daß er als Dichter übte, was er vom idealisch gebildeten Menschen überhaupt verlangte: so viel Welt, als er mit seiner Phantasie zu umfassen vermochte, mit der ganzen Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinung in sich zu ziehn und in die Einheit der Kunstform zu verschmelzen. Aus einem unendlich kleinen Vorrath des Stoffs hatte er eine sehr vielseitige Weltansicht gewonnen, die selbst die Kundigen zuweilen durch ihre geniale Wahrheit überraschte. Daher seine langsame Entwickelung, daher aber auch sein fester Glaube an die Gewalt des Geistes, dem die Wirklichkeit unterthan sei. Sein Geist war eine hohe Erscheinung der Freiheit; er hatte die Fähigkeit, durch bedeutende Naturen, die neben ihm standen, auf das mächtigste angeregt zu werden, aber niemals ließ er sich in einen fremden Kreis herüberziehn, er verwandelte das Aufgenommene sofort in sein geistiges Eigenthum. Aus diesem hohen Idealismus erklärt sich die Verehrung, die Schiller allgemein einflößte, sobald man die erste Härte seiner Form überwunden hatte. Göthe's Gemüth neigte sich der Verehrung und der Treue nicht übertrieben zu; wo er aber von Schiller spricht, bis in sein letztes Lebensalter, ist es immer ein inniger, mitunter demüthiger Ton. Der Briefwechsel zwischen den beiden Dichtern gehört zu den schönsten Schätzen unsrer Nation, aber die ganze Fülle der Liebe, die zwischen ihnen stattfand, kann man nicht daraus ermessen; man muß Schilderungen wie die von Heinrich Voß zu Hülfe nehmen, um sich zu überzeugen, daß die Idee, die uns in ihren Schriften so rührt, durchaus mit dem Leben Hand in Hand geht. Der Verkehr mit Schiller war die Poesie in Göthe's späterm Leben.*) Was von Religion in Göthe's Gemüth war, wurde durch diesen anstrengenden, aber in gewissem Sinn heiligen Verkehr neu geweckt. Noch ein Jahr vor seinem Tode schreibt er an Zelter: „Jedes Auftreten von Christus, jede seiner Aeußerungen geht dahin, das Höhere anschaulich zu machen. Immer von dem Gemeinen steigt er hinauf. Eben diese Christustendenz war Schiller eingeboren; er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln. Es sind noch Manuscriptblätter da, aufgezeichnet von einem Frauenzimmer, die eine Zeit lang in seiner Familie lebte. Diese hat einfach und treulich notirt, was er zu ihr sprach, als er mit ihr aus dem Theater ging, als sie ihm Thee machte und sonst; alles Unterhaltung im höhern Sinn,

*) „Er stand neben mir wie meine Jugend, er machte mir das Wirkliche zum Traum, um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldnen Duft der Morgenröthe webend. Im Feuer seines liebenden Gemüths erhoben sich mir selber zum Erstaunen des Lebens flach alltägliche Gestalten." —

worin mich sein Glaube rührt, dergleichen könne von einem jungen Frauenzimmer aufgenommen und benutzt werden. Und doch ist es aufgenommen worden und hat genutzt, gerade wie im Evangelium: Es ging ein Säemann aus zu säen 2c." Ein Jahr vor Schiller's Tod schreibt ihm Humboldt: „Sie sind der glücklichste Mensch, Sie haben das Höchste ergriffen und besitzen Kraft, es festzuhalten; es ist Ihre Region geworden, und nicht genug, daß das gewöhnliche Leben Sie darin nicht stört, so führen Sie aus jener bessern eine Güte, eine Milde, eine Klarheit und Wärme in dieses hinüber, die unverkennbar Ihre Abkunft verrathen. Für Sie braucht man das Schicksal nur um Leben zu bitten, die Kraft und die Jugend sind ihnen von selbst gewiß." — „Wir dürfen ihn wol glücklich preisen, sagt Göthe, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden; er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß er früh hinwegschied, kommt auch uns zugute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, was er begonnen mit Eifer und Liebe fort- und immer wieder fortzusetzen." Am 10. August 1805 ließ Göthe in Lauchstädt die Glocke aufführen; die ganze Nation weiß die erhabnen Worte des Epilogs auswendig. „Hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine." „Nun glühte seine Wange roth und röther von jener Jugend, die uns nie verfliegt, von jenem Muth, der früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegt, von jenem Glauben, der sich stets erhöhter bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt, damit das Gute wirke, wachse, fromme, damit der Tag dem Edlen endlich komme." „Auch manche Geister, die mit ihm gerungen, sein groß Verdienst unwillig anerkannt, sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen, in seinem Kreise willig festgebannt." „Er glänzt uns vor, wie ein Komet verschwindend, unendlich Licht mit seinem Licht verbindend." — „Als ich mich ermannt hatte, erzählt Göthe später, blickte ich nach einer entschiednen großen Thätigkeit umher; mein erster Gedanke war, den Demetrius zu vollenden. Von dem Vorsatz an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchgesprochen; Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit sich selbst und andern für und wider streiten, wie es zu machen wäre; er ward ebenso wenig müde, fremde Meinungen zu vernehmen, wie seine eignen hin- und herzuwenden. Und so hatte ich alle

seine Stücke, vom Wallenstein an, zur Seite begleitet, meistentheils friedlich und freundlich, ob ich gleich manchmal, zuletzt wenn es zur Aufführung kam, gewisse Dinge mit Heftigkeit bestritt, wobei denn endlich einer oder der andre nachzugeben für gut fand. So hatte sein aufstrebender Geist auch die Darstellung des Demetrius in viel zu großer Breite gedacht; ich war Zeuge, wie er die Exposition in einem Vorspiel bald dem Wallensteinischen, bald dem Orleanischen ähnlich ausbilden wollte, wie er nach und nach sich ins Engre zog, die Hauptmomente zusammenfaßte und hie und da zu arbeiten anfing. Indem ihn ein Ereigniß vor dem andern anzog, hatte ich beirätbig eingewirkt, das Stück war mir so lebendig als ihm. Nun brannt' ich vor Begierde, unsre Unterhaltung, dem Tode zu Trutz, fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins Einzelne zu bewahren, und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaction eigner und fremder Stücke hier zum letzten mal auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte. Unsre gemeinsamen Freunde hofft' ich zu verbinden; das deutsche Theater, für welches wir bisher gemeinschaftlich, er dichtend und bestimmend, ich belehrend, übend und ausführend gearbeitet hatten, sollte, bis zur Herankunft eines frischen ähnlichen Geistes, durch seinen Abschied nicht ganz verwaist sein. Genug, aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verlust in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehn, wäre die herrlichste Todtenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte. Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet. Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte; eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Messina das Begräbniß überdauern sollte; sie wendete sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn geprängelos eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeigt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weitern Antheil zur Seite ging, und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten.

Wie oft mußt' ich nachher im Laufe der Zeit still bei mir lächeln, wenn theilnehmende Freunde Schiller's Monument in Weimar vermißten; mich wollte fort und fort bedünken, als hätt' ich ihm und unserm Zusammensein das erfreulichste stiften können."

Es war eine schöne, lebensvolle Zeit, diese kurze Blüte des künstlerischen Idealismus. Im Mittelpunkt, die aufstrebende Jugend gewaltsam mit sich fortreißend, zwei große Dichter, deren Geist nur auf das Hohe und Schöne gerichtet war; an sie sich anschließend, ein auserwählter Kreis, der jede allgemeine Idee in individuelle Empfindung verwandelte, sodaß Göthe mit Recht von seinen Gestalten sagen konnte: „es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte, ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind." Die willkürlichen Schranken versöhnten sich in freiem, selbstgesetztem Maß; der Adel der Empfindung verklärte selbst die Zufälligkeiten der Gesellschaft. Ganz in griechischem Geist hatte die starre Sonderung der Wissenschaften aufgehört; sie erhoben sich zu individuellem Leben und schmiegten sich der Dichtkunst an. Die Welt der Erscheinung wurde überall mit den höchsten Ideen in Verbindung gesetzt, das Zufällige nur angewendet, um die Gesinnung zu veredeln, das Gemüth zu vertiefen, das Reich der Bildung zu erweitern. Die Philosophie, bisher in ihren Formen hart und strenge, suchte sich der Phantasie verständlich zu machen: sie verklärte mit ihrem Schimmer die dürren Steppen des empirischen Wissens und eroberte sie der Dichtkunst. Die Ideen des Guten und Schönen, durch eine unnatürliche Abstraction getrennt, fanden sich wieder; neben dem Ideal wurde der Sinnlichkeit ihr Recht. Aus dieser Idealwelt eröffneten sich die kühnsten Perspectiven nach allen Seiten hin, fragmentarisch, abgerissen, schattenhaft, aber blendend und bezaubernd. Was in unaufgelösten Widersprüchen zurückblieb, war doch nur die unendliche Sehnsucht nach der verlornen Einheit der menschlichen Natur. Die schöne Sprache jener Zeit, die wir in unsrer neuen Poesie fast bis auf die Ahnung verloren haben, war nur der Ausdruck der schönen, gesättigten, mit sich selbst übereinstimmenden Empfindung. — Die Kunst lernte aus den Alten schauen und empfinden, wie man nur in der Jugend der Welt geschaut und empfunden hatte. Mehr an ihnen als an unsern christlichen Vorfahren haben wir unsre Sprache, unsre Empfindung, unsre Wissenschaft, unsre Kunst aufgerichtet. In der reinsten Sprache Homer's verklärte Göthe die Sonntagsstimmung des Bürgerthums; mit der Würde des Sophokles adelte Schiller das deutsche Kriegsleben; in den Schmeichellauten des Properz lernte der Dichter, seiner Liebe den wahrsten und tiefsten Ausdruck zu geben; aus Plato's Ironie schöpften unsre Philosophen die Kunst, ernst und zugleich gebildet zu denken. Wer heute noch die Griechen schmähen wollte, striche aus unserm eignen Leben die schönre Hälfte aus. — Schiller's Tod zerriß das Band der classischen Poesie. Die Elasti-

cität seines Wesens, sein ungestümer schöpferischer Drang und seine edle Begeisterung, die nichts Schlechtes neben sich duldete, hatte die Widerstrebenden gewaltsam mit sich fortgerissen. Obgleich sein Idealismus strenger war als der seiner übrigen Freunde, hatte ihn doch sein leidenschaftliches Temperament in fortwährende Beziehungen zum öffentlichen Leben gebracht. Göthe hatte zu diesen Beziehungen kein inneres Bedürfniß. Er war durch Schiller's Tod vereinsamt*), und wenn auch seine dichterische Kraft nicht erlosch, so fehlte ihm doch der frische Jugendmuth. Mit der unendlichen Empfänglichkeit seiner Natur hat er jede neue geistige Richtung auf irgendeine Weise verarbeitet, aber nur, wie man etwas Fremdes aufnimmt, das noch den Verstand und die Einbildungskraft, nicht mehr das Herz beschäftigt. Ein Jahr nach Schiller's Tod erfolgte die Schlacht von Jena, die wie ein elektrischer Schlag die bisherige Atmosphäre zerstreute. Die einzelnen Momente des geistigen Lebens, die sich bis dahin zu einer schönen, aber künstlichen Einheit in der Dichtung zusammengefunden hatten, stoben auseinander. Die Wissenschaft zog sich aus der Verbindung mit Kunst und Philosophie wieder zurück, und es drängte sich, wie es nach der unnatürlichen Uebergeistigung nicht anders möglich war, das Streben nach materiellem Wissen über das Streben nach Gestaltung. Sie hat nur zu kurz gedauert, jene classische Zeit, „die frische Morgenröthe einer mächtigen Gesinnung, die zwar von einem furchtbaren Verhängniß ergriffen scheinbar untergehn sollte, aber nur, um nach langer Prüfung gereinigt zur Befreiung der Völker und zur Grundlage einer neuen, noch in der ersten Entwickelung begriffenen Zeit wiederzuerstehn". Die Ahnung, daß es so

*) Unmittelbar nach Schiller's Tod empfing Göthe einen Besuch, der ihn in seiner damaligen weichern Stimmung wohlthätig berührte, es war Jacobi, der durch den Einfluß seines Freundes Schenk an die neuerrichtete Akademie in München berufen war und auf der Durchreise Juni 1805 Weimar berührte. Jacobi suchte den Grundsatz Pascal's geltend zu machen, daß was über die Geometrie hinausgeht, auch über unser Verständniß hinausgeht, und daß deswegen eine speculative Naturlehre nach der neuern Art nur ein Hirngespinst sein könne. Göthe selbst berichtet über diesen Besuch: „Wir hatten uns in vielen Jahren nicht gesehn, alles was wir gethan, erfahren, gelitten, hatte jeder in sich selbst verarbeitet. Als wir uns wiederfanden, zeigte sich das unbedingte liebevolle Vertrauen in seiner ganzen Klarheit und Reinheit, belebte den Glauben an vollkommene Theilnahme, sowie durch Gesinnung also auch durch Denken und Dichten. Allein es erschien bald anders: wir liebten uns, ohne uns zu verstehn. Nicht mehr begriff ich die Sprache seiner Philosophie; er konnte sich in der Welt meiner Dichtung nicht mehr behagen. In diesem Gefühl begnügten wir uns, den alten Bund treulich und liebevoll zu bekräftigen, und von unsern Ueberzeugungen, philosophischem und dichterischem Thun und Lassen nur im allgemeinsten wechselseitige Kenntniß zu nehmen."

kommen müßte, war schon früher von Zeit zu Zeit aufgetaucht. „Als ich Göthe 1799 verließ, erzählt Steffens, schwebten mir die Verhältnisse, aus welchen ich mich jetzt losgerissen hatte, lebhaft vor Augen; eine dunkle Ahnung, als wenn die dort aufgeschossene Blüte im Begriff wäre, die bunten Blätter und die Düfte allen Winden preiszugeben, befiel mich mit unendlicher Wehmuth.“ — Die Blüte der deutschen Kunst konnte nicht fortdauern, weil sie kein eignes Leben besaß. So schön ihr den Griechen nachempfundnes Leben erschien, es blieb doch ein fremdes, es widersprach dem kalten Himmel, nur der Künstler konnte sich zu ihm aufschwingen. Selbst wenn sie dem Anschein nach wirkliche Zustände des Lebens behandelt, wird vorher der Duft der griechischen Atmosphäre darüber ausgebreitet; die Sprache gewinnt einen andern Rhythmus, eine andre Bedeutung; die Physiognomie, Haltung und Gewandung der Menschen ist eine fremde; die mythischen und geschichtlichen Anspielungen beziehen sich lediglich auf Griechenland; die Sitten, an die wir uns bei unserm Urtheil erinnern sollen, sind uns nur durch die griechischen Dichter überliefert, und selbst die höhern Gebote der Sittlichkeit sollen wir auf die Weise empfinden, wie sie Aeschylus und Sophokles empfanden. So war es in den Zeiten des Perikles keineswegs, und der künstlerische Horizont unsrer Dichter umschloß trotz ihrer innigen Vertiefung in die Antike nur ein romantisch reflectirtes Griechenthum. Bei den classischen Dichtern aller übrigen Nationen gab das Gewissen des Volks die Grundlage ihrer Empfindungen: sie suchten es zu läutern und zu verklären, aber nicht seinen eigentlichen Kern zu verwandeln. In unsrer classischen Zeit dagegen war der Idealismus der Wirklichkeit entgegengesetzt; die Dichtkunst suchte ihre Ideale, d. h. ihr ästhetisches Gewissen bei den Heiden, bei den Katholiken, bei den Griechen und Indiern, sie suchte es in den Lehrbüchern der Physik und Chemie, in den Mythen barbarischer Stämme; sie suchte es überall, nur nicht im eignen Volk. Diese stolze Vernachlässigung des angebornen Instincts rächt sich früher oder später. Die ästhetische Sittlichkeit, die Göthe und seine Zeit vor den Verirrungen seiner Nachfolger bewahrte, ist nur eine Gabe vornehmer Naturen und hat keine Dauer. Den Nachkommen blieb von dieser poetischen Lebensweisheit nichts als die vollständige Rathlosigkeit in der Wahl der Gesichtspunkte, die traurigste Unfähigkeit, zu lieben und zu hassen, zu wollen und sich zu entscheiden. Die Verbindung mit der Philosophie hat die Blüte unsrer Dichtkunst beschleunigt, aber sie hat ihr auch einen frühreifen, hektischen Ausdruck gegeben. Um alles zu sein, hat die Kunst ihr individuelles Leben geopfert. Es ist eine hohe Idee, wenn man die Kunst zur Prophetin des Lebens macht, aber sie ist dieser Aufgabe nicht gewachsen, sie kann die Räthsel der Wirklichkeit nicht lösen, sie kann die Wirklichkeit nicht ersetzen. Und das wurde in der That von ihr verlangt.

Nur den Künstler ließ man als echten Menschen gelten, höchstens gab er sich dazu her, die übrige Masse allmählich in sein Heiligthum hinüberzuleiten. Aber wie Antäus verliert die Kunst ihre Kraft, wenn ihr Fuß den Boden verläßt. Wie uns auch die Pracht der Farben, die Fülle und Sinnigkeit der Bilder entzückt, es sind doch nur träumerische Luftgebilde, die den Schein des Lebens an sich tragen. Eine solche Poesie verleitet leicht, das Spiel im Leben zur Hauptsache zu machen, und dadurch das Leben selbst in ein Spiel zu verwandeln, d. h. in den höchsten Ideen desselben nur künstlerische Stoffe zu suchen. In ihrem tiefsten Grunde ist die künstlerische Resignation, in welcher sich der Instinct der Poeten mit dem kategorischen Imperativ der Philosophen versöhnte, nichts Anderes als eine Flucht aus der Wirklichkeit. „In des Herzens heilig stille Räume mußt du flüchten aus des Lebens Drang, Freiheit wohnt nur in dem Reich der Träume, und das Schöne blüht nur im Gesang." — Wie Kant auf das Gewissen seine ganze intellectuelle und praktische Weltanschauung gründete und den Weltlauf als etwas Gleichgültiges beiseite ließ, so leiteten Göthe und Schiller aus der Idee des Schönen, deren ewiges Vorbild und Muster ihnen in der griechischen Kunst vorleuchtete, ihre ganze Empfindungswelt her. Die einzige Beziehung zur Wirklichkeit ist die stille Trauer, daß dieses Ideal nicht wirklich ist oder wenigstens nur einmal Wirklichkeit war. Selbst in Schiller's Dramen ist nicht die geschichtliche Kraft das Ideal, sondern das in sich selbst vollkommene Gemüth, das von der Welt nur befleckt werden kann und das ihr je eher je lieber entfliehn muß. Den in den Leidenschaften der Zeit befangenen Helden stehen die idealen Gestalten gegenüber, die in der Reinheit ihres Gemüths über den geschichtlichen Widerspruch hinaus sind. Die Abstraction der Pflicht tritt überall wie ein Gespenst der Neigung entgegen. Der Dichter ist nicht im Stande, eine kühne That aus der einfachen Leidenschaft herzuleiten: Tell begeht seinen Meuchelmord aus Pflichtgefühl nach langer casuistischer Ueberlegung, und Posa opfert sich, wie später Charlotte Stieglitz, um der Seele seines Freundes neue Spannkraft zu geben. — Göthe und Schiller haben so weit Großes und Unvergängliches geleistet, als sie das Alterthum lediglich als formales Bildungselement benutzten; sie haben fehlgegriffen, soweit sie darüber hinausgingen und im vollen Ernst Griechen zu werden versuchten. Man vergleiche Hermann und Dorothee mit der Achilleis, Wallenstein mit der Braut von Messina: dort haben die Dichter aus ihren Vorbildern nur gelernt, wie man sinnliche Klarheit und schönes Maß verbindet; sie haben einen deutschen Stoff, deutsche Gesinnung und Empfindung in der plastischen Vollendung, die sie bei den Griechen gelernt, dargestellt. Hier greifen sie dagegen nach einem griechischen Stoff, nach griechischer Gesinnung und

Empfindung und sind infolge dessen nur den Gelehrten verständlich. Der Dichter soll von dem, was er erlebt, empfunden, erlitten, gehofft, ausgehn. Er kann aber nur das wahrhaft erleben und empfinden, was mit der allgemeinen sittlichen Substanz, auf der er wurzelt, in Verbindung steht: der reale Boden, auf dem die Dichtkunst aufblüht, muß der nationale sein. Mit Recht legt man auf unsern Schulen die griechisch-römische Literatur zu Grunde, denn nur in ihr lernt der noch Unentwickelte Klarheit, Maß, Plastik der Anschauung und Folgerichtigkeit des Denkens. Noch viel nothwendiger ist diese Gymnastik des Geistes für denjenigen, welcher der Nation als Lehrer und Dichter vorleuchten will. Er soll in der Schule der Griechen sein Auge schärfen, seine Hand üben, aber das Herz muß in den Sitten, den Ueberlieferungen, Wünschen und Hoffnungen des Vaterlandes seine Nahrung, das Gewissen in dem Gemeingefühl der Nation seine Richtschnur suchen

Schluß des ersten Bandes.

Inhalt.

I. Die deutsche Literatur bis 1794.

II. Die deutsche Literatur 1794—99.

III. Die deutsche Literatur 1800—5.

Folgende sinnentstellende Druckfehler sind vor der Lectüre zu verbessern:

Seite	8,	Zeile	2	v.	u.	statt	reiche	lies	reife
"	—,	"	20	"	"	"	der	"	die
"	14,	"	8	"	o.	"	magdeburger	"	hamburger
"	28,	"	9	"	"	"	rationalisch	"	rationalistisch
"	—,	"	10	"	"	"	abgeschächte	"	abgeschwächte
"	45,	"	5	"	u.	"	vorfallende	"	verfallende
"	—,	"	6	"	"	"	Lense	"	Verse
"	47,	"	9	"	"	"	verewigen	"	veredeln
"	67,	"	9	"	o.	"	seinem	"	einem
"	70,	"	4	"	"	"	stranden	"	strandend
"	94,	"	3	"	"	"	hinausdrängt	"	hinausgedrängt
"	109,	"	10	"	u.	"	Beltine	"	Bettine
"	139,	"	11	"	o.	"	longlems	"	longtems
"	146,	"	4	"	u.	"	Stundes	"	Stunden
"	177,	"	8	"	o.	"	1777	"	1779
"	192,	"	5	"	"	"	physiologischen	"	psychologischen
"	—,	"	5	"	"	"	Perspective	"	Perspectiven
"	194,	"	7	"	"	"	politischen	"	poetischen
"	218,	"	23	"	u.	"	Aneinanderschließens	"	Aneinanderschweißens
"	219,	"	3	"	o.	"	Unsre	"	Unsrer
"	220,	"	19	"	"	"	füßen	"	süßen
"	254,	"	10	"	"	"	eine	"	eine neue
"	255,	"	11	"	"	"	in	"	im
"	—,	"	19	"	"	"	Version	"	Vision
"	293,	"	12	"	"	"	war	"	wer
"	302,	"	6	"	"	"	vorhintige	"	vonhintige
"	314,	"	2	"	"	"	aus	"	mit
"	334,	"	7	"	"	"	daß	"	das
"	336,	"	1	"	u.	"	bezeichnet	"	gezeichnet
"	362,	"	7	"	"	"	1797	"	1799
"	404,	"	2	"	"	"	prosaischen	"	poetischen
"	—,	"	5	"	"	"	immer	"	fast immer
"	422,	"	10	"	"	"	pendantische	"	pedantische

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

